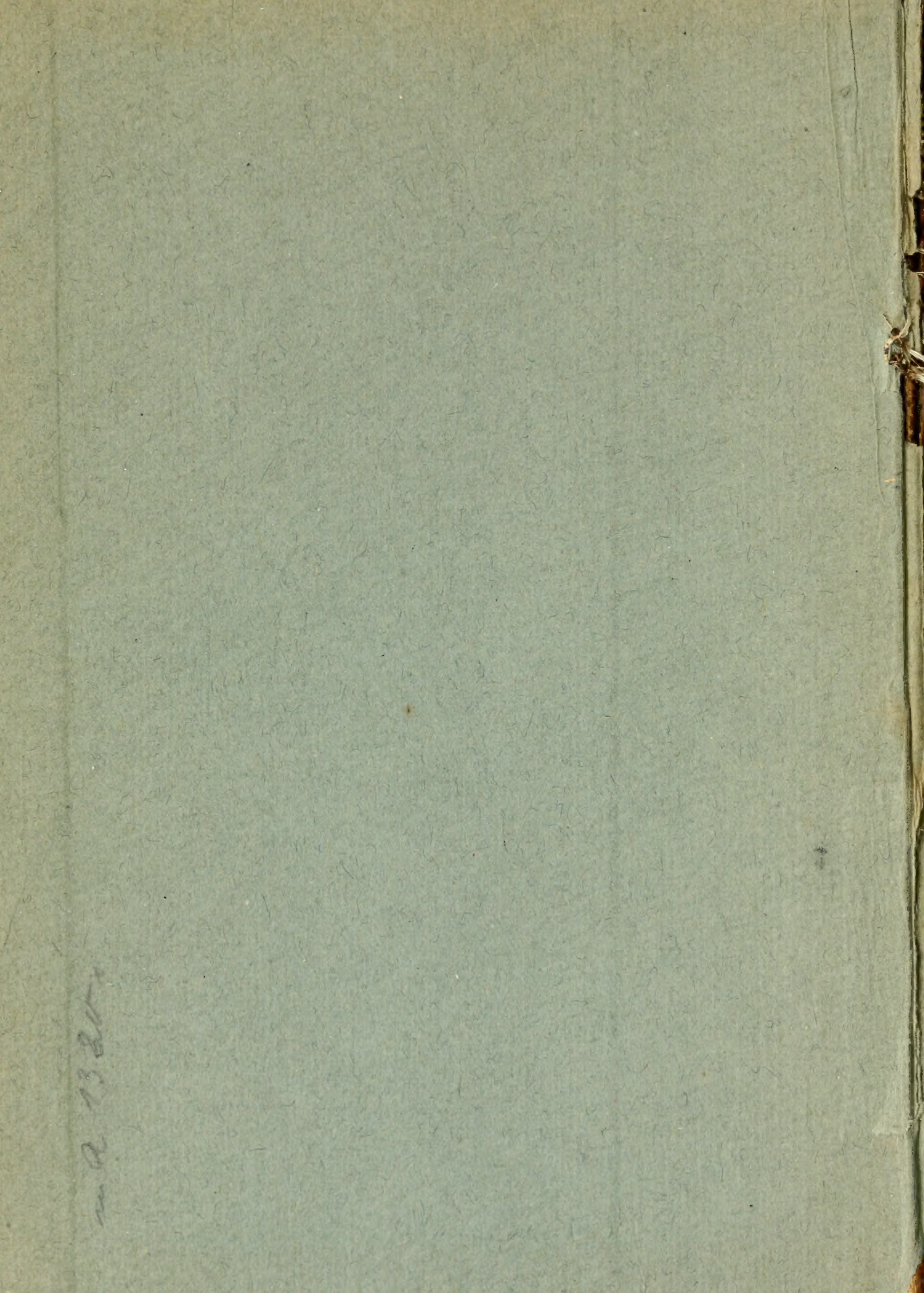
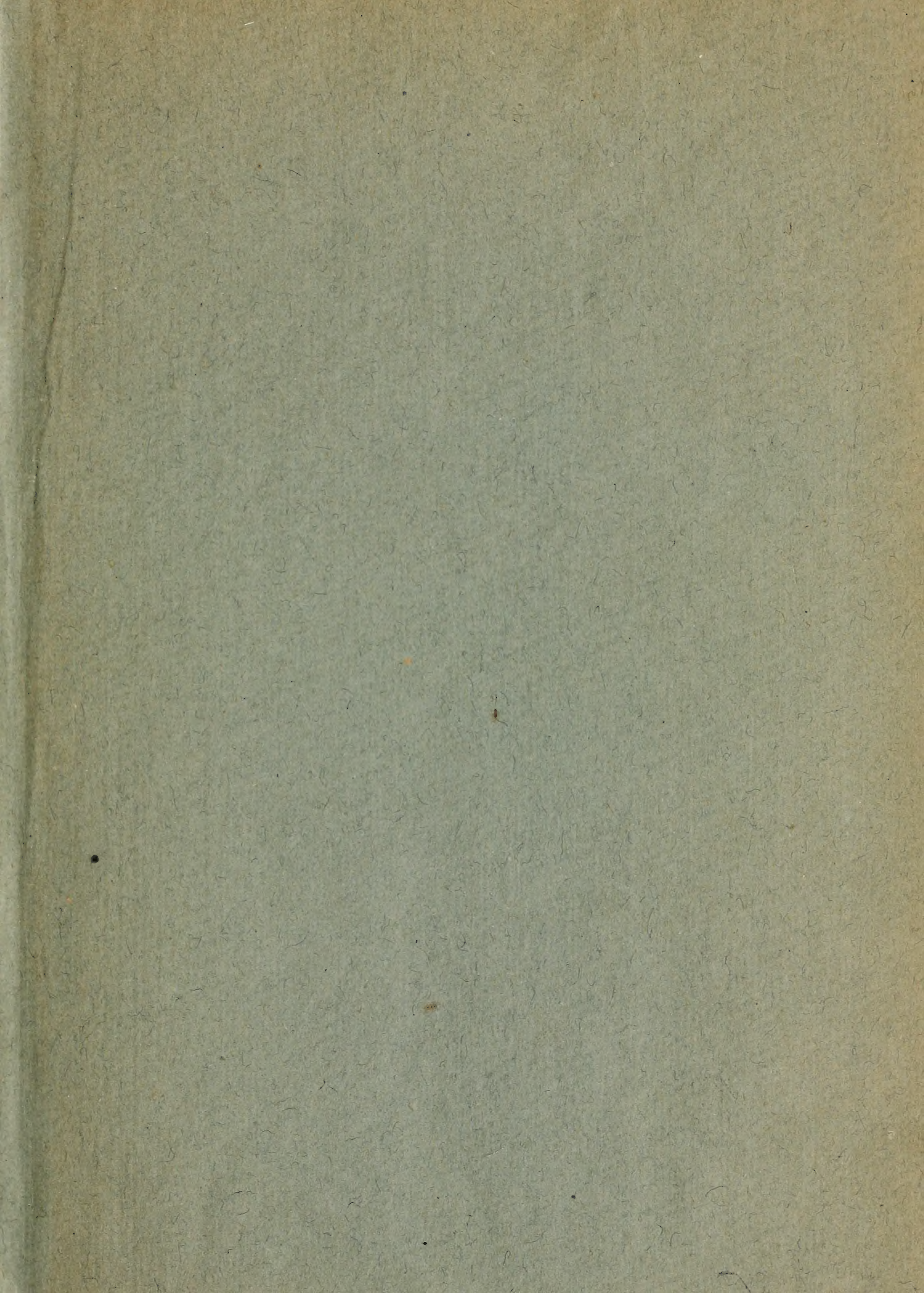
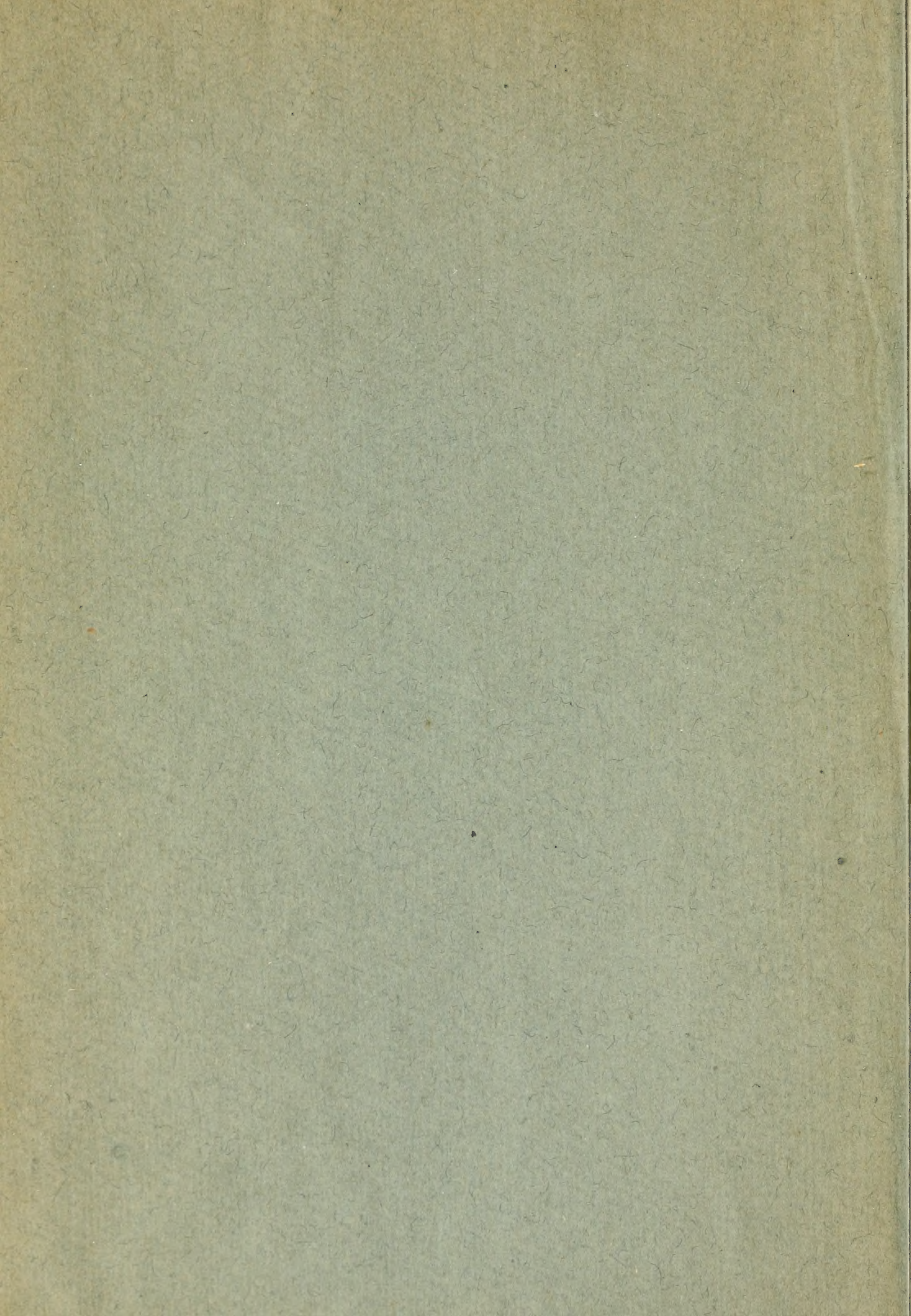
Leopold von Ranke

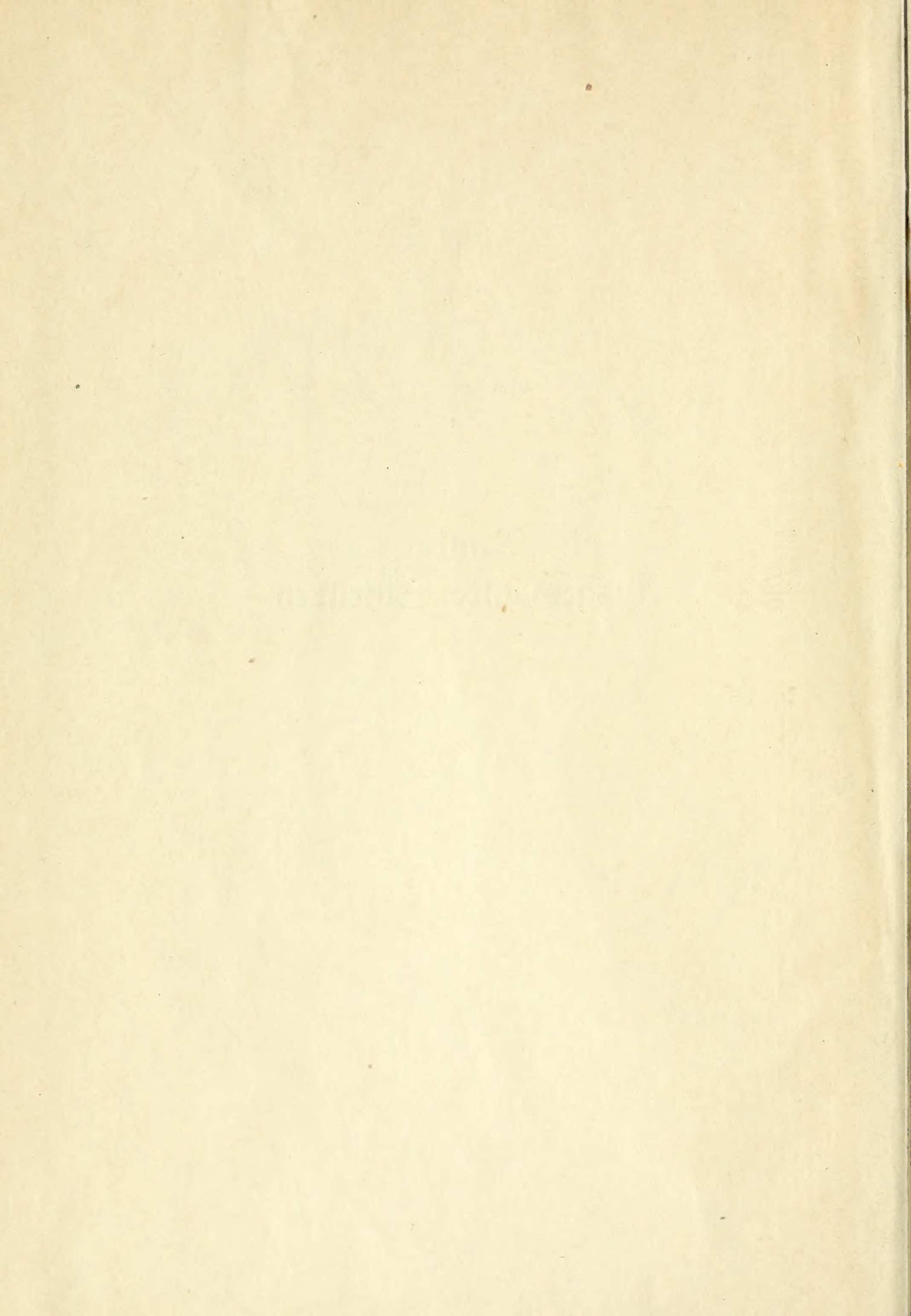
Ausgewählte Schriften







Ranke
Ausgewählte Schriften



Leopold von Ranke

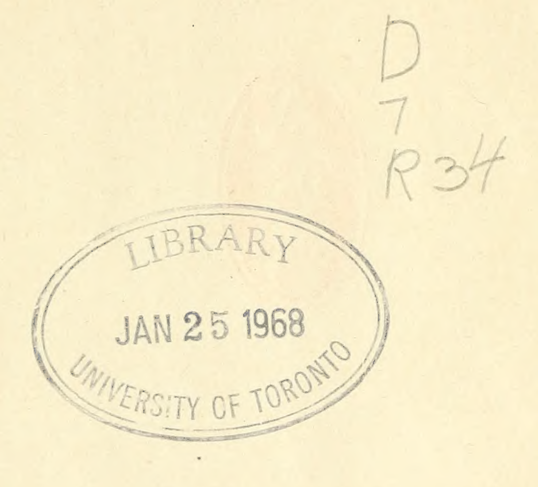
Ausgewählte Schriften

Herausgegeben von

Dr. Friedrich Ramhorst



Askanischer Verlag Berlin


D
7
R34
LIBRARY
JAN 25 1968
UNIVERSITY OF TORONTO

Zum Geleit

Der vorliegende Band vereinigt eine Auswahl von Geschichtsbildern, die den Meisterwerken des größten deutschen Historikers entnommen sind. Damit wird ein Lesestoff geboten, der nach Inhalt und schöner Form sich den Werken unserer Klassiker würdig zur Seite stellt, und für den, in einer Zeit welthistorischen Geschehens, in den weitesten Kreisen Anteil vorausgesetzt werden darf. Es wurden solche Stücke ausgewählt, die möglichst in sich abgeschlossene Darstellungen enthalten und auch ohne den Zusammenhang mit dem Gesamtwerk verständlich sind. Bei dem außerordentlichen Reichtum der Ranke'schen Schriften und der durch den Verbreitungszweck gebotenen Beschränkung des Buchumfanges war die Qual der Wahl nicht gering, immerhin hofft der Verlag, mit dem Gebotenen nicht nur manche kostbare Probe von dem Geiste des genialen Geschichtschreibers gegeben und zu weiterem Eindringen in seine Werke angeregt, sondern auch rein stofflich bedeutsame und auch für die Gegenwart beziehungsvolle Themen angeschlagen zu haben.

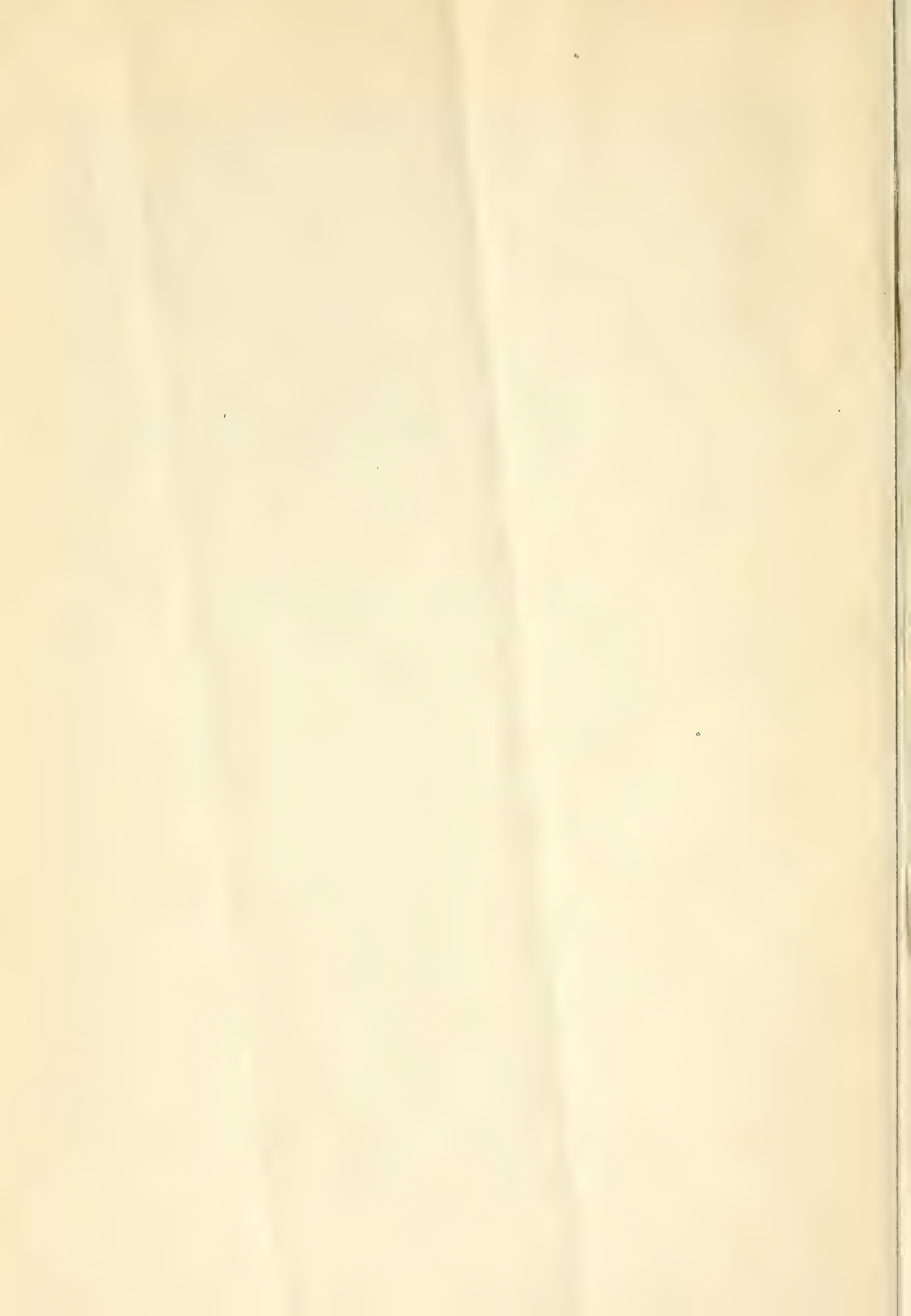
Seine Auffassung von den Aufgaben des Geschichtschreibers hat der Neunundzwanzigjährige in der Vorrede zu der „Geschichte der romanischen und germanischen Völkerschaften" ausgesprochen und zwei Menschenalter hindurch in Forschung und Darstellung betätigt: „Man hat der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Historie zu belehren, beigemessen; so hoher Ämter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht: er will bloß sagen, wie es eigentlich gewesen ist." Die kühle Objektivität des Vortrages, der eine spiegelklare Diktion entspricht, versucht niemals, durch schwungvolle stilistische Ausladungen den Leser hinzureißen. Die grandiose Kunst des historischen Schriftstellers begnügt sich mit der Vorführung der Ereignisse und der Gestaltung der Persönlichkeiten, welche als Träger der in

der Entwicklung der Menschheit wirksamen Ideen im Ablauf der Zeiten auftreten. Diese Zusammenhänge klarzustellen, das einzelne Ereignis im Lichte einer universellen welthistorischen Auffassung zu zeigen und dabei immer der Wahrheit so nahe wie möglich zu bleiben, weder durch nationale noch durch religiöse oder konfessionelle Sympathien beirrt zu werden oder Tagesströmungen und Zeitstimmungen nachzugeben — das ist das Wesen der Persönlichkeit Rankes, das ihn ebenso als Gelehrten wie als Künstler charakterisiert. Das Anschauen des in blendender Fülle sich abwickelnden Treibens der Völker und der Zeiten, das ihn zum künstlerischen Nachschaffen und wissenschaftlichen Zergliedern des Geschehens anregte, war sein eigentlicher Lebensinhalt: er war Historiker mit allen Fasern seines Herzens und darum kein schöpferischer Politiker. Die Arbeit war ihm der eigentliche Lebensgenuß: „Labor ipse voluptas" sein Wahlspruch.

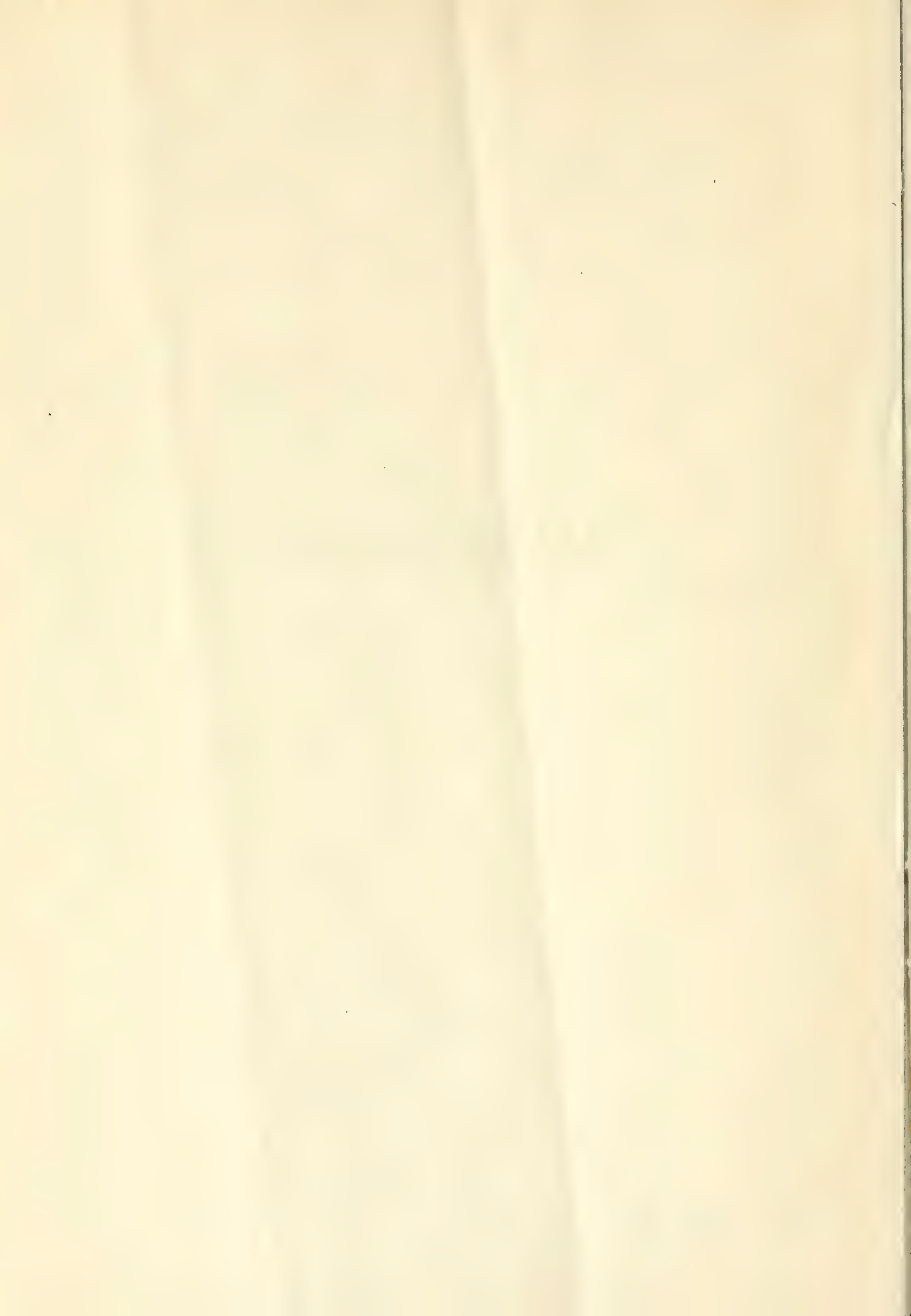
So unendlich reich sich sein Werk entfaltete, so einfach war der Verlauf seines neunzigjährigen Lebens. Am 21. Dezember 1795 zu Wiehe im Regierungsbezirk Merseburg geboren, war er nach vollendetem Studium seit 1818 am Gymnasium in Frankfurt a. d. O. tätig. Im Jahre 1824 erschien die „Geschichte der romanischen und germanischen Völkerschaften", die ihm bereits im folgenden Jahre einen Ruf als Professor der Geschichte an die Universität Berlin eintrug. Hier hat er bis an sein Lebensende gewirkt und eine große Schar von Schülern, die jetzt die Leuchten der Geschichtswissenschaft sind, herangebildet. Zunächst führte ihn noch eine vierjährige Reise nach Wien, Venedig, Florenz und Rom zu archivalischen Studien, deren Frucht die „Fürsten und Völker in Süd-Europa im 16. und 17. Jahrhundert" und die „Serbische Revolution" war. Die von ihm herausgegebene „Historisch-Politische Zeitschrift", deren Inhalt er fast ausschließlich schrieb, brachte es in den Jahren 1832 bis 1836 auf zwei starke Bände. In dieser Zeit entstand eines seiner berühmtesten Werke, die „Römischen Päpste, ihre Kirche und Staat", denen als Seitenstück die „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" folgte. Die Ernennung zum Historiographen des Preußischen Staates im Jahre 1841 war der Anlaß zu „Neun Büchern Preußischer Geschichte", die später als „Zwölf Bücher Preußischer Geschichte" neu erschienen. Es folgten 1852 bis 1861 die „Französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert" und 1859 ff. die „Englische Geschichte, vornehmlich im 17. Jahrhundert".

Genannt seien noch die „Geschichte Wallensteins", „Ursprung des Siebenjährigen Krieges", „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund", „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege", „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg". Im Alter von 80 Jahren faßte er den Entschluß, eine „Weltgeschichte" zu schreiben, von der er aber nur noch fünf Bände selbst herausgeben konnte. Die bewunderungswürdigen Eigenschaften des großen Gelehrten kommen in dieser Schlußapotheose seines reichgesegneten Lebens zu wahrhaft klassischem Ausdruck.

Leopold von Ranke starb am 23. Mai 1886, ein Nestor der Wissenschaft, der anerkannte Großmeister seines Faches, der die Höhen des Lebens erstiegen hatte und dem nicht nur Gelehrte, sondern auch Staatsmänner, Fürsten und Könige Freundschaft und Ehren jeder Art dargebracht hatten.



Weltgeschichte



Amon-Ra, Baal, Jehova und das alte Ägypten

Ich beginne mit den Vorstellungen über die göttlichen Dinge, welche in der ältesten Zeit mit den Antrieben des Lebens und dem Geiste der Landesverfassung zusammenfallen, aber die Summe derselben erkennbarer, begreiflicher ausdrücken, als es durch die Beschreibung der Zustände und Einrichtungen im einzelnen geschehen könnte. Das Göttliche ist immer das Ideale, das den Menschen vorleuchtet; dem menschlichen Tun und Lassen wohnt zwar noch eine ganz andere, auf die Bedingungen des realen Daseins gerichtete Tendenz inne, aber es strebt doch unaufhörlich nach dem Göttlichen hin.

In dem alten Ägypten nun begegnen wir drei verschiedenen Formen des menschlichen Bewußtseins von den göttlichen Dingen. Die erste ist die gleichsam eingeborene, aus der Natur des Landes entsprungene, ihr entsprechende, wie ja die Menschen in allen Zeiten eine unmittelbare und lokale Einwirkung ihrer Gottheiten vorausgesetzt und annehmen zu dürfen geglaubt haben; ich bezeichne sie mit dem allgemeinsten Namen der Verehrung der Ägypter. Sie entsprach den Grundlagen des Lebens und der Bildung der Nation. Aber der Besitz der Erde ist nun einmal der Kampfpreis, um den die Völker ringen. Das reiche, sich selbst genügende Ägypten reizte die Habgier benachbarter Stämme, welche andern Göttern dienten. Unter dem Namen der Hirtenvölker haben fremde Dynasten und Stämme Ägypten jahrhundertelang beherrscht. Diese folgten den Fahnen eines andern Gottes, der aber kein ihnen eigentümlicher war, sondern allen vorderasiatischen Völkern angehörte, des Gottes Baal, welcher in Ägypten unter dem Namen Sutech erscheint und als das böse Prinzip verflucht wird. Zwischen den beiden Diensten brach der Natur der Sache nach ein mörderischer Kampf aus, in dessen Folge der ägyptische sich nicht allein wiederherstellte, sondern den, welchen er ausgestoßen, in seiner Heimat aufsuchte und bekämpfte. Aber eben, indem diese beiden Dienste miteinander rangen, entsprang ein dritter, in welchem sich die göttliche Idee über die Natur erhob. Ägypten stieß ihn nicht eigentlich aus; er emanzipierte sich durch seine eigene Kraft. Wie diese Religion, nachdem sie sich einmal selbständig konstituiert hatte, die Ober-

hand über alle andern Gottesverehrungen erlangt hat und eines der Grundprinzipien so des Islam wie der christlichen Welt geworden ist, bildet sie eines der wichtigsten Momente der Universalgeschichte überhaupt; sie hat sich von Anfang an im Gegensatz gegen den altägyptischen Dienst entwickelt.

Was war nun aber der Sinn und der Inhalt der ägyptischen Religion, die aus einer Epoche stammt, welche zu ergründen und aus den entfernten Anfängen des Menschengeschlechtes herzuleiten uns die Mittel fehlen? Wenigstens wollen wir nicht in die Arbeit eintreten, mit der die Forschung unserer Tage dieses Dunkel aufzuhellen sich bemüht. Ägypten bildet den Abschluß einer Vorgeschichte des Menschengeschlechtes, deren beste Hinterlassenschaft die älteren ägyptischen Denkmäler sind, — ein unvordenklicher Zeitraum, in welchem denn auch die Religion des Landes entstanden ist, der bei allen ihren Mängeln doch eine universale Bedeutung zukommt.

Die kosmischen Erscheinungen, von denen das Leben auf Erden überhaupt bedingt wird, beherrschen dasselbe doch nirgends so eingreifend wie auf dem dunkeln Erdreich, das man Ägypten nannte. Alles beruht darauf, daß der Nil durch seine Überflutungen die Uferlande mitten in der Wüste zu einem kulturfähigen Boden machte und durch seine steten Anschwemmungen den Meerbusen, an den es zunächst stieß, nach und nach zu einer der reichsten Ebenen umschuf, welche die Erde kennt. Chemische Analyse hat erwiesen, daß es nirgends einen fruchtbareren Boden gibt als den vom Nilschlamm gebildeten. Nun sind aber diese Ergießungen, die das Land nicht allein fruchtbar gemacht, sondern zum Teil selbst geschaffen haben, an bestimmte Zeiten in dem Wechsel des Jahres gebunden. Sie treten, wenngleich nicht immer in gleicher Stärke, aber doch unfehlbar zu den einmal bestimmten Zeiten ein.

Ganz von der Natur umfangen, bildete das ägyptische Volk, in dessen Sprache man Urverwandtschaft mit dem semitischen zu entdecken meint, eine ihm doch selbst ausschließend eigentümliche Religion, die eben in jenen kosmischen Beziehungen wurzelte, und eine entsprechende Staatsverfassung aus. Denn wie das Ereignis der Überflutung das gesamte Land beherrschte, überall wirksam, aber doch nur eine war, so bedurfte dasselbe auch einer allgemeinen Macht, um die Gewässer in die Landschaften zu leiten, die sie sonst vielleicht nicht erreicht hätten; die jeden Augenblick zerstörten Grenzen des individuellen Eigentums wiederherzustellen. Denn ein solches gab es; das Volk würde sonst nur zur Sklaverei verdammt gewesen sein. Wo die Verhältnisse des Landanbaues die regelmäßig eingewohnten sind und bleiben, kann sich ein Landadel einrichten, der, in Städte zusammentretend, republikanische Formen annimmt. Hier aber, wo der Bestand des Besitzes von Ereignissen, die alle gleichmäßig

treffen, abhängig wird, ist die Voraussicht einer höchsten Gewalt und deren lebendige Fürsorge notwendig. Die Gottheit, deren ordnende Hand in dem Laufe der Sonne, von welchem alles abhängt, zu erkennen ist, und der König, welcher die sichernden Anordnungen auf Erden trifft, gehören in der Idee unbedingt zusammen. Auf den Denkmälern sieht man wohl den König die bildlichen Repräsentanten der Bezirke, einen jeden mit Attributen, die sich auf den Landbau beziehen, dem Gott vorstellen. Die Götter treten unter abweichenden Namen auf, eben wie sie in den Hauptstädten und den Landbezirken verehrt werden. Den vornehmsten von ihnen, Ra, Ptah, Amon werden dieselben Bezeichnungen beigelegt. Sie bilden nur eine einzige Gottheit unter verschiedenen Namen. Einem Heros, der den Gott Amon schauen wollte, wurde dies versagt: denn die Gottheit gebe sich nur in ihren Wirkungen kund unter mancherlei Gestalt. Der Gott ist nicht eigentlich Weltschöpfer. Er hat nicht gesagt: „Es werde Licht", — „und es ward Licht"; er hat die Sonne gerufen, die also schon da war, und ihren Lauf geordnet. Es gibt doch entgegengesetzte Elemente, welche die von der Gottheit eingeführte Weltordnung zu zerstören bemüht sind. Die Gottheit wird mit dem das Leben begründenden Nil wieder identifiziert, sowie mit der Sonne selbst; sie tritt noch unmittelbarer in der animalischen Natur hervor, als in dem Menschen.

Der Stier Apis ist das lebendige Abbild des Gottes Osiris, der besonders als der Geber alles Guten gedacht wird.

Der Mensch wird nicht als eine Inkarnation des Gottes betrachtet, obwohl die Sage ihn aus dem Auge desselben, der Sonne, entspringen läßt. Aber er war anfangs selbst ohne die Sprache; diese und alles andere haben ihn die Götter gelehrt. Der religiöse Kultus ist das vornehmste Geschäft des Ägypters; es gibt eigentlich nichts Profanes in diesem Lande; eine zahlreiche Priesterschaft vertritt diesen Kultus an jeder Stelle; aber diese Priesterschaft ist zugleich im Besitz der Kenntnisse und der Erfahrungen, welche alles regeln. Und nicht etwa verächtlich darf man von diesen Kenntnissen reden. Die Ägypter haben den Lauf der Sonne, wie er auf Erden erscheint, nach welchem das Jahr abgeteilt wurde, hierin wetteifernd mit Babylon, auf eine wissenschaftliche und praktisch anwendbare Weise bestimmt, so daß Julius Cäsar den Kalender von den Ägyptern herübernahm und im römischen Reich einführte, dem die anderen Nationen folgten, worauf er siebzehn Jahrhunderte lang in allgemeinem Gebrauch gewesen ist. Der Kalender möchte als die vornehmste Reliquie der ältesten Zeiten, welche Einfluß in der Welt erlangt hat, gelten können.

Damit hängt nun aber auch die Autorität des Königtums zusammen. Der König ist nicht allein von Gott gesetzt; er ist selbst vom Stamme

Gottes; er geht zu demselben zurück, wenn er stirbt. Niemals hat es Herrscher gegeben, welche es sich sehr hätten angelegen sein lassen, der Vergänglichkeit der Dinge unvergängliche Denkmale entgegenzusetzen. Wie wird dem Wanderer auf dem Pyramidenfelde zu Gizeh so stille zumute, im Angesicht der gigantischen Denkmale des höchsten Altertums und inmitten ihres Geheimnisses. Einsam stehen sie da, in der Zeit, wie in dem Raume. Was ein großer Feldherr neuerer Zeit seinen Truppen zurief, vierzig Jahrhunderte sähen auf sie herab, ist vielleicht noch nicht ausreichend. Ungezählte Jahrhunderte sind es, die von den Pyramiden auf die heutigen Geschlechter herabblicken.

Als der Urheber des Reiches erscheint Menes, der, von Thinis herabsteigend, Memphis, „die gute Wohnung" gründete. Indem er die Stadt durch einen gewaltigen Damm gegen die Fluten des Nil schützte, gab er zugleich der Herrschaft über das Delta einen sichern Rückhalt. Einer anderweit aufbehaltenen Sage nach erlag Menes im Kampfe mit einem Krokodil, eben in der Bekämpfung der feindlichen Naturgewalten. Von alle den Namen, aus denen man drei auf Menes zunächst folgende Dynastien zusammengesetzt, findet sich doch nichts Denkwürdiges erwähnt; in der vierten Dynastie erscheinen nun die Erbauer der großen Pyramiden, der erhabenen Grabdenkmäler aus unvordenklichen Epochen.

Man erkennt noch heute, wie die Felsen so weit abgetragen wurden, um eine Umgangsfläche um das zu errichtende Denkmal herzustellen. Dann wurden die Unterlagen des Baues mit Granit umkleidet. Die regelmäßigen Eingänge wurden durch granitne Falltüren verschlossen. Die langen Gänge der Grabkammern bilden ein musterhaftes Gefüge. Die Grabkammern selbst waren ganz in Felsen gehauen mit Ausnahme des Daches, das aus mächtigen Kalksteinblöcken formiert wurde. In der Tiefe befindet sich der Sarkophag, in den beiden größten Pyramiden ohne alle Inschrift. Doch war der Name des Erbauers durch eine Inschrift auf einer äußern Granitfläche angegeben. Alles verrät ebensoviel Kraftanwendung wie architektonische Einsicht. Es gehört einzig diesem Lande an. Die Sage war nicht einig darüber, ob sie in vollem Einverständnis mit den ägyptischen Göttern oder vielmehr in Opposition gegen dieselben aufgerichtet worden seien; sie bezeichnet die ersten der Erbauer als übermütige Feinde, den letzten als Freund und Diener der Götter und ihres Volkes.

Aber auch nach ihnen finden wir doch nur Namen verzeichnet, ohne Angaben von Handlungen, die solchen erst Bedeutung geben würden; durch lange Reihen von Namen gelangen wir bis zu der sogenannten sechsten Dynastie, die durch den Namen der Nitokris, welcher als Nitaqrit auch auf den Denkmalen erscheint, Bedeutung erhält. Man kennt die

großartige Sage, die Herodot erfuhr, nach welcher Nitokris durch die Machthaber im Lande, die ihren Gemahl getötet hatten, zur Königin erhoben wurde; sie rächte den Getöteten an ihnen, indem sie den an der Schuld Beteiligten in einem unterirdischen Saal ein Fest gab, aber einen Kanal des Flusses in denselben leitete, so daß sie umkamen. Für sie selbst wurde es dadurch unmöglich, zu leben. Sie warf sich in einen ummauerten, mit glühender Asche erfüllten Raum.

Die Ermordung eines Königs, die Rache durch ein hinterlistiges Weib, der Untergang der Schuldigen durch den Fluß, der Selbstmord der Königin durch glühende Asche unterbricht die erste Reihenfolge der ägyptischen Könige mit einer Sage, die nur im Niltal gedacht werden konnte. Ich wage nicht eine Zeit zu bestimmen, in welche diese Begebenheiten gesetzt werden könnten. Sie gehören, wenn ich nicht irre, zu den Erinnerungen, welche sich aus dem höchsten Altertum zu den späteren Generationen forterbten. Ein halbes Jahrtausend vergeht, über welches die Denkmale so gut wie schweigen. Die Begebenheit, welche die sein wird, die der Sage von Nitokris zugrunde liegt, konnte nicht anders als die mannigfaltigsten Verwirrungen zur Folge haben. Aber die Einheit von Ägypten wurde erhalten, die Dynastie, welche in der Reihenfolge als die zwölfte erscheint, und die ihren Hauptsitz nicht mehr in Memphis, sondern in Theben hat, hat das Land nach Norden und Süden hin erweitert und mit sicheren Marken umgrenzt und ein Wasserbauwerk hinterlassen, dessen Zweck eben den Zusammenhang des gesamten Nillandes in sich schließt und ausdrückt. Schon Herodot bewunderte den Möris-See; der Name des Königs Möris, dem er denselben zuschreibt, beruht auf Mißverständnis. Aber das Werk ist noch heute mit seinen großartigen Ruinen vorhanden. Es ist nicht ein natürlicher See, sondern ein gegrabener Wasserbehälter mit mächtigen, ungefähr fünfzig Fuß breiten Dämmen, welcher dazu bestimmt war, bei anschwellendem Nil die Gewässer, welche etwa im Delta schädlich hätten wirken können, in sich aufzunehmen und sie für Zeiten zu reservieren, in denen die Überschwemmung des Landes nicht die für seine Fruchtbarkeit erforderliche Höhe erreichte. Im Wasser sah man den steinernen Koloß, der das Gedächtnis seines Stifters aufbewahrte; es war Amenemhat III. Denn die Überschwemmung zu regeln, war eben das Hauptgeschäft eines Herrschers von Ägypten. Es wird damit zusammengehangen haben, wenn es auch nicht das Motiv dazu war, daß dieser Fürst und die Dynastie, der er angehörte, über die alten Grenzen hinausgingen, um von dem Anschwellen des Nil rechtzeitig Kunde zu erhalten und sie nach dem Niederlande zu befördern.

In der Grabkammer eines der Landpfleger dieser Dynastie Chnumhotep lernt man ihre Namen kennen. Überhaupt sind diese Grabkammern sehr

unterrichtend, und wir dürfen wohl, da sie uns die Zustände des Landes in einer bedeutenden Periode wenigstens in einzelnen Fällen zur Anschauung bringen, einen Augenblick dabei verweilen.

In den Grabkammern von Beni-Hassan erscheint dieser Chnumhotep in der Mitte seiner eigenen Besitzungen, die sich von den Bezirken, deren Obhut ihm vom König im Osten anvertraut ist, bis tief in den Westen erstrecken. Man sieht ihn in großer Gestalt, in der Mitte der Gewässer, Felder, Haine, welche die Inschrift ihm zuschreibt, während seine Leute auf Barken den Nil durchschneiden. In dem Gewässer erblickt man Krokodile, Nilpferde und Fische, an dem Ufer Papyrusstauden, über und in denen man einen Iltis gewahrt, nach dem er den Speer richtet, darüber Wasservögel und einen Baum, auf dessen Zweigen Vögel sitzen. Auf der andern Seite sieht man ihn seine Jagdbeute an Wasservögeln in der Hand halten. Noch bedeutender aber ist er als Landpfleger und Vertreter des Königs. Es ist derselbe, dem benachbarte Stämme in einer vielbesprochenen Darstellung ihre Huldigung darbringen. Dem Landpfleger überreicht ein ägyptischer Schreiber ein Papyrusblatt. Sie sind gekommen, Augenschminke, doch wohl zum Schmucke der Frauen, als Geschenk darzubringen. Ein anderer Ägypter, dem die Sorge für die Ankömmlinge aufgetragen ist, führt sie gleichsam ein. Man erblickt den Häuptling stattlich gekleidet mit gesenktem Angesicht, ihm zur Seite einen prächtigen Steinbock, hinter ihm seinen Sohn gleichfalls mit einem jungen Steinbock; hinter ihnen treten einige wohlgekleidete Männer mit Bogen und Speer auf. Sie gehören, wie die Inschrift sagt, dem Stamme Amu an. Steinböcke, wie sie sie bringen, kommen auf der Sinaihalbinsel noch heute vor. In einer zweiten Abteilung des Zuges stellen sich vornehmlich vier sorgfältig bekleidete, wohlgewachsene Frauen dar, deren reiches auf den Rücken fallendes Haar vorn auf der Stirn durch ein Band zusammengehalten wird. Zweifelhaft erscheint es, ob sie zur Familie der Ankommenden gehören oder als Geschenk dargebracht werden. Vor und hinter ihnen sieht man waffentragende Lasttiere und einen Lautenschläger, der im Spiel begriffen ist, zuletzt abermals einen stattlichen Kriegsmann, mit Bogen, Köcher und Keule bewaffnet. Sie scheinen Verbündete zu sein, welche dem Statthalter, der hier den König repräsentiert, ihre Huldigung darbringen. Es ist eine Szene aus der Blütezeit der ägyptischen Macht. Daß sie um Aufnahme bitten, ist nicht ersichtlich. Alle Beziehung auf die Kinder Israel wird durch den Anblick ausgeschlossen.

Es erhellt, wie weit die Kunst, das Leben bildlich zu reproduzieren, in Ägypten bereits gediehen war. Die vornehmsten Hervorbringungen bleiben immer die Bauwerke selbst, kolossal und das Auge befriedigend, nicht immer das, was wir klassisch nennen würden, aber immer Beweise von

weit vorgeschrittener technischer Kunstfertigkeit. Das Kolossale ist zugleich ein durchaus Gestaltetes, wie jene Memnonsäulen, welchen die Sage einen lauten Gruß an die aufgehende Sonne zuschreibt. Es ist die Morgenröte für die Kunstentwicklung des Menschengeschlechtes überhaupt.

In jenen Grabkammern treten überdies die Symbole des Götterdienstes vor Augen, der, mit dem Leben in dem Nillande auf das innigste verwachsen, doch zugleich einen religiösen Inhalt hat. Wie prächtig erscheint die Gestalt des Amon, selbst mit seinem Widderkopf wie ein Gott denen gegenüber, die ihm ihre Geschenke, die Krüge in der Hand, darbringen. Sehr auffallend ist es, daß die verschiedenen Gottheiten, die neben ihm genannt werden, doch immer dieselben Prädikate haben, nach denen sie ihre Existenz nur sich selbst verdanken und die Welt beherrschen. Die Gottheit, welche, wie berührt, sich nicht in ihrer eigentlichen Gestalt zeigen wollte, tritt auch mit dem Kopf eines Sperbers, selbst in der Gestalt eines Käfers und in tausend anderen Gestaltungen auf. Der Tierdienst der Ägypter beruht auf einer Voraussetzung des Göttlichen in einigen Tiergestalten. Das artete nun in einen groben Götzendienst aus, aber man vergaß doch nie, daß alles symbolisch war; der Dienst gilt allezeit dem in der Erscheinung verborgenen Gott. Die ägyptischen Auffassungen können trotz ihrer Abarten noch immer als Religion bezeichnet werden; sie bilden einen Pantheismus, der die ganze erscheinende Welt umfaßt und selbst in den Menschen wiederkehrt. Mit dem Tod war das Leben nicht abgeschlossen; man setzte voraus, daß es zu dem göttlichen zurückkehre und imaginierte sich ein neues Nilland jenseit des Grabens: denn von den lokalen Anschauungen konnte und wollte man sich nicht losreißen. Die Seele des Reinen wird mit der Gottheit vereinigt, doch scheint sie ihre Individualität behalten zu haben; sie wird von den Nachkommen angebetet. Daher rührt die unvergleichliche Sorgfalt, welche auf die Gräber verwandt wird; in den Sarkophag werden Schriften gelegt, die die Würdigkeit zu dem Eintritt in eine andere Welt beweisen sollen.

In den Grabkammern lernen wir auch einige Momente der Landesverfassung kennen. Der erwähnte Landpfleger rühmt von dem Könige Amenemhat II.: er habe nach Niederwerfung eines Aufruhrs, „indem er von einer Stadt nach der anderen Besitz ergriffen, sich unterrichten lassen von einer Stadt in ihren Grenzen bis zur nächsten Stadt, ihre Grenzsäulen aufgestellt und ihren Ertrag abgeschätzt". In derselben Inschrift wird nichts so sehr betont als die Erblichkeit der Landpfleger und der Gaufürsten. „Meine Mutter", so sagt Chnumhotep, „trat ein in die Würde der Erbherrin und als Tochter eines Fürsten des Gaues von Memphis. Es führte mich ein König Amenemhat II. als Herren-Kind

in das Erbe des Fürstentums des Vaters meiner Mutter, gemäß der Größe seiner Gerechtigkeitsliebe."

Chnumhotep rühmt sich besonders der Art und Weise seiner Tätigkeit in bezug auf die Verehrung der Toten. „Ich tat Gutes für die Wohnungen der Verehrung (d. h. der Toten) und ihre Häuser und ließ herbeiziehen meine Bilder zur heiligen Wohnung und spendete ihnen ihre Opfer an reinen Gaben und setzte ein den dienenden Priester und tat ihm wohl durch Geschenk an Feld und an Bauern." Eine andere Angelegenheit, die ihn beschäftigte, war die Anordnung der Feste, in denen sich die Verbindung der himmlischen und irdischen Erscheinungen kalendarisch abspiegelt. Er führt Jahresfeste an: Fest des Neujahrs, Fest des kleinen Jahres, Fest des großen Jahres, Fest des Jahresschlusses; dann Monatsfeste: Fest des großen Brandes, Fest des kleinen Brandes, Fest der fünf Schalttage des Jahres, sowie eine ganze Reihe anderer Festlichkeiten, die gleichsam ägyptische Fasti, wie die römischen, darstellen. Der Priester, der sie verabsäumt, soll ein Nichts werden, sein Sohn soll nicht auf seinem Stuhl sitzen.

Ägypten bestand in seiner alle Teile des Landes umfassenden Einheit. Es war reich und blühend, die Kornkammer für alle benachbarten Stämme, die das Land damals umschwärmten, wie eigentlich noch heute. Aber die Angriffe wurden allmählich stärker als die Verteidigung. Die Fremden nahmen das Delta ein und drangen selbst noch weiter vor. Es waren arabische Beduinenstämme; in den Grabkammern finden sich auch phönikische Namen. Eine alte Behauptung ist, daß kanaanitische Stämme, namentlich Philister, an der Eroberung teil hatten; sie werden von den späteren Hyksos genannt, unter welchem Namen man arabische Führer angedeutet zu sehen meint. Es sind die Hirtenkönige, welche die Sage mehrerer Jahrhunderte hindurch über das niedere Ägypten herrschen läßt: denn auf zweifelhafte Berichte sind wir auch hier angewiesen. Auf den Denkmalen hat man noch nicht einmal den Namen Hyksos gefunden. Unleugbar ist, daß durch den Götterdienst, den sie mitbrachten, der ägyptische verdrängt wurde; der Name des Gottes Sutech, den sie vor allem verehrten, bezeichnet keinen anderen als Baal, den die Kanaaniter anbeteten. Es war ebenso ein religiöser Gegensatz wie ein politischer. Aus einem fragmentarischen Papyrus entnimmt man, daß eine Botschaft von dem Häuptling der Hirten an den Fürsten des Mittags gerichtet wurde, wahrscheinlich doch den Pharao der Thebais; daß dieser aussprach, er könne nicht zugeben, daß in dem Lande ein anderer Gott verehrt werde als Amon-Ra. Aus diesem doppelten Gegensatze entsprang dann ein Krieg, durch welchen Ägypten sich nach und nach der schweren Fremdherrschaft entledigt hat. Darin würde nun an sich keine Begebenheit von

universaler Wichtigkeit liegen; Ägypten stellte sich eben nur so her, wie es früher gewesen war. Aber der große Erfolg hatte das Selbstbewußtsein der Ägypter erweckt. Es gab jetzt nur einen König, der den Titel des oberen und des unteren Landes führte. Man hatte die Feinde allenthalben ausgestoßen; man trat mit den Arabern in kommerzielle Verbindung; man fühlte sich mächtig in den Waffen und reich versehen mit allem, was man zum Kriege brauchte. Da geschah es, daß Thutmosis I. den Entschluß faßte, die in den letzten Epochen erlittene Unbill an den Feinden des Landes zu rächen, wie es eine Inschrift ausdrückt, „sein Herz zu waschen". Ähnliches ist wohl alle Zeiten und aller Orten geschehen; hier aber hatte der Versuch der Rache einen Erfolg, der über die bisherigen territorialen Verhältnisse hinausführte und immer fortwirkend die größten Weltveränderungen veranlaßt hat. Thutmosis I. gehört der glänzenden Reihe von Pharaonen an, welche als die achtzehnte Dynastie bezeichnet werden. Seine Züge gingen besonders gegen Ruten, unter welchem Namen man Palästina und Syrien versteht.

Nicht an dessen älteren Sohn Thutmosis II., wohl aber an seine Tochter Haschop knüpft sich der Fortgang dieser über das dunkle Land hinausreichenden Bewegung. Sie, die sich selbst in Besitz der beiden Kronen setzte, erscheint als König oder Landesherr unter dem Namen Makara. Unter ihre Verwaltung fällt die erste Seefahrt, deren die Weltgeschichte urkundlich gedenkt, nach dem Balsamlande Punt, demselben, aus welchem die Ägypter ihre Abkunft herleiteten und das sich jetzt der Doppelkrone unterwarf; die Schiffe kehrten, mit reichen und wundervollen Landesprodukten beladen, zurück. Man entnimmt die Nachricht aus einer plastischen Darstellung, die mit Beischriften versehen ist. Was der Stein erzählt, nimmt sich beinahe märchenhaft aus, aber die Tatsache einer engen Verbindung Ägyptens mit Arabien tritt daraus unumstößlich hervor. Der Königsfrau Makara gebührt hiernach der erste Platz in den Annalen der Marine. Ihr Unternehmen ist lange Jahrhunderte der Fahrt Salomos und der Phönizier nach Ophir vorausgegangen. Gesichert im Süden, welcher das Gold lieferte, und gestärkt durch den reichen Ertrag der Handelsverbindungen konnte nun Thutmosis III., der jüngere Bruder der Makara, den man in die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts vor unserer Ära setzt, den großen Kampf aufnehmen, welcher für Ägypten der vornehmste von allen war, gegen die semitischen Völker im Osten und Norden von Ägypten, die Rutennu. Es wird erlaubt sein, die Nachrichten, welche sich in den Inschriften finden, ihrer einseitigen Färbung zum Trotz zu wiederholen. Dem ersten maritimen Zuge tritt nun auch der erste in dem Dunkel des Altertums unterscheidbare systematische Landkrieg zur Seite. Denn durch Seefahrten und Kriege zwischen den Nachbarn

zur Entwickelung zu reifen, war nun einmal die Bestimmung des Menschengeschlechts. Was wir erfahren, eröffnet uns zugleich den Einblick in Länder eigentümlicher Organisation, von der keine andere Kunde vorhanden ist, und auf eine sehr eigentümlich geartete Kriegführung ältester Zeit.

Jene Völker waren bereits einmal unterworfen worden, hatten sich aber wieder losgerissen; besonders die benachbarten Stämme von Ruten und die Phönizier, mit Ausnahme jedoch von Gaza, hatten sich feindselig aufgestellt. In den Inschriften am Amontempel zu Theben wird nun der erste und vornehmste Feldzug Thutmosis' III. geschildert. Dem heranziehenden König gegenüber haben sich die Stämme, die bis zum Lande Naharain (Mesopotamien) hin ihre Wiege haben, die Chalu (Phönizier), die Kidu (Kittim), zu großem Heereszug vereinigt, und Mageddo genommen. Gegen den Rat seiner Feldhauptleute wählt Thutmosis III. die gefährlichste Straße, um weiter vorzudringen, im Vertrauen auf seinen Gott. Diese fügen sich ihm, weil der Diener seinem Herrn Folge zu leisten schuldig ist; sie wenden nun ihren ganzen Eifer darauf, ihrem König zu folgen und ihn zugleich zu schützen; es gelingt ihnen, in der Schlacht den Platz zu behaupten und selbst das Zelt des feindlichen Königs zu erobern.

Die Ägypter stoßen ein Freudengeschrei aus und geben Ehre dem Amon, dem Herrn von Theben, welcher seinem Sohne den Sieg gegeben hatte. Alle benachbarten Fürsten kamen samt ihren Kindern, „um anzubeten vor dem König und um zu erflehen Odem für ihre Nase", d. h. das Leben, welches durch den empörerischen Widerstand gleichsam verwirkt worden war. Die Denkmäler enthalten ein Verzeichnis der Länder, die, wie es heißt, früher unbetreten waren und aus welchen jetzt Gefangene weggeführt werden. Erkennbar erscheinen Meggido, Damaskus, Berytus, Taanach, Joppe, Mamre. Die Art und Weise des Krieges lernt man aus der Inschrift eines Feldhauptmanns kennen, der von sich sagt: „Damals, als Seine Heiligkeit bis zum Lande Naharain gekommen war, führte ich daraus drei erwachsene Leute weg im Faustkampf. Ich führte sie Seiner Heiligkeit vor als lebende Gefangene."

In dem nubischen Tempel von Amada, welchen Thutmosis III. zum Gedächtnis aller Vorfahren und Götter aufgeführt hatte, rühmt er seine Siege und die Hinrichtung seiner Gegner. Er hatte sieben Fürsten mit seiner Schlachtkeule eigenhändig niedergeschlagen, welche sich auf dem Gebiete des Landes Thachis befanden. Geknebelt lagen sie da auf dem Vorderteil des Königsschiffes, dessen Namen Schiff des Amenemhotep II. (Thutmosis' Sohn), des Erhalters des Landes, lautet. Aufgehängt wurden sechs dieser Feinde vorn an der Mauer von Theben.

Überall in den Denkmalen erscheint der von dem König an seine Kriegsleute reichlich gespendete Lohn.

Das so gegründete Übergewicht Ägyptens über seine Nachbarn hat sich nun lange Jahre erhalten. Unter einem der folgenden Könige Tutanch-Amon sieht man auf der einen Seite eine Negerkönigin mit reichen Gaben des Landes, auf der andern die rötlichen Fürsten des Landes Ruten. „Bewillige uns", sagen diese, „die Freiheit aus Deiner Hand. Unbeschreiblich sind Deine Siege und keinen Feind gibt es in Deiner Zeit. Alle Länder ruhen in Frieden."

Das Königshaus setzte sich abermals nicht eben regelmäßig fort. König Sethos I. aus der 19. Dynastie hatte die schwersten Kämpfe zu bestehen. Als seine vornehmsten Gegner erscheinen die Cheta, um die sich eine Völkervereinigung gebildet hatte, welche einen großen Teil von Vorderasien umfaßte. Ihr Fürst saß zu Kadesch und hatte bereits Verträge mit den Ägyptern, die er gebrochen zu haben beschuldigt wird, geschlossen. Kanaan, dessen Name in den dem Sethos gewidmeten Inschriften vorkommt, erscheint hier in einem charakteristischen Schwanken zwischen Autonomie und Abhängigkeit, — einzelne Städte und ihre Könige, Verehrer und Anbeter des Baal in seinen verschiedenen Formen und der Astarte, in Krieg und Frieden an die Ägypter geknüpft, aber doch unabhängig. Sethos wird durch die Verfolgung der Beduinen-Araber, Schasu, die in Ägypten eingedrungen waren, in das kanaanitische Gebiet geführt. Einige Lokalitäten werden erwähnt, die wir in den israelitischen Überlieferungen wiederfinden. Die Schasu und die mit ihnen verbündeten, aber untereinander uneinigen phönizischen Völkerschaften werden besiegt; dann wendet sich Sethus gegen Kadesch. Die Inschriften schildern ihn nicht allein als sehr kampflustig und tapfer, sondern auch blutgierig. „Seine Freude ist es, den Kampf aufzunehmen, und seine Wonne, sich in denselben zu stürzen. Sein Herz wird nur befriedigt beim Anblick der Blutströme, wenn er den Feinden die Köpfe herunterschlägt. Sein Zweigespann hieß Siegesgroß." So richtete er seinen Zug gegen Kadesch, wo er die Rinderherden vor den Toren weidend findet; die Stadt vermag dem unerwarteten Angriff des Sethos nicht zu widerstehen. Dann erst kommt es zur Feldschlacht. Obwohl die bartlosen, hellroten Chetas mit ihren Streitwagen einen guten Widerstand leisten, so werden sie dennoch besiegt. Hierauf unterwerfen sich die Fürsten und Ältesten der benachbarten Landschaft, welche die göttliche Mission des Sethos gleichsam anerkennen: „Du erscheinst", sagen sie, „wie Dein Vater, der Sonnengott, man lebt bei Deinem Anblicke."

In der bildlichen Darstellung sieht man die Einwohner die hohen Zedern des Libanon fällen „zum Bau eines großen Schiffes auf dem

Strome zu Theben und in gleicher Weise für des Königs Seti hohe Mastbäume am Amons-Tempel von Theben".

Die Inschriften rühmen, daß er seine Grenze am Anfange der Welt und an den äußersten Grenzen des Stromlandes Naharain, welches das große Meer umkreist, gesetzt habe.

Bei der Rückkehr mit einer Beute, wie man sie noch nie gemacht hatte, wird Seti feierlich empfangen; man ruft ihm zu: „Deine Lebensdauer möge sein wie die der Sonne am Himmel. Der Sonnengott selber hat Deine Grenzen festgestellt." Dann werden die besiegten Länder verzeichnet: Cheta, Naharain, Ober-Ruten (Kanaan), Unter-Ruten (Nord-Syrien), Singar (Sinear der Heiligen Schrift), ferner auch Kadesch, Megiddo und die Schasu-Araber. Die Beute wird dem Gotte Amon dargebracht. Die Gefangenen der Länder, welche Ägypten nicht kannten, erscheinen als Knechte und Mägde des Gottes Amon. Sowie aber Seti gestorben, oder, wie die Ägypter sagen, sich mit der Sonne wieder vereinigt hat, finden wir die Besiegten in voller Empörung. Ramses II. (Miamun), der Sohn des Sethos, war doch genötigt, gleich in seinem ersten Feldzug die Waffen Ägyptens gegen Kanaan und gegen eben die Cheta zu richten, um welche sich alle übrigen Völker aufs neue scharten. Er lieferte ihnen eine Schlacht, die durch historische Inschriften sowohl wie durch ein Heldengedicht, das auf den Mauern eingegraben wurde, unsterblich geworden oder vielmehr für spätere Entzifferungen aufbehalten worden ist. Die mehr geschichtliche Inschrift auf den Tempelwänden erzählt, daß der König durch die Fehler seiner Beamten in große Gefahr geraten sei; er habe nicht genugsame Kunde über seine Feinde erhalten, so daß er sich unerwartet diesen gegenüber befunden habe. Die Feinde hatten einen Graben überschritten im Süden von Kadesch. Sie umzingelten den Pharao mit seiner Begleitung. In dieser Gefahr legt der König seine Rüstung an. Er war ganz allein. Er stürzte sich mitten in die feindlichen Scharen von Cheta. „Ich hieb sie nieder", sagt der König, „und stürzte sie in das Wasser des Arantha (Orontes); ich dämpfe alles Volk und war doch allein; denn es hatten mich im Stich gelassen meine Krieger und meine Wagenkämpfer. Da wandte der König von Cheta seine Hände, um anzubeten vor mir."

Nach der bildlichen Darstellung in den Tempeln waren die Scharen der Kriegsvölker nach den Göttern benannt. Pharaos Zelt befindet sich in der Mitte des Lagers, daneben das wandernde Heiligtum der großen Götter Ägyptens.

Schon die Beischrift zu der bildlichen Darstellung findet kaum Worte, um die Tapferkeit des Königs zu schildern. Noch umständlicher ist das Heldengedicht, das wir nicht übergehen dürfen, da es auf die Zustände

und Vorstellungen jener Zeit ein neues Licht wirft. Danach hatte der König von Cheta kein Volk auf seinem Wege gelassen, ohne es mit sich fortzuziehen. Er hatte all ihr Hab und Gut genommen, um es den Völkern zu geben, die ihn in den Krieg begleiteten. Seine Reisigen und Zweigespanne waren zahlreich wie der Sand. Je drei Mann standen auf einem Wagen, die besten Helden waren vereinigt an einer Stelle. Ein Teil der ägyptischen Truppen ist schon geschlagen. Der König, der sich dann an einer andern Seite in den Kampf wirft, sieht sich umzingelt von 2500 Paaren von Rossen. „Wo bist Du," ruft er in dieser Not aus, „mein Vater Amon?" Er erinnert den Gott an alle die Bauten und Dienste, die zu seinen Ehren ausgeführt worden; nach dem Ausspruch seines Mundes sei er gegangen und gestanden.

Sein Gebet findet Erhörung. Der König vernimmt die Worte des Gottes. „Ich bin herbeigeeilt zu Dir, Ramses Miamun. Ich bin es, Dein Vater, der Sonnengott Ra. Ja, ich bin mehr wert als Hunderttausende vereinigt an einer Stelle. Ich bin der Herr der Siege, der Freund der Tapferkeit."

Es ist mythologisch bemerkenswert, daß der König unter dem Beistand des ägyptischen Gottes gleich wird den Göttern seiner Gegner; er ist wie ein Baal hinter ihnen her. Die Feinde rufen aus: „Kein Mensch ist der! Wehe! der, welcher in unserer Mitte, ist Sutech. Der ruhmreiche Baal ist in allen seinen Gliedern." Der König aber schilt die Feigheit seines Kriegsheeres. „Ich erhebe Euch zu Fürsten Tag für Tag, ich setze den Sohn ein in das Erbe seines Vaters und halte allen Schaden vom Ägypterlande fern, und ihr verlaßt mich? Solche Diener sind nichtig. Ich war allein so kämpfend und habe Millionen von Fremden widerstanden, ich ganz allein."

Am nächsten Tage erneuerte sich das Gefecht; die ägyptischen Krieger stürzen sich hinein, „gleichwie losstößt der Sperber auf die Ziegen". Da läßt der König von Cheta den Pharao um Frieden bitten. „Du bist", so redet er ihn an, „Ra Harmachis, Du bist Sutech, der ruhmreiche, der Sohn der Nut, Baal zu seiner Zeit." „Weil Du der Sohn Amons bist, aus dessen Leibe Du entsprossen, so hat er Dir die Völker allzumal übergeben. Es soll das Volk von Ägypten und das Volk von Cheta verbrüdert sein, beide Deine Diener."

Auf den Rat der Führer seines Kriegsvolkes, der Wagenkämpfer und Leibwächter, geht der König auf diese Bitte ein.

Bei seiner Rückkehr wird er von dem Gott Amon selbst mit einem feurigen Glückwunsche empfangen: „Mögen Dir die Götter unendlich viele dreißigjährige Jubelfeste gewähren in Ewigkeit auf dem Stuhle Deines Vaters Tum, und alle Länder unter Deinen Füßen sein."

In dem Vertrag, der dann geschlossen wird, erscheint der König von Cheta nicht mehr wie in den Kriegsberichten als „der elende", sondern als „der große König". Nicht allein zwischen den Königen selbst wird Freundschaft geschlossen, sondern es heißt: „Die Söhne der Söhne des großen Königs von Cheta werden zusammengehalten und befreundet sein mit den Söhnen der Söhne von Ramessu-Miamun, des großen Fürsten von Ägypten." Der Vertrag ist zugleich ein Bund zwischen den Göttern beider Länder. Die von Cheta werden nach den einzelnen Städten alle genannt; Astarte ist darunter. Die Menschen verpflichten sich gleichsam für ihre Götter. „Demjenigen, der diese Gebote, welche die silberne Tafel (des Bundes) enthält, beobachten wird, sei er vom Volke der Cheta, sei er vom Volke der Ägypter, darum weil er sie nicht vernachlässigt hat, — dem soll die Götterschar des Landes Cheta und die Götterschar des Landes Ägypten den Lohn gewähren und das Leben erhalten —; ihm und seinen Dienern und denen, welche mit ihm sind und seinen Dienern.

Wenn die Denkmale bisher nur Namenreihen ohne rechte Bedeutung darboten, so stellen sie hier — es scheint unleugbar — wirklich ein Stück altägyptisch-kanaanitischer Geschichte vor Augen. Die Erzählung überwuchert in Lobsprüchen und religiös-poetischen Verknüpfungen; aber sie enthält Tatsachen. Man erkennt den vordringenden Geist der ägyptischen Macht, aber zugleich die entgegengesetzte Bewegung der kanaanitischen Stämme; Kadesch spielt eine bedeutende Rolle.

Von alle dem, was die Steine erzählen, besaß man bisher keine Kunde; dagegen aus dem Altertum die Erzählung von einem großen Eroberer, des Namens Sesostris, der die ägyptischen Waffen weit und breit in der Welt furchtbar gemacht habe. Aber man wird doch den Inschriften den Vorzug vor der Sage geben müssen. Wahrscheinlich knüpft diese an die Taten an, welche die ägyptischen Könige, die Thutmosen und Sethosen wirklich vollzogen haben; aber sie ist erst in späteren Zeiten, und zwar nicht ohne bewußten Gegensatz gegen andere Weltmächte, erfunden worden. Wie sie bei Herodot vorkommt, ist sie dazu bestimmt, den Persern einen ägyptischen König entgegenzusetzen, der die ihren übertroffen habe. Sesostris soll die Szythen überwunden haben, was diesen mißlungen war. Wie später Diodor, der selbst in Ägypten war, sie vernahm, war sie dahin erweitert, daß auch der Ruhm Alexanders des Großen vor dem Ruhm eines Sesostris erbleichen müßte; diesem wurde eine Eroberung der Gangesländer zugeschrieben. Die alten Denkmale sind weit davon entfernt, einen solchen Gesichtskreis zu eröffnen. Auch sie sind ruhmredig, und man könnte wohl zweifeln, ob die Taten der ägyptischen Könige wirklich große Erfolge gehabt haben, da sie zuletzt doch nur eben zu einem friedlichen Vertrage mit den Landesfeinden

führen. Aber das kann man nicht in Abrede stellen, daß auch Ägypten eine Epoche glücklicher Feldzüge und einflußreicher kriegerischer Aktionen gehabt hat. Die großartig entworfene und mit Genius ausgeführten Bauten von Luxor bezeugen die Macht Ägyptens in dieser Epoche.

Vollkommen überwunden war jedoch Baal und das Völkersystem, das ihn anbetete, keineswegs. Die Baalreligion, die sich von den Euphratländern über einen großen Teil von Vorderasien ausgebreitet hatte, war ebenso mit Kulturelementen durchdrungen wie die ägyptische. Der Hauptunterschied möchte darin liegen, daß die ägyptische, indem sie von dem Anbau des Niltales abhing, einen lokalen Charakter trug, während die babylonische von universaler Natur war und einen Glauben handeltreibender Nationen bildete. Aber die astronomischen Studien und Wahrnehmungen waren ein Gemeingut; die Chaldäer, deren Ruhm in der ersten Begründung der Astronomie liegt, gaben sich selbst für eine Kolonie der Ägypter aus. Man hat bemerkt, daß die reine Luft, deren man sich in Babylon wie in Ägypten erfreut, die Beobachtung des Himmels und der Gestirne erleichtert, unter anderem schon dadurch, daß sie die Schwierigkeit hebt, die anderwärts aus der Wirkung des Luftdruckes auf das Wasser, dessen Ablaufen in einem gewissen Maße die Zeit bestimmt, entstehen würde. Damit hängt die Übereinstimmung beider Völker in vielen Dingen, die das tägliche Leben und seinen Verkehr regeln, zusammen, namentlich in Maß und Gewicht. Auch das Duodezimalsystem des Wassermaßes, das wir anderwärts finden, scheint sich von den Babyloniern herzuschreiben. Die Einteilung von Tag und Nacht in zwölf Stunden, stammt allem Anschein nach von den Babyloniern her. Die Baal-Religion hatte zwei Mittelpunkte, den einen in Tyrus, den andern in Babylon. Baal ist die Sonne, Astarte der Mond, die Planeten vereinen sich mit denselben zu einem einzigen System. Daß dies alles mit der Beobachtung der Gestirne überhaupt zusammenhängt und, wenn nicht ein theogonisches, doch ein kosmogonisches Prinzip in sich enthält, ist unbestreitbar.

Die Naturkräfte werden zugleich als siderisch und tellurisch betrachtet; neben Sonne, Mond, dem Heere der Gestirne erscheint die Erde als Mutter von allem. In den Naturkräften aber unterschied man die schaffenden und die vernichtenden, und in unaufhörlicher Wechselwirkung das männliche und weibliche Prinzip, aus denen alles hergeleitet wird. Diese Anschauung dürfte als die älteste gelten, der sich aber sogleich eine zweite Stufe hinzugesellt, die Lokalisierung dieser Götter in den verschiedenen Landschaften. Daß die babylonische Mythologie vielfach an die oberasiatische und auch die indische anlautet, erklärt sich aus den geographischen Verhältnissen. So vermischte sich der phönizische Aberglaube mit den Kulten von Afrika und Europa, welche die Schiffahrten berührten. In

der ganzen Anschauung liegt etwas vom Standpunkt der Natur aus Großartiges und selbst Tiefsinniges; doch läßt es sich schwer ergreifen. Aus den verschiedenen Mythologien hat Kaiser Julian in einer Zeit des entscheidenden Antagonismus zwischen monotheistischen und polytheistischen Doktrinen ein Gewebe zusammengesetzt, das etwas Sinnreiches und Bedeutungsvolles hat. Darauf aber kommt es bei den populären Auffassungen doch wenig an. Diese Religionen waren zugleich Götzendienst und als solcher erscheinen sie in der Welt. Es mag wohl sein, daß Baal nicht ohne Beziehung auf ein höchstes Wesen, das über allem schwebt, gedacht war, und möglich ist, daß der Kreis der Gestirne zugleich den Umschwung derselben, also eine aktive göttliche Kraft andeutet. So mögen die Priester die Sache gefaßt haben. In dem Dienst des Volkes aber treten andere Momente hervor. Baal ist zugleich der Gott des Feuers und insofern furchtbar und verderblich; um dieser Gewalt nicht zu erliegen, bringt man ihr Opfer dar. Welche aber sind das? Moloch, der auch unter dem Namen Baal erscheint, fordert das eben in der ersten Entwicklung Begriffene, Geschöpfe, die noch an der Mutter saugen, eingeschlossen die Erstgeburt der Menschen. Die Kinder müssen ihm dargebracht werden. Unstreitig lag in dem Ausdrucke „hindurchgehen durch das Feuer zu Moloch" eine religiöse Beziehung, nämlich die der Vereinigung des Geschaffenen mit dem Gott, und wir wollen nicht ableugnen, daß das mit der kosmischen Vorstellung von dem endlichen Weltbrande, der alles auflösen wird, zusammenhängt. Bei alledem ist es doch nicht anders, als daß der Dienst des Moloch in einen greuelvollen Götzendienst ausartete, der die Völker darniederhielt und die Idee von menschlicher Freiheit und Selbstbestimmung nicht aufkommen ließ. Die gelehrten Untersuchungen machen es zweifelhaft, ob Astarte, die mit ihrem Stern erscheint und den Speer in der Hand hat, zugleich durch die Namen der von Gottheiten bezeichnet wird, die durch geschlechtliche Ausschweifungen gefeiert wurden, ob die mit diesem Dienst zusammenhängende Venus Urania wirklich eine unsinnliche oder eine im höchsten Grade sinnliche sei, wofür fast die meisten Zeugnisse sprechen. Mit dem Götterdienst schon in Babylon, noch mehr mit dem in Askalon, waren Gebräuche verbunden, welche jedes sittliche Gefühl empören und die Natur des Weibes tief herabwürdigten. Die wilden, alle Sinne betäubenden Festlichkeiten, die sich an diese Vorstellung knüpften, nahmen von den beiden genannten Mittelpunkten her die Welt in Besitz. Das vornehmste Verdienst der Naturwissenschaft ist es, nach und nach jenes Dunkel zerstreut zu haben, welches diese Naturkulte über die Welt ausbreitet; allein aber wäre sie dazu nimmermehr fähig gewesen. Wie irrig ist es doch, Naturwissenschaft und Religion im Gegensatz gegeneinander zu denken!

Ohne eine reine, dem Geist des Menschen entsprechende Religion, die man wirklich annahm und glaubte, wäre die Wissenschaft der Natur und des Menschen überhaupt nicht möglich geworden. Den geistigen Gegensatz gegen Amon-Ra und Baal, zugleich gegen Apis und Moloch, bildet die Idee und das Wort Jehova, wie sie Mose verkündigte.

Die Schöpfungsgeschichte der Genesis ist nicht sowohl eine ursprüngliche, kosmogonische Erinnerung, sondern vor allem der positive Gegensatz gegen die ägyptischen und babylonischen Vorstellungen. Diese haben sich in furchtbaren oder durch einen frühen Weltverkehr belebten Regionen gebildet. Die mosaische Idee tritt auf den einsamen Höhen des Sinai hervor, die von allen tellurischen Abwandlungen frei geblieben sind, wo nichts ist zwischen Gott und der Welt.

Wenn nun bei den Ägyptern und bei den Babyloniern alles Entwickelung der eingeborenen Kräfte der Sonne, der Gestirne und der Erde selbst ist, so erscheint hingegen Jehova als der Schöpfer des Himmels und der Erde, als der Urheber zugleich und der Ordner der Welt. Alles erreicht dann seinen Mittelpunkt in der Schöpfung des Menschen. Wenn bei den Ägyptern der Mensch gleichsam ununterscheidbar aus der Sonne hervorgeht, nicht als Geschöpf, sondern als Produkt, so ist das auch in der babylonischen Kosmogonie der Fall, wo das göttliche Element im Menschen nur durch das zufällig herabströmende Blut eines Gottes auf die Erde zum Vorschein kommt. Alle Geschöpfe sind dem Menschen gleichartig. In der mosaischen Kosmogonie dagegen werden die Elemente, Pflanzen und Tiere durch einen höchsten intelligenten Willen hervorgebracht, der dann auch den Menschen schafft als sein Ebenbild. Die Abweichung ist unermeßlich; der außerweltliche Gott tritt hervor, er erscheint dem Propheten in dem Feuer, ist aber nicht das Feuer; er ist in dem Worte, das aus dem Feuer gehört wird. Den Menschen ist die Sprache verliehen, er gibt allen Kreaturen ihren Namen. Darin liegt der Vorzug des Menschen, dem, wie schon Locke bemerkt hat, durch angeborene Abstraktion der Gattungsbegriff eigen ist, während andere Geschöpfe das einzelne nur als solches fassen. Die Abkunft von der Sonne oder den Sternen begründet einen Unterschied unter den Menschen, die Schöpfung durch den Hauch Gottes macht sie alle gleich. Unter dem außerweltlichen Gott erscheint die den Menschen eingepflanzte Würde als ein Prinzip, wir möchten fast sagen, der Gleichheit.

In einem Spruch, den die Kritik für die älteste Fassung der Urkunde vindiziert, wird dem Menschen die Herrschaft über die Fische im Meer, das Gevögel des Himmels und alle Tiere, die sich regen auf der Erde, erteilt, was einen Unterschied vom Ägyptenland konstituiert, wo der Stier als der Ausdruck der schaffenden Naturkraft göttlich verehrt wird. Die

Idee von Jehova ist nicht etwa aus dem Naturdienst entsprungen, sie ist ihm entgegengesetzt. Die mosaische Schöpfungsgeschichte ist ein Manifest gegen die Abgötterei, welche die Welt beherrschte. Dieser Gegensatz ist es, welcher der nationalen Tradition der Hebräer, ohne Zweifel einer unschätzbaren Reliquie aus den Zeiten des hohen Altertums, ihren vornehmsten Wert verleiht.

Die Erinnerung der Hebräer haftet an dem Stammvater, der aus dem nördlichen Mesopotamien mit seinen Herden in Kanaan einwandert und mit den Hetitern, welche als die vornehmsten der Einwohner Kanaans erscheinen, Freundschaft schließt, so daß ihm eine Landstrecke zu dem Grabmal käuflich überlassen wurde. Abraham genießt als der Stammvater großer Völkerkomplexe eine weitverbreitete Verehrung, welche die langen Jahrhunderte ausgedauert hat. Er ist nicht selbst ein Gott, wie die ägyptischen Könige, aber er ist ein Freund Gottes. In dieser Freundschaft gründet er sein Volk. Die Überlieferung hat einige Züge von ihm aufbewahrt, in denen die Ideen der ältesten, noch nicht nationalen Religion in Kanaan erkennbar hervortreten.

Ein ähnlicher Hirtenfürst und Stammeshäuptling, wie er selbst, sein Brudersohn Lot, Stammvater von Moab und Amon, ist in die Kriege der kleinen Fürsten, in deren Gebiet er wohnt, verwickelt und von dem Sieger gefangen abgeführt worden. Es ist ein Vorbild der späteren Unabhängigkeit Israels, wenn nun Abraham, der unter einem andern Fürsten wohnt, sich mit seinen Hausgeborenen erhebt, die Sieger niederwirft, den Brudersohn befreit und wiederherstellt. Ich wage nicht, das alles für geschichtlich zu erklären, da dadurch zuviel des Wunderbaren und Unglaublichen bestätigt sein würde. Das Wesentliche der Sage ist die großartige Stellung des Erzvaters inmitten der eingeborenen und eingewanderten Kanaaniter. Daran aber knüpft sich ein anderer Zug, der eine Auffassung ausspricht, die über das Nationale hinausreicht. Es gibt noch ein anderes Oberhaupt, dessen Ansehen sich über alle diese Stämme und Stammesfürsten erstreckt. Melchisedek segnet Abraham und bringt ihm Brot und Wein. Er ist ein Priester des El Eljon, des höchsten Gottes, der Himmel und Erde besitzt. Es ist dieselbe Religion, welche die Israeliten immer bewahrt haben. Unter Abraham erscheint sie als die allgemein anerkannte höhere Religion. Dieser gibt dem Priesterkönig selbst den Zehnten, der Priesterkönig preist den Gott, der Abraham den Sieg verliehen hat. Von allen Seiten aber ist man von Anbetern des Baal umgeben; und auch an Abraham trat die Versuchung heran, sich diesem System anzuschließen und, wie es dies mit sich brachte, seinen Sohn zu opfern. Schon schickte er sich an, diesen Gebrauch zu vollziehen, aber Gott der Höchste setzt sich durch ein Wunder

der Vollziehung des Opfers entgegen. Die Erzählung von jenem Sieg und Segen, sowie von diesem vereitelten Opfer sind die prächtigsten Episoden der fünf Bücher Mosis und gehören zu dem Schönsten, was je geschrieben worden.

Das Wesentliche ihres Inhalts ist, daß sich inmitten der kanaanitischen Bevölkerung ein mächtiger Stamm bildete, der an der Idee des höchsten Gottes festhielt und jede Anmutung, Baal-Moloch zu verehren, von sich wies. Der Stamm, der mit Jakob, Isaaks Sohne, dem Enkel Abrahams zum großen Volke erwuchs, mußte bald erfahren, daß seines Bleibens in Kanaan nicht sei; er wandte sich nach dem reichen Ägypterlande, mit dem schon Abraham in Verbindung gestanden und wo jetzt — so meldet die Sage — einer seiner Söhne, Joseph, von den Brüdern dahin verkauft, zu einer hohen Stellung emporgestiegen war, einer Stellung, von der wir auch sonst in den ägyptischen Inschriften Beispiele finden. Der ganze Stamm fand Aufnahme in dem Lande Gosen, wo er unter dem Pharao Frieden genoß und seine Herden weiden konnte. Nach einem langen Aufenthalt aber, dessen Zeit wir nicht zu bestimmen vermögen, wurden die Nachkommen Israels und seiner Söhne inne, daß sie auch hier nicht verweilen könnten, ohne ihr eigenes Selbst vollkommen einzubüßen. Der Stamm wurde zu einer Dienstbarkeit genötigt, wie sie der Religion und der Verfassung des Nillandes entsprach; aber für jeden, der sich ihr nicht anschloß, erdrückend wurde.

Da trat Mose unter dem Volke Israel auf, ein Mann, von dem die einstimmige Tradition ist, daß er in ägyptischer Zucht und Sitte, in dem Hause eines Pharao erzogen, die Gewaltsamkeiten, denen sein Volk unterlag, nicht länger mitansehen konnte, darüber mit den Eingeborenen in Streit geriet, einen derselben erschlug und alsdann flüchtete.

Von den stammverwandten benachbarten Hirtenkönigen aufgenommen, weidete auch er seine Herde am Sinai. Eusebius sagt, er habe in der Wüste philosophiert, und manchem wird die wunderbare Regung bekannt sein, welche der Mensch in einer einsamen und wilden Gegend mit sich selbst allein Gott gegenüber empfindet; den höchsten Schwung erreichte sie in dem um seines Volkes willen verbannten Mose.

Da erscheint ihm der Gott seiner Väter; er schaut ihn nicht — denn davor weicht er zurück — er hört ihn; er vernimmt seinen Namen unter dem erhabenen Wort: „Ich bin, der Ich bin.“ Das ewig Seiende setzt sich dem Phantom, dem die Welt anhängt, entgegen. Mit Freuden vernimmt das Volk von dieser Erscheinung. Wie dort in Kanaan der Baalsdienst zurückgewiesen war, um dem höchsten Gotte zu dienen, so erhebt sich in Ägypten der Wunsch, von dem drückenden Joch der ägyptischen Götterdienste und des Königstums von Theben, in welchem sich eben

Amon-Ra repräsentiert, bei dem höchsten Gott Befreiung zu suchen. Sie fordern von dem Pharao eine kurze Frist, um diesem Gott an der geweihten Stätte zu dienen. Da die Erlaubnis versagt wird, so wandern sie aus.

Der Lobgesang, durch welchen das Wunder des Auszugs verherrlicht wird, drückt sich über denselben sehr einfach aus. „Die Wagen Pharaos und seine Macht warf Jehova ins Meer und die auserlesensten Wagenkämpfer versanken im Schilfmeer."

So gelangten sie an jene urweltlichen Höhen, in welchen Mose mit dem Gott ihrer Väter zuerst geredet hatte. Sein Sinn war, das Volk dahin zu führen, wo er über den Gesichtskreis des ägyptischen Götterdienstes erhoben worden war.

Hier nun, als sich das Volk dem Berge gegenüber gelagert hat, dahergetragen, wie die Stimme Gottes sagt, von ihm selbst auf Adlerfittichen, vollendet sich das Ereignis. Der Gott, der von sich selbst sagt: „Die ganze Erde ist mein," will doch dies Volk als sein besonderes Eigentum ansehen und es zu einem Priesterkönigreich gestalten. Festlich geschmückt und vorbereitet tritt das Volk herzu.

Am Fuße des Sinai, wenn man eine Zeitlang bergan gegangen, breitet sich die Ebene er-Rahah aus, durch rauhe Berge von dunklem Granit eingeschlossen, wilde, gezackte, einander überragende Felsenspitzen, einsam, stolz und erhaben; sie wird durch die senkrechte, dunkle, majestätische Wand des Horeb, die sich 1200—1500 Fuß hoch erhebt, begrenzt. In dem Tale sammelte sich das Volk; es ist ein geheimnisvoll heiliger Ort, von der Welt durch Gebirge abgeschlossen. Hier nun wird der Wille Gottes dem Volke offenbart.

Gott spricht: „Ich bin Jehova, dein Gott, der ich dich ausgeführt aus dem Lande Ägypten, aus dem Hause der Knechtschaft. Du sollst keine anderen Götter haben vor meinem Angesicht, du sollst dir kein Bild machen, noch irgendein Gleichnis weder des, was im Himmel oben, und was auf der Erde unten, und was im Wasser unter der Erde ist. Du sollst sie nicht anbeten, noch dich dazu bringen lassen, ihnen zu dienen." Man könnte den Gegensatz gegen Ägypten, in welchem der Dienst mannigfaltiger Gottheiten, welche doch alle das Abbild der göttlichen Kraft selbst sein sollten, nicht schärfer ausdrücken. Dem Polytheismus entschwand in seiner Vielgestaltigkeit die Idee selbst, aus der er hervorgegangen; er verwandelte sich in Götzendienst. Demgegenüber trat hier die absolute Idee der reinen Gottheit auf, frei von jeder Zufälligkeit der Anschauung.

Diesem Sinne ist der Dekalog entsprungen. Man hat es tadeln wollen, daß das sittliche Gesetz in demselben als das Gebot des Gesetzgebers betrachtet werde. Darin aber liegt eben das Wesen der Sache: denn zwischen

Religion, Sittengesetz und bürgerlicher Ordnung konnte kein Unterschied gemacht werden. Der Sabbat, der an die Stelle der unzähligen Naturfeste der Ägypter trat, wird an die Schöpfung, wie sie in der mosaischen Kosmogonie erscheint, angeknüpft. Und da der Ruhetag auch den Sklaven gilt, so liegt darin eine Umfassung aller Menschen in dem Gottesstaat, wie er nun gedacht wird, eine Art von Emanzipation von dem persönlichen Dienst. Dann folgen die einfachsten bürgerlichen Gesetze. An die Beobachtung des Gebotes, die Eltern zu verehren, worauf das Familienleben beruht, wird die Verheißung eines Segens geknüpft. Die Ehe wird noch besonders geheiligt; ebenso dringend wie das Leben, das Eigentum.

Unter den unmittelbaren Schutz Gottes tritt dergestalt das individuelle Leben mit den Anrechten, auf welchen alle bürgerliche Verfassung beruht. Hat sich nicht aus dem Begriff und Bedürfnis der Sicherheit des Lebens und des Eigentums alles das entwickelt, was die modernen Staaten ihre Verfassung nennen? Der mosaische Staat enthält eine Opposition gegen das Königtum, welches eine Emanation der Gottheit sein will, — eben im vollsten und stärksten Gegensatz gegen Ägyptenland. Eine erhabenere Inauguration des sittlichen Lebens in der menschlichen Gesellschaft könnte nicht gedacht werden. Ägypten ist auch dadurch bedeutend, daß es das Gegenteil seiner Art und Sitte in den Auswanderern hervorrief. In dem einfachen Fortgang eines nationalen Naturdienstes hätte es keine Geschichte des Menschengeschlechtes gegeben. Diese gewinnt erst in dem Monotheismus, der sich von dem Naturdienst losreißt, Grund und Boden. Er gründet eine bürgerliche Gesellschaft, die sich von aller Vergewaltigung fern hält.

Ursprung des Christentums

Wir gingen von dem Gegensatz zwischen Amon-Ra, Baal und Jehova aus. Denen waren in dem fernen Osten die Religionen des Ormuzd, im fernen Westen die polytheistischen Mythologien entgegengetreten. Diese hatten dann, mit den Diensten von Baal und Amon-Ra im allgemeinen einverstanden und mit ihnen im Bunde, die Religion des Ormuzd aus den Grenzen der Kulturwelt verdrängt. Dem Polytheismus hatten sich die Römer mit einer verwandten, aber durch lokale Beziehungen und das Kriegsglück eigenartig ausgebildeten Götterlehre hinzugesellt. Den Römern war es gelungen, alle Selbständigkeiten, die sich auf den Begriff der Religion gründeten, niederzuwerfen und aufzulösen. Sie zerstörten die vornehmsten Heiligtümer des Baal und drückten Amon-Ra auf dieselbe Stufe untergeordneter Geltung herab, in welche auch die politischen Religionen der Griechen sich fügen mußten.

Aber auch die Jehovareligion erhielt sich noch in lebendigem Bestand. Im Kampfe mit den alten Naturdiensten in Ägypten und Babylon hatte sich der Glaube an einen außerweltlichen Gott, den Schöpfer der Welt, ausgebildet und eine feste Stätte in Judäa gewonnen. In tausendfältigen Bedrängnissen, unter den wechselnden Schicksalen der Völker, hatte er sich daselbst behauptet. Zu den universal-historisch wichtigsten Handlungen der Römer gehört es, daß sie den Jehovakult in der Zeit der Makkabäer vor der Vernichtung schützten. Die Römer waren auch später davon entfernt geblieben, ihn zu unterdrücken. Pompejus betrat das Allerheiligste des Tempels; allein die Gottesverehrung in demselben störte er nicht; er ließ selbst den Tempelschatz unberührt.

Das römische Reich schloß diesen Dienst in sich ein. Wenn aber die anderen Religionen der besiegten Völker, die italienischen, die griechischen, selbst die asiatischen und die ägyptischen, Eingang in Rom fanden und sich auf eine oder auf die andere Weise eine gewisse Geltung selbst in der Hauptstadt verschafften, so war dies der jüdischen unmöglich; sie war und blieb heterogen und unverständlich. Die Ursache davon liegt in der mit der römischen verwandten Natur der erstgenannten Religionen; sie schlossen sämtlich eine Vergötterung der Naturkräfte in sich ein. Anders verhielt es sich mit der Religion des Volkes Israel: sie beruhte auf

dem Glauben an einen intelligenten Gott, den Schöpfer der Welt. Dieser Glaube war durch die strengsten Satzungen festgehalten worden, so daß der Monotheismus in der Form der Nationalität erschien.

Im Laufe der Begebenheiten war nun aber das Land des monotheistischen Gesetzes in sehr eigenartige Verhältnisse zu den Römern geraten, bei denen sich aus der politischen Verflechtung nach und nach auch ein religiöser Gegensatz von höchster Bedeutung erhoben hat.

In dem Streite der Makkabäer, wie man damals sagte: Hasmonäer, untereinander, in welchen Pompejus eingriff, war das Geschlecht der Idumäer, die durch ihre Verbindung mit Gaza, Askalon und den Arabern eine selbständige Stellung errungen hatten, den Römern zur Seite getreten, wodurch es geschah, daß nach erfolgter Entscheidung dem Hasmonäer Hyrkanus zwar Jerusalem und der Tempel, also die religiöse Autorität, dem Idumäer Antipater aber die Verwaltung der bürgerlichen Angelegenheiten in Judäa, Galiläa und Samaria zuteil wurde.

Fast ohne Beispiel ist es, wie sich die Idumäer bei allem Wechsel der Autorität in Rom nicht allein aufrecht hielten, sondern immer höher stiegen. Von Pompejus gingen sie zu Cäsar über, der ihnen eine anerkannte Stellung im römischen Staatswesen verschaffte, von Cäsar zu den Mördern desselben, den Verschworenen, die zwei idumäischen Brüdern die Würde von Tetrarchen übertrugen, von denen aber zu Antonius, durch dessen Fürwort in Rom Herodes, der Sohn Antipaters, zur königlichen Würde erhoben wurde. Was ihnen dabei allezeit zustatten kam, war die Unbotmäßigkeit der jüdischen Bevölkerung, die die Herrschaft der Parther lieber gesehen hätte, durch die dann wirklich der Sohn des verjagten Hasmonäers Aristobul, Antigonus, zurückgeführt und Herodes vertrieben wurde. Aber dieser kehrte, mit zwei römischen Legionen ausgestattet, zurück, bezwang Antigonus und nahm Jerusalem ein, wo er einen Nichthasmoáer zum Hohenpriester einsetzte.

Nicht ganz mit Unrecht ist Herodes in der Reihe der Beherrscher von Judäa als der Große bezeichnet worden. Zwischen Ägypten und Syrien in der Mitte verschaffte er seinem Reiche eine eigentümliche Stellung. Er wies die Araber zurück und machte der Hinneigung zu den Parthern ein Ende. Dagegen schloß er sich unbedingt den Römern an, was für Judäa insofern nicht ohne Wert war, als dadurch den bereits damals in den römischen Gebieten weit und breit angesiedelten Juden die Möglichkeit erhalten wurde, mit Jerusalem in steter Verbindung zu bleiben. Den Tempel erneuerte Herodes auf den Grundlagen des salomonischen Baues, nicht ohne dabei den alten Satzungen gemäß Priester zu verwenden. Aber zugleich ließ er über dem Haupteingang einen kolossalen Adler anbringen, der seine Unterwerfung unter das römische Reich bedeutete.

Dahin ging überhaupt sein Sinn, das jüdische Wesen mit dem römischen oder vielmehr dem griechisch-römischen zu vereinigen. Er legte eine Anzahl von Kolonialstädten an, unter andern Cäsarea zu Ehren des Augustus, wo er einen Hafen einrichtete, der dem Piräus an Größe gleichkommen sollte. Auf einer Höhe, die eine weite Aussicht über das Meer darbot, erbaute Herodes dem Augustus einen Tempel mit den Kolossalstatuen des Kaisers und der Stadt Roma — Nachahmungen des olympischen Jupiter und der argivischen Hera.

Diese Haltung trug nun aber einen inneren Widerspruch in sich, der noch bei Lebzeiten des Herrschers, der sonst überall Gehorsam fand, zum Ausdruck gelangte.

In Jerusalem standen Lehrer auf, die es für unvereinbar mit dem mosaischen Gesetz erklärten, daß an dem Tempel, dem Sitz Jehovas, ein römischer Adler angebracht worden war. Der König wollte es als ein Weihgeschenk angesehen wissen; die Schriftgelehrten sahen darin eine Verunreinigung des Heiligtums. Sie sammelten Schüler um sich, denen dann ein Teil des Volkes anhing, und auf die Nachricht, daß der König an einer Krankheit leide, der er erliegen müsse, veranlaßten sie, daß der Adler aus der Stelle, an der er befestigt war, herausgehauen und zertrümmert wurde. Bei dem Tumult, der hierüber entstand, wurden die Anführer verhaftet und vor den König gebracht. Dem aber sagten sie ohne Umschweif ins Gesicht, sie seien den Gesetzen des Moses mehr Gehorsam schuldig als den Befehlen eines Königs. Wahrscheinlich hat es zu dieser Entfremdung beigetragen, daß Herodes, der es für seine Verbindung mit den Juden ratsam gefunden hatte, sich mit einer Hasmonäerin, Mariamne, zu vermählen, später durch die idumäisch-dynastischen Ansprüche der übrigen Mitglieder seiner Familie dahin gebracht worden war, die Gemahlin und die mit ihr erzeugten Kinder einem gräßlichen Verderben zu weihen. Herodes brachte es nun zwar, nicht ohne den Beirat angesehener Juden, welche sich ihm anschlossen, dahin, daß der Frevel, der gegen sein Weihgeschenk am Tempel begangen worden, bestraft wurde; — selbst der Hohepriester, der sich den Schriftgelehrten nicht widersetzt hatte, wurde genötigt, auf seine Würde Verzicht zu leisten; aber es versteht sich wohl, daß ein solches Verfahren die Gärung im Lande nur vermehrte. Wenn es wahr ist, was Josephus erzählt, Herodes, der es fühlte, daß seine Tage zu Ende gingen, habe eine Anzahl angesehener Männer aus seinem ganzen Gebiet zusammenkommen lassen und sie sämtlich in dem Augenblick, daß er gestorben sei, niederzuhauen befohlen, so kann das wohl nur so ausgelegt werden, daß er seine Nachfolger aller der Gegner, die sie finden würden, zu entledigen beabsichtigte.

Nach dem Tode des Herodes ist dieser Befehl jedoch nicht ausgeführt

worden; jedermann konnte ruhig nach Hause gehen. Das Testament des Herodes, in welchem er eine Teilung seines Reiches verfügte, trat in Kraft. Von seinen drei Söhnen erhielt der eine, Herodes Antipas, Galiläa, der andere, Philippus, Gaulonitis und Trachonitis, der dritte aber, Archelaus, dem die Truppen den Eid leisteten, Judäa mit der Hauptstadt Jerusalem als König. Aus diesem Testament selbst erwuchsen aber für die Fortsetzung der von Herodes gegründeten Macht, als ein Ganzes angesehen, mannigfaltige Schwierigkeiten.

Es leuchtet ein, daß es zwischen dem ernannten König und den beiden Tetrarchen sowie den übrigen Erben, an Zwistigkeiten nicht fehlen konnte; — und wie hätte Judäa, das sich dem gewaltigen Herodes widersetzte, dem ohne Vergleich machtloseren Archelaus ruhig gehorchen sollen? Als er in Jerusalem einzog, empfing er, auf goldenem Stuhle sitzend, ohne jedoch den Titel König anzunehmen, weil das von der Bestätigung des Kaisers abhänge, die Huldigung der Einwohner, die ihm aber zugleich zwei Forderungen vorlegten, die ihren Gehorsam zweifelhaft machten. Die eine bezog sich auf die Erleichterung der von Herodes auferlegten drückenden Lasten, die andere viel bedeutendere auf die zuletzt vorgekommenen religiösen Streitigkeiten. Man forderte Archelaus auf, diejenigen zur Rechenschaft zu ziehen, die seinen Vater zu der Bestrafung der an den letzten Unruhen Beteiligten veranlaßt hatten. Archelaus konnte das Erste offen lassen; nimmermehr aber konnte er auf das Zweite eingehen, da darin eine Verleugnung der von dem Hause einmal angenommenen Grundsätze gelegen hätte. Daß er es verweigerte, veranlaßte eine Bewegung, die bei dem Zusammenströmen auch auswärtiger Juden zu dem bevorstehenden Osterfest eine Art von Empörung wurde. Um sie zu dämpfen, trug Archelaus kein Bedenken, die bewaffnete Macht anzuwenden, wobei dreitausend Juden umgekommen sein sollen. Hierauf erst begab er sich nach Rom, um seine Bestätigung beim Kaiser zu erlangen. Ebendahin machten sich nun auch die Verwandten des Hauses auf, wie sich denken läßt, nicht gerade um Archelaus zu unterstützen, sondern um ihr Recht gegen ihn geltend zu machen. Auch Salome, die mit reichen Legaten ausgestattete Schwester des Herodes, befand sich unter ihnen; sie war eine vertraute Freundin der Livia, Gemahlin des Augustus. In Rom kam es zu lebhaften Kontestationen. Die von Archelaus über die Juden verhängten blutigen Feindseligkeiten wurden ihm von den übrigen Genossen des Geschlechtes zum Verbrechen gemacht, zumal da er sie verhängt habe, ehe er noch von dem Kaiser bestätigt worden sei. Archelaus aber hatte einen trefflichen Anwalt in dem Freunde und vornehmsten Ratgeber seines Vaters, Nicolaus Damascenus. Nicolaus, unter den Beteiligten ohne Zweifel politisch der beste Kopf, wies dem Kaiser den Zusammen-

hang dieser Dinge nach, in dem sich die gräßliche Exekution doch als unvermeidlich herausstellte. Augustus fand sich bewogen, dem Archelaus Gnade zu erweisen, aber als König erkannte er ihn nicht an; er erklärte, Archelaus müsse erst die zu einer solchen Würde erforderlichen Eigenschaften an den Tag legen. Man wird darin eine weitere Auflösung des idumäischen Reiches sehen müssen, da die beiden Tetrarchen dadurch der Oberherrschaft des Archelaus ledig wurden.

Und noch ein anderer Widerspruch setzte sich diesem auf der Stelle entgegen. In der Abwesenheit des Archelaus war der Aufstand in Judäa wieder ausgebrochen und war durch das unmittelbare Einschreiten des Präses von Syrien, Quintilius Varus, gedämpft worden, aber dieser erlaubte den Juden, mit einer zahlreichen Deputation sich an den Kaiser zu wenden und ihm ihre Beschwerden vorzutragen. Die Deputierten, fünfzig Mitglieder stark, trafen ebenfalls in Rom ein und fanden die Unterstützung der in Rom wohnenden Judenschaft, deren man achttausend Köpfe zählte. Ihr Ansinnen ging dahin, daß der Kaiser das dem Archelaus zuerteilte Gebiet unmittelbar in römische Verwaltung nehmen und dem Präses von Syrien unterordnen möge. So stark war der Widerwille der Juden gegen die Idumäer, daß sie eine unmittelbare Annexion an das römische Syrien dieser Zwischenherrschaft vorzogen.

Zunächst hatte das nun keine Folge. Archelaus ging nach Judäa zurück und regierte es ungefähr in dem Sinne seines Vaters. Es konnte nicht fehlen, daß dadurch das Mißvergnügen der Juden noch stärker anwuchs, die darin bei den übrigen Verwandten des Hauses Unterstützung fanden.

Nach zehnjähriger Regierung wurde Archelaus nach Rom berufen. Diesmal aber fiel der Spruch des Kaisers gegen ihn aus. Er wurde nach Gallien verwiesen und Judäa unmittelbar unter Syrien gestellt.

Nicht lange konnte dann ein unmittelbarer Konflikt zwischen Römern und Juden vermieden werden. Er trat in den Provinzen hervor, als ein neuer Präses von Syrien, Sulpicius Quirinius, bald nach seiner Ankunft dazu schritt, den im römischen Reich bei der Einverleibung neuer Provinzen in dasselbe oder auch bei der Vereinigung freier Landschaften mit den Provinzen herkömmlichen Census auch in Judäa durchzuführen. Ein Gaulonit, des Namens Judas, rief, unter der Teilnahme und Mitwirkung eines angesehenen Pharisäers, das Volk zum Widerstande auf: denn in und mit der Durchführung des Census breche die unmittelbare Knechtschaft unter die Römer herein; der Wille Jehovas sei das nicht; der werde vielmehr denen, die sich widersetzen würden, seinen Beistand verleihen; man werde sein Eigentum behalten und zugleich unsterblichen Ruhm erwerben. Die Bewegung wurde zwar sofort niedergeschlagen, erneuerte sich aber immer wieder. Denn es war an sich ein Ding der

Unmöglichkeit, eine Gesinnung wie diese mit der Herrschaft der Römer zu vereinbaren. Die beiden Aktionen: die Religion der Waffen, welche die Welt beherrschten, und die auf lokale Unabhängigkeit berechnete jüdische, in der Weise, wie sie damals bekannt wurde, strebten einander geradezu entgegen.

Um bald kam der Gegensatz in der Hauptstadt selbst, wo man denselben eine Zeitlang mißbilligt hatte, zu noch schärferem Ausdruck als in den Provinzen. Für Judäa und Samaria waren besondere kaiserliche Prokuratoren bestellt worden; der fünfte in der Reihe derselben, Pontius Pilatus, versuchte, was seine Vorgänger noch vermieden hatten, seine Truppen samt ihren Feldzeichen, bei denen die Bilder des Kaisers waren, in Jerusalem einzuführen. Das Prätorium pflegte eben mit diesen Bildern ausgestattet zu werden. In Jerusalem entstand hierüber eine religiöse Aufregung: denn ein Gebot Jehovas sei, kein Bild aufzustellen oder gar zu verehren, wie das in der nächsten Nähe des Tempels, in der Burg Antonia, wo das Lager aufgeschlagen war, offenbar geschehe. Auf die dringenden Vorstellungen einer zahlreichen Deputation, die nach Cäsarea ging, stand Pilatus von seinem Vorhaben zunächst ab; denn der Kaiser wünschte keinen offenen Aufstand in Judäa. Besser gelang es ihm mit der Ausführung einer Wasserleitung. Er hatte dazu die Gelder einer Opferkasse im Tempel verwenden müssen, was eine heftige Bewegung in dem auf seine Heiligtümer eifersüchtigen Volke hervorrief. Als der Prokurator wieder in der Stadt erschien und auf seinem Tribunal saß, umringte ihn die Menge mit tobendem Geschrei und lauten Schmähungen; er ließ sie von einer Kohorte einschließen, aber der bloße Schrecken genügte nicht; die Legionarien des Kaisers mußten endlich Gewalt anwenden; erst als viele verwundet, einige gefallen waren, zerstreuten sich die übrigen: man kann denken, mit welchen Gefühlen.

Die Autorität der Römer im Lande, welche von den Juden doch selbst gewünscht worden war, bildete einen Teil der Weltherrschaft der Römer, deren Idee zugleich eine religiöse Seite hatte; der Widerstand, den die Juden leisteten, beruhte auf dem religiösen Partikularismus, den sie bekannten. Nochmals zeigte es sich unmöglich, Kaisertum und nationale Religion miteinander zu vereinigen. Die Juden träumten von einem König, der sie von Rom losreißen und die Welt mit eisernem Szepter regieren werde, so gut wie sie jetzt von einem solchen regiert wurden. So verstanden sie die ihnen vom Altertum her überlieferte Prophezeiung eines Messias, der sie befreien und die Welt ihnen unterwerfen werde.

In der Tat aber war doch ihre Religion in der provinzialen Form, die sie annahm, unfähig, nicht allein sich in der Welt Bahn zu machen, sondern auch nur, sich einer viel stärkeren Macht gegenüber zu behaupten;

wenn der Kampf begann, so konnte er nicht anders als zum Untergang Judäas führen. In dieser Krisis nun, in welcher die politisch-militärische Vielgötterei und der aus den Urzeiten stammende, aber mit den hierarchischen Formen einer Landesverfassung umkleidete Monotheismus miteinander in einen Kampf gerieten, in dem sich für den letzteren nichts als der Untergang absehen ließ, ist Jesus Christus erschienen.

Indem ich diesen Namen nenne, muß ich, obwohl ich glaube, ein guter evangelischer Christ zu sein, mich dennoch gegen die Vermutung verwahren, als könnte ich hier von dem religiösen Geheimnis zu reden unternehmen, das doch, unbegreiflich wie es ist, von der geschichtlichen Auffassung nicht erreicht werden kann. So wenig wie von Gott dem Vater, kann ich von Gott dem Sohne handeln. Die Begriffe der Verschuldung, Genugtuung, Erlösung gehören in das Reich der Theologie und der die Seele mit der Gottheit verknüpfenden Konfession. Dem Geschichtschreiber kann es nur darauf ankommen, die große Kombination der welthistorischen Momente, in welchen das Christentum erschienen ist und wodurch dann auch seine Einwirkung bedingt wurde, zur Anschauung zu bringen.

Von allen herrlichen Worten, die von Jesus Christus vernommen worden sind, ist keines wichtiger, folgenreicher als die Weisung, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist.

Das Wort hatte nach beiden Seiten hin eine zugleich nahe und unermeßliche Tragweite. Denn an der von dem römischen Imperium in Anspruch genommenen Divinität konnte man dann nicht länger festhalten. Die religiösen Vorstellungen der römisch-griechischen Welt, wie sie noch obwalteten, die uralten und niemals aufzulösenden Beziehungen zu den politischen Zuständen mußten aufgegeben werden. Ebenso stand der Gedanke im Widerstreit mit den Gebräuchen und Gesetzen der Juden. Diese waren ohne Zweifel notwendig gewesen, um den Monotheismus zu behaupten, jetzt aber verhinderten sie vielmehr, daß er sich in der Welt geltend machen und von allem Zufälligen gereinigt als Religion hätte angenommen werden können.

Und unter den Juden selbst war der Gedanke einer prinzipiellen Abweichung bereits gefaßt worden.

Aus der Einsamkeit der Wüste kommend, wo er sich von Heuschrecken und wildem Honig nährte, war Johannes, wie einer der alten Propheten anzusehen in seinem Gewande von Kamelhaaren, das durch einen ledernen Gurt zusammengehalten wurde, in den oberen Jordanlanden als Lehrer des Volkes aufgetreten. Er predigte Verpflichtungen zu einem frommen, sittlichen und gerechten Lebenswandel durch Eintauchen in das Wasser. Die Reinheit des Körpers sollte die Reinheit der Seele bedeuten. Wenn wir den bei einem jüdischen Autor vorliegenden Bericht recht ver-

stehen, so hat sich Johannes der Vorstellung, als liege in Waschungen eine Befreiung von der Schuld, entgegengesetzt; erst nach vollbrachter Büßung soll die Verpflichtung zu einem reinen und gottgefälligen Lebenswandel eintreten, nicht als Genugtuung für das Vergangene, sondern als Pflicht für das Zukünftige. Johannes meinte die jüdische Nation in diesem Sinne zu vereinigen — denn ein Jude war er durch und durch. Herodes Antipas in Galiläa, sein Landesherr, dessen Ehe er tadelte, da sie den jüdischen Begriffen entgegenlief, hat ihn deswegen umbringen lassen; er ward ein Opfer des häuslichen Unwesens, das in der idumäischen Familie überhaupt herrschte.

Zu der Schule des Johannes nun gehörte auch Jesus von Nazareth. Aber zu einem Anachoreten, wie Johannes, war er nicht geboren. Er schlug seinen Sitz nicht in der Wüste Juda, sondern in einer volkreichen, durch mannigfaltigen Verkehr belebten Landschaft am See Genezareth auf. Wer hat nicht von den Naturschönheiten der Umgebung dieses Sees, die noch heute die Bewunderung der Reisenden auf sich zieht, gehört und von dem Überfluß, den die Fruchtbarkeit seiner Ufer hervorbringt, so daß das Leben leicht und mühelos dahinrinnt?

Was aber den Schüler des Johannes, der auch seinerseits Jünger um sich sammelte, dahin zog und daselbst fesselte, war die kleine Stadt Capernaum, deren die frühere und auch die spätere Geschichte kaum gedenkt. Sie bildete den Mittelpunkt des dortigen Lebens. An der großen Landstraße gelegen, die auf der einen Seite nach Ägypten, auf der anderen nach Phönizien führte, wurde sie von Fremden verschiedener Nationalitäten besucht. Schon darin zeigt sich die Wirkung der Römerherrschaft, welche alle diese Landschaften zu einem Ganzen vereinigte. Die Römer hatten daselbst die ihnen eigentümlichen Einrichtungen getroffen: Capernaum war zugleich eine römische Zollstätte und Station einer Abteilung römischer Truppen unter einen Centurio. Fast mehr als in dem übrigen Judäa, namentlich auch in Jerusalem, griff hier das weltbeherrschende Verhältnis, der Gegensatz zwischen den Eingeborenen und der römischen Autorität, in das tägliche Leben ein. Jesus, der in der Synagoge lehrte, trat doch mit den Beamten des Zollamtes, welche von den übrigen Juden als Befleckte betrachtet wurden, und mit den Römern selbst in gesellschaftliche Verbindung. Daß er nun aber hier etwa die Vielgötterei der Römer oder die Juden, welche sich an dieselben anschlossen, hätte bekämpfen und anderen Sinnes machen können, ließ sich nicht erwarten, da gerade dort in den Synagogen die starke provinzielle Färbung, mit welcher der Monotheismus für andere unverständlich war, den Gegensatz verstärkte.

Capernaum kann als die Metropole eines neuen Glaubens betrachtet

werden, der die Gegensätze aufzulösen bestimmt war. Es war nur ein Schritt, durch welchen sich Jesus von Johannes entfernte, — aber ein Schritt, welcher der intellektuellen und religiösen Weltbewegung eine neue Richtung gegeben hat. Johannes war bei den jüdischen Zeremonien stehengeblieben; die eigentlichen Johannesjünger beobachteten sie so streng wie andere Juden; Jesus wandte sich von denselben ab. Denn wenn die Idee des Johannes nur dahin gegangen war, die Juden, welche von ihm die Taufe nahmen, zu einem gottgefälligen Lebenswandel zu verpflichten, so erhob sich in Jesu der universalhistorische Gedanke, nicht die Juden allein, sondern alle Völker zu einem Leben der Gerechtigkeit und gottgefälligen Tugend zu erwecken und in diesem Bestreben zu vereinigen.

Die heiligen Bücher, in welchen die Schriftgelehrten vornehmlich die Verpflichtung zu dem zeremoniellen Judaismus sahen, erklärte Jesus auf eine Weise, daß vielmehr die Einheit der göttlichen Gewalt, welche alle Völker umfassen konnte, hervortrat. Von der jüdischen Überlieferung riß er sich keineswegs los; aber er gab ihr eine Auslegung, die ohne Zweifel ihrem ursprünglichen Geiste entsprach. Denn von dem höchsten Gott, den Abraham anbetete, war sie in die nationale Strömung der jüdischen Geschichte verflochten worden. Von der strengen und strafenden Gottheit, die jede Abweichung von dem Gesetze unnachsichtig heimsucht, ging Jesus zu der Lehre von der väterlichen Liebe Gottes über, welche alle Menschen umfaßt. Er nahm Abstand von den Ideen des Imperiums, auf denen die damalige Welt beruhte, aber auch von den Ideen, welche den Tempel von Jerusalem und die Schriftgelehrten beherrschten, — eine allgemeine Kindschaft zu dem ewigen Vater, gleich weit entfernt von den beiden religiösen Begriffen, zwischen denen die Überlieferung und Verehrung sich teilte. Er sah in der Religion ein heiliges Kleinod der Menschen, das durch keine politische Zutat in seiner Echtheit verdunkelt werden könne. Jesus verkündete ein Gottesreich, zu welchem nur die Sittlichreinen, die wahren Kinder Gottes, sich vereinigen sollten. Und wenn die Juden durch den vermeinten Messias, den sie erwarteten, zur Herrschaft über alle Nachbarn erhoben zu werden hofften, so faßte Jesus eben diese Idee in ihrer geistigen Bedeutung. Der Messias war ihm der Verkündiger des an das Alte anknüpfenden, aber doch ein unbekanntes Neue eröffnenden Gottesreiches, das von allem Nationalen abstrahierte; er selbst der Messias.

Darin, dies Reich zu verkündigen zugleich und zu stiften, sah er seinen göttlichen Beruf.

Niemand wird erwarten, daß ich die Lebens- und Leidensgeschichte Jesus, wie sie in den heiligen Schriften kindlich und populär-tiefsinnig und erhaben überliefert wird, in die Weltgeschichte einflechte.

Die Gebiete des religiösen Glaubens und des historischen Wissens stehen, wie angedeutet, nicht im Gegensatz miteinander, sind aber doch ihrer Natur nach getrennt. Der Historiker kann von dem eigentlich Religiösen abstrahieren; er hat nur die Ideen zu erforschen, welche durch ihre Macht die allgemeinen Bewegungen veranlassen und ihre Strömung beherrschen, und an die Tatsachen zu erinnern, in denen sie sich manifestiert haben.

Dort an dem galiläischen See hat Jesus von einem Schiffe her das neue Evangelium von dem anbrechenden Reiche Gottes verkündigt, welches eben im Gegensatz sowohl mit der Herrschaft der Cäsaren, als mit dem partikularen Gemeinwesen der Juden der Menschheit eine allgemeine Vereinigung rein geistiger Art in Aussicht stellte. Er verstand darunter die Genossenschaft der Gläubigen. Er sprach unumwunden aus, daß sich diese Genossenschaft keineswegs auf die Juden allein beschränken werde. In Capernaum fand er in dem römischen Centurio mehr gläubige Hingebung als bei irgendeinem Israeliten. Auf einer seiner Wanderungen, die ihn in die Nähe von Samaria führten, finden wir ihn bei einem Brunnen sitzend, wo er sich, ohne Rücksicht auf die Antipathie der Juden, aus dem Schöpfgefäße eines samaritanischen Weibes erlabt. Einige tiefsinnige Fragmente sind uns aufbewahrt, in denen von dem Verhältnis der sinnlichen Nahrung zu der geistigen die Rede ist. Dort in Samaria wurde er wohl zuerst als der verheißene Messias anerkannt — ein Gedanke, der das Prinzip seines Lebens war, durch den er doch allezeit wieder an den Sinn und Inhalt der jüdischen Lehren und der Heiligen Schrift anknüpfte.

In ihrer zurückgedrängten Stellung hatten die Juden, wie gesagt, von jeher auf die Rettung durch einen göttlichen Menschen, der zugleich Gesandter Gottes und ihr König werden sollte, gehofft. Was wäre aber damit der Menschheit geholfen gewesen? Die Religion wäre zugleich in eine politische Herrschaft ausgeartet. Und niemand konnte sich in jenen Zeiten ohne fanatische Impulse ein Ereignis dieser Art auch nur möglich denken. Christus belehrte die Juden, daß ihre messianische Erwartung nicht den Staat betreffe, sondern die Religion. Die Religion sollte als solche die Menschheit durchdringen; der Monotheismus, frei von dem Zeremonialdienst, die Religion der Welt werden im Sinne der Urzeit. Der Messias ist der Gründer des Reiches Gottes, welches eben darin besteht, daß der Mensch sich demselben hingibt, in ihm lebt und stirbt. So kann es den geistigen Boden bilden, auf welchem neben dem politischen Bestand sich das Gefühl einer höheren, allumfassenden Gemeinschaft der Menschheit erhebt und ausbildet.

Hätte sich nicht, so darf man fragen, die Idee der Menschheit auch auf eine andere Weise entwickeln können — in dem Sinne der platonischen

oder auch der stoischen Philosophie? Aber das wäre dann nicht Religion gewesen, es hätte nicht an die ältesten Überlieferungen der Menschheit und ihre Überzeugungen angeknüpft. Auf diese Verbindung kam es an.

Gerade dadurch aber mußte der Stifter sich mächtige Widersacher erwecken, deren Feindseligkeit sein Leben bestimmte. Hohepriester und Schriftgelehrte nahmen an seinen Überschreitungen des Zeremonialgesetzes, besonders auch an seinen Heilungen am Sabbat Anstoß. Das Unerträglichste aber war ihnen, daß der Gedanke, auf welchem ihre Volksgenossenschaft beruhte, überboten und dadurch zerstört wurde. Als Jesus sich in den unmittelbaren Bereich dieser priesterlichen Gewalt begeht, wie sie damals unter den Römern bestand, welche sie hätten vernichten können, aber doch anzuerkennen verpflichtet waren, wurde er ergriffen und vor Gericht gestellt. Er hatte wohl gesagt, er würde den Tempel zu zerstören und in kurzem wiederherzustellen imstande sein, was doch unverhohlen ankündigt, daß die bestehende beschränkte Gottesverehrung aufhören und eine andere in seinem Sinne an deren Stelle treten werde. Damit greift es zusammen, wenn er behauptete, der Messias zu sein, und eine unmittelbare göttliche Mission im Leben und selbst nach seinem Tod dafür in Anspruch nahm. Das Synedrium, das nach einem in der Nacht vorgenommenen Verhör des Morgens früh zusammenberufen wurde, verurteilte ihn zum Tode.

Um jedoch das Urteil zu vollstrecken, war die Einwilligung und Mitwirkung des Prokurators notwendig. Dieser widmete den gegen Jesus vorgebrachten Beschwerden keine besondere Aufmerksamkeit; an und für sich würde er zu keiner Verurteilung geschritten sein. Aber das Verhältnis, in dem er sich befand, war nicht dazu angetan, einem von den Landesbehörden gefaßten Beschluß zu widerstreben. Und überdies: Jesus hatte sich im Sinne der Messiasidee als König begrüßen lassen und wohl auch selbst bezeichnet. Er war entfernt davon, das jüdische Königtum etwa den Römern gegenüber aufrichten zu wollen; der Gedanke kam ihm nicht in die Seele. Allein der Hohepriester machte den Prokurator aufmerksam, daß sich Jesus als König der Juden gebärdet habe; Pilatus würde der Freund des Kaisers nicht sein, wenn er einen Menschen dieser Art am Leben lasse. Angewiesen, die den Juden noch verbliebenen Reste der Selbständigkeit zu schonen, und mit einer Beschwerde bedroht, die ihm in Rom gefährlich werden konnte, gewann es Pilatus über sich, den Unschuldigen hinrichten zu lassen. Die hierarchische Gewalt, welche die eine, und die militärische, welche die andere Religion bekannte, vereinigten sich dazu, den Verkündiger einer von beiden unabhängigen Religion umzubringen. Die Inschrift, die Pilatus über das Kreuz setzte, bezeichnete den Anspruch auf die Königswürde unter den Juden als die Ursache

seiner Hinrichtung: denn in der den Römern unterworfenen Provinz durfte es keinen König geben. Aber die Ankläger Jesus wußten doch sehr wohl, daß ein weltlicher Anspruch, wie er in dieser Bezeichnung lag, von ihm niemals gehegt worden war. Sein Königtum war nur der Ausdruck der messianischen Idee, die bei ihm eine außerweltliche Bedeutung hatte. Ihr Unrecht bestand darin, daß sie, um sich selbst zu erhalten, dem göttlichen Meister eine Prätension zuschrieben, an die er in Wahrheit nicht dachte.

Das fleckenloseste, tiefsinnigste, menschenfreundlichste Wesen, das je auf Erden erschienen war, fand keinen Platz in der damaligen Welt. Jesus hatte seinen Tod mit voller Bestimmtheit kommen sehen, aber er wußte, daß damit seine Lehre bekräftigt und gerettet werde. Was wir das Nachtmahl nennen, war nicht ein bloßer Abschied: es war ein Bund zwischen ihm und den Jüngern auf der mystischen Grundlage einer göttlichen Mission; Taufe und Abendmahl haben den Charakter von gegenseitigen Verpflichtungen zwischen Göttlichem und Menschlichem.

Wer hätte nicht meinen sollen, daß mit dem Meister, dessen Jünger bisher sich oft sehr schwach und zweifelhaft erwiesen hatten, auch die Lehre vertilgt sein werde? Allein der Tod selbst und die Erscheinungen, die ihn begleiteten und ihm folgten, von deren Realität sie so fest überzeugt waren wie von irgend etwas, das man mit Augen gesehen und mit Händen betastet hat, erhoben ihre Seele zu einer Freudigkeit, die sie bisher nie bewiesen: aus Jüngern wurden sie selbst Lehrer der Welt, Apostel des Meisters, den sie, seinen eigenen Äußerungen folgend, als Gottheit verkündigten.

Ich vermeide, wie berührt, auf das Geheimnis einzugehen. Auf dem Standpunkt der historischen Vernüpfung der Ideen drängt sich mir beim Anblick dieser Erscheinung mitten in der gräco-romanischen Welt noch eine Erinnerung auf, die ich nicht übergehen darf.

In jenem Widerstreit der Naturkräfte, den die alte Mythologie als einen Kampf zwischen Göttern und Titanen auffaßt, in welchem die Götter den Sieg erringen, bildet vielleicht die in sich bedeutendste Gestalt jener Prometheus, der besiegt und an den Kaukasus geschmiedet wird. Die Götter bestraften ihn, weil er sich der Menschheit, ihren Bedürfnissen, ihrem Leben, der Ausbildung ihrer Kräfte, der geistigen sowohl wie der materiellen, gewidmet hatte. Die Menschheit war seitdem den Göttern des Olymp unterlegen. Seit vielen Jahrhunderten hatten die polytheistischen Vorstellungen die Welt beherrscht; jetzt aber waren sie in dem Widerstreit der nationalen Götter, der übrigen mit den römischen, dieser selbst miteinander, unhaltbar geworden. Das Extrem dieser Vorstellungen, die Divinität des römischen Cäsar, schien das System zu vollenden, trug aber

doch das meiste bei, es zu zerstören. Da mußte denn auch, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, Prometheus von seinem Felsen gelöst und die Menschheit in ihr ursprüngliches Dasein zurückgerufen werden. Sie trat in eine unmittelbare Verbindung mit dem Göttlichen, nicht aber den Naturkräften, sondern der Gottheit, welche über denselben allwaltend gedacht wurde, und diese Verbindung vor allem erscheint in dem christlichen Glauben.

Dies höchste göttliche Wesen, Schöpfer des Alls, stand bisher zu hoch über der Welt, unerreichbar, jenseits aller Begriffe; in Christus erscheint es dem Menschen zugewandt, selbst menschlich, nicht allein mit seinem moralischen, sondern auch seinem intellektuellen Wesen innig vereinigt. Der Menschheit wurde damit eine neue Bahn eröffnet.

Die Jünger sammelten in Jerusalem selbst eine Gemeinde um sich, die als die erste Genossenschaft betrachtet werden kann, in welcher der Gedanke des Christentums unabhängig zur Erscheinung kam. Ihr Sinn brachte es mit sich, daß sie eine Art von Gütergemeinschaft, jedoch in den Formen der Wohltätigkeit, in derselben einführten. Die Fürsorge für die Bedürftigen und Armen bildete eines der wesentlichen Elemente, auf denen sie beruhte. Man sah die Reicheren ihren Überfluß zu den Füßen der Apostel niederlegen, die denselben unter die Armen verteilten. Die Gläubigen wurden durch die Taufe in den neuen Bund aufgenommen, welcher infolge der Idee von dem Reiche Gottes das Diesseit und Jenseit verband.

Notwendig fand nun diese Gründung einer neuen Gemeinde inmitten der Metropole des Mosaischen Gesetzes und der Schriftgelehrten in der herrschenden Priesterschaft gehässigen Widerspruch, und man suchte sie mit Gewalt zu unterdrücken. Doch gab es selbst Priester, die sich der unschuldigen, menschenfreundlichen und von gottverwandten Gesinnungen durchdrungenen Genossenschaft zugesellten. Eine bestimmte Ordnung wurde in der Gemeinde eingerichtet, in welcher den Aposteln noch durch Wahl sieben andere Mitglieder zur Verwaltung der Güter hinzutraten. Mit einer bloßen Duldung aber war die Gemeinde nicht zufrieden. Im Gefühl ihrer universalen Bestimmung, das sie belebte, gab sie, wie einst der Meister selbst, zu erkennen, daß der Tempel zu Jerusalem nicht allezeit der Mittelpunkt der Religion sein werde. Hierüber aber brach nun in Jerusalem eine lebhafte Beunruhigung aus. Es gab dort eine Anzahl Fremder, die in dem Tempel den Mittelpunkt der Nationalität sowohl wie der Religion sahen. Zum Teil erscheinen sie unter dem Namen Libertini; sie hatten in Rom ihre Freilassung aus dem Zustand persönlicher Knechtschaft, in den sie geraten waren, erlangt; sie hatten in Jerusalem eine eigene Synagoge. Viele andere waren aus dem nahen Westen,

Ägypten und Cyrene, oder auch von Osten her, aus Cilicien und dem eigentlichen Asien gekommen. Manche bekannten sich zu dem neue Evangelium; die meisten bekämpften es in entschiedener Feindseligkeit; sie wollten sich die lokale Verehrung, die sie nach Jerusalem gezogen hatte, nicht entreißen lassen.

Einer der zur Verwaltung Auserwählten, Stephanus, wurde vor das Synedrium geführt, wo er nicht verfehlte, die Verkündigung über den dem Tempel bevorstehenden Ruin im Zusammenhang darzulegen: die gesamte Wanderungsgeschichte des alten Israel ließ er vor den Augen vorübergehen, bis er auf den Tempelbau des Salomo kam. Schon zu den Zeiten dieses Königs hatte sein Tempelbau religiöse Skrupel erregt; Stephanus nahm die Meinung derer wieder auf, die damals dem König widerstrebt hatten: denn der Höchste wohne nicht in dem, was von Menschen gemacht ist. Und daß er nun dabei in Erinnerung brachte, daß die Propheten meistens in Jerusalem untergegangen seien, und die Hinrichtung Jesu als ein gleiches Ereignis bezeichnete, schnitt, wie die Urkunde sagt, den Priestern ins Herz: sie knirschten mit den Zähnen; die Warnungen der Gemäßigten wurden vergessen: Stephanus wurde gesteinigt. Und zugleich brach überdies eine Verfolgung der neuen Gemeinde in der Stadt aus, in der die Genossen derselben in den Häusern aufgesucht und in Gewahrsam genommen wurden, worauf die Gemeinde sich zum größten Teil zerstreute. Daß darauf ein städtisches Interesse, welches sich mit dem Bestehen des Tempels verband, einwirkte, läßt sich nicht bezweifeln; aber überhaupt war es unmöglich, daß eine Hierarchie, deren Dasein sich an das unverrückte Festhalten des herkömmlichen Zeremoniendienstes knüpfte, und eine Religion, welche denselben verwarf und einen anderen Gottesdienst in Aussicht stellte, nebeneinander bestehen konnten. Nicht allein in Jerusalem, sondern in ganz Judäa, soweit die priesterliche Macht in den jüdischen Gemeinden anerkannt wurde, verfolgte man die Gläubigen, und auch über dieselben hinaus drang die Verfolgung. Wodurch nun sind sie in diesem Verderben gerettet worden und sogar zur Ausbreitung erstarkt?

Es ist durch einen Mann geschehen, der, ein eifriger Jude, eine tiefinnerliche religiöse Gesinnung in sich trug. An der Exekution des Stephanus und seiner Gemeinde hatte niemand eifrigeren Anteil genommen als ein Jude aus Tarsus, des Namens Saul, der sich zu der pharisäischen Sekte hielt. Er suchte die Gläubigen selbst in ihren Häusern auf und überlieferte sie dem Gefängnis. Um die Verfolgung auch anderwärts in Gang zu setzen, machte sich Saulus, mit einer hohenpriesterlichen Autorisation versehen, nach Damaskus auf, wohin sich zahlreiche Gläubige geflüchtet hatten. Da geschah nun aber, daß in ihm selbst ein Umschwung

der Meinung von Grund aus vor sich ging. Auf der Reise war er frei von den städtischen Einwirkungen von Jerusalem; eine Reise ist einsamer als der Aufenthalt in einer Hauptstadt, man kann mehr an sich denken. Sollte dem Verfolger nicht ein Gefühl von der Schuld, die er durch seine Gewaltsamkeit auf sich geladen hatte, gekommen sein? Und wie nun, wenn die Grundlage, auf der er stand, nicht unerschütterlich war? Auf der Reise riß sich Saulus von der Idee, daß die wahre Religion an den Tempel von Jerusalem gebunden sei, durch einen plötzlichen Schwung seiner Seele, den wunderbare Erscheinungen entweder hervorriefen oder bestätigten, unbedingt und auf immer los. Er wurde von dem Gedanken, um dessenwillen er zu Stephanus' Verdammung und Tod mitgewirkt hatte, als den wahrhaft religiösen selbst ergriffen.

Durch und durch umgewandelt kam er nach Jerusalem zurück; aber eben an denen, deren Führer, vielleicht der vornehmste, er bisher gewesen, den hellenistischen Juden, fand er dort den heftigsten Widerstand. Er geriet in Lebensgefahr und nur durch die Beihilfe der Reste der christlichen Gemeinde ward er gerettet; er entfloh nach der römischen Hauptstadt von Judäa, Cäsarea, und von da nach seiner Vaterstadt Tarsus.

War nun aber eine freie Ausbreitung des Glaubens, unabhängig von Jerusalem, das Ziel, das man verfolgte, so mußte nicht allein die lokale Prärogative zerstört, sondern auch die Abgeschlossenheit des Volkes, die durch Speiseverbote und die Beschneidung ausgesprochen war, vernichtet werden.

Dazu hat Simon, genannt Petrus, der zu den ältesten und vertrautesten aller Jünger gehörte, den Weg eröffnet. Er gab der Überzeugung Raum, daß keine Speise vor Gott unrein sei.

Als er von Joppe nach Cäsarea kam und in dem Hause, das ihn gastfreundlich empfing, eine Erhebung der Gemüter wahrnahm, gleich der früheren, die unter den Beschnittenen in Jerusalem eingetreten war, trug er kein Bedenken, einen römischen Centurio und seine Hausgenossen in den christlichen Bund aufzunehmen und sie zu taufen, mit Wasser, was aber, wie er sagte, den Geist bedeute. Was nun aber Petrus begonnen, das vollendete Paulus.

Im syrischen Antiochien hatte sich eine Gemeinde aus hellenistischen Juden gebildet, die dort den unterscheidenden Namen Christen annahmen. Man begreift es, wenn in einer Metropole des allgemeinen Verkehrs, wo die verschiedensten Nationalitäten sich berührten, eine Lehre Wurzel schlug, die, von allem Ritus absehend, den allgemeinen Gott verkündigte. Dahin nun hatte sich, von Tarsus kommend, auch der Bekehrte von Damaskus, Paulus, gewendet, von dessen früherem Namen man nichts mehr hört; er hat daselbst einen Gedanken gefaßt, der zur Umwandlung der

religiösen Welt führen sollte. Von dort aus unternahm er die Missionsreisen, welche die Grundlage der Entwickelung des Christentums als Weltreligion geworden sind.

Die größten Ideen, welche die spätere Welt als die wesentlich christlichen anerkannt hat, sind dabei zum Ausdruck gelangt. Sie setzten sich allem entgegen, was in dem römischen Reich als Religion angenommen wurde, aber die Grundbedingung ihrer Ausbreitung lag doch wieder in der Macht und dem Umfang des Reiches.

Die christlichen Ideen hätten nimmermehr durchgeführt und verbreitet werden können, hätte nicht die Weltherrschaft von Rom bestanden. Hätte in Antiochien ein syrischer König geherrscht wie vor alters, so würde ein solcher nie abgelassen haben, den orientalisch-griechischen Götterdienst selbst in Judäa auszubreiten; nimmermehr würde er eine Genossenschaft wie diese, die in all ihrem Sinnen und Trachten einen Angriff auf den syrischen Götterdienst selbst enthielt, geduldet haben. Dazu gehörte die Autorität der Römer, welche einst schon den syrischen Herrschaftsgelüsten in Judäa Stillstand geboten hatten. Sie wurden von den Religionsstreitigkeiten der unterworfenen Völker wenig berührt: denn diese Götter bedeuteten die Herrschaft nicht mehr.

Und ohne die für die Juden günstigen Anordnungen Cäsars, die dann von Antonius und Augustus bestätigt und erweitert wurden, hätten sich nicht allenthalben hellenische Judengemeinden bilden können, welche die nächste Veranlassung und den ersten Schauplatz einer Bekehrungsreise gaben, wie sie Paulus unternahm. Dabei traf er mit zwei verschiedenen aber doch engverbundenen Elementen zusammen, die eben bei der Ausbreitung der Juden gebildet worden waren: dem eigentlichen jüdischen und dem von dem Judentum bereits tiefberührten Element der Eingeborenen der römischen Kolonien. Auf diese nun gewann eine aus dem Judentum hervorgewachsene, aber von demselben doch wieder abgewandte Lehre, wie sie Paulus vortrug, unmittelbaren Einfluß.

Bei seiner ersten Reise machte Paulus in Nea-Paphos auf Cypern auf den römischen Prokonsul im Gegensatz zu einem anwesenden Thaumaturgen einen Eindruck, der als eine Bekehrung des Prokonsuls betrachtet wurde. Noch eine weit größere Aussicht eröffnete sich der Tätigkeit des Apostels in dem pisidischen Antiochien. Dieser Platz war von Augustus zu einer italienischen Kolonie mit römischem Rechte erhoben worden. Es gab daselbst eine jüdische Synagoge, um welche sich bereits heidnische Proselyten sammelten. Hier trug Paulus, nicht ohne historische Begründung, die Lehre von dem Messias und dem Gottesreiche vor. In der Synagoge erweckte er damit die entgegengesetzte Gesinnung; er mußte verzweifeln, bei den Juden etwas auszurichten.

Da hat er nun den für sein Leben, wir dürfen sagen, für die Menschheit entscheidenden Gedanken gefaßt. Er meinte genug getan zu haben, daß er zuerst den Juden das Evangelium verkündigt habe. Zurückgewiesen aber und ausgestoßen von der Synagoge trug er kein Bedenken, sich an die Heiden in der Kolonie zu wenden.

Er erinnerte sich einer Stelle des Propheten Jesajas, den er aus der Übersetzung der Siebzig kannte, worin von dem den Heiden vorbestimmten Lichte die Rede ist, welches zum Heile werden soll bis zum Ende der Erde. Und nirgends schienen sich die Weissagungen des Jesajas mehr zu bewähren als hier: die von den Juden abgelehnte Lehre ward von den Heiden mit Freuden aufgenommen.

In diesem Sinne hat dann Paulus, von Barnabas begleitet, dessen Erscheinung alles das ergänzte, was die des Paulus vermissen ließ, unter mancherlei Gefahren und Wechselfällen, wie sie denn einmal mit Steinigung bedroht, ein anderes Mal als Götter verehrt wurden, die benachbarten Provinzen durchzogen, die man damals unter dem Namen Galatien zusammenfaßte. Kirchliche Gemeinschaften wurden an vielen Orten in sehr patriarchalischer Weise gegründet; die ersten Bekenner, häufig eben solche, welche die Apostel gastlich bei sich aufgenommen, erscheinen als die Vorsteher der werdenden Gemeinden.

Noch war es jedoch nicht gewiß, ob die nach dem Sturme der erwähnten Verfolgung wieder erneuerte Mutterkirche in Jerusalem mit diesem Verfahren einverstanden sein werde. Denn unter den Bekehrten, zu denen auch Pharisäer gehörten, wurde die Ansicht laut, daß die neue Lehre sich doch unbedingt an die alten Gebräuche anschließen müßte. Es würde ohne Zweifel das Verderben der neuen Gründung herbeigeführt haben, wenn diese Ansicht vorwaltend gewesen wäre. Paulus selbst in Erinnerung dessen, was in Cäsarea geschehen war, verwarf sie aus dem Grunde, daß man den neuen Bekennern nicht Gesetze auferlegen dürfe, die man selbst nicht habe ertragen können. Hierauf wurde in Jerusalem der förmliche Beschluß gefaßt, auf den alten nationalen Satzungen nicht zu bestehen, sondern nur die Enthaltung von alledem, was mit dem heidnischen Götzendienst zusammenhing, zur Pflicht zu machen. Hierdurch in seinem Vorhaben bestärkt, konnte nun Paulus mit ein paar neuen Gefährten, unter denen auch ein Mitglied der jerusalemitischen Gemeinde sich befand, des Namens Silas, eine zweite Bekehrungsreise unternehmen. Die erste Absicht war, die in Galatien gestifteten Gemeinden zu besuchen. Hier hatten Einwirkungen judaisierender Art, wie sie in Jerusalem vorkamen, stattgefunden. Paulus konnte sich denselben jetzt mit der Autorität der dort gefaßten Beschlüsse entgegensetzen. Er fand damit die freudigste Aufnahme: denn das Gesetz zu beobachten, vor allem die Beschneidung,

war nun nicht mehr erforderlich, um der neuen Gemeinde anzugehören. Paulus rüstete sich zu neuen Unternehmungen, die ihn weiter nach dem Okzident, zunächst nach Mazedonien und Achaja, führten.

In jenem Philippi, wo sich der Sieg der Cäsarianer über die Republikaner entschieden hatte, kam es zu einem ersten Zusammentreffen mit den Begriffen, auf denen das römische Reich beruhte. Daß Paulus und seine Begleiter die Religion eines höchsten Gottes verkündigten, vor der also die römische zurückstehen sollte, wurde ihnen zum Verbrechen gemacht; sie wurden mißhandelt und in den Kerker geworfen. Dem aber zu widerstreben, hatte Paulus einen gesetzlichen Grund; er war römischer Bürger — Antonius hatte die Stadt Tarsus mit dem römischen Bürgerrecht beschenkt — und auch einer seiner Begleiter scheint durch diese Bezeichnung von den übrigen Untertanen ausgezeichnet gewesen zu sein. Paulus behauptete nun, ihm sei dadurch, daß man ihn gefangengesetzt habe, ohne ihn zu verhören, eine mit den Rechten römischer Bürger im Widerspruch stehende Beleidigung widerfahren. Er war nicht damit zufrieden, aus dem Gefängnis entlassen zu werden. Die Magistrate sollten selbst erscheinen, um ihn aus demselben herauszuführen. Das geschah denn auch; denn der Verletzung des Rechtes eines römischen Bürgers angeklagt zu werden, hätte den Magistraten Ungelegenheiten zuziehen können.

Noch deutlicher als hier kam es in Thessalonich zutage, was man Paulus und seinen Begleitern vorwarf. Man beschuldigte sie, ihre Lehre führe dahin, daß ein anderer, des Namens Jesus, König sein solle, was den Gesetzen der römischen Cäsaren entgegenlaufe. Die Idee von dem Reiche Gottes wurde so mißverstanden, daß die höchste Autorität dabei nicht bestehen könne. Die dortigen Magistrate mißhandelten die Wanderer nicht, nahmen aber Bürgschaft von ihren Gastfreunden und ließen sie ziehen.

Wir begleiten hier ein in seiner gesellschaftlichen Stellung unbedeutendes Individuum auf jedem Schritte, den es tut. Seine Wanderung hat ein universalhistorisches und religiöses Interesse.

Paulus und sein Begleiter Silas suchten dieses Mal auf weitem Umwege Korinth zu erreichen, das in seiner maritimen Lage durch den einen seiner Häfen mit Antiochien und dem Osten, durch den anderen mit Italien und Rom in steter Verbindung stand. Es war eine Art von Station auf dem Wege nach der Welthauptstadt, mit einer beinahe ebenso mannigfaltig zusammengesetzten Bevölkerung wie Antiochien, aber in unmittelbarem Verkehr mit Rom, von wo soeben Flüchtlinge jüdischer Herkunft, durch ein Edikt des Claudius (wahrscheinlich im Jahre 49 unserer Ära) verbannt, angelangt waren. Hier verweilte Paulus anderthalb Jahre lang. Mit seinen Gefährten trieb er ein Gewerbe, das ihn nährte, aber

doch auch Zeit ließ, das Evangelium von dem erschienenen Messias zu verkündigen.

Er fand damit Eingang und vollzog die Taufe in Person an einigen der vornehmsten Bekehrten, fand aber zugleich den größten Widerstand bei den Juden, die immer ihre Blicke nach Jerusalem gerichtet hielten. Besonders hier ist dann die Herrschaft der Römer dem Apostel mächtig zu Hilfe gekommen. Korinth war nicht mehr das alte. Die Gräber der Bakchiaden waren längst zerstört; deren Nachfolger waren für die griechische Freiheit kämpfend zugrunde gegangen. Cäsar, der die Wichtigkeit des Platzes für den Handel vollkommen würdigte, hatte eine Kolonie dorthin geführt, die hauptsächlich aus Freigelassenen von allerlei Herkunft bestand, so daß sich einer neuen Lehre keine Sympathie für den lokalen Götterdienst entgegensetzte.

Damals war Korinth der Sitz einer senatorischen Provinz, die Achaja und Mazedonien umfaßte. Prokonsul war Markus Annäus Novatus, der durch Adoption den Namen Gallio führte, Sohn des Rhetor, Bruder des Philosophen Seneca.

Auch an den nun wandten sich die Juden mit ihrer Klage, daß die neue Lehre ihrem Gesetze zuwiderlaufe. Der Prokonsul aber war weit entfernt, ihnen Gehör zu geben. Er wolle, sagte er, in Fragen der Lehre und des Gesetzes nicht zu Gericht sitzen. Er gewährte dem Apostel eine offenbare Protektion. Die Züchtigung, die diesem zugedacht war, wurde über den Führer seiner Ankläger verhängt. Paulus stiftete in Korinth eine Gemeinde, die sich immer gerühmt hat, daß die römische von ihr ausgegangen sei.

Unwahrscheinlich ist es nun nicht, daß der Prokonsul den in seiner Familie angenommenen Ideen über Gott und Welt ebenfalls beistimmte und durch deren Verwandtschaft mit dem Monotheismus, wie ihn Paulus vortrug, bewogen wurde, demselben Gunst und Förderung angedeihen zu lassen. Aber identisch waren doch diese Ideen keineswegs: sie beruhten immer auf ganz verschiedenen Prinzipien, und für einen römischen Prokonsul mußte der Zweifel über das Verhältnis der neuen Genossenschaften zur höchsten Autorität im Reiche, der sich in Tessalonich geregt hatte, von doppelter Bedeutung sein.

Verhehlen wir uns nicht, daß diese Frage unter dem politischen Gesichtspunkt die vornehmste von allen war. Das unsichtbare Reich Gottes, das Königreich des Messias, geriet mit der Idee der unbedingten Autorität des Kaisers in einen nicht wegzuleugnenden Konflikt. Ausdrücklich wird zwar von dem Prokonsul nicht überliefert, wieso er sich entschließen konnte, darüber hinwegzugehen. Aber wir dürfen unbedenklich ein Monument wichtigster Art hierher ziehen, wiewohl es wahrscheinlich erst einige Jahre

später in Korinth entstanden ist. Es ist der Brief des Apostels an die Glaubensgenossen in Rom, wo Paulus persönlich noch nicht erschienen war; nur mit den von dort verjagten Juden trat er in Korinth in Verbindung.

In diesem Brief an die Römer ist das vornehmste Bestreben des Apostels, den Unterschied zwischen denen, die aus dem Judentum übertraten, und den Heiden in sich selbst zu vernichten, auf den Grundsatz des Monotheismus gestützt, daß der Gott der Juden auch der Gott der Heiden sei. Indem er nun an die Gläubigen moralische Ermahnungen ergehen läßt, welche die stoische Ethik berühren, aber ihr noch das neue Motiv der Gnade und Liebe hinzufügen, gedenkt er auch ihres Verhältnisses zu der höchsten Staatsgewalt. Wenn man bisher die Lehre als im Gegensatz gegen das Kaisertum begriffen gedacht hatte, so sagt Paulus: Jede lebendige Seele sei den vorgeordneten Gewalten Gehorsam schuldig; denn alle Obrigkeit schreibe sich von Gott her; es gebe keine, die nicht von Gott herrühre; wer sich der Obrigkeit entgegensetze, streite wider Gott.

Wenige Sätze, welche aber eine neue Ordnung der Dinge begründen, in welcher Religion und Staatsgewalt voneinander geschieden werden und doch wieder auf das genaueste zusammenhängen. Eigentlich ist es die Ausführung des Spruches: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Den christianisierten Juden wird ein Widerstand, wie der, in dem sich ihre Nationalität von jeher bewegte, untersagt; sie sollen die Steuer zahlen, gegen welche sie sich einst zur Zeit des Quirinius auflehnten; sie sollten in unbedingter geistiger Freiheit ihre Religion ausüben — aber die Obrigkeit hat die Pflicht, das Böse zu strafen; darum führt sie das Schwert. Eben diese Doktrin gehörte dazu, um es den römischen Bürgern möglich zu machen, Christen zu sein und das neue Gottesreich anzuerkennen. Daß damit die große Frage zwischen Religion und Staat nicht vollkommen gelöst wurde, versteht sich von selbst. Auch kam es darauf nicht an: das Erste ist die Unterscheidung der beiden Gebiete. Die Anerkennung des Staates als solchen eröffnete der Religion und ihrer Einwirkung eine freie Bahn. Auch den Cäsaren werden Befugnisse zugestanden, die ihnen von der Gottheit übertragen worden seien, wobei nur ihre eigene Göttlichkeit ausgeschlossen wurde, an die ja auch Seneca und die stoische Schule nicht glaubten und nicht gebunden sein wollten. Im Reiche der Ideen, die einander durch unsichtbare Fäden berühren, werden auch Allianzen geschlossen und wieder aufgelöst. Das Christentum, wie es damals war, fand einen Rückhalt an der Opposition der Republikaner und Philosophen gegen die von einer Abstammung von den Göttern hergeleitete höchste Gewalt. Zugleich wurde dadurch der lokale und politische Polytheismus in seiner Wurzel

getroffen. Der jüdische Monotheismus, von den nationalen Zutaten gereinigt, zur Idee Gottes des Höchsten, von dem er ausgegangen war, zurückgeführt, erhob sich zu einer alle Völker verbindenden Anschauung. Bei Paulus vereinigt sich alles, um zu diesem Resultat zu führen: es ist die Summe seines Apostolats.

Beinahe auffallend ist es, daß der neue Glaube, indem man ihn mit dem Gesetz der Juden kämpfen und nach einer Ausgleichung mit der Herrschaft der Cäsaren streben sieht, mit den polytheistischen Religionen, welche die Welt erfüllten, noch nicht in direkten Kampf geraten war. Der große Gegensatz aber, welcher noch manches Jahrhundert dauern sollte, erscheint schon bei den Reisen des Paulus in voller Evidenz.

Bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Athen — noch ehe er nach Korinth gelangte — wurde er von der Menge der Tempel und der Altäre, denen er überall begegnete, überrascht. Auf dem Areopag hat er dann eines Tages die Lehre verkündet, daß der Dienst der Götter durch Bildsäulen und Bauwerke doch nicht der wahre sei; Gott wohne nicht in Tempeln, von Händen gemacht; er bedürfe keines Opferdienstes: denn er habe Himmel und Erde geschaffen und allen Völkern ihre Sitze auf Erden angewiesen. Wir haben schon die anlautenden Doktrinen, die sich bei Seneca und Persius finden, erwähnt; Paulus knüpft ausdrücklich an das Wort eines Hymnus des Kleanthes an Zeus an, worin die Menschen als von göttlichem Geschlechte bezeichnet werden, woraus sich dann die unmittelbare und gleiche Beziehung aller Menschen auf Erden ergeben. Er sprach das erhabene Wort aus: „In ihm leben, weben und sind wir." Die Voraussetzung ist die tiefste und innigste Verbindung der Gottheit mit der Natur des Menschen, bei der dann die besonderen Dienste notwendig wegfallen. Die Athener haben den Apostel mit Vergnügen angehört, aber bei der leichtbeweglichen Bevölkerung, welche alle Tage etwas Neues zu vernehmen liebte, konnte er doch keinen nachhaltigen Eindruck machen. Was er von Christus und der Auferstehung hinzufügte, erschien ihnen befremdlich und stieß sie eher zurück. Aber das war doch ausgesprochen, daß der Polytheismus sich mit der Idee der Gottheit nicht vertrage. Doch kam es noch zu keinem offenen Zusammenstoß. In Konflikt mit dem Götterkultus geriet der Apostel erst in Ephesus, wohin er sich gewandt hatte, nachdem er von Korinth aus noch einmal nach Antiochien zurückgegangen war.

Ephesus war der Sitz des Dienstes der Artemis in ihrer orientalischen Auffassung, welcher, einst gestört durch die Perser, infolge der Siege Alexanders des Großen um so mehr um sich gegriffen hatte. Ein neuer prächtiger Tempel war seitdem entstanden, der, als ein Wunderwerk der Welt angestaunt, jahraus, jahrein unzählige Pilger um sich ver-

sammelte. Sie pflegten bei ihrer Abreise Abbildungen der Göttin mit sich zu nehmen, deren Anfertigung einen blühenden Industriezweig ausmachte. Die Stadt lebte von dem Besuche der Fremden. Paulus hütete sich nun, diesen Dienst direkt anzugreifen, aber mit seiner Lehre, daß man kein von Menschenhand gemachtes Bildwerk göttlich verehren dürfe, vertrug sich doch weder dieser Dienst noch auch das Kunstgewerbe, das damit zusammenhing. Zunächst gerieten die Inhaber desselben in Bewegung gegen Paulus und wurden dabei von einer tumultuarischen Menge unterstützt. Und zweifelhaft mußte es erscheinen, ob die Römer den Apostel auch gegen die Griechen schützen würden, wie bisher gegen die Juden. Die einheimischen Behörden selbst, namentlich die Asiarchen, das heißt eine zur Aufsicht über den Tempel und den Kultus bestimmte, aus Notabeln der verschiedenen Nachbarstädte gewählte, von dem römischen Prokonsul bestätigte Provinzialbehörde, nahmen Anstoß an den Gewaltsamkeiten, welche das Leben eines Mannes, dem kein sonstiger Frevel schuld gegeben werden konnte, bedrohten. Sie machten geltend, daß der Streit der bestehenden Rechtsverfassung gemäß ausgetragen werden müßte, und erinnerten daran, daß es eine prokonsulare Gewalt im Lande gebe, welche jeden Tumult bestrafen würde. Paulus, der gewarnt worden war, sich nicht in das Getümmel zu begeben, erfuhr keine fernere Unbill; aber er hielt es doch für geraten, die Gemeinde, die er um sich versammelt hatte, zu segnen und sich selbst zu entfernen. Zum Ausbruch eines offenen Kampfes war es auch in Ephesus nicht gekommen. Der Apostel hatte nur eben die Lehre ausgesprochen, daß das Göttliche nicht in Bildwerken dargestellt werden könne; — seine Aussprüche sind Manifeste für die Zukunft. In unmittelbaren Kampf geriet er mit dem exklusiven Judentum, welches eine Abweichung von den althergebrachten Zeremonien, namentlich auch der Beschneidung, mit Haß verfolgte.

Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß die christliche Gemeinde und ihre Vorsteher in Jerusalem sich innerhalb der Grenzen hielten, welche der Aufenthalt in der Stadt und der Besuch des Tempels erforderlich machten. Wie weit aber war Paulus über diese Grenzen hinausgegangen! — er hatte allenthalben von dem Zeremonialgesetz abstrahiert; seine gesamte Tätigkeit beruhte darauf. Als er nun wieder nach Jerusalem kam, um die Verbindung zwischen der dortigen Muttergemeinde und den von ihm stammenden Pflanzungen aufrechtzuerhalten oder vielmehr erst recht zu begründen, mußte dies Verhältnis zur Sprache kommen. Was man von dem Gegensatz der Juden-Christen und der Heiden-Christen anzunehmen pflegt, erscheint doch nicht so bedeutend in dem einfachen Bericht der Urkunde: denn die Beschneidung fallen zu lassen, war bei der früheren Beratung beschlossen worden. Aber soviel ist einleuchtend,

daß es für die Gemeinde in Jerusalem eine Verlegenheit herbeiführte, wenn sie mit dem Mann, der so entschieden von dem Gesetz abgewichen war, in Verbindung trat. Die Vorsteher gaben dem Apostel den Rat, durch die Teilnahme an den Zeremonien des Nasiräismus zu beweisen, daß er noch Jude sei: eine Fürsorge, die sich aber vollkommen unnütz erwies. Als Paulus in Begleitung eines Griechen, der für unbeschnitten galt, im Tempel erschien, erfolgte eine allgemeine Unruhe: denn der sei der Mann, der das Gesetz überall verletzte und selbst die Heiligkeit des Tempels antaste. Der Judaismus in seiner gehässigsten Schroffheit erhob sich gegen ihn. Paulus wurde selbst von den Gewaltsamkeiten bedroht, denen vor kurzem Stephanus erlegen war. Und überlegt man, wie es doch nur Keime einer neuen Kirche waren, die Paulus gepflanzt hatte; wie leicht, wenn er umgebracht wurde, seine Pflanzungen, insofern sie von den jüdischen Gebräuchen abwichen, hätten zerstört werden können, so war es eine allgemeine Gefahr, die in diesen Stürmen zutage kam. Das Christentum würde, wenn Paulus unterlag, schwerlich jemals von der nationalen Besonderheit sich haben befreien können.

Da aber trat eine wirksame Intervention von seiten der Römer ein. Der Kriegstribun, der auf der Burg befehligte, nahm den Bedrängten in Schutz, zunächst nur, um ein gerichtliches Verfahren gegen ihn einzuleiten, in der Weise, wie das einst von Pilatus an Jesus geschehen war; er schickte sich an, Paulus geißeln zu lassen. In diesem Augenblick griff jedoch ein anderes, das für Paulus eigentlich rettende Moment in die Verhandlung ein; es entsprang aus dem Begriff des römischen Bürgerrechtes. Die Gesetze der römischen Republik, wie sie von den Plebejern errungen worden waren, kamen der werdenden Religion zu Hilfe.

Wir wissen: in den alten bürgerlichen Konflikten war festgesetzt worden, daß kein Bürger, der an das Volk provoziere, körperlich gemißhandelt oder gar getötet werde. Dies Gesetz war in späterer Zeit durch die Lex Porcia erweitert und verschärft worden. Ganz im allgemeinen wurde verboten, einen römischen Bürger zu schlagen oder zu töten; man hatte darauf eine schwere Strafe gesetzt. Es war wohl die wichtigste Prärogative, die die römischen Bürger im gerichtlichen Verfahren über die Untertanen des Reiches erhob. Dies Recht nun rief Paulus an, als er an den Pfahl gefesselt wurde; er erinnerte, daß er römischer Bürger sei. Der Centurio, der die Strafe zu vollziehen hatte, gab davon dem Tribun Nachricht, der den Wert des römischen Bürgerrechtes, das er selbst sich um eine ansehnliche Summe Geldes erworben hatte, um so mehr zu schätzen wußte. Als er vernahm, daß Paulus schon durch seine Geburt dem Stande römischer Bürger angehöre, befahl er, innezuhalten und nahm den Gefangenen vielmehr in seinen Schutz. Er erzählte selbst, er

habe sich überzeugt, daß gegen Paulus, der römischer Bürger sei, nichts vorliege, was Fesseln oder Tod verdiene, und, unfähig, den Gefangenen vor den Nachstellungen der Gegner zu schützen, schickte er denselben zu dem kaiserlichen Prokurator nach Cäsarea. Der Name dieses Tribuns, dem eigentlich die Rettung des Apostels Paulus und damit zugleich der Inkunabeln des heidenchristlichen Glaubens zuzuschreiben ist, verdient wohl, auch hier angemerkt zu werden: er hieß Claudius Lysias.

Der Prokurator Antonius Felix, dem Tacitus ein schlechtes Zeugnis ausgestellt hat, bewies dem Apostel, dessen sittliche Strenge ihm unbequem wurde, wenig Teilnahme. Er hatte jedoch auch keine Ursache, den Willen der Juden an ihm zu vollstrecken. Wohl war er nicht ohne Teilnahme der Hierarchie, namentlich des Hohenpriesters, zu seiner Stellung gelangt, aber er hatte sich dann mit demselben entzweit und, soviel man weiß, die Mahnung des Hohenpriesters, sein Betragen zu ändern, worin er eine Beleidigung sah, damit vergolten, daß er ihn durch Meuchelmörder umbringen ließ. Zwei Jahre lang blieb Paulus in strengem Gewahrsam.

Der Nachfolger des Felix, Porcius Festus, war entschlossen, die Sache wieder aufzunehmen. Noch in Cäsarea wurde eine gerichtliche Verhandlung veranstaltet. Was die Juden gegen Paulus vorbrachten, darüber gibt uns seine kurze Verantwortung Auskunft: er habe nicht gegen das Gesetz der Juden, noch gegen den Tempel, noch gegen den Kaiser gefehlt. Wenn aber der Prokurator das Vorhaben kundgab, ihn nochmals nach Jerusalem zu führen, um dort eine Gerichtsverhandlung in aller Form gegen ihn zu eröffnen, so wollte sich Paulus, der eben darum nach Cäsarea gebracht worden war, um seines Lebens sicher zu sein, dem nicht fügen. Er kannte sein Recht und war entschlossen, es zu behaupten. Er erklärte, er stehe hier vor dem Richterstuhle des Kaisers und berufe sich auf denselben. Ähnliche Fälle hat man auch in anderen Provinzen erlebt, daß Angeklagte, die römische Bürger waren, nach Rom abgeführt zu werden verlangten. Man wird nicht irren, wenn man hierbei in Erinnerung bringt, daß das Recht, einem römischen Bürger infolge einer Provokation beizustehen, durch die tribunizische Gewalt an den Kaiser übergegangen war. Die auf die Cäsaren übertragene tribunizische Gewalt war dazu bestimmt, den römischen Bürger gegen jede Vergewaltigung durch Magistrate oder andere Befehlshaber sicherzustellen. Die Prärogative des Kaisers und das Recht des römischen Bürgers standen in der engsten Verbindung miteinander.

Festus antwortete dem Paulus: „Auf den Kaiser hast du dich berufen, zum Kaiser sollst du ziehen."

So geschah es, daß der Apostel auf einem Schiffe unter der Obhut

eines Mitgliedes der kaiserlichen Kohorte nach Rom gebracht wurde, um vor dem Kaiser ein gerichtliches Verfahren zu bestehen. Leider bricht die Erzählung, der man bisher um so mehr folgen durfte, da sie gute Kunde mit einfacher Darstellung verbindet — wie wir denn ohne sie über die Pflanzungen des Christentums in undurchdringlichem Dunkel sein würden — hierbei ab. Nicht einmal über den Fortgang des gerichtlichen Verfahrens sind wir unterrichtet. Nur soviel erhellt, daß Paulus sich in einer freien Gefangenschaft befand, in der es ihm möglich war, seinen Freunden Nachrichten über sich zugehen zu lassen. In einem Briefe an Timotheus erzählt er, bei seiner Verantwortung habe ihn jedermann verlassen; er sei auf sich selbst angewiesen geblieben, aber aus dem Rachen des Löwen gerettet worden. Er faßte den Mut, sich zu einer neuen propagandistischen Reise anzuschicken.

Weiter aber vernehmen wir nichts von ihm. Über seine letzten Schicksale läßt sich keine sichere Nachricht auffinden. Er verschwindet aus der Geschichte, mitten in der Vollendung seines großen Werkes, in der er seine Lebensaufgabe sah und die es war. Er ist unsterblich, wenn jemals ein Mensch zu einer sozusagen irdischen Unsterblichkeit gelangt ist. Seine Verlassenschaft sind die tiefsinnigen, inhaltsreichen Episteln, die er in seinem stürmischen und arbeitsvollen Leben abzufassen die Zeit gefunden hat. Sie enthalten die dogmatischen Grundlagen des christlichen Glaubens und haben zur Ausbreitung desselben, der Bildung der Kirche und, wenn diese auf Irrwege geraten war, zur Herstellung eines reinen Gottesbegriffes in der Welt das meiste beigetragen.

Aber diese Lehren zu allgemeiner Geltung zu bringen, dazu war die Zeit noch lange nicht gekommen. In dem römischen Reiche erhob sich soeben der falscheste der polytheistischen Begriffe, die vermeinte Divinität, zu umfassenderen Ansprüchen als jemals. Wahrscheinlich ist Paulus selbst diesen zum Opfer gefallen.

Kaiser Constantin und das Christentum

Das Christentum verdankte seine Erhaltung der Prärogative des römischen Bürgerrechtes. Hierauf unter gewaltsamen Imperatoren verfolgt, hatte es doch, sobald diese Strenge nachließ, sich mit einer gewissen inneren Folgerichtigkeit entwickelt, und die Kaiser hatten Bedenken getragen, es gewaltsam zu unterdrücken. Worauf es dann ankam, das war bereits durch Justinus Martyr ausgesprochen. Der Philosoph-Märtyrer hatte es für ein unbezweifeltes Recht erklärt, von dem Schlechteren zu dem Besseren übergehen zu dürfen — in religiöser Hinsicht wie in jeder anderen. Er ging davon aus, daß der Kaiser durch die Pflicht, sein Amt zu verwalten, auch dazu verpflichtet werde, dies Recht anzuerkennen. Eine momentane Toleranz genügte ihm noch nicht. Er wollte eine solche auf immer von dem Kaisertum anerkannt und ausgeübt sehen.

Zwei Mächte waren von Anfang an im Kampf: das Christentum, das dem Götzendienst absagte, und das Kaisertum, das an demselben festhielt. Es hätte sich selbst reformieren müssen, wenn es dem Christentum hätte gerecht werden wollen. Und vielleicht wäre das mit der Zeit möglich gewesen, wenn der Friede, der damals obwaltete, im Innern und Äußern fortgedauert hätte. Aber durch die Angriffe der benachbarten Völker, die sich erneuerten, wurde die Idee der Religion der Waffen wiederbelebt. Nur unter dem Schutz der Götter glaubte man die Feinde abwehren zu können. In dem inneren Konflikt kamen zuweilen mildere Tendenzen, die dann die Wirkung hatten, daß das Christentum sich weiter entwickeln konnte, zum Vorschein; aber sie wurden wieder zurückgedrängt, und zwar um so schärfer, je größer die zuletzt geübte Nachsicht gewesen war. Besonders waren es dann die persischen Kriege, welche den Anlaß gaben, daß man alle Kräfte des Reiches ins Feld zu führen versuchte. Die Verbindung des Dienstes der alten Götter mit der Landesverteidigung hatte zur Folge, daß man jede Abweichung von diesem, als dem allgemeinen Wohl zuwiderlaufend, auf das strengste verpönte. Die Idee, welche Diokletian in einem seiner Edikte aussprach, war, daß durch die Vorsicht der Götter alles das, was gut sei, der Welt bekannt geworden sei und nur durch verständige Männer erwogen und ausgeführt zu werden brauche. Er verdammte jede religiöse Abweichung als eine verbrecherische Verirrung. Da nun der Erfolg der Waffen lediglich durch

die Führung der Götter, deren Willen man durch die Haruspizien erkenne, bestimmt wurde, so schritt man zu den äußersten Akten der Gewalt, um die Christen zur Teilnahme an dem Götterdienst zu zwingen. Die Idee des alten römischen Reiches und die Vorstellung von den göttlichen Dingen, die seit der Gründung desselben vorgewaltet, schlossen einander und verhängten Untergang und Verderben über die Christen. Man kann das vom rein patriotischen Standpunkt begreifen, aber in der Tat war es doch ein Wahn und eine Grausamkeit. Denn Rom war eben nicht die Welt. Wäre es auch mit der Verteidigung gelungen, so würde doch das römische Reich und die Kultur, die es in sich schloß, auf die gegenwärtigen Grenzen beschränkt geblieben, jeder weitere Fortschritt unmöglich geworden sein. Das Christentum aber war eine Religion für die Welt, die benachbarten Nationen sowohl wie die Römer. Und eine Grausamkeit lag darin, wenn man die keines anderen Vergehens anzuklagenden Gläubigen ihres Glaubens wegen umbrachte.

Die christliche Tugend selbst wurde ein Verbrechen; Konstantin spricht mit Indignation über das Verfahren, das man gegen die Christen einschlug, und mit Bewunderung von der Standhaftigkeit, mit welcher diese jede Gewaltsamkeit, von der sie bedrängt wurden, ertrugen. Man kann nicht bezweifeln, daß er den Gedanken hegte, von diesem Unwesen wenigstens die Gebiete seines Vaters frei zu halten und vielleicht ihm auf immer ein Ende zu machen, als er aus Asien zurückkam. Darin liegt die Größe seiner Position. Er strebte nach dem Imperium; es ist kein Zweifel daran — aber zugleich nach einer Veränderung desselben, die dem Christentum entsprach. Streng genommen darf man nicht sagen, daß er sich der Christen habe bedienen wollen, um seinen Zweck zu erreichen, ebensowenig als man sagen dürfte, daß die Christen ihn an ihre Spitze gestellt hätten, um den ihren durchzusetzen; es war eine Koinzidenz zweier Intentionen. Der Cäsar wollte die ihm überlegenen Gewalten stürzen; die Christen mußten auch ihrerseits wünschen, derselben entledigt zu werden. Sie vereinigten sich zu dem Zwecke, das Imperium zu erobern, aber ihm zugleich einen anderen Charakter zu geben.

Man dürfte behaupten, daß diese Veränderung nicht dahin ging, das Reich zu stürzen, sondern vielmehr es auf eine Weise umzugestalten, daß ihm selbst noch eine weitere Ausdehnung seiner Macht ermöglicht wurde. Die patriotischen, aber beschränkten Anschauungen, welche Diocletian verkündet hatte, konnten beseitigt und das Reich, noch in etwas freierem Sinne, der Mittelpunkt der Weltgeschichte werden. So ward diese Vereinigung zweier ursprünglich verschiedener Intentionen geschlossen. Sie waren beide der Allgewalt der Herrscher, welche die Verfolgung über die Welt verhängten, entgegengesetzt. Und da liegt nun am Tage, daß

die Christen dem Cäsar, der Augustus wurde, die größten Dienste geleistet haben. An der Milvischen Brücke ist der Sieg durch ihre Scharen unzweifelhaft behauptet worden. Die nur in der Form der Anerkennung eines höchsten Wesens ausgesprochene, gleichsam noch verhüllte Religion hatte ebenso den Sieg über den alten Götterdienst im Kampfe gegen Maximinus davongetragen. Der alte Glaube wurde durch den Sieg des Kreuzes über die Scharen des Licinius vernichtet; der neue Glaube erfocht den vollen Sieg. Nachdem diese großen Erfolge errungen waren, machte Constantin vor allem den Ungerechtigkeiten, die sich Licinius hatte zuschulden kommen lassen, ein Ende. Alle die, welche ihre Ämter verloren hatten, erhielten dieselben wieder. Die, welche in die Bergwerke oder zu öffentlichen Arbeiten verurteilt waren, wurden in ihren früheren Stand wiedereingesetzt. Die konfiszierten Güter der Hingerichteten gab Constantin den Angehörigen zurück. Er bedrohte die mit Strafen, welche Besitzungen, die den Christen gehörten, sich angeeignet hatten, wenn sie sich weigern würden, sie herauszugeben. Was an den Fiskus gekommen war, befahl er, auch dann nicht zu behalten, wenn sich keine berechtigten Erben fanden. Die Güter wurden dann den Kirchen überlassen, denen die Verurteilten angehört hatten. Denen, welche ihre militärischen Stellungen ihrer Religion wegen verloren hatten, wurde freigestellt, entweder sie mit dem alten Range wieder anzutreten oder mit allen Ehren den Abschied zu nehmen. Mit einem Schlage bekam die bisher unterdrückte Partei die Oberhand. In der Zivilverwaltung nahm Constantin die obersten Beamten aus den Christen; waren einige dies nicht, so wurde ihnen verboten, zu opfern. Idolatrie wurde den Beamten untersagt, so daß die ganze Organisation, welche den Staat konstituierte, denen entrissen wurde, welche am Dienst der Götter festhielten; denn mit jener Neutralität hatte es infolge der Ereignisse ein Ende auf immer genommen.

Ein Schreiben an die Provinzialen des Orients liegt vor, in welchem Constantin seinen Standpunkt ausführlich entwickelt. Er geht davon aus, daß sein Vater mit wunderbarer Einsicht Gott den Höchsten allein angebetet; dessen Mitgenossen im Reich, ohne gesundes Verständnis und von gewaltsamer Natur dagegen seien beflissen gewesen, die Wahrheit zu unterdrücken. Constantin bringt dann die Erinnerungen aus seiner Jugend bei, deren wir schon gedachten. Dem aber fügt er noch ein Moment hinzu, durch welches die patriotischen Absichten, welche die früheren Kaiser vor sich hertrugen, in ihrer Nichtigkeit erscheinen; vielmehr seien sie eben zum Gegenteil ausgeschlagen. Um den nicht zu beschreibenden Qualen zu entgehen, welche man den Christen angetan habe, seien viele zu dem Entschluß gekommen, zu den Barbaren zu fliehen und hätten sich bei diesen einer menschenfreundlichen Aufnahme erfreut. Welch ein

Schimpf für die Römer liege darin! Aber die Urheber dieser Greuel seien in bürgerliche Kriege verwickelt worden und sämtlich zugrunde gegangen. Constantin bittet Gott, durch ihn, seinen Diener, den Orientalen Rettung und Heil angedeihen zu lassen. Unter göttlicher Leitung habe er sein Heer daher geführt und seine Siege erfochten; seine Absicht sei, das von den Tyrannen verwüstete Haus Gottes wieder aufzurichten: „Durch Deine Macht bin ich groß geworden; ich fürchte Deine Macht."

Den Umfang seiner Ideen lernt man noch besonders aus einem Schreiben kennen, welches er an seinen sassanidischen Nachbar, den in den orientalischen Sagen und Geschichten hochgefeierten Schapur II., gerichtet hat. Eben in dessen Gebiet war der größte Teil der ausgetretenen Christen geflüchtet; und Constantin gewann es über sich, dem Oberhaupt des Feuerdienstes den Schutz der Gläubigen zu empfehlen. Er erklärte dem Schapur, er freue sich, daß das Reich desselben in Blüte sei; denn das werde auch den Christen in den dortigen Gebieten zugute kommen. Von seinen Siegen spricht er dann in demselben Sinne wie in dem eben erwähnten Erlaß. Er sei dem Lichte der Wahrheit gefolgt, und zwar im Kampf mit den frühern großen Machthabern, deren Sinn dahin gegangen sei, die Wahrheit, für die es ihnen an allem Verständnis gefehlt habe, zu verdunkeln oder vielmehr zu ersticken. Die höchste Gottheit habe ihren Unwillen über dies Verfahren dadurch zu erkennen gegeben, daß sie die Urheber desselben zugrunde gerichtet habe. Zu den Beweisen dieser göttlichen Ungnade rechnet Constantin nun selbst die Vorteile, welche die Perser über die Römer zuzeiten errungen hatten, selbst die Gefangennehmung des Kaisers Valerian durch den ersten Schapur. Historisch unrichtig ist die Verbindung dieser Momente keineswegs. Denn wenn Valerian im Kampfe gegen die Perser obgesiegt hätte, so würden die von ihm erlassenen Edikte gegen die Christen zur Ausführung gelangt und das Christentum unterdrückt worden sein. Für die Umwandlung der weltbeherrschenden Ideen ist es von größter Bedeutung, daß ein römischer Kaiser die Niederlage eines seiner Vorgänger für eine von der Gottheit, die er anbetet, verhängte Fügung erklärt. Dadurch wurde die ideale Scheidewand zwischen dem römischen Imperium und dem Sassanidenreiche gleichsam niedergerissen; eine höhere Idee wurde anerkannt, welche über den beiden Reichen schwebte und ihre Entzweiung eigentlich als ein untergeordnetes Moment erscheinen ließ. Es war die Idee des Christentums, das bei den Persern eine Zuflucht gefunden und nun im römischen Reich die Oberhand erhalten hatte. Das war ja eben die charakteristische Eigentümlichkeit der neuen Religion: sie fiel nicht mit der obersten politischen Gewalt zusammen. Ein Moment trat ein, in welchem die christliche Idee zur Trägerin des Friedens zwischen den Nationen zu werden den Anlauf

nahm. Das römische Imperium konnte mit den Nationen, die es bekämpfte, im Frieden bleiben, ohne daß diese sich unterworfen hätten. Die Kulturwelt vermochte auf fremde Nationen noch auf eine andere Weise Einfluß zu gewinnen, als durch die Religion der Waffen. Wir werden im Laufe der Geschichte wahrnehmen, wohin das geführt hat. Jetzt bleiben wir innerhalb der Grenzen des Imperiums stehen, wo die nächste Frage eine ganz andere war.

Die Vielgötterei war besiegt, aber keineswegs vertilgt; das Christentum hatte die Oberhand gewonnen, aber damit nicht etwa die ausschließende Herrschaft. Und noch nicht so abgestorben war die innere Lebensfähigkeit der heidnischen Kulte, daß sie nicht auch ohne unmittelbaren Anlaß sich immer aufs neue hätte regen sollen. Sie hatten in den lokalen Diensten feste Wurzeln.

Man dürfte nicht sagen, die Christen seien Meister des Reiches geworden; der Fürst war es geworden, der sie vor den Gewaltsamkeiten schützte, die sie von seinen Gegnern erfuhren. Aber indem er die Persekutoren niederwarf, war er doch zugleich ihr Nachfolger geworden. Er konnte unmöglich zugeben, daß an die Stelle der Unordnungen der Verfolgung die vielleicht noch größeren einer gewaltsamen Reaktion träten. Er hörte wohl sagen, so drückt er sich einmal aus: die Tempel und ihr Dienst seien nunmehr aufgehoben. Auch er sei geneigt, die Macht der Finsternis zu zerstören, aber er bedenke das vielen Gemütern innewohnende hartnäckige Festhalten des Irrtums; dieser drohe die allgemeine Wiederherstellung zu hindern.

Allerdings hat Constantin eine Anzahl von polytheistischen Heiligtümern, besonders solche, welche dem Dienst der Venus gewidmet oder von denen die Orakel ausgegangen waren, zerstören lassen. Es waren die Stätten unversöhnlicher Feindseligkeit, welche er nicht dulden wollte. Doch legte er die Axt noch nicht an die Wurzel der früheren Religionen; er ließ sie vielmehr bestehen, um nicht ein neues Feuer, neue Kriege aufzuwecken. Er wußte recht wohl, daß es die Pflicht des Fürsten sei, auch für die zu sorgen, die in der Verehrung des Kreuzes nicht mit ihm übereinstimmten. Die allgemeine Reichsgenossenschaft, die Pflicht des Imperators, den öffentlichen Frieden zu erhalten, standen ihm noch höher als das von ihm ergriffene Bekenntnis.

Diese Pflicht auszuüben, kam er nun aber auch in seinem Verhältnis zu den Christen selbst in die Notwendigkeit.

Eines der größten politischen Probleme ist es, wie sich die Staatsgewalt, die an der religiösen Meinung einer großen Partei festhält, zu den Zwistigkeiten, die in deren Mitte ausbrechen, stellen soll. Die Ent-

zweiungen unter den Christen waren bereits von so hoher Bedeutung, daß sie die Dazwischenkunft des Imperators erforderlich machten.

Noch vor dem Sieg über Licinius griff Constantin in eine Spaltung ein, welche in der afrikanischen Kirche zum Vorschein gekommen war.

Infolge der Gewaltsamkeiten des Decius hatte sich überall die hierarchische Verfassung verstärkt; die Bischöfe waren nach derselben mächtiger als je geworden. Als die Verfolgung nachließ, entstand ein Streit darüber, wie diejenigen behandelt werden sollten, die wirklich zum Opfern genötigt oder sonst zur Verleugnung des Glaubens gebracht worden waren, jetzt aber nichts mehr wünschten, als wieder in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Es bildeten sich hierüber drei Meinungen, die eine, daß man sie schlechthin aufnehmen, die andere, daß man sie zurückweisen, die dritte, daß die Aufnahme mit einer Pönitenz verbunden sein solle. Dieser Meinung war Cäcilius Cyprianus, Bischof von Carthago, der eben in jener Zeit durch seine weise und standhafte Haltung großes Ansehen erworben hatte; und auch in der römischen Kirche behielt sie über die, welche die Aufnahme überhaupt verweigern wollten, den Sieg. Nach der diokletianischen Verfolgung trat nun dieser Streit noch in größerer Schärfe hervor. Nicht wenige hatten sich verleiten lassen, die heiligen Bücher der Christen den kaiserlichen Beamten auszuliefern. Es sind die Traditores, welches Wort hier den Sinn der Verräter, den es in den romanischen Sprachen noch hat, in sich schließt. Ihnen trat eine streng rechtgläubige Partei entgegen, welche diese Nachgiebigkeit für einen Abfall und jede kirchliche Handlung, die unter ihrer Mitwirkung vorgenommen worden, für ungültig erklärte.

Bei dem größten Akt der afrikanischen Gemeinden, der Wahl eines Bischofs von Carthago, gerieten sie im Jahre 311 in offenen Konflikt. Noch einmal wurde ein Mann von der Gesinnung Cyprians, des Namens Cäcilianus, auf den bischöflichen Stuhl erhoben. Aber bei der Ordination desselben geschah es, daß auch Geistliche mitwirkten, die als Traditores bezeichnet werden; was zur Folge hatte, daß die Mehrzahl der Bischöfe, namentlich die numidischen, deren man siebzig zählte, sich weigerten, den Cäcilian als rechtmäßigen Bischof anzuerkennen und vielmehr einen anderen an dessen Stelle wählten. An der Spitze dieser Partei befand sich Donatus, Bischof von Casänigrä, welcher überhaupt montanistische Ideen verfolgte, von denen wir wissen, daß sie eine Verständigung der Kirche mit den herrschenden Gewalten unmöglich gemacht hätten. In dieser Lage befand sich die afrikanische Kirche, als Constantin den Maxentius besiegte, worauf er wie in Italien, so auch in Afrika als Imperator an dessen Stelle auftrat.

Die daselbst eingetretene kirchliche Spaltung zog sofort seine Auf-

merksamkeit auf sich. Die Frage war, ob die laxere cyprianische oder die strenge donatistische Doktrin die Oberhand behalten sollte.

Schon war die Bevölkerung aufgeregt. Von der über die Besetzung eines der wichtigsten bischöflichen Stühle ausgebrochenen Entzweiung wurde die höchste Gewalt nahe berührt. Constantin setzte eine Kommission, eigentlich einen Gerichtshof, zusammen, der aus dem römischen Bischof und drei gallischen Bischöfen, von denen einer der von Köln ist, bestehen soll. Vor dieser Versammlung soll Cäcilianus mit zehn Bischöfen, die ihm anhängen, zugleich aber auch zehn anderen in Rom erscheinen, um ihren Streit entscheiden zu lassen, wie es das Gesetz Gottes verlangt. Diese Versammlung fand nun im Oktober 313 wirklich im Lateran statt. Wir finden keine Spur davon, daß die Initiative vom römischen Bischof ausgegangen wäre; es war das eigenste Werk des Kaisers. Er spricht sich darüber mit Entschiedenheit zugleich und einer gewissen Naivität des Glaubens aus: er sagt in einem Briefe an einen hohen Beamten in Afrika, dem er zutraue, daß er selbst ein Verehrer des höchsten Gottes sei, er könne den Streit unmöglich dulden oder dissimulieren, denn der höchste Gott habe ihm die Herrschaft über die irdischen Dinge anvertraut; und er müsse fürchten, dieser werde sonst mit seinem Zorn das Menschengeschlecht und ihn selbst treffen. Die Akten des kleinen römischen Konzils wurden ihm vorgelegt; mündlich und schriftlich erklärte dasselbe, daß es für Cäcilianus sei und vielmehr die anklagen müsse, die ihn angeklagt hätten. Von diesen waren viele bereits nach Afrika zurückgegangen und setzten die ganze Provinz in Aufregung. Statt sich dem Urteil zu unterwerfen, das nur von einigen Personen gefällt worden sei, erhoben sie neue Anklagen gegen Cäcilianus unmittelbar vor dem Kaiser selbst. Constantin wäre nicht abgeneigt gewesen, die Sache in Afrika zur Entscheidung bringen zu lassen; er fürchtete jedoch bei der Turbulenz der Donatisten, daß dabei etwas herauskommen dürfte, was der himmlischen Gottheit mißfallen und seine eigene Reputation, für die er vor allen Dingen zu sorgen habe, schädigen werde. Er dachte wohl, Cäcilian selbst in Brixia zu verhören, und versprach ihn zu verurteilen, wenn auch nur eines von den Verbrechen, die man ihm schuld gab, nachgewiesen werden könne. Allein auch damit beruhigten sich die Gegner nicht, so daß sich Constantin entschloß, die Streitsache von einer größeren Versammlung von Bischöfen, die im August 314 in Arles zusammentreten sollte, untersuchen und entscheiden zu lassen. Dort sollte Cäcilian mit einigen Freunden, die er selbst namhaft machen könne und eine Anzahl von Mitgliedern der entgegengesetzten Kirchenverbände aus Numidien und Mauretanien sich einfinden. Wir besitzen das Schreiben des Kaisers an den Bischof von Syrakus, in welchem derselbe aufgefordert wird, mit zwei

Bischöfen, deren Wahl ihm überlassen blieb, auf der Versammlung zu erscheinen; der Kaiser trug zugleich Sorge für ihr Fortkommen und ihre Bedienung auf der Reise.

Der römische Bischof Miltiades, der es nicht ratsam fand, den Sitz der Apostel zu verlassen, hatte Gesandte nach Arles geschickt; und sehr bemerkenswert ist die Verehrung, die sich in dem Briefe ausspricht, in dem die Versammelten, an Zahl dreiunddreißig, dem Bischof Nachricht geben, ohne gleichwohl eine Oberhoheit desselben anzuerkennen. Der Beschluß fiel zum Nachteil der Donatisten aus; denn wie hätten die versammelten Bischöfe die Abrogation eines kreierten und designierten Bischofs nicht verwerfen sollen? Der Kaiser war seinerseits sehr geneigt, den Donatisten Gerechtigkeit zu verschaffen. Aber dem Urteil, das von einer von ihm selbst berufenen bischöflichen Versammlung ausgegangen war, mochte er doch nicht in den Weg treten. Seine Stellung brachte es mit sich, daß er den Bischöfen, die von Decius und Diokletian verfolgt worden waren, seinen Schutz angedeihen ließ. Und in bezug auf den Streit innerhalb der Kirche ist es von Bedeutung, daß die extravaganten Meinungen der Donatisten, die an die Montanisten erinnerten, in einem Konzil verworfen wurden. Es war das gemäßigte, mit den Ordnungen des Kaisertums vereinbarte Christentum, zu dem sich die Bischöfe bekannten. Weltlich-selbstsüchtige Rücksichten weiß ich dabei nicht zu erkennen: der Inhaber der höchsten Staatsgewalt konnte nicht anders, als ihre Beschlüsse sanktionieren. Ob aber die verurteilte Partei sich denselben unterwerfen werde, war doch sehr zweifelhaft. Zuerst von den Donatisten ist die Frage aufgeworfen worden, was denn der Kaiser mit der Kirche zu schaffen habe. Aber um so stärker war die Verpflichtung der Bischöfe und aller derer, die sich zu einer gemäßigten Doktrin bekannten, gegen den Kaiser.

Wie nun aber dann, wenn die Bischöfe sich selbst untereinander entzweiten? — Unmittelbar nach dem Siege über Licinius kam der Kaiser in den Fall, in eine kirchliche Entzweiung von der allergrößten Bedeutung eingreifen zu müssen. Es war die arianische, welche nicht bloß die Verfassung, sondern das tiefste Geheimnis des christlichen Glaubens selbst betraf. Als einst der Bischof Alexander von Alexandrien den Presbytern seine Lehre von der Dreieinigkeit in dem Sinne einer vollkommenen Einheit des Vaters und des Sohnes darstellte: die Trias sei eben ein Monas, fand er in einem derselben, dem Presbyter Arius, einen scharfsinnigen und entschlossenen Widersacher. Denn die Wesenseinheit, so sagte dieser, würde doch die Unterscheidung der Personen aufheben; der Sohn sei nicht anfangslos wie der Vater; er sei von demselben erzeugt oder erschaffen.

Diese Lehre, die den gewöhnlichen Vorstellungen der Menschen einen Schritt näher steht als die andere, fand nun im Orient so viele Anhänger, daß man in Alexandrien für notwendig hielt, ihr durch die authentische Erklärung einer Kirchenversammlung entgegenzutreten. Im Jahre 321 wurde Arius durch ein feierliches Konzil von Alexandrien von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Seine Anhänger behaupteten sich aber dennoch, so daß sich im Orient eine Partei bildete, welche die Wiederaufnahme des Arius in die Kirchengemeinschaft forderte. Zu derselben gehörten selbst einige Bischöfe, unter denen Eusebius von Nicomedien der vornehmste ist. Die Entzweiung erfüllte den Orient mit Hader und fing an, auf den Okzident zurückzuwirken, so daß Constantin unmittelbar von derselben betroffen wurde. Er war entfernt davon, sich selbst eine Ansicht über die Sache zu bilden; in einem Schreiben an die beiden Antagonisten tadelt er den Bischof, daß er die Frage aufgestellt, zugleich aber auch Arius, daß er sie beantwortet habe. Denn es gebe kein Gesetz, welches zu Diskussionen dieser Art verpflichte. Das seien vielmehr Meinungen, welche aus müßiger Beschäftigungslosigkeit entspringen, mehr zur Übung des Geistes geeignet. Man müsse sie innerhalb der Gedankenkreise beschließen und nicht in die Öffentlichkeit bringen.

Aber der Streit war nun einmal ausgebrochen. Sobald Constantin der allgemein anerkannte Imperator geworden war, mußte er denselben zu beseitigen versuchen. Als das einzige Mittel dazu erschien es ihm, die untereinander in Streit geratenen Bischöfe der orientalischen Kirche zusammenzurufen und einen Ausgleich zwischen ihnen zu unternehmen. Es war nicht eigentlich ein Befehl, den er ihnen zu diesem Zweck zugehen ließ, sondern eine Aufforderung, die mit allgemeiner Freude begrüßt wurde, auch deshalb, weil alle den wunderbaren Mann zu sehen wünschten, der so große Dinge ausgeführt hatte und dem sie ihr Bestehen verdankten. Der Kaiser trug dafür Sorge, wie einst bei den Versammlungen in Rom und Arles, daß die Bischöfe in den Stand gesetzt wurden, die Reise auszuführen.

Im Juni des Jahres 325 kamen bei dritthalbhundert Bischöfe, nicht ohne geistliches Gefolge, mit wenigen Ausnahmen alle Orientalen, ohne daß des römischen Bischofs gedacht würde, nicht allein aus dem römischen Reiche, sondern auch aus den benachbarten Landschaften, Persien und Arabien, in Nizäa zusammen, die einen alt und würdig, die anderen noch jung und kräftig. Sie waren zum Teil auch deshalb gekommen, um ihre Beschwerden nach ihrer Parteistellung bei dem Kaiserlichen Gericht einzubringen. Constantin aber verschmähte es, die Eingaben auch nur zu lesen; er soll gesagt haben, den Christen gezieme gegenseitige Vergebung. Die Versammlung trug nicht das sakrosankte Gepräge, das man mit

dem Begriff des ökumenischen Konzils zu verbinden pflegt. Alles war ursprünglich, unvorbereitet, wie es die Umstände mit sich brachten. Die Versammlung fand nicht etwa in einer Kirche statt, sondern im kaiserlichen Palast. Constantinus, noch in kräftigen Mannesjahren und von Sieg gekrönt, war doch von jeder Überhebung frei. Und wie hätte ihm nicht eine Vereinigung der Würdenträger der Kirche, zu der er sich, wenngleich noch nicht förmlich in ihre Gemeinschaft aufgenommen, doch in der Tat bekannte, Eindruck machen sollen? Obwohl er in der Pracht des Imperiums erschien, nahm er einen Augenblick Anstand, sich niederzusetzen, bis er sah, daß es der allgemeine Wunsch war. Dann erst und, wie man erzählt, mit niedergeschlagenen Augen, begann er zu reden. Von allen Gnaden, sagte er, die ihm Gott erwiesen, sei beinahe die größte, daß er die Bischöfe vereinigt um sich sehe, von denen er erwarten dürfe, sie würden sich zu einer Meinung vereinigen. Er habe sie berufen, um durch ihren Eifer den kirchlichen Entzweiungen, in denen eine noch größere Gefahr liege als in jeder anderen, ein Ende zu machen. Sie seien Gott geweiht und schon dadurch verpflichtet, ruhiger Eintracht zu pflegen und sie auch denen zu schaffen, die danach trachten. Er sprach dann die Erwartung aus, daß sie die Knoten ihrer Antilogien im Sinne des Friedens aufzulösen bedacht sein würden. Die Rede hielt er in der offiziellen Sprache des lateinischen Imperiums; ein Dolmetscher übersetzte sie ins Griechische, dann aber mischte sich Constantin in die Versammlung und redete in der Sprache, die ihnen am geläufigsten war, in der griechischen, mit den einzelnen.

Wie man versichert, hat er dem, was ein jeder für seine eigene Meinung vorbrachte, sein Ohr geliehen, so daß die Streitsucht einer gemäßigteren Stimmung Platz machte. Wir hören, er habe die einen überzeugt, die anderen beschämt; genug, durch persönliche Einrede brachte er ihnen die übereinstimmenden Grundlagen ihrer Doktrin ins Bewußtsein, so daß die Differenzen zurücktraten.

Doch waren auch in Nizäa die beiden Parteien sehr ernstlich aufeinandergestoßen. Dem Presbyter Arius stellte sich der Zögling des Bischofs Alexander, Athanasius, damals Diakon, in persönlichem Streitgefecht gegenüber. Allein wenn wir recht unterrichtet sind, bildete sich auch eine dritte, zwischen beiden stehende Partei aus, die an der Wesenseinheit festhielt, jedoch mit solchen Bestimmungen, welche sie auch den Gegnern derselben annehmbar machte. Man fand eine Formel, welche von allen Bischöfen mit Ausnahme von nur zweien unterschrieben wurde. Das Gefühl, der allgemeinen Gefahr entgangen zu sein, die Verehrung für den Fürsten, der dies bewirkt hatte, und das gemeinsame Interesse, mit ihm und untereinander zusammenzuhalten, walteten vor. Daß das ge-

schah, wurde von Constantin als ein neuer Sieg betrachtet, den er davongetragen habe. Er feierte damals die Vicennalien seiner Thronbesteigung. Mitten durch Protektoren, so nannte man die Leibwächter, die mit gezogenem Schwert dastanden, nahmen die Männer Gottes ihren Weg in die Gemächer des Kaisers, wo ihrer ein festlicher Empfang wartete. Sie glaubten zu träumen, so unerwartet war ihnen dieses alles; der Kaiser betrachtete diese Festlichkeit gleichsam als einen Triumph, die Vollendung seiner Siege. Constantin erscheint nicht als ein Theologe, der dem Geheimnis des Glaubens weiter nachzuforschen bestrebt gewesen wäre. Er nahm die Doktrin an, wie er sie fand. Den inneren Zwistigkeiten, die in den christlichen Gemeinden ausgebrochen waren, suchte er vornehmlich auch aus dem Grunde abzuhelfen, um den Widerspruch der Gegner, die sich wohl auf die Zwietracht unter den Christen beriefen, ein Ende zu machen. Insofern gehörte eine Abkunft, wie die in Nizäa getroffene, zur Vollendung seiner Siege, denn an die Entzweiung hätten sich neue Unruhen und Gefahren geknüpft. So faßten auch die in Nizäa versammelten Bischöfe beider Parteien die Sache auf; sie entschlossen sich, die vereinbarte Formel zu unterschreiben, weil darin der Ausdruck des allgemeinen Sieges ihrer Sache bestand. Daß es dabei sein Bewenden nicht haben würde, hat sich bald gezeigt. Ein jeder behielt doch die ihm eigentümliche Vorstellung insoweit bei, als es bei der vereinbarten Formel möglich war. Die Vertiefung in das Abstrakte lag mehr in der Natur der christlichen Theologie, als Constantin vielleicht meinte. Doch das sind Fragen für eine spätere Zeit. Unmöglich konnte man von dem neuen Imperator erwarten, daß er sie lösen würde. Eine weltgeschichtliche Persönlichkeit in diesem Sinne hat es nie gegeben und kann es nicht geben: eine solche würde der Fortentwickelung der Jahrhunderte ein Ziel setzen. Auch Constantin hat sich diesen Beruf nicht zugetraut, aber die natürlichen Wirkungen seiner Siege zu ergreifen und zu realisieren, ließ er sich nicht nehmen. Er verschaffte den Bekennern des Glaubens, unter dessen Zeichen er gesiegt hatte, eine überwiegende Stellung im Reiche, welche die maßgebende für alle Zeiten geworden ist.

Ich weiß nicht, ob ich Beistimmung finden werde, wenn ich den mir selbst unerwarteten Gedanken ausspreche, daß die einheitliche Gestaltung der christlichen Kirche aus ihrer Vereinbarung mit dem Kaisertum entsprungen ist; denn für den Glauben an sich wäre eine solche nicht notwendig gewesen, da dieser auf der Grundlage der evangelischen Schriften und der Kirchendienst auf den presbyterialen und episkopalen Einrichtungen beruhte. Daß die Gläubigen von dem Kaisertum verfolgt wurden, gehörte dazu, um das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das in dem gemeinschaftlichen Glauben lag, zu erhalten und zu verstärken. Wenn nun aber

Constantin ein heidnischer Herrscher gewesen wäre, so würden in den verschiedenen Gebieten sich Provinzial-Verfassungen ausgebildet haben. Das Auftreten und die Siege Constantins hoben diese Möglichkeit auf. Daß es einen Imperator gab, der sich zwar nicht erdreistete, eine persönliche Meinung geltend zu machen, von dem man nicht einmal mit Gewißheit sagen kann, daß er wirklich durch die Taufe in den religiösen Verband der Christen förmlich aufgenommen worden ist, der aber durch seine Stellung und Gesinnung darauf angewiesen war, alle Streitigkeiten unter den Christen, als deren Protektor er zur Macht gelangt war, zu verhüten, und dazu der Beihilfe der Bischöfe bedurfte, gab der Gesamtheit der Christen eine gewisse Einheit, die sich eben um den Imperator hergruppierte. Eine solche war in der Tat noch nicht vorhanden. Sie wurde durch die Gesamtheit der Bischöfe gebildet, welche zu einem großen Konzilium berufen wurden, und kam in den beiden Autoritäten, dem Kaiser und der Versammlung, zur Erscheinung. Man dürfte nicht meinen, daß der Kaiser das Konzil beherrscht habe; die eigentliche Beschlußfassung blieb den Bischöfen überlassen. Denn nicht durch untergeordnete Hilfeleistung, sondern eine eingeborene Autonomie waren die Christen emporgekommen. Aber als Gesamtheit gestaltete sich die Kirche nur eben unter dem Einfluß dessen, der die höchste Gewalt in den Händen hatte. Hätte sich ein besonderer Imperator im Orient behauptet, so würden sich zwei verschiedene Kirchen, eine östliche und eine westliche, haben ausbilden müssen; es bedurfte der Vereinigung des Imperiums in einer Hand, um die Einheit der Weiterentwicklung für die Zukunft möglich zu machen. Das Christentum war seiner Natur nach nicht auf das römische Reich beschränkt; es war sogar bereits in einer Ausbreitung über die Grenzen desselben hinaus begriffen; aber es schloß sich doch dem römischen Imperium unbedingt an und vermehrte insofern dessen Autorität, die als eine allgemeine, dem göttlichen Willen entsprechende angesehen wurde.

In dieser Verbindung liegt der Charakter der Institutionen des Reiches, wie es unter Constantin bestand.

In bezug auf die eigentliche Organisation desselben hielt er an dem Werke seiner Vorgänger fest. Er übernahm die diokletianische Verfassung in ihren Grundprinzipien und bildete sie weiter aus. Die Trennung der militärischen und zivilen Gewalten, die früher nur angebahnt war, durchgeführt zu haben, ist ohne Zweifel das Verdienst Constantins. Die Einrichtung der großen Präfekturen, welche die Gesamtheit umfaßten, wurde erst dann wahrhaft möglich, wenn die höchste Gewalt, die über alle herrschte, in einer Hand konzentriert war.

Und kein Zweifel ist, daß die Stabilität des Kaisertums durch die

Vereinigung mit dem Christentum eine neue Bürgschaft erhielt. Dadurch wurde eine ausgedehnte Klasse der Bevölkerung, in der das meiste Leben war, unmittelbar an den Thron geknüpft, der sich fortan von der Religion nicht mehr trennen konnte. Noch einmal zwar ist der Versuch vorgekommen, aber er hat nur die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht.

Den Umfang der äußeren Macht hat Constantin zu erhalten gewußt, zuerst an den Grenzen des Okzidents, dann an der niederen Donau hat er die Einbrüche der entgegengesetzten Nationalitäten zurückgedrängt. Das Imperium nahm wieder eine allgemein anerkannte Machtstellung ein. Der Biograph des Kaisers, Eusebius, ist davon voll, daß die verschiedensten Nationen ihm ihre Huldigung dargebracht haben; er selbst war dabei zugegen, wie der Kaiser sie empfing, die Äthiopen und Blemmyer aus dem Süden und die kräftigen Gestalten, weiß und rot im Antlitz, aus dem Norden. Gesandte von dem äußersten Osten mit prächtigen Geschenken an Edelgestein und Tiergestalten, die man sonst nicht kannte, sind vor Constantin erschienen. Auch nach der Erweiterung der Erdkunde durch Ptolemäus brach die Meinung sich Bahn, daß der indische Osten durch einen Ozean begrenzt werde, dem ähnlich, welchem Britannien angehörte. Es wurde als der Gipfel der Ehre betrachtet, daß das Reich in den entgegengesetzten Regionen den Ozean erreiche, der die Erde umflute.

Das römische Reich war noch in einem anderen Sinne als zur Zeit des Augustus der Mittelpunkt der Welt geworden. Wenn die intensive Macht des Kaisertums auf den griechisch-römischen Institutionen, die in Rom vereinigt waren, beruhte, so trat im Christentum die Idee der ältesten Welt, welche durch das Judentum vermittelt in das römische Reich gekommen war, doch in einer von dem Boden der beschränkten Nationalität losgerissenen idealen Gestalt in dem Reiche Constantins des Großen hervor. Das gehörte aber zur Vollendung der Kulturwelt in ihrem vollen Umfang. Und zugleich war es notwendig, um die Hervorbringungen des historischen Lebens anderen Nationen überliefern zu können. Nur in ihrer Verbindung konnten sie ein Gemeingut der Menschheit werden. Wie nun die Elemente des geistigen Lebens innerhalb des römischen Reiches sich ergänzen und miteinander ausgleichen — ob und wie dann die benachbarten Nationen von demselben ergriffen und durchdrungen werden könnten, war die Frage der folgenden Epochen der Weltgeschichte.

Noch war alles im Werden und in mannigfaltigem inneren Widerspruch begriffen, der dann sich wiederholt Bahn machte, die innere Entwickelung sowie die äußere Gestaltung noch sehr zweifelhaft. Die Leiden-

schaften der Menschen auf der einen, die Besonderheit der Nationalitäten auf der anderen Seite setzten sich der Idee entgegen, die jedoch im ganzen und im großen den Sieg davongetragen hatte. Eben dazu folgen die Generationen des Menschengeschlechtes aufeinander, um, zusammenhängend und doch verschieden, den inneren Kräften des menschlichen Geistes und seiner Entwickelungsfähigkeit Raum zu schaffen.

Mohammed und der Islam

In der Mitte zwischen den beiden großen Potenzen, dem römischen und dem persischen Reiche, die beide auf entgegengesetzten Religionen beruhten, hat sich eben in den Zeiten ihrer letzten Konflikte eine dritte Macht, die zugleich religiöser Natur, oder sagen wir, eine neue Religion, die zugleich Macht war, gebildet: die Religion Mohammeds, welche diesem selbst und in noch größerem Umfang seinen Nachfolgern eine überwiegende Stellung in dem allgemeinen Wettstreit der Nationen verschafft hat. Versuchen wir, diese Neubildung in ihren Grundzügen zu vergegenwärtigen.

Arabien ist nicht auf drei Seiten vom Meer umgeben, sondern auch durch die beiden großen Wüsten von Suez und die syro-mesopotamische von der übrigen Welt geschieden; nicht mit Unrecht wird es von den Einwohnern als Insel bezeichnet. Die maritime Lage, durch welche es in stetem Kontakt mit den seefahrenden und handeltreibenden Nationen stand, gab ihm eine nicht geringe Bedeutung für den allgemeinen Weltverkehr. Sehr verständlich ist die Tradition, nach welcher Alexander der Große die Besitznahme von Arabien, welches den Umkreis der von ihm im Osten und Westen eingenommenen Gebiete durchbrach, in seinen letzten Momenten ins Auge faßte; das war ihm jedoch nicht beschieden. Auch gerieten die Mächte des asiatischen Kontinents in eine nur zu oft feindselige Berührung mit den Arabern. Aber weder die Nachfolger Alexanders, noch auch die Römer sind über die anstoßenden Grenzbezirke hinausgekommen.

Die Völker der arabischen Marken, die Sarazenen, bewegten sich allezeit mit einer gewissen Freiheit in den unaufhörlichen Kriegen zwischen den Römern und den Sassaniden. Hatten aber die benachbarten Mächte nur geringen oder vorübergehenden Einfluß auf die Araber, so übten dagegen die vorwaltenden Religionen einen wesentlichen und nachhaltigen auf dieselben aus.

Nach der Kunde, die den Griechen und Römern davon zukam, war auch hier ein Polytheismus, der sich an den Sterndienst anknüpfte, die herrschende Form des Glaubens und Lebens. Jeder Stamm verehrte sein Gestirn. Nicht selten erscheinen auch Idole, die insofern über das ausschließende Stammeswesen hinausreichen, als sie ein Asylrecht, welches auch andere Stämme anerkannten, in Anspruch nahmen und genossen. Ein uralter Tempel des Saturn wird erwähnt, der von allen Arabern als ihr

ältestes Heiligtum verehrt wurde und die gesamte Nationalität repräsentierte; der schwarze Stein zu Mekka, welchem das arabische Gemeingefühl sich anschloß, scheint demselben zu entstammen.

An die polytheistische Tradition schließt sich eine andere an, die mit der jüdischen verwandt ist. Ihr zufolge ist der schwarze Stein durch einen Engel Gottes vom Himmel auf die Erde gebracht worden. Abraham, der als Stammvater auch der Araber verehrt wird, erscheint als Begründer dieser Ordnung der Dinge, die allmählich das Übergewicht davontrug. Das Judentum drang überhaupt unter den Arabern auf das mächtigste vor.

Unterdessen war auch das Christentum eingedrungen. Wir erfahren, daß es von einem Missionar Phemion in primitiver Einfachheit in der Mitte von Yemen gegründet worden ist, wie von St. Patrik in Schottland, der durch sein Gebet den Baumkultus zerstörte. Die Pflanzung wurde von den Eingeborenen bekämpft, von Abyssinien aus unterstützt, von den Persern zerstört. Doch gab es, wie erwähnt, christliche Bistümer, die unter dem Katholikus von Seleucia standen. Unter den Arabern entspann sich hierüber ein Widerstreit der Meinungen. Die Hanife, Apostaten der Idole, zeigten Vorliebe für die geoffenbarten Religionen, Judentum und Christentum, wurden aber von denen, die an dem nationalen Götzendienst festhielten, tödlich gehaßt.

In diesen religiösen und nationalen Gegensätzen bildete sich nun die Persönlichkeit des Mannes aus, der noch heut von hundert Millionen Menschen als der Bote Gottes verehrt wird, Mohammed ben Abdallah. Nicht aus Fluktuationen der religiösen Meinungen aber allein ist die Stellung entsprungen, welche Mohammed einnahm; sie hängt mit den besonderen Verhältnissen des Stammes in Mekka zusammen, dem er angehörte. Zu den vornehmsten arabischen Stämmen zählen die Koreisch, welche durch ihren die Welt umfassenden Handel und ihre genealogische Übermacht Mekka beherrschten. Eine besondere Familie des großen Stammes bildeten die Haschimiten, die jedoch von den übrigen immer mit einer gewissen Eifersucht angesehen wurden. Ich darf nicht versäumen, eine Tradition hierüber beizubringen, die sich bei dem ältesten Biographen Mohammeds, Ibn Ishak, findet.

Als den Vater Haschims bezeichnet er den Abd Manaf. Haschim, der Sohn des Abd Manaf, hatte vier Söhne, darunter Abd Almuttalib, den Großvater Mohammeds. Schon damals war Mekka und die Kaaba von Pilgrimen aus allen Stämmen Arabiens besucht. Haschim und Abd Almuttalib hatten das Vorrecht, für Speisung und Tränkung derselben zu sorgen. Zu diesem Behufe grub der letztere einen Brunnen, Zemzem, welcher nie ausgeschöpft werden noch wasserarm sein sollte, nicht jedoch ohne mannigfaltige Feindseligkeiten der Koreischiten. Abd Almuttalib ge-

lobte, wenn es ihm gelinge, das Werk zu vollenden, von seinen zehn Söhnen einen dem Götzen, der im Innern der Kaaba am meisten verehrt wurde, dem Hobal, zu opfern. So weit kam es nun nicht. Als er schon bereit dazu war, seinen jüngsten Sohn, Abdalla, zu opfern, wurde er durch die Stammesgenossen daran verhindert. Der Götze ließ sich zuletzt durch hundert Kamele befriedigen. Der Sohn des auf diese Weise in die äußerste Gefahr, dem Götzendienst zu erliegen, gebrachten und dann doch geretteten Abdallah war Mohammed. Sollte er je vergessen haben, daß er sein Dasein nur dem Lösegeld, welches zur Beschwichtigung des am meisten gefürchteten Götzen dargeboten wurde, zu verdanken hatte?

Vater und Mutter starben ihm sehr früh; dem Großvater wird zugeschrieben, daß er ihn in die Kaaba trug und Allah für den kräftigen Knaben dankte. Auf diesen Gegensatz nun zwischen Allah, dem wahren Gott, und den Götzen, die man neben ihm verehrte, beruht die Geschichte Mohammeds. Die Kaaba in Mekka galt als bevorzugt bei der Schöpfung Allahs, der, indem er Himmel und Erde aus dem Nichts hervorgerufen, zugleich die Kaaba geschaffen habe. Die Idole, welche anderwärts in Arabien angebetet wurden, leitete man von Steinen her, die aus der Kaaba weggeschleppt seien. Die Araberstämme pilgerten nach Mekka zugleich zu dem höchsten Gott und zu diesen Idolen. Der Knabe wuchs zuerst unter der Pflege seines Großvaters, hierauf unter dem Schutze seines Oheims, Abu Talib, heran; sonst war er ohne Vermögen und ohne Schutz: denn die Genossenschaft der Koreischiten, die aus den Stammesoberhäuptern bestand, war doch zugleich eine kaufmännische Aristokratie. Das hauptsächlichste Geschäft, das sie trieben, war eben der Handel. Die Sicherheit eines jeden beruhte auf dem gegenseitigen Schutze, den die großen Familien einander gewährleisteten. Mit diesem Kreis trat nun Mohammed durch seine Vermählung mit Chadidschah in die engste Beziehung. Sie war eine reiche Besitzerin, deren Geschäfte er mit Glück und Erfolg besorgte, so daß er ihr vollkommenes Vertrauen und ihre Hand erwarb. Chadidschah war nach Ibn Ishak die angesehenste Frau aus dem Stamme Koreisch, um die sich viele andere bemühten. Mohammeds Oheim, Hamza, ging mit ihm zu Chuwailid, dem Vater Chadidschahs, und hielt um sie für ihn an.

Die Stellung, in welche Mohammed dadurch eintrat, ersieht man aus einem Vorfall, der schon deshalb Erwähnung verdient, weil er von Ibn Ishak berichtet wird.

Bei dem Wiederaufbau der Kaaba soll ein Streit zwischen den vorwaltenden Familien, den Kabilen, darüber entstanden sein, wer den schwarzen Stein, das allgemein verehrte Heiligtum, wieder einsetzen solle; Mohammed habe den Streit durch die Auskunft beschwichtigt, daß er den

Stein auf ein Tuch legte, an welchem die Mitglieder der verschiedenen Familien anfaßten, um ihn emporzuheben; die Einfügung habe er dann selbst vorgenommen. Wenn sich dies wirklich so ereignet hat, so beweist es wenigstens soviel, daß Mohammed ein gewisses moralisches Ansehen und eine entscheidende Einwirkung auf die Erhaltung der Eintracht im Stamme Koreisch, der mehr als zwanzig Familien zählte, besessen hat. Sollten wir auch hier nur einer Tradition folgen, so ist es doch schon von historischem Gewicht, daß sie sich bilden konnte.

Kein Zweifel kann daran sein, daß der religiöse Zustand in Mekka in nachdenkenden Geistern Mißfallen erweckte. Unter anderem konnte ein Umzug an der Kaaba, bei welchem die Männer nackt, die Frauen nur in leichter Verhüllung den Tempel umkreisten, zum Zeichen ihrer Verehrung gegen die daselbst aufgestellten Idole, nicht verfehlen, Anstoß zu geben. Noch größeren Widerwillen erregte ein Herkommen, das allen menschlichen Gefühlen Hohn sprach; die Gewohnheit, junge Mädchen, die auferziehen zu können man verzweifelte, lebendig zu begraben. Die Meinung brach sich Bahn, das sei nicht die Religion Abrahams. Vier angesehene Männer sollen sich verbunden haben, die wahre Religion Abrahams anderwärts zu suchen; einer von ihnen, Zayd, wäre aber zurückgekehrt und hätte erklärt, daß eben in Mekka die wahre Religion vorhanden sei, wenn man nur die bösen Gebräuche abstelle und den trügerischen Götzen entsage.

Inmitten der Immoralitäten, zu denen der Götterdienst der Stämme führte, erhob sich die Erinnerung an die älteste Religion der Menschheit, die sich hier mit den nationalen Traditionen verwebte. Es ist eine Art von Restauration, wenn man von den Götzen absah und auf den Einen Gott zurückkam. Soll ich, heißt es in einem uns aufbehaltenen Gedichte Zayds, an einen Herrn glauben oder an tausend? Dann wäre ja die Herrschaft geteilt. Ich habe Wohlgefallen an Dir, Allah, als meinem Herrn: denn ich sehe außer Dir keinen Gott, an den ich glauben könnte.

In diesem monotheistischen Gedanken lebte und webte nun der Haschimite Mohammed. Er trat den Koreischiten gegenüber mit der Lehre auf, Allah sei der wahre Gott ohne Genossen, und verwarf die Anbetung aller Idole neben demselben. Doch blieb er nicht dabei stehen, dies als seine persönliche Meinung auszusprechen. Er behauptete, von Allah damit beauftragt zu sein, er trat als dessen Sendbote auf. Indem er sich von dem Bestehenden losriß und auf ein ursprüngliches Zurückkommen suchte, welches ihm in der Seele lag, geriet er in eine innere Agitation, von der größten Tiefe und Gewalt, welche an jene Ekstasen erinnert, von denen die Neoplatoniker so viel zu sagen wußten und welche auch die Juden kannten. Daß von der Idee der geoffenbarten Religion ausgegangen

ist, welche bei den Arabern viele Anhänger zählte, aber auch viele Gegner, läßt sich nicht leugnen. Anders wäre es nicht möglich gewesen; denn die vornehmen Koreischiten waren verhältnismäßig gebildete Leute. Es gab eine Gesellschaft in Mekka, welche in poetischen Hervorbringungen wetteiferte und zugleich mit der Welt weit und breit in Verkehr stand. Nicht gerade die echten Urkunden des Glaubens waren bekannt, aber seit Jahrhunderten hatten christliche und gnostisch-jüdische Sekten ihre Ansichten und ihre Bücher in Arabien in Umlauf gesetzt. Ich will nur einer dieser Sekten gedenken, deren Vorstellungen bei Mohammed nicht allein wiederkehren, sondern ihn bei seiner Behauptung, der Sendbote Gottes zu sein, zum Vorbilde dienten. Es ist die Sekte der Elchasaiten, die schon im dritten Jahrhundert in Arabien verbreitet war. Nach Epiphanius, der in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts lebte, hatten sie ein geheimnisvolles prophetisches Buch, das nach den Philosophumena des Pseudo-Origines von einem Engel geoffenbart worden war. Das eine und das andere bildet eigentlich die Grundlage des arabischen Prophetentums. Die Elchasaiten nahmen eine sukzessive Offenbarung an, die zuerst den Erzvätern, dann Abraham, Moses und Jesus zuteil geworden sei. Einer solchen meinte auch Mohammed teilhaftig geworden zu sein. Er behauptete, in der Nacht Al Kadr die Offenbarungen erhalten zu haben, die er im Koran niederlegte; in dieser Nacht seien die Engel auf das Geheiß ihres Herrn herabgestiegen, um ihm die göttlichen Bestimmungen über alle Dinge mitzuteilen. Mohammed spricht von dem geheimnisvollen Buch, das ihm der Engel Gabruel im Namen Allahs überreicht habe.

Ich will nur eine Stelle anführen, die mir die bedeutendste von allen scheint. „Lies," so sagt ihm der Engel, der ihm die geheimnisvolle Schrift mitteilt, „lies im Namen Deines Herrn, der alles erschaffen, und der den Menschen geschaffen aus geronnenem Blut. Lies bei Deinem Herrn, dem glorreichen, der gelehrt den Gebrauch der Feder und der den Menschen lehrt, was er nicht gewußt."

Eine in ihrer Art grandiose Zusammenstellung; der Schöpfer des Alls, des Menschen, hat diesen zugleich unterwiesen und ihn den Gebrauch der Schrift gelehrt. Der ewige Gott, der als derselbe gedacht wird, wie man ihn in der Kaaba verehrte, Allah (Eloah) wird als der unmittelbare Urheber alles Wissens, das als ein göttliches erscheint, angesehen. Aber man ist von ihm abgewichen und ihm ungehorsam geworden. Mohammed empfindet sich als den Mann, der den Auftrag erhalten habe, dem ein Ende zu machen und den veranstalteten reinen Gottesdienst wiederherzustellen. Ob die Erscheinungen, die er dann gehabt haben soll, auf Halluzinationen oder Illusionen beruhen, ob sie psychologisch oder physiologisch zu erklären sind, vermesse ich mich nicht zu untersuchen. Gewiß sind

sie kein Produkt der Willkür. Sie gehören dem Geist des Jahrhunderts an, das überall in der Welt an Wunder- und Engelerscheinungen glaubte.
Es ist eine Tradition seiner Familie, daß er die Einsamkeit liebte und dann Traumgesichte hatte bis zur Morgenröte, die sich am Tage in Erscheinungen umwandelten. Wenn er in den Bergen umherirrte, glaubte er von allen Sträuchern und Bäumen die Stimme zu vernehmen, daß er der Gesandte Gottes sei. Er hielt sich wohl zuweilen selbst für besessen; allein der Inhalt der Offenbarungen bestärkte ihn darin, daß er die Wahrheit sage. Das wesentliche Moment liegt in dem Anspruch einer unmittelbaren Offenbarung Allahs an Mohammed, der eben aus diesem Grunde als der Sendbote Gottes auftritt. Und nur darauf darf man bestehen, daß die ursprüngliche monotheistische Überzeugung schon in Mohammed vorhanden war. Die Behauptung unmittelbarer Erleuchtung ist erst der zweite Schritt in dem Gewebe der Lehre des Islam. Die Idee knüpft an die christliche an, ist aber doch von derselben sehr verschieden. Denn bei dem Christentum kam es darauf an, die Einseitigkeit der Nationalität zu überwinden, bei Mohammed vielmehr darauf, den zerstreuten Stämmen einen nationalen Mittelpunkt zu schaffen. Das Christentum enthielt die Weltreligion an und für sich. Mohammeds Absicht ging dahin, die Kaaba, in welche die Verehrung der Götzen eingedrungen war, von derselben zu reinigen und durch die monotheistische Idee die oberste Gewalt zu reformieren. Seine Gedanken waren von Anfang an zugleich politischer Natur. Ein Produkt dieser Intentionen und Zustände sind die frühesten Suren des Korans, die er als göttliche Offenbarungen betrachtete und durch deren Vorlesung er Jünger warb.

Die ersten Gläubigen waren eben die, die den häuslichen Kreis bildeten, in dem er lebte: Ali, sein Vetter, den er zu sich genommen hatte, seine Gemahlin Chadidscha, sein Sklave Zayd, den er von dieser zum Geschenk bekommen und dem er die Freiheit gegeben hatte. Mit einem oder dem anderen seiner Vertrauten verfügte sich Mohammed zuweilen in die einsamen Schluchten der nahen Berge. Die erste Kunde einer religiösen Neuerung entsprang aus ihren gemeinschaftlichen Gebeten, bei denen sie überrascht und gestört wurden. Nach und nach erschien dann die Bedeutung ihrer Abweichung. Der Vornehmste von allen Bekehrten ist Abu Bekr; er rief alle die zu dem neuen Glauben, dem Islam, auf, welche ihm persönlich vertrauten. Erst drei Jahre nach der ersten Offenbarung begann Mohammed, wie er sagte, nach göttlicher Weisung, seine Lehre öffentlich zu predigen. Indem er aber dabei die Götzen anfeindete und bekämpfte, erregte er die bitterste Feindschaft. Noch erfreute sich Mohammed des Schutzes seines Oheims Abu Talib. Er meinte zuweilen, auch dieser werde ihn, von den Feinden gedrängt, verlassen. Er war entschlossen, auch

dann nicht zu weichen; setzte man ihn zwischen Sonne und Mond und fordere ihn auf, seine Lehre aufzugeben, so werde er das nicht tun. Abu Talib entließ ihn mit der Versicherung, daß er ihm seinen Schutz nicht entziehen werde. Hierauf trauend, sammelte sich Mohammed eine größere Gemeinde aus den verschiedenen Kabilen des Stammes, die dadurch nicht wenig beunruhigt wurden. Seine Worte waren unwiderstehlich. Ein Unterhändler, der gekommen war, um Mohammed allerlei Anerbietungen zu machen, wenn er von seinem Glauben zurücktrete, wurde durch seine Worte bekehrt, so daß er mit ihm auf die Knie niederfiel. Man stritt darüber, wie man Mohammed bezeichnen sollte, ob als Wahrsager, Dichter oder Zauberer. Das letzte fand deshalb Anklang, weil seine Rede ein Zauber sei, durch welchen der Mann von seinem Vater, seinem Bruder, seiner Gattin und seinem Geschlecht losgerissen werde. Genug, die erste Wirkung war eine Absonderung von den Stammesfamilien. Nicht jeder aber hatte einen Beschützer wie Mohammed in Abu Talib. Es war auf Mohammeds Anraten, daß sich die gefährdeten Gläubigen nach Abyssinien begaben.

Es könnte wohl scheinen, daß dabei eine Erinnerung an die frühere Herrschaft der Abyssinier und ihre Vernichtung durch Chosru den Beweggrund gebildet habe; denn ein Gegner der Perser war Mohammed immer, allein das war doch nicht das Motiv, das er jetzt hervorhob. Dies bestand vielmehr darin, daß dort ein Fürst herrsche, der Recht und Gerechtigkeit ausübe; er werde ihnen Schutz gewähren, bis sie gefahrlos nach Mekka zurückkehren könnten; denn darauf, die Gewaltsamkeiten der Stammeshäupter von seinen Anhängern abzuwehren, blieb allezeit sein Sinn gerichtet. Die Koreischiten schickten eine Gesandtschaft an den Nagasi, den König von Abyssinien, um ihn zu veranlassen, die Flüchtlinge aus seinem Lande zu weisen. Dieser aber war mit den Erklärungen, bei denen sie Jesus als einen Diener Gottes bezeichneten, zufrieden. Er gab den Koreischiten abschlägige Antwort.

Man hat Mohammed damals von seiten der Koreischiten den Vorschlag gemacht, die Gottesdienste zu vereinigen: denn dann würde der Schutz des Allah und zugleich der Götzen gewonnen werden, ein Vorschlag, der nicht der erste seiner Art sein würde; er erinnert an die Abkunft, welche unter Licinius zwischen Vielgötterei und Monotheismus getroffen worden ist. Mohammed aber hat geantwortet: er bete das nicht an, was von den Ungläubigen angebetet werde. Unglaublich ist, was man immer aufs neue wiederholt hat, Mohammed habe sich zur Duldung von drei Göttinnen entschlossen, eine Erzählung, bei der Satan selbst in Szene tritt. In der dreiundfünfzigsten Sure des Koran, in welcher das Dasein der Fürbitterinnen, an welche die Araber glaubten, ausdrücklich geleugnet

wird, soll entweder Mohammed selbst oder ein böser Geist Worte entgegengesetzten Inhalts hinzugefügt haben. Angenommen wird dann weiter, daß die Ausgewanderten in Abyssinien hieraus auf eine Annäherung zwischen Mohammed und den Koreischiten geschlossen hätten und zurückgekommen wären. Allein wie wunderlich lautet das alles. Mohammed soll noch an demselben Tage das ihm entschlüpfte Wort widerrufen haben. Wie ließe sich aber denken, daß nur der eine Bericht den Exulanten zugekommen, der andere ihnen verborgen geblieben wäre. Die Erzählung steht in so schneidendem Widerspruch mit allem, was wir authentisch über Mohammed wissen, daß ich sie nicht anzunehmen wage. Aber immer schärfer wurden die gegenseitigen Reibungen. Infolge der Zurückweisung der in Abyssinien gemachten Versuche und des Fortganges der Bekehrung fingen die Koreischiten an, für sich selbst zu fürchten. Den größten Eindruck machte es, als einer der tapfersten Koreischiten, Omar, der bisher ein Verfolger Mohammeds gewesen war, zu seiner Partei überging. Omar hatte erfahren, daß seine Schwester und deren Gemahl Mohammed anhange. Indem er sie darüber heftig anließ, bekam er eine Sure zu Gesicht, die sie eben miteinander lasen. Durch den Inhalt derselben wurde er so betroffen, daß er zum Islam übertrat. Er erschien in einer Versammlung, bei welcher auch Mohammed anwesend war, die aber noch in Omar einen Feind sah, gegen den man sich würde zu wehren haben, jedoch mit der Voraussetzung, daß man ihn überwältigen würde. Indem trat Omar ein und bekannte sich zum Islam. „Gott ist groß," rief Mohammed aus, der das immer vorausgesagt hatte, dem es aber doch unerwartet kam. Aber Mohammed erlitt auch schwere Verluste: denn die verhältnismäßige Sicherheit, deren er sich erfreute, beruhte auf der Stammesverbindung, welche durch die religiöse Abweichung an und für sich nicht unterbrochen wurde. Innerhalb der Genossenschaft freier Männer, welche den Stamm bildeten, konnte der Anhänger des Neuen Glaubens nur dann angetastet werden, wenn er von seinem Stamm preisgegeben wurde. Wohl blieb noch die Auskunft übrig, daß ein Moslim sich einem anderen Stamme anschließen konnte, was doch seine eigene Familie wieder nicht zulassen durfte, um nicht an ihrer Ehre zu verlieren.

Wir berühren hier die vornehmste in der Verfassung des Landes liegende Schwierigkeit, auf welche Mohammed stieß und welche seine Laufbahn bestimmt hat. Unleugbar ist es, daß seine religiöse Idee mit den herkömmlichen Vorstellungen, in denen sich die Stammesverbindung bewegte, in Widerspruch stand. Sehr empfindlich war es für Mohammed, daß erst Chadidschah, dann aber Abu Talib kurz nacheinander mit dem Tode abgingen. Der Bruder des letzteren, Abu Lahab, empfing auf die Frage, wo sich sein Vater Abd Almuttalib befinde, eine Antwort, die ihn

mit Mohammed auf ewig verfeindete. Mohammed konnte seinem System gemäß, das nur zwischen Gläubigen und Ungläubigen unterschied, wohl nicht anders antworten, als daß derselbe den Mächten der Hölle überliefert sei. Abu Lahab nahm ihn auch dann noch äußerlich in seinen Schutz, aber wenn Mohammed mit anderen über den Glauben sprach, ist Abu Lahab hinter ihm hergegangen und hat die Zuhörer ermahnt, ihm nicht zu glauben, er sei ein Lügner. Recht eigen nimmt man da die Kombination der religiösen Differenz mit dem Stammesverhältnis wahr.

Noch erwartete Mohammed den Sieg seiner Sache von dem allmählichen Fortschritt der Lehre. Aber die Ungerechtigkeiten zu dulden, die deshalb verhängt wurden, weil man Gott bekenne, erschien auf die Länge unerlaubt: denn dadurch werde der Bestand der Religion selbst gefährdet. Schon damals war der Streit nicht allein ein religiöser.

Die Koreischiten glaubten durch die Lehre Mohammeds mit dem Verlust der Vorrechte bedroht zu werden, die auf ihrer Herrschaft über die Kaaba beruhten; sie meinten zu ihrer Verteidigung, Mohammed vernichten zu müssen. Auf der andern Seite hielt sich auch Mohammed für gerechtfertigt, wenn er zu seiner Verteidigung jedes Mittel anwende, das in seiner Gewalt stehe. Verhehlen wir uns nicht, daß der Streit bereits die höchste Macht betraf; denn wenn Mohammed durchdrang, so mußte ihm eine Autorität zuteil werden, neben der keine andere aufkommen konnte. In einer der Erleuchtungen, deren er sich zu erfreuen meinte, wurde ihm offenbart, daß er für den Glauben Krieg führen dürfe.

Wie aber hätte er sich schmeicheln können, in Mekka, wo die Stammesverfassung, von der er abwich und die ihn nicht schützte, allmächtig war, seine Feinde zu bestehen. Da hat er dann den Gedanken gefaßt, Freunde unter den arabischen Stämmen außerhalb Mekkas zu suchen. Es geschah nicht allein, um seinen Religionsbegriff auszubreiten, sondern zugleich aus Feindschaft gegen die Koreischiten, wenn er sich mit seiner Lehre an Stämme wandte, die sich Jahr für Jahr als Wallfahrer und Pilger in dem heiligen Gebiet von Mekka einzufinden pflegten. Am meisten fand er Gehör bei den Angehörigen der Stämme Auß und Chazradsch, welche damals Yathrib, das spätere Medina, inne hatten. Sie waren hier mit jüdischen Stämmen zusammengetroffen und hatten mit ihnen Verträge geschlossen, bei denen jedoch auch wieder feindselige Berührungen eintraten. Die Juden hatten dann wohl vernehmen lassen: ein neuer Messias würde auftreten und ihnen das Übergewicht über Chazrodschiten und Außiten verschaffen. Auf die Mitglieder dieser Stämme, die am Pilgerfest teilnahmen, machte nun die Persönlichkeit und die Lehre Mohammeds den größten Eindruck; sie meinten beinahe, er sei jener von den Juden

erwartete Messias. Eine solche Hilfe aber wollten sie nicht den Gegnern zuteil werden lassen, sondern für sich selbst gewinnen.

Schon bei dem Pilgerfest vom Jahre 620 kam es zu einer persönlichen Annäherung, auf dem folgenden zum Verständnis bei einer Zusammenkunft, die man von dem Orte, wo sie stattfand, einer Stelle, wo der durch Schluchten führende Weg eine andere Richtung nimmt, die Akaba nennt. Sie ist besonders deshalb merkwürdig, weil in derselben nicht allein von der Verzichtleistung auf den Polytheismus und von dem Glauben an Allah und seinen Propheten die Rede war, sondern auch einige Momente festgesetzt wurden, die sich zum Teil an den Dekalog anschließen und die überhaupt die Grundlagen eines geregelten bürgerlichen Lebens ausmachen. Man hat sie das Bekenntnis der Frauen genannt, weil darin die Verpflichtung zum Kriegsdienst nicht erwähnt wird.

Vollständig war die Vereinbarung nicht, da die beiden arabischen Stämme selbst untereinander nicht einig waren. Die Schlichtung ihrer Zwistigkeiten mußte der Anerkennung der neuen Lehre vorangehen. Mohammed soll, um die Aussöhnung zu bewirken, einen seiner vertrautesten Anhänger nach Yathrib gesandt haben. Das Werk gelang vollkommen.

Im Jahre 622 konnten die beiden Stämme in Medina eine Deputation, die aus zweiundsiebzig Männern bestand, zum Pilgerfest schicken, um einen Bund mit Mohammed zu schließen. Die wesentliche Bedingung desselben ist, daß sie den Schutz Mohammeds über sich nehmen. Das geschah nicht im Gegensatz mit allen Koreischiten. Ein Angehöriger Mohammeds, sein Oheim Abul Abbas, war bei der Verhandlung zugegen und erklärte, wenn Mohammed sich den Stämmen von Yathrib anschließen wolle, so dürfe das nur unter der Bedingung geschehen, daß diese die Verpflichtung übernehmen, ihn gegen seine Feinde zu schützen; er schien zu fürchten, daß sie ihn seinen Feinden auszuliefern gemeint sein könnten. Die Abgeordneten versicherten, ihre ehrliche Absicht sei eben keine andere, als dem Propheten Treue und Anhänglichkeit zu bewahren und ihr Leben für ihn einzusetzen.

Nicht als Stammesgenossen nehmen sie ihn an, was ein Ungedanke gewesen wäre, sondern als gottgesandten Propheten. Die religiöse Idee trat an die Stelle der Stammesverbindung und ersetzte sie.

„Öffne deine Hand," sagte der Vornehmste der Abgeordneten zu Mohammed und schlug dann in dieselbe ein. So taten auch die anderen, sie gelobten den Gottgesandten Treue und Gehorsam. Die Koreischiten, weit entfernt von der friedlichen Gesinnung, die ihnen Abul Abbas zuschrieb, sahen in der Verbindung Mohammeds mit zwei fremden Stämmen eine Art von Kriegserklärung. Eine Zeitlang hielten sie noch an sich, aber alle Tage trat ihre Feindseligkeit unverhohlener hervor, so daß die Anhänger

des Propheten überzeugt wurden, auf keine Schonung mehr rechnen zu dürfen. Sie entschlossen sich, von Mohammed selbst aufgefordert, zur Flucht nach Medina, wo ihre religiösen Meinungen nicht allein nicht ver=verfolgt wurden, sondern höchst willkommen waren. So zogen die einen zu Fuß, die anderen auf Kamelen, doch kam es vor, daß zwei auf einem Kamele saßen. Abu Bekr, Ali und Mohammed waren zuletzt allein in Mekka.

Da soll nun eine Versammlung gehalten worden sein, um über die Maßregeln zu beraten, durch welche die alte Einheit und Macht des Stammes Koreisch wiederhergestellt werden könne. Der erste Vorschlag war: Mohammed hinter Tür und Riegel festzuhalten. Dagegen aber wurde die Einwendung gemacht, seine schon ausgebreitete Lehre würde den Versuch herbeiführen, ihn mit Gewalt zu befreien. Gegen einen anderen Vorschlag, ihn zu verbannen, wurde erinnert, daß er alsdann bald an der Spitze eines feindlichen Stammes zurückkehren würde. Der dritte Vorschlag ging dahin, daß aus jeder Familie des Stammes ein junger Mensch von guter Herkunft erlesen werden sollte; diese alle sollten, jeder mit seinem Schwert bewaffnet, gleichzeitig auf Mohammed eindringen und ihn töten; die Blutschuld würde dann eine allen Familien gemeinschaftliche sein; die nächsten Verwandten würden sich mit dem Sühnegeld begnügen müssen. Wir dürfen das wohl wiederholen, weil es die Möglichkeiten, die in der Situation lagen, zur Anschauung bringt, obwohl die Überlieferung fabelhafte Züge der gröbsten Art an sich trägt.

Man erkennt die Verlegenheit, in welche sich der Stamm Koreisch durch Mohammeds Auftreten versetzt sah, zugleich aber die Notwendigkeit für diesen selbst, die Flucht zu ergreifen.

Noch eine andere, von einem anderen Gewährsmann vernommene Sage teilt Ibn Ishak mit, welche ein Licht auf die allgemeine Lage wirft. Der vor Mohammeds Hause angesammelten Menge habe man in Erinnerung gebracht, das Vorhaben Mohammeds gehe dahin, wenn der Stamm ihm folge, die Koreischiten zu Herren von Arabien und Persien zu machen; Mohammed selbst habe aus dem Hause tretend dies bekräftigt, aber überzeugt, daß er dennoch verloren sei, eine Hand voll Sand über sie geworfen, so daß sie erblindet wären und ihn nicht mehr gesehen hätten; er habe auf wunderbare Weise das Mittel gefunden, sich insgeheim zu entfernen. Die wundergläubige Legende zeigt gleichwohl den Gegensatz: Tod des Propheten, um sich nicht unterwerfen zu müssen; die Zusage der Herrschaft über die Stämme und Nachbarn, wenn man ihm folgt.

Nur die Ideen seien erwähnt, welche die Traditionen in sich schließen. Die Tatsachen der Flucht erfahren wir durch eine Überlieferung aus dem

Munde der Aischa, der späteren Gemahlin Mohammeds, die er am meisten liebte. Sie hat erzählt: sie sei bei ihrem Vater Abu Bekr gewesen, als Mohammed bei demselben eintrat und ihm seinen Entschluß abzureisen ankündigte. Abu Bekr fragte, ob sie zusammen reisen würden. Bei der Bejahung dieser Frage vergoß er Freudentränen, was seine Tochter noch nie an ihm oder einem anderen gesehen hatte. Er hatte schon alles zur Abreise vorbereitet. Ibn Ishak berichtet dann, wie die beiden Männer durch eine Hintertür des Hauses sich nach einer Höhle des Berges Thaur unterhalb der Stadt begaben; insgeheim wurden sie mit Lebensmitteln versehen. Mohammed selbst gedenkt der Tage, wo er mit einem Gefährten in der Höhle war. „Wir sind allein," hat Abu Bekr einmal gesagt; Mohammed hat geantwortet: „Aber mit uns ist Allah." Endlich war die Zeit eingetreten, wo sie ihre Kamele herbeikommen lassen und ohne Gefahr den Weg nach Yathrib einschlagen konnten. Glücklich gelangte Mohammed am 20. September 622 nach Koba, einem Dorfe bei Yathrib, das von dieser Zeit an Medinat-an nabi, Stadt des Propheten, genannt wurde.

Die Erzählung im einzelnen mit historischer Sicherheit festzustellen, wäre unmöglich: sie ist mit religiösen Traditionen durchzogen, und wie könnte das anders sein. Aber auch abgesehen hiervon bildet das Ereignis die wichtigste Epoche der arabischen Stammesgeschichte und der religiösen Gestaltung des Orients überhaupt.

Aus dem mit der Vielgötterei durchdrungenen Stammeswesen erhebt sich der Monotheismus, ohne sich doch von jenem vollkommen loszureißen.

Das vornehmste Fundament der bisherigen arabischen Gemeinschaft, die Verehrung des schwarzen Steines, wurde dabei nicht allein festgehalten, sie wurde sogar der Eckstein der neuen Vereinigung. Die älteste nationale Erinnerung wird für den Monotheismus in Anspruch genommen. Auf die monotheistische Idee wird ein neues Gemeinwesen gegründet, dessen Oberhaupt der Interpret des göttlichen Willens ist; die Flucht von Mekka bezeichnet den Moment dieses Überganges. Aber durchgeführt war derselbe nicht, wenn nicht die Idee, um derentwillen Mohammed Mekka verlassen hatte, seinen Feinden gegenüber sich siegreich behauptete. Der Streit zwischen den Stämmen Koreisch und Haschim verwandelte sich in einen Kampf zwischen Mekka und Medina. Im Laufe desselben hatte sich das Wesen des Islams erst durchgebildet.

Das erste, was Mohammed nach seiner Ankunft in Medina tat, bestand darin, daß er einen unbewohnten Platz von allen Überresten früherer Baulichkeiten säubern ließ und dann einen Tempel darauf errichtete, unten von Stein, höher von Ziegeln, das Dach von Laubwerk, um es den Laub-

hütten ähnlich zu machen, unter denen die Kinder Israel beim Zug durch die Wüste gewohnt hatten; es ist die erste Moschee; sie diente zugleich als Versammlungshaus der Gläubigen.

Die Flüchtlinge — Mohadschirum — und die Ansar — die Helfer — d. h. die Medinaten, welche die Flüchtigen bei sich aufgenommen hatten, wetteiferten beim Bau miteinander.

Man will wissen, daß der erste Gebetsausrufer (Muezzin) ein christlicher Sklave aus Abyssinien gewesen sei. Dann aber folgte eine weitere Ausbildung der einst bei Akaba gewonnenen Vereinbarung.

Eine höchst außerordentliche Abkunft, in der sich die Ideen des Stammes mit denen der Religion verbinden, schloß nun Mohammed mit den Medinaten. Wir besitzen darüber ein Dokument, dessen Echtheit keinem Zweifel unterliegt. Demzufolge blieb man noch immer sehr entfernt davon, eine durchgreifende Vereinigung zu treffen. Die verschiedenen Stämme behalten ihren besonderen Wirkungskreis, aber den Gläubigen wird inmitten derselben eine besondere Stellung zugewiesen. Kein Gläubiger soll einen Gläubigen wegen eines Ungläubigen töten und auch keinem Ungläubigen gegen einen Gläubigen Beistand leisten; die Gläubigen sollen einander allen anderen Menschen gegenüber unterstützen, aber auch die Juden sollen geschützt werden; niemand soll Beistand geleistet werden, der sie angreift. Die Flüchtlinge bilden also ebensowohl eine besondere Genossenschaft in dem neuen Bündnis wie die Stämme in Medina. Der Prophet hat unter allen die höchste Jurisdiktion und die Kriegführung. Die Juden, die ihre Gottesverehrung ebenfalls bewahren, sind ihm doch unterworfen. Die Autorität des Propheten ist der feste Punkt, an welchen sich ein neues Staats- und Gemeindewesen anschließt.

Auf der Idee von der unbedingten, ausschließlichen Herrschaft Allahs, der seinen Willen durch Mohammed kundgibt, ist die neue Religion überhaupt begründet. In dieser Abstraktion würde sie aber doch nichts als ein geistliches Regiment haben hervorbringen können. Indem sie sich mitten unter den widerstrebenden und zweifelhaften Stämmen festsetzte, mußte ihr zugleich die höchste weltliche Gewalt zufallen. Dazu war die erwähnte Abkunft ein wesentlicher Schritt; denn darauf beruht alles, dem gottgesandten Propheten seine unabhängige Macht gegen die Feinde zu sichern, vor denen er aus Mekka gewichen war.

Der Kampf, der dann ausbrach, entsprang nicht etwa daher, daß die Mekkaner den Geflüchteten zurückgefordert hätten, sondern daher, daß die Flüchtlinge, welche in der Tat Verjagte waren, obwohl um ihren Propheten geschart, sich doch im Zustand des äußersten Bedürfnisses befanden. Bei siebzig Mann waren obdachlos, fast nackt. Abends rief sie Mohammed und setzte ihnen einen großen Topf gerösteter Gerste vor;

sie schliefen unter dem vorspringenden Dach der neuen Moschee, aber sie brannten vor Begier, die ihnen von ihrem Gegner zugefügte Unbill zu rächen. Eben hierzu eignete sich ihre Aufstellung in Medina, weil von da aus am leichtesten der mekkanische Karawanenhandel unterbrochen werden konnte.

Im Jahre 623 haben sie schon auf verschiedene Karawanen Jagd gemacht, wiewohl ohne Erfolg. Im Jahre 624 aber bot sich ihnen eine günstige Gelegenheit dar; und es ist bei Bedr zu einer Schlacht gekommen, die ein unvergängliches Andenken hinterlassen hat. Wir würden sehr unvollständig sein, wenn wir nicht dieses ersten Kampfes der Flüchtlinge und teilnehmenden Hilfsgenossen Mohammeds mit den Koreischiten gedenken wollten. Der Kampf zwischen den beiden an sich wenig bedeutenden Städten ist charakteristisch für die Zeit und entscheidend für die Dinge, die da folgen sollten.

Mekka, ein großer Handelsplatz von mannigfaltigen Beziehungen zu Persien und Indien, war doch besonders auf Verkehr mit dem römischen Reiche angewiesen, der durch die Karawanenzüge nach Syrien und Gaza vermittelt wurde. Auf eine solche Karawane, welche im März 624 von Gaza nach Mekka zurückkehrte, plante Mohammed einen Angriff.

Sie bestand aus tausend Kamelen und hatte bereits eine obwohl nicht starke Bedeckung unter dem vornehmsten Führer der Koreischiten, Abu Sufjan Ibn Harb. Man hat wohl gesagt, Mohammed und Abu Sufjan seinen Jugendfreunde gewesen, aber durch gegenseitige Verspottung heftige Feinde geworden. Besser bezeugt ist es jedoch, daß zwischen dem Vater Abu Sufjans und Abd Almuttalib, dem Großvater Mohammeds, eine Art von Ehrenstreit nicht ohne Eifersucht obgewaltet habe; man habe es dem Vater Abu Sufjans, Harb, zum Vorwurf gemacht, daß er sich mit einem Manne wie Abd Almuttalib messen wolle; um so mehr sei Abu Sufjan über die Anmaßung Mohammeds empört gewesen, sich als den Gesandten des einzigen Gottes darzustellen. Jetzt hatte Mohammed ein Bündnis mit den Stämmen geschlossen, durch deren Gebiet die Karawane ziehen sollte. Schon hierdurch geirrt, geriet Abu Sufjan in noch größere Besorgnis, als er vernahm, daß ihm ein Angriff der Flüchtlinge unter Mohammed drohe. Er war vorsichtig genug, den herkömmlichen Karawanenweg zu vermeiden, so sehr auch seine Kamele in der Nähe der alten Erfrischungsstätten unwillkürlich dahin drängten. Abu Sufjan schlug einen andern Weg längs der Seeküste ein; zugleich aber ließ er in Mekka melden, daß die Karawane sich in Gefahr befinde und bewaffnete Hilfe von dort her bedürfe.

In Mekka konnte die Nachricht nicht anders als den größten Eindruck machen, denn die Einwohner waren mannigfach bei der Karawane be-

teiligt. Einige Familien erwarteten Waren, andere hatten den Kaufleuten Geld vorgeschossen.

Wiewohl die Vorzeichen nicht gerade günstig waren, vereinigten sich doch die streitbaren Stammesgenossen. Wer nicht selbst mitziehen konnte, ließ sich vertreten.

Nachdem der Gefahr, daß die dergestalt verlassene Stadt überfallen werden könnte, vorgebeugt war, zogen die Koreischiten zahlreich in den Kampf. Wer zu Pferd war, hatte auch einen Panzer, aber auch einige zu Fuß waren gepanzert. Die Familie der Machzumiten stellte allein dreißig Pferde. Ihr Führer Abu Dschahl, einer der vornehmsten Antagonisten Mohammeds — er soll bei jener Beratung dessen Tod gefordert haben — führte das große Wort unter den Vorrückenden. Auch als die Nachricht eintraf, daß für die Karawane zunächst nichts zu fürchten sei, blieb Abu Dschahl doch dabei, den Zug fortzusetzen. Abu Sufjan fühlte bereits Eifersucht gegen ihn, weil er sich vordränge. Gegen sein Erwarten wurde Mohammed inne, daß es nicht die Beraubung einer Karawane gelte, sondern ein Kampf gegen die mit Macht heranziehenden Koreischiten bevorstehe.

Mohammeds kleines Heer rückte unter zwei schwarzen Fahnen vor, die eine für die Mohadschirun, die andere für die Ansarier. Mohammed war noch zweifelhaft, ob sie ihm gegen die Feinde folgen würden, und zog sie selbst zu Rate. Die Mohadschirun sagten ihm, er möge nur der Erleuchtung Gottes folgen, sie würden ihm nirgends und niemals fehlen. Die Ansarier, die ursprünglich nur die Pflicht hatten, ihn innerhalb ihrer Grenzen zu beschützen, erklärten sich bereit, ihm auch außerhalb derselben zu folgen, selbst über das Meer; auch die in Medina Zurückgebliebenen würden nur bedauern, nicht da anwesend zu sein, wo es zu wirklichem Kampfe komme.

Hierauf faßte Mohammed den Entschluß, eine Schlacht gegen die Stammesgenossen von Mekka zu wagen. In ihm verbanden sich scheinbar entgegengesetzte Eigenschaften. In der Einsamkeit seiner Ekstase glaubte er nochmals den Engel Gabriel zu sehen. Dann aber ritt er auf Kundschaft aus und wußte sich dabei so gut zu unterrichten, daß er die Aussage, die man einigen Gefangenen abgepreßt hatte, sie gehörten zur Karawane Abu Sufjans, verachten konnte.

Zu seinen Leuten hat er gesagt: „Niemand werde in der Schlacht umkommen, ohne nicht sogleich ins Paradies einzugehen.“ „Wie,“ ruft einer seiner Gläubigen aus, „zwischen uns und dem Paradies ist nichts als der Feind“; er warf die Datteln weg, von denen er eben aß, griff zu seinem Schwert und stürzte gegen den Feind, wo er bald den Tod fand. Ein anderer, dem Mohammed gesagt hatte, es sei für Allah das Wohl-

gefälligste, wenn man seine Sache ohne Schutzwaffe führe, legte seinen Panzer ab, schritt zum Angriff und wurde getötet. Man sieht, daß die Prinzipien der moslemischen Kriegführung aus der Schlacht von Bedr ihren Ursprung herleiten. Es hatten sich Zweikämpfe entsponnen, in welchen die Koreischiten verschmähten, sich mit den Ansariern zu schlagen, mit denen sie nichts zu tun hätten, worauf ihnen Mohadschirun im Kampf entgegentraten, die dann, obwohl unter großen Gefahren, die Oberhand behielten. Die Erzählung erinnert an die Horatier und Curiatier vor Rom. Aber besonderen Einfluß hat dieser Zweikampf bei den Arabern nicht. Ganz anders ist doch der Horizont, der die Handlungen umschließt. Man sieht nicht recht, ob dieser Zweikampf nicht schon der Anfang der Schlacht bei Bedr war, in welcher die Koreischiten von den Moslimen völlig geschlagen wurden.

Die eifrigsten von diesen hätten gewünscht, keinen einzigen von den Feinden am Leben zu lassen. Mohammed zog es vor, die, welche die Waffen niederlegten, zu Gefangenen zu machen. Einer derselben war sein Oheim Abul Abbas, der fortan bei ihm blieb; von anderen konnte er Lösegelder von Belang erwarten. Auch ein soziales Motiv ist in der Schlacht hervorgetreten. Es liegt in der Gleichstellung der Kampfgenossen von höherem und niederem Range durch den Glauben.

Bemerkenswert in dieser Hinsicht ist das Ende des Abu Dschahl. „Ich fand ihn", sagt der Hudhalit Abdallah Ibn Masud, der ihn getötet hatte, „in den letzten Zügen, setzte ihm den Fuß auf den Nacken und lobte Gott, der ihn geschändet hatte." Die größte Schande sah Abu Dschahl darin, daß ein Knecht komme, um einen Herrn zu töten. „Hätte das nicht auch von einem der Vornehmeren geschehen können?" Der Hudhalit schlug ihm den Kopf ab und nahm ihm die Waffen. Er brachte sie zu Mohammed, der bei diesem Anblick hoch erfreut war.

Mohammed ging unter den Leichen herum, die ihm Abur Bekr mit Namen bezeichnete. Dann wurden diese in einen zugeschütteten Brunnen geworfen. „O Abu Dschahl," rief Mohammed hinein, „und ihr anderen, habt ihr die Verheißung eures Herrn wahr gefunden? Ich habe die meines Herrn wahr gefunden."

Der Erfolg der Schlacht bei Bedr war die Bestätigung seiner Mission vielleicht für ihn selbst, gewiß für die, welche sich ihm anschlossen. Aber die, welche ihn von Anfang an befehdet hatten, beharrten in ihrer Feindseligkeit.

Im Jahre 625 rüsteten sich die Koreischiten mit großer Energie gegen Mohammed; selbst Frauen zogen mit zu Feld, um die Krieger anzufeuern. Am Berge Ohod kam es zur Schlacht, in welcher die Moslimen hauptsächlich dadurch in Nachteil gerieten, daß sie sich zu früh auf die Beute

stürzten. Noch fehlte es ihnen, wie Mohammed selbst sagt, an Disziplin. Der Prophet ist damals persönlich in Lebensgefahr geraten, man hielt ihn bereits für tot. Aber er wurde noch glücklich gerettet und legte Hand an eine bessere Organisation seiner Truppen. Denn nicht allein auf die Hingebung der Gläubigen und ihre idealen Tendenzen kam es an, sondern auf die realen Mittel der Gegenwehr.

Den wichtigsten Moment bildet der Angriff der Mekkaner auf Medina im Jahre 627. Die Gefahr für Mohammed lag darin, daß er seine Verbündeten aus den jüdischen Stämmen um so weniger in Abhängigkeit halten konnte, je mehr sein eigenes Religionswesen feste Gestalt gewann. Von den jüdischen Stämmen wurde eine Verabredung mit den Koreischiten getroffen, die zu seinem Untergange führen sollte. Die Koreischiten wollten den Propheten in Medina angreifen; die Juden versprachen ihren Beitritt, sobald jene vor Medina anlangen würden. Der Führer der Koreischiten war diesmal Abu Sufjan selbst. Er rückte aus Mekka mit viertausend Mann, dreihundert Pferden, fünfzehnhundert Kamelen heran. Noch viele aus anderen Stämmen gesellten sich ihm zu, so daß er zehntausend Mann unter seinen Fahnen zählte.

Unmöglich wäre es gewesen, einem so stattlichen Heerhaufen der Mekkaner im offenen Felde entgegenzugehen und dabei zugleich Medina unterworfen zu halten. Mohammed entschloß sich auf den Rat eines Persers, der ihm angab, was in Fällen dieser Art in seinem Heimatlande geschehe, ein Lager vor der Stadt aufzuschlagen und dasselbe mit einem tiefen, breiten Graben gegen unvorhergesehene Fälle zu schützen. Es hat ein gewisses Interesse, diese primitiven Fortifikationsarbeiten zu erwähnen. Einer jeden Familie war eine Strecke zugeteilt. Bei der Standarte Mohammeds wurde die Erde ausgeschüttet, auch Steine wurden dort zusammengehäuft, um im Notfall zur Abwehr zu dienen. Mohammed selbst nahm an der Erdarbeit teil. Die vornehmsten Häupter der Moslimen hatten abwechselnd die Aufsicht über den Graben; Reiter ritten auf und ab, um die Verbindung zu unterhalten. Wer wollte die kleinen Abenteuer der Verteidigung selbst wiederholen. Das wichtigste war, daß Mohammed, indem er den andringenden Feind zurückwies, die Gegner im Zaume hielt, die sich in der Stadt wider ihn regten. Nach einiger Zeit geschah, daß Abu Sufjan, in seinen Erwartungen getäuscht, durch die fruchtlosen Kämpfe ermüdet und von eintretenden Nachtfrösten überrascht, sein Dromedar bestieg, um mit seinem Volk den Rückzug anzutreten.

Mohammed konnte nun seine Waffen gegen die Juden richten, deren er ohne viel Mühe Meister wurde. Erbarmen kannte der Prophet so wenig wie seine Gefährten. Das Urteil wurde gefällt, daß die Männer getötet, Frauen und Kinder als Sklaven verkauft werden sollten. Der Prophet

erschien auf dem Marktplatz, ließ tiefe Gruben aufwerfen und darin einen nach dem andern hinrichten. Es waren ihrer sechshundert. Hierdurch erst wurde Mohammed vollkommen Meister in Medina. Doch meinte er damit nicht etwa, aus dem allgemeinen Verband der Araber, dessen Mittelpunkt Mekka war, zu scheiden.

Im Jahre 628 unternahm er einen neuen Zug nach Mekka, der jedoch nur als eine bewaffnete Wallfahrt erschien und erscheinen sollte. In seiner nächsten Umgebung regte sich Widerspruch gegen die Mäßigung, die Mohammed an den Tag legte. Abu Bekr verwies das den Widerstrebenden; er sprach das vernünftige Wort aus: der Mensch wolle die Dinge immer beschleunigen; Gott lasse sie reifen.

Durch die drohende Annäherung der bewaffneten Moslimen wurden die Mekkaner doch nicht vermocht, die Wallfahrt in diesem Jahre zuzulassen, denn sie würden dann als Besiegte angesehen werden. Es kam zu Verhandlungen, die zu einem Waffenstillstande führten, bei welchem sich Mohammed mancherlei Beschränkungen gefallen ließ. Jeder Koreischit, welcher zu ihm fliehe, sollte ausgeliefert werden; nicht so die Moslimen, welche zu den Koreischiten fliehen würden. Den anderen arabischen Stämmen sollte es freistehen, sich nach Belieben mit Mohammed oder den Koreischiten zu verbinden.

Die Zeit des Friedens, die nun eintrat, benutzte Mohammed, um die Stammverwandten der yathribitischen Juden, welche starke Positionen in den Bergen eingenommen hatten, zu bekämpfen. Er bewahrte auch hier ein angeborenes kriegsmännisches Talent. Er wußte sich der in den Festen vorgefundenen Belagerungswerkzeuge zu seinem Zweck zu bedienen; so eroberte er die acht festen Schlösser der Juden in Chaibar; und sein wachsender Ruhm bewirkte, daß immer neue arabische Stämme sich ihm anschlossen. Er erschien als Fürst und gleichsam als König.

Eben in diese Zeit möchte es gehören, daß die Nestorianer, die sich seit der Katastrophe des Chosru in Persien ohne Schutz sahen, einen solchen bei Mohammed suchten, der bereits als selbständiger Fürst betrachtet wurde. In den arabischen Geschichtschreibern geschieht der Sache keine Erwähnung. Deren Aufmerksamkeit ist allein auf den Ausgang des großen Kampfes zwischen Mekka und Medina, von welchem alles andere abhing, gerichtet.

Und nicht lange konnte es dauern, so mußten sich aus dem innerlich feindseligen, äußerlich zweideutigen Verhältnis, in dem beide Gemeinwesen begriffen waren, neue Anlässe zu einem Kampf entwickeln.

Sie rührten von den Beziehungen zu den minder mächtigen Stämmen her. Die eine Tagereise von Mekka wohnenden Chozaiten waren mit

Mohammed in Bund getreten. Dieser Stamm hatte mit den Bekriten, Verbündeten der Mekkaner, Blutfehde.

Der Vertrag verbot nun den beiden rivalisierenden Gemeinwesen, sich in diese Streitigkeiten einzumischen. Aber die Bekriten, die den Gegnern zu schwach waren, wußten sich Hilfe von den Koreischiten zu verschaffen, wodurch sie die Oberhand erlangten, so daß die Chozaiten in benachbarte Bezirke vertrieben wurden. Nicht alle Koreischiten waren dabei beteiligt. Abu Sufjan namentlich war gar nicht gefragt worden. Eben darin jedoch lag der Unterschied zwischen Mekka und Medina, daß dort keine feste Gewalt bestand, während hier die Moslimen durch Mohammed in strenger Unterordnung gehalten wurden. Die Chozaiten wendeten sich an Mohammed. In seiner Moschee sprachen sie den Propheten an; sein Entschluß war auf der Stelle gefaßt. Abu Sufjan, welcher herbeieilte, um den Frieden zu erneuern, fand kein geneigtes Gehör, weder bei Mohammed noch bei dessen nächster Umgebung. Mohammed drohte nicht etwa, aber er rüstete unverzüglich, niemand wußte wozu. Es war ihm ganz recht, wenn man ihm anderweite Absichten zuschrieb. Die aufgerufenen Stämme strömten zu Mohammed herbei, ohne sein Vorhaben zu kennen. Der Sammelplatz war Bir Abi Utba, sein Heer ward auf 10 000 bis 12 000 Mann geschätzt. Er selbst hielt die Fasten, andern erlaubte er nicht allein, sondern befahl es sogar, sie zu brechen, wenn man gegen den Feind ziehe.

Mohammed gelangte nach Marr Azzahran, ohne daß man in Mekka von seinem Aufbruch Nachricht gehabt hätte. Plötzlich leuchteten in der Nähe der Stadt tausend Wachtfeuer auf den umliegenden Höhen auf.

In diesem wohlvorbereiteten, unerwartet ins Werk gesetzten Kriegszug lag nun die Entscheidung der Zukunft für Arabien. Die Koreischiten in Mekka sahen sich vor die Alternative gestellt, entweder die Autorität ihres alten Stammesgenossen anzuerkennen, d. h. den Islam anzunehmen, oder sich mit ihm auf Leben und Tod zu schlagen. Man schickte neue Botschafter an Mohammed, aber diese konnten kaum zu ihm gelangen, und wenn dies geschah, so erstaunten sie selbst über den Wechsel der Dinge. Der Zufall fügte es, daß Abu Sufjan mit Abul Abbas, der sich jetzt bei seinem Neffen befand, zusammentraf. Abu Sufjan rief aus, als er das Heer vor sich sah: Gegen eine solche Macht habe Mekka keine Wehr noch Waffen. „Das Königtum deines Neffen ist groß geworden," sagte er zu Abbas. „Nein," erwiderte dieser, „es ist nicht ein Königtum, sondern ein Prophetentum."

Will man wissen, was den größten Eindruck auf Abu Sufjan machte: so ist es der Aufschrei des Morgengebetes gewesen, welches allenthalben widerhallte. Abu Sufjan hatte den byzantinischen und den persischen

Hof gesehen; er war erstaunt, daß die Moslimen ihren Führer, in dessen Nähe niemand laut zu reden wagte, größere Ehrerbietung bewiesen als die beiden Höfe ihren Herren. Er war schon bereit, den ersten monotheistischen Teil der moslimischen Formel nachzusprechen; jetzt in Mohammeds Gegenwart mit dem Tode bedroht, wurde er bewogen, auch den zweiten anzuerkennen, daß Mohammed der Sendbote Gottes sei. Er wurde Moslim und huldigte Mohammed. Die Stammeshäupter, die mit Mohammed so lange gestritten hatten, erkannten ihn jetzt als Gesandten Gottes an, dem sie zu Gehorsam und Diensten verpflichtet seien. Hätte Mekka sich zum Widerstand entschlossen, so wäre ein Blutbad, ein Werk der Rache unvermeidlich gewesen. Aber Mohammed selbst hatte davor ein Grauen. Er versprach nicht allein jedem, der sich unterwerfe, sondern auch allen denen, die nicht widerstehen würden, Sicherheit ihrer Person und Habe. Nur etwa sechs persönliche Feinde nahm er aus. Mit diesen Nachrichten kehrte Abu Sufjan nach Mekka zurück und verkündigte sie in den Straßen. So widerwärtig der Eindruck sein mochte, so behielt doch die Überzeugung die Oberhand, daß man sich fügen müsse. Die Koreischiten warfen ihre Waffen weg und schlossen sich in ihre Häuser ein. Nur einige geringe Haufen oder Stammesabteilungen wichen aus der Stadt auf benachbarte Höhen. So konnte geschehen, daß Mohammed als Meister und Gebieter am 11. Januar 630 in Mekka einzog. Als er die Volksmenge, die ihn empfing, überblickte, wurde er selbst davon betroffen. Er beugte sein Haupt so tief, daß sein Bart den Sattel berührte. In der Stadt wollte er kein Haus betreten, da das, welches ihm gehört hatte, verkauft war. Zu seiner Wohnung erkor er die Stelle, wo vor der Flucht die Koreischiten einst zusammengekommen waren, um über seine Ermordung zu beraten. Zugleich sorgte er dafür, daß seine an Abu Sufjan gegebene Zusage gehalten wurde. Auf die Meldung, daß einige seiner alten Feinde bei den Ihren zu Hause säßen, antwortete er: Er könne ihnen nichts anhaben; es sei eben gerecht. Das Wesen des Ereignisses lag darin, daß Mohammed den Besuch der Kaaba, von dem er ausgestoßen und der ihm noch vor kurzem mit bewaffneter Hand verweigert war, jetzt als unblutiger Sieger vollziehen konnte.

In voller Rüstung, zur Seite Abu Bekrs, mit dem er sprach, ritt er nach der Kaaba, indem er ausrief: Gott ist groß. Das Wort wurde von den Anwesenden tausendstimmig wiederholt, bis er Schweigen gebot. Dann machte er sieben Umgänge, bei deren jedem er den schwarzen Stein mit seinem Krummstabe berührte, noch inmitten der Götzenbilder. Hierauf befahl er dieselben umzustürzen oder zu übertünchen.

Auch über das Bildnis Abrahams sprach er seine Mißbilligung aus. Es stellte einen eisgrauen Alten, mit Pfeilen in der Hand, mit denen

er das Los warf, vor. „Was hat", sagte er, „Abraham mit dem Lose zu tun? Er war kein Götzendiener, ein Rechtgläubiger war er." Eben den Glauben Abrahams meinte er restauriert zu haben.

Mohammed, an der Kaaba stehend, sprach nochmals seine monotheistische Formel aus, die zugleich sein Prophetentum in sich schloß, und dankte Allah, daß er dieselbe durch den Erfolg der Waffen bestätigt habe. Von politischem Wert sind die Grundsätze, die er hierbei vernehmen ließ. „O ihr Koreischiten," rief er aus, „Gott hat den Ahnenstolz und Hochmut von euch genommen, alle Menschen stammen von Adam her, und Adam ist aus der Erde geschaffen, der Vornehmste von euch ist, wer am frömmsten ist. Die Moslimen sind Brüder, eine Hand gegen alle anderen." Im Kriege, in welchem die Söhne von Sklaven oft die größten Heldentaten verrichteten, hatte die Ansicht von der ursprünglichen Gleichheit der Menschen Wurzel geschlagen. Dem Rechte der Herren über Leben und Tod der Sklaven machte Mohammed ein Ende, indem er eine solche Handlung mit einer fast unerschwinglichen Buße belegte. Indem er sich der ältesten Überlieferung, der mosaischen, anschloß, gab er doch auch Ideen Raum, welche aus der Gesetzgebung der römischen Kaiser entsprangen.

Mohammed war noch weit entfernt, den Aufbau eines neuen Reiches, mit dem er umging, vollendet zu haben. Den größten Widerstand fand er bei den Hawazin, die er mit Hilfe der Koreischiten angriff. Er ist noch einmal persönlich in Lebensgefahr geraten. Bei der Beuteverteilung schien es, als begünstige er seine alten Stammesgenossen vor den Ansariern, denen er doch seine Siege hauptsächlich verdankte. Mohammed sagte diesen: die äußeren Vorteile gönne er den Koreisch, doch sei den Medinaten der bessere Teil beschieden; er selbst bleibe bei ihnen.

Zur Ausbreitung des Islam trug es nicht wenig bei, daß es unter den arabischen Stämmen Mißvergnügte gab, welche sich von der ihnen innerhalb derselben auferlegten Unterordnung loszumachen strebten. Sie gingen leicht zu Mohammed über, dessen Autorität ihnen gegen andere Stammesgenossen Rückhalt verlieh. Die Stammesverfassung hob Mohammed nirgends auf; er war zufrieden mit der Annahme des Islam.

Stellvertreter schickte er nicht, um zu regieren, sondern zu überwachen. Aber in manchen Stämmen fand er auch entschiedenen Widerstand; sie riefen ihre Grenznachbarn, die Griechen, zu Hilfe, so daß Mohammed mit dem griechisch-römischen Reiche in feindselige Berührung geriet.

Er selbst hielt in Medina eine Art von Hof als Prophet, Kriegsoberhaupt und Potentat. In seine Umgebung führt ein Gedicht ein, durch welches ein von dem Propheten wegen Beleidigung dem Tode Geweihter seine Gnade anruft; er habe vernommen, der Gesandte Gottes

hat mich bedroht; ich fürchte ihn mehr als einen Löwen, der in waldiger Gegend haust. Ich habe unaufhörlich die Wüste durchwandert, bis ich meine Hand in die Hand dessen lege, dessen Wort das entscheidende Wort ist. Er ist ein Licht, welches anderen zur Leuchte dient; er ist das aus der Scheide gezogene Schwert Gottes. Zu einer Schar von Koreischiten, die sich bekehrten, hat er gesagt: Wandert aus. Sie wandern aus, Panzer vom Geflechte Davids sind ihr Gewand im Kriege, blank und weit herabhängend; sie sind nicht ausgelassen, wenn ihre Lanzen den Feind treffen, und unverzagt, wenn sie getroffen werden, nur von vorne in der Kehle werden sie getroffen. Nach den Mohadschirun gedenkt er auch der Ansarier. „Edle Taten sind bei ihnen erblich. Sie sehen mit scharfblickenden, wie Kohlen glühenden Augen umher und weihen ihr Leben dem Propheten; sie betrachten es als eine heilige Pflicht, sich mit dem Blute erschlagener Ungläubigen zu reinigen."

In anderer Weise zeigen die historischen Erinnerungen Mohammed in der Mitte seiner Gefährten. Bei jener Umlagerung von Medina hat man ihn nackt bei dem Graben mitarbeiten sehen; er erschien da als der Schönste von allen, seine Körperfarbe war die weißeste, sein starkes Haupthaar bedeckte den Rücken. Es gibt eine persönliche Schilderung von ihm, die man Ali zuschreibt. Sie enthält nicht besonders Auffallendes; Mohammed war ein Mann von mittlerer Statur, leicht in allen seinen Bewegungen. Wert legte Ali auf den allgemeinen Eindruck, den er machte; man habe sich wohl in seiner Nähe gefühlt, jedermann sei ungern von ihm geschieden; man bekannte, niemals einen Menschen gesehen zu haben, der auf ähnliche Weise des Wortes Meister gewesen sei, wie Mohammed. Wir kennen schon die Art und Weise seines persönlichen Verkehrs, welche die Menschen hinriß. Sie ist ein Moment in der Gründung einer auf persönlicher Hingebung beruhenden Genossenschaft. Zuweilen aber schwoll ihm die Zornesader auf seiner hohen Stirn, was jedermann in Schrecken setzte. Niemand hätte ungestraft seine Mission in Zweifel ziehen dürfen. Seine Umgebung rühmt ihn als den zuverlässigsten Beschützer, als einen Mann, der immer gebe, ohne doch jemand zu beschämen, der von ihm empfange; er sei bemüht, die Gläubigen auf dem rechten Wege festzuhalten und sie nicht von demselben abweichen zu lassen. Er war immer heiter. Er verband Würde und Anstand mit leutseligem, menschenfreundlichem Wesen. Alle seine Sklaven ließ er nach und nach frei. Er bedurfte derselben nicht, denn er leistete sich selbst die kleinsten Dienste. Unzähligemal hat man aus Abulfeda wiederholt, daß er sich selbst seine Sandalen, oder auch das Gewand, das er trug, wieder instand zu setzen nicht verschmähte.

Nach Chadidschas Tode hat er eine Gemahlin nach der anderen ge-

nommen; man zählt ihrer dreizehn. Von Aischa, die er zuletzt bevorzugte, erfahren wir doch, daß sie sein Andenken an Chadidscha zuweilen eifersüchtig machte.

Jedoch genug von diesen einzelnen Charakterzügen, deren Zuverlässigkeit nicht einmal über allen Zweifel erhaben ist. Betrachten wir die Handlungen seines Lebens in ihrer objektiven Erscheinung.

In der Geschichte der Menschheit nimmt Mohammed dadurch eine überaus bedeutende Stellung ein, daß er den Begriff und die Ehre des Monotheismus für einen großen Teil der Welt neu begründet hat. Er unternahm das in einer götzendienerischen Nation, die das um so mehr war, als ihre Stammesverfassung und ihr gesellschaftlicher Zustand mit dem Polytheismus verschmolzen waren. Der Kampf zwischen beiden bildete die größte Angelegenheit der Welt und wurde in Mekka selbst unter diesem Gesichtspunkt aufgefaßt. In jenem Krieg zwischen Heraklius und Chosru Parwiz schloß sich Mohammed mit seinen Gläubigen der griechisch-römischen Anschauung an.

Unter den götzendienerischen Stammesgenossen Mohammeds herrschte die Ansicht, daß die großen Erfolge der Perser den Sieg des Dienstes der Idole auch in Arabien herbeiführen würden. Abu Bekr, der Vertraute Mohammeds, ging zu ihnen hinaus, um ihnen die entgegengesetzte Meinung des Propheten kundzutun. Die populare Lebhaftigkeit des Streites erkennt man daran, daß es zwischen Abu Bekr und einem der Oberhäupter der Götzendiener zu einer Wette über den Ausgang des römisch-persischen Krieges kam, die Mohammed billigte, nur, daß er den Termin des Sieges der Römer weiter hinausschob.

Der Monotheismus inmitten von Arabien war zugleich durch Juden- und Christentum repräsentiert. Mohammed faßte die beiden Religionen, die sich auf die Offenbarung stützten, als die, welche die Schrift besitzen, zusammen. Er erscheint in Beziehung auf die allgemeine Bewegung des Geistes als ein Bundesgenosse der geoffenbarten Religionen, keineswegs als ein Gegner derselben. Den monotheistischen Begriff konnte er aber in seiner Heimat weder in der christlichen Form, noch in der jüdischen zur Geltung bringen. Das letztere würde eine Verleugnung der Nationalität der Araber in sich geschlossen haben, welches doch das innerste Bewußtsein derselben bildete.

Die Araber wollten nur von Ismael, nicht von Israel hören; ich meine, sie hielten an dem eigentümlichen, altbegründeten Stammeswesen fest, ohne von der religiösen Entwickelung des eigentlichen Judentums ergriffen zu werden.

Ebensowenig schloß sich Mohammed an die Christen an, bei denen damals der Streit über die Lehre von der Gottesgebärerin und den

beiden Naturen vorwaltete. Diese Doktrinen schienen doch wieder eine Modifikation des absoluten Monotheismus zu enthalten, so daß Mohammed sich ihrer nicht geradehin zur Bestreitung des Polytheismus bedienen konnte. Die Entfernung von den beiden Offenbarungen aber gab der Lehre Mohammeds wieder einen besonderen Charakter. Von dem Alten Testament hat Mohammed zwar die Psalmen gekannt und nachgeahmt; auch die Gesetze des Dekalogs, aber von einer historischen Benutzung der urkundlichen Überlieferung ist er doch weit entfernt; er hielt sich in dieser Beziehung an den Talmud, was dann von unermeßlicher Wichtigkeit geworden ist, weil er von dem inneren Zusammenhang der echten Überlieferung abwich und sich dem willkürlich Ersonnenen, Fabelhaften hingab.

Ebenso hatte er von den echten Evangelien keine eingehende Kenntnis. Er kannte nur die Pseudo-Evangelien und die Legenden der gnostisch-christlichen Sekten, durch welche er auf den Gedanken gekommen ist, auch seinerseits eine Offenbarung in Anspruch zu nehmen; durch die Behauptung einer solchen gewann er eine doktrinäre Unabhängigkeit in der Mitte der beiden anderen Religionen. Daß er sich als Sendbote Gottes aufstellte, ist, wie oben erwähnt, erst der zweite große Schritt in seinem System.

Wie mancher momentane oder egoistische Antrieb dabei mitgewirkt haben mag, so muß man doch gestehen, daß die objektive Wahrheit der Lehre selbst, die auf ihrem Weltgang begriffen war, ihm bei seinem Anspruch, der Sendbote Gottes zu sein, mächtig zu Hilfe kam. Er verlangte Glauben, weil er der Sendbote Gottes sei; der Inhalt der Lehre, die er verkündigte, trug aber dazu bei, ihm Glauben zu verschaffen. Als einen theistischen Philosophen darf man ihn nicht betrachten; nicht als eine bloße Idee erscheint in ihm der Gotteinheitsglaube. Die Freiheit von den Beschränkungen des Gottesbegriffs, die man ihm nachrühmt, würde doch nur negativer Natur sein; bei Mohammed hat alles einen positiven Charakter. Seine Überzeugungen sind ihm Offenbarungen, aber sie knüpfen an die Vorstellungen, selbst an die Vorurteile der Araber an. Den Monotheismus predigt er nicht in absoluter Allgemeinheit. Sein Allah hat zugleich mit Himmel und Erde die Kaaba geschaffen, um der Mittelpunkt seines Glaubens zu sein. Alles hat ein vollkommen arabisches Gepräge. Die nationalen Traditionen verschmelzen sich mit den religiösen Doktrinen.

Man hat den Koran in neuester Zeit prosaisch und monoton gefunden, ihm alle Originalität abgesprochen. So verhält es sich auch großenteils. Eigentlich schöpferisch im Reiche des religiösen Glaubens kann Mohammed nicht genannt werden. Aber es gibt auch Stellen, die von

tiefem, echtem Schwunge zeugen. Wo Mohammed von der Größe Gottes, von dem göttlichen Walten in der Natur redet, zeigt er zuweilen Erhabenheit und Tiefe. Erfüllt von dieser Idee, bekämpfte er den Götzendienst, der als eine Beschränkung der Macht Allahs d. i. Eloahs erschien.

Der Gedanke, das Reich Gottes, welches über allen politischen Beziehungen steht, aufrichten, ist eigentlich das Gegenteil von dem, was Mohammed ins Auge gefaßt hatte. Dessen Absicht war von Anfang an auf die Gründung eines irdischen, namentlich arabischen Reiches gerichtet.

Die Auffassung Mohammeds unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von der christlichen, daß sein Allah weniger ein Vater ist als ein Herr. Von den geheimnisvollen Beziehungen der Gottheit zu dem Menschengeschlecht, welche das Christentum beleben, hat Mohammed keinen Begriff. Die Grundlage, von der er ausging, war die Jehovareligion, aber in einer durch und durch nationalen Auffassung.

Man könnte versucht sein, die Besonderheiten des Islams von den Lebensumständen Mohammeds herzuleiten; wenigstens hängen sie mit denselben auf das genaueste zusammen. Den Monotheismus ergriff er eben im Widerspruch mit dem polytheistischen Stammeswesen in Mekka. Alle vermittelnden göttlichen Gewalten mußten abgewehrt werden, um den Dienst des Allah zum exklusiven, einzigen zu machen. Dem Monotheismus konnte er aber nur dadurch Raum schaffen, daß er sich als den gottgesandten Propheten darstellte. Diese beiden Schritte sind, wie oben gezeigt, doch noch zu unterscheiden. Die Erleuchtungen Mohammeds fanden dadurch Eingang, daß er sie in arabischer Sprache vortrug, die damals in ihrer Blüte war. Denn nichts fesselt die Gemüter mehr als der rechte Gebrauch der Muttersprache. Die Wirkung seiner Erleuchtungen war eine unwiderstehliche.

Indem er aber eine Religionsgemeinde bildete, welche die untergeordneten Stammesgenossenschaften, die Familie zersetzte, so erweckte er damit in der vornehmsten, der der Koreischiten, eine Feindseligkeit, die den Islam im Keime zu ersticken drohte.

Ohne die unbedingte Hingebung an die Offenbarung, was eben Islam bedeutet, konnte sie sich den Feinden gegenüber nicht behaupten. Doch war dies nicht hinreichend. Dem Interpreten des göttlichen Willens schien es erlaubt, die Lehre, die er kraft seiner apostolischen Mission verkündigte, auch mit den Waffen zu verteidigen, was man als den dritten Schritt in der Ausbildung seines Systems ansehen kann.

Da jedoch die Kräfte dazu in Mekka nicht zu finden waren, wurden auswärtige Verbündete gesucht, was die Begriffe des Stammeswesens noch mehr auseinanderwarf und zugleich die Notwendigkeit einschloß, den Zuständen Rechnung zu tragen, in denen sich die Verbündeten befanden.

Zuvörderst wurde dadurch eine Rücksicht auf die Juden erforderlich, die sich an dem Bunde mit den Medinaten beteiligten. Damit wird die Annahme der vornehmsten Gebote des Dekalogs und einiger anderer aus dem Judaismus stammenden Anordnungen, namentlich der Fasten, des mehrmals am Tage zu wiederholenden Gebetes, die dann weiter entwickelt wurden, zusammenhängen.

Der Sendbote Gottes bildete nach und nach ein gewisses System für die bürgerliche Regierung. Er gab seiner Religionslehre eine bestimmte Form.

Allein damit war doch nichts Haltbares geschaffen; man befand sich in der Mitte von Feindseligkeiten, welche Vernichtung drohten. Die neue Religionsform mußte sich erst in einem Kriege bewähren, der dann gegen den Sitz des bisherigen Gemeingefühls der Stämme, gegen Mekka ins Werk gesetzt wurde. Hier nun durchdrang sich die religiöse Idee mit der Anwendung der Waffen.

Indem Mohammed zum Kampfe gegen die Ungläubigen schritt, stellte er den unmittelbaren Eintritt in das Paradies seinen Gläubigen in Aussicht. Vielleicht läßt sich auch hier ein Einfluß des Talmud erkennen. Denn mit den Vorstellungen vom Paradies, die der Talmud enthält, stimmen die Beschreibungen desselben bei den Mohammedanern fast wörtlich zusammen. Sie unterscheiden sich nur durch Zusätze, welche die Araber nach ihren Landesgewohnheiten besonders anmuteten. Wir berührten, welchen Einfluß diese Idee in der ersten Schlacht auf den Todesmut der moslimischen Streiter ausübte.

In diesen Kämpfen aber entwickelte der Bote Gottes ein gleichsam angeborenes Talent der Heerführung. Wie der erste Angriff, so gelang ihm nachmals die Verteidigung. Dabei war, zumal da Medina selbst eine Umlagerung erfuhr, volle Einmütigkeit der Verteidiger vonnöten, aber es zeigte sich doch, daß die Juden dem System der Religion und Herrschaft, welches Mohammed aufrichtete, widerstrebten; sie erschienen selbst als Verbündete des Feindes. Mohammed strafte ihr zweideutiges Verhalten mit schonungsloser Grausamkeit. Von der Annäherung an das Judentum ging er zu heftiger Feindseligkeit gegen dasselbe fort. Dadurch geschah es wieder, daß der arabische Gedanke vollständig das Übergewicht erhielt.

Erst hierauf konnten sich andere Stämme mit rechter Freudigkeit anschließen. Mohammed selbst kam in den Stand, in der dreifachen Eigenschaft des religiösen Oberhauptes, Gesetzgebers und militärischen Anführers aufzutreten und mit anwachsenden Kräften den Kampf gegen die Koreischiten in Mekka ernstlicher als bisher aufzunehmen. Das tägliche fünfmalige Gebet der Gläubigen erschien wie ein gemeinschaftliches Feld-

geschrei. Zerstören aber, wie oben erzählt, wollte er seine Vaterstadt doch nicht. Ihm lag nur daran, seine Landsleute zu einer freiwilligen Unterwerfung unter seine Mission zu bringen. Die monotheistische Lehre hatte sich schon so weit Bahn gebrochen, daß sie ohne hartnäckigen Widerspruch angenommen worden wäre; zur Annahme der zweiten aber, vom Apostolat Mohammeds, gehörte die Überlegenheit der Waffen, die Furcht vor dem Untergange. Nachdem nun Mohammed seiner Vaterstadt Meister geworden, entsagte er dem Gebrauch der Waffen. Aus den Haschiniten, die ihm gefolgt waren, den Medinaten, den hinzugetretenen Arabern und den bezwungenen Koreischiten bildete sich eine einzige große Genossenschaft, welcher Gesetze gegeben werden mußten, um die einen gegen die anderen zu schützen und alle unter dem neuen Oberhaupt zu vereinigen. Die Glaubensformel enthielt zugleich eine Huldigung. Die Republik der Stammeshäupter in Mekka verschwand vor dem Übergewicht des gottgesandten Propheten. Mohammed ist ein Araber durch und durch, der in dem Widerstreben gegen eine ihm widerwärtige Stammesherrschaft sich bis zu einer weltgeschichtlichen Stellung erhob.

Die Summe seiner Lehre liegt immer in dem Wort: Gott ist groß und Mohammed sein Prophet. Mit diesem Wort hat er eine ganze Nation in sich selbst beruhigt und verbunden. Aber darin lag doch kein Glaube für die Welt. Sie hatte zuviel arabische Elemente in sich, aus der Sitte des Landes oder dem Klima herübergenommen; sie konnte sich kaum jemals mit fremden Bevölkerungen bis auf den Grund verschmelzen. Sie war Trägerin der Herrschaft der Gläubigen über die Ungläubigen. Die Verbindung der Waffen mit dem Glauben in propagandistischem Sinne ist die Signatur des Mohammedanismus. Was demselben eine eigentümliche Bewegungsfreiheit verlieh, war die noch niemals auf diese Art ins Leben gerufene Vereinigung der geistlichen und weltlichen Gewalt in einer Hand.

Eine verwandte Richtung hatte einmal das Hohepriestertum der Juden an den Tag gelegt, aber sie war durch den Begriff des Königtums zurückgedrängt und ein fortwährender gegenseitiger Antagonismus beider Gewalten begründet worden.

Mohammed war der erste, der sie vollkommen vereinigte, wobei dann der geistlichen Idee die Prärogative zufiel. Diese Gestaltung hat ein neues Ferment in die Weltgeschichte gebracht.



Die römischen Päpste



Epochen des Papsttums

Das Christentum in dem römischen Reiche

Überblicken wir den Umkreis der alten Welt in den früheren Jahrhunderten, so finden wir ihn mit einer großen Anzahl unabhängiger Völkerschaften erfüllt. Um das Mittelmeer her, soweit von den Küsten die Kunde in das innere Land reicht, wohnen sie: mannigfaltig gesondert, ursprünglich alle eng begrenzt, in lauter freien und eigentümlich eingerichteten Staaten. Die Unabhängigkeit, die sie genießen, ist nicht allein politisch: allenthalten hat sich eine örtliche Religion ausgebildet; die Ideen von Gott und göttlichen Dingen haben sich gleichsam lokalisiert; nationale Gottheiten von den verschiedensten Attributen nehmen die Welt ein; das Gesetz, das ihre Gläubigen beobachten, ist mit dem Staatsgesetz unauflöslich vereinigt. Wir dürfen sagen: diese innige Vereinigung von Staat und Religion, diese zwiefache Freiheit, die nur etwa durch leichte Verpflichtungen der Stammesverwandtschaft beschränkt wurde, hatte den größten Anteil an der Bildung des Altertums. Man war in enge Grenzen eingeschlossen; aber innerhalb derselben konnte sich die ganze Fülle eines jugendlichen, sich selber überlassenen Daseins in freien Trieben entwickeln.

Wie wurde dies alles so ganz anders, als die Macht von Rom emporkam! Alle Autonomien, welche die Welt erfüllen, sehen wir eine nach der andern sich beugen und verschwinden: wie ward die Erde plötzlich so öde an freien Völkern!

Zu anderen Zeiten sind die Staaten erschüttert worden, weil man aufgehört hatte, an die Religion zu glauben: damals mußte die Unterjochung der Staaten den Verfall ihrer Religionen nach sich ziehen. Mit Notwendigkeit, im Gefolge der politischen Gewalt, strömten sie nach Rom zusammen: welche Bedeutung aber konnte ihnen noch beiwohnen, sobald sie von dem Boden losgerissen wurden, auf dem sie einheimisch waren? Die Verehrung der Isis hatte vielleicht einen Sinn in Ägypten, sie vergötterte die Naturkräfte, wie sie in diesem Lande erscheinen: in Rom ward ein Götzendienst ohne allen Sinn daraus. Indem dann die verschiedenen Mythologien einander berührten, konnten sie nicht anders als sich wechselseitig bestreiten und auflösen. Es war kein Philosophem zu erdenken, das ihren Widerspruch zu beseitigen vermocht hätte.

Wäre dies aber auch möglich gewesen, so hätte es dem Bedürfnis der Welt schon nicht mehr genügt.

Bei aller Teilnahme, die wir dem Untergange so vieler freien Staaten widmen, können wir doch nicht leugnen, daß aus ihrem Ruin unmittelbar ein neues Leben hervorging. Indem die Freiheit unterlag, fielen zugleich die Schranken der engen Nationalitäten. Die Nationen waren überwältigt, zusammen erobert worden, aber eben dadurch vereinigt, verschmolzen. Wie man das Gebiet des Reiches den Erdkreis nannte, so fühlten sich die Einwohner desselben als ein einziges, ein zusammengehörendes Geschlecht. Das menschliche Geschlecht fing an, seiner Gemeinschaftlichkeit inne zu werden.

In diesem Moment der Weltentwickelung ward Jesus Christus geboren.

Wie so unscheinbar und verborgen war sein Leben, seine Beschäftigung, Kranke zu heilen, ein paar Fischern, die ihn nicht immer verstanden, andeutend und in Gleichnissen von Gott zu reden; er hatte nicht, da er sein Haupt hinlegte; — aber auch auf dem Standpunkte dieser unserer weltlichen Betrachtung dürfen wir es sagen: unschuldiger und gewaltiger, erhabener, heiliger hat es auf Erden nichts gegeben, als seinen Wandel, sein Leben und Sterben; in jedem Hauch seiner Sprache wehet der lautere Gottesodem; es sind Worte, wie Petrus sich ausdrückt, des ewigen Lebens; das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, welche dieser nur von fern zu vergleichen wäre.

Wenn die nationalen Verehrungen je ein Element wirklicher Religion in sich eingeschlossen haben, so war dies damals vollständig verdunkelt; sie hatten, wie gesagt, keinen Sinn mehr: in dem Menschensohn, Gottessohn, erschien ihnen gegenüber das ewige und allgemeine Verhältnis Gottes zu der Welt, des Menschen zu Gott.

In einer Nation ward Christus geboren, die sich durch ein einseitiges strenges Ritualgesetz von allen anderen am entschiedensten absonderte, die sich aber das unermeßliche Verdienst erworben, den Monotheismus, den sie von Anbeginn bekannte, unwandelbar festzuhalten, sich ihn nie entreißen zu lassen. Allerdings dachte sie ihn eben auch als einen nationalen Dienst; nunmehr aber bekam er eine ganz andere Bedeutung. Christus löste das Gesetz auf, indem er es erfüllte; der Menschensohn erwies sich nach seinem Ausspruch als Herr auch des Sabbats; er entfesselte den ewigen Inhalt der von einem engen Verstand unbegriffenen Formen. Aus dem Volke, das bisher durch unübersteigliche Schranken der Gesinnung und der Sitte von allen anderen getrennt war, erhob sich dann mit der Kraft der Wahrheit ein Glaube, der sie alle einlud und aufnahm. Es ward der allgemeine Gott verkündigt, durch den, wie Paulus den Athenern predigte, von einem Blut aller Menschengeschlechter

über den Erdboden wohnen. Für diese erhabene Lehre war, wie wir sahen, eben der Zeitpunkt eingetreten: es gab ein Menschengeschlecht, sie zu fassen. Wie ein Sonnenblick, sagt Eusebius, leuchtete sie über die Erde dahin. In kurzer Zeit sehen wir sie von dem Euphrat bis an den Atlantischen Ozean, längs des Rheines und der Donau, über die gesamten Grenzen des Reiches ausgebreitet.

So harmlos und unschuldig sie aber auch war, so mußte sie doch der Natur der Sache nach starken Widerstand in den bestehenden Diensten finden, die sich an die Gewohnheiten und Bedürfnisse des Lebens, an alle alten Erinnerungen anschlossen und jetzt eine Wendung genommen hatten, durch die sie der Verfassung des Reiches doch auch wieder entsprachen.

Der politische Geist der antiken Religionen versuchte sich noch einmal in einer neuen Bildung. Die Summe aller jener Autonomien, welche einst die Welt erfüllt, ihr Gesamtinhalt war einem Einzigen zuteil geworden: es gab nur noch eine einzige Gewalt, die von sich selber abhängig zu sein schien; die Religion erkannte dies an, indem sie dem Imperator göttliche Verehrung widmete. Man richtete ihm Tempel auf, opferte ihm auf Altären, schwur bei seinem Namen und feierte ihm Feste; seine Bildnisse gewährten ein Asyl. Die Verehrung, die dem Genius des Imperators erwiesen wurde, war vielleicht die einzige allgemeine, die es in dem Reiche gab. Alle Götzendienste bequemten sich ihr: sie war eine Stütze derselben.

Dieser Dienst des Cäsars und die Lehre Christi hatten im Verhältnis zu den lokalen Religionen eine gewisse Ähnlichkeit; aber zugleich standen sie auch in einem Gegensatz, der sich nicht schärfer denken läßt.

Der Imperator faßte die Religion in dem weltlichsten Bezuge an die Erde und ihre Güter gebunden: ihm seien dieselben übergeben, sagte Celsus; was man habe, komme von ihm. Das Christentum faßte sie in der Fülle des Geistes und der überirdischen Wahrheit.

Der Imperator vereinigte Staat und Religion; das Christentum trennte vor allem das, was Gottes, von dem, was des Kaisers ist.

Indem man dem Imperator opferte, bekannte man sich zur tiefsten Knechtschaft. Eben darin, worin bei der früheren Verfassung die volle Unabhängigkeit bestand, in der Vereinigung der Religion und des Staates, lag bei der damaligen die Besiegelung der Unterjochung. Es war ein Akt der Befreiung, daß das Christentum den Gläubigen verbot, dem Kaiser zu opfern.

Der Dienst des Imperators war endlich auf die Grenzen des Reiches, des vermeinten Erdkreises, beschränkt; das Christentum war bestimmt,

den wirklichen zu umfassen, das gesamte Menschengeschlecht. Das ursprüngliche älteste religiöse Bewußtsein, wenn es wahr ist, daß ein solches allem Götzendienst vorangegangen, oder wenigstens ein unbedingt reines, durch keine notwendige Beziehung auf den Staat getrübtes, suchte der neue Glaube in den Nationen zu erwecken und setzte es dieser weltherrschenden Gewalt entgegen, die, nicht zufrieden mit dem Irdischen, auch das Göttliche unterwerfen wollte. Dadurch bekam der Mensch ein geistiges Element, in dem er wieder selbständig, frei und persönlich unüberwindlich wurde; es kam frische und neue Lebensfähigkeit in den Boden der Welt; sie wurde zu neuen Hervorbringungen befruchtet.

Es war der Gegensatz des Irdischen und des Geistigen, der Knechtschaft und der Freiheit, allmählichen Absterbens und lebendiger Verjüngung.

Hier ist nicht der Ort, den langen Kampf dieser Prinzipien zu beschreiben. Alle Lebenselemente des römischen Reiches wurden in die Bewegung gezogen und allmählich von dem christlichen Wesen ergriffen, durchdrungen, in diese große Richtung des Geistes fortgerissen. Von sich selber, sagt Chrysostomus, ist der Irrtum des Götzendienstes erloschen. Schon ihm erscheint das Heidentum wie eine eroberte Stadt, deren Mauern zerstört, deren Hallen, Theater und öffentliche Gebäude verbrannt, deren Verteidiger umgekommen seien; nur unter den Trümmern sehe man noch ein paar Alte, ein paar Kinder stehen.

Bald waren auch diese nicht mehr, und es trat eine Verwandlung ohnegleichen ein.

Aus den Katakomben stieg die Verehrung der Märtyrer hervor; an den Stellen, wo die olympischen Götter angebetet worden, aus den nämlichen Säulen, die deren Tempel getragen, erhoben sich Heiligtümer zum Gedächtnis derjenigen, die diesen Dienst verschmäht und darüber den Tod erlitten hatten. Der Kultus, den man in Einöden und Gefängnissen begonnen, nahm die Welt ein. Man wundert sich zuweilen, daß gerade ein weltliches Gebäude der Heiden, die Basilika, in eine Stätte christlicher Verehrung umgewandelt worden. Es hat dies doch etwas sehr Bezeichnendes. Die Apsis der Basilika enthielt ein Augusteum, die Bilder eben jener Cäsaren, denen man göttliche Ehre erwies. An die Stelle derselben trat, wie wir es in so vielen Basiliken noch heute sehen, das Bild Christi und der Apostel; an die Stelle der Weltherrscher, die selber als Götter betrachtet wurden, trat der Menschensohn, Gottessohn. Die lokalen Gottheiten wichen, verschwanden. An allen Landstraßen, auf der steilen Höhe des Gebirges, in den Pässen durch die Talschluchten, auf den Dächern der Häuser, in der Mosaik der Fußböden sah man das Kreuz. Es war ein entschiedener, vollständiger Sieg. Wie man auf den Münzen Konstantins das Labarum mit dem Monogramm Christi über dem besiegten

Drachen erblickt, so erhoben sich über dem gefallenen Heidentum Verehrung und Name Christi.

Auch von dieser Seite betrachtet, wie unendlich ist die Bedeutung des römischen Reiches! In den Jahrhunderten seiner Erhebung hat es die Unabhängigkeit gebrochen, die Völker unterworfen; es hat jenes Gefühl der Selbständigkeit, das in der Sonderung lag, vernichtet: dagegen hat es dann in seinen späteren Zeiten die wahre Religion aus seinem Schoße hervorgehen sehen — den reinsten Ausdruck eines gemeinsamen Bewußtseins, Bewußtseins, welches weit über seine Grenzen reicht, das der Gemeinschaft in dem einen wahren Gott. Dürfen wir sagen, daß das Reich durch diese Entwickelung seine eigene Notwendigkeit aufhob? Das Menschengeschlecht war nunmehr seiner selbst innegeworden: es hatte seine Einheit in der Religion gefunden.

Dieser Religion gab nun auch überdies das römische Reich ihre äußere Gestalt.

Die heidnischen Priestertümer waren wie bürgerliche Ämter vergeben worden, in dem Judentum war ein Stamm mit der geistlichen Verwaltung beauftragt; es unterscheidet das Christentum, daß sich in demselben ein besonderer Stand, aus Mitgliedern zusammengesetzt, die ihn frei erwählten, durch Handauflegung geheiligt, von allem irdischen Tun und Treiben entfernt, „den geistlichen und göttlichen Geschäften" zu widmen hatte. Anfangs bewegte sich die Kirche in republikanischen Formen; aber sie verschwanden, je mehr der neue Glaube zur Herrschaft gelangte. Der Klerus setzte sich nach und nach den Laien vollständig gegenüber.

Es geschah dies, dünkt mich, nicht ohne eine gewisse innere Notwendigkeit. In dem Emporkommen des Christentums lag eine Befreiung der Religion von den politischen Elementen. Es hängt damit zusammen, daß sich dem Staate gegenüber ein abgesonderter geistlicher Stand mit einer eigentümlichen Verfassung ausbildete. In dieser Trennung der Kirche von dem Staate besteht vielleicht die größte, am durchgreifendsten wirksame Eigentümlichkeit der christlichen Zeiten überhaupt. Die geistliche und weltliche Gewalt können einander nahe berühren, in der engsten Gemeinschaft stehen, völlig zusammenfallen können sie höchstens ausnahmsweise und auf kurze Zeit. In ihrem Verhältnis, ihrer gegenseitigen Stellung zueinander beruht seitdem eines der wichtigsten Momente aller Geschichte.

Zugleich mußte aber dieser Stand seine Verfassung nach dem Muster des Reiches gestalten. Der Stufenfolge der bürgerlichen Verwaltung entsprechend erhob sich die Hierarchie der Bischöfe, Metropolitane, Patriarchen. Es dauerte nicht lange, so nahmen die römischen Bischöfe den obersten Rang ein. Zwar ist es ein eitles Vorgeben, daß denselben in den ersten Jahrhunderten und überhaupt jemals ein allgemeiner, von

Osten nach Westen anerkannter Primat zugestanden habe; aber allerdings erlangten sie sehr bald ein Ansehen, durch das sie über alle anderen kirchlichen Gewalten hervorragten. Es kam vieles zusammen, um ihnen ein solches zu verschaffen. Wenn sich schon allenthalben aus der größeren Bedeutung einer Provinzialhauptstadt ein besonderes Übergewicht für den Bischof derselben ergab, wieviel mehr mußte dies bei der alten Hauptstadt des gesamten Reiches, von der es seinen Namen führte, der Fall sein! Rom war einer der vornehmsten apostolischen Sitze; hier hatten die meisten Märtyrer geblutet; während der Verfolgungen hatten sich die Bischöfe von Rom vorzüglich wacker gehalten, und oft waren sie einander nicht sowohl im Amte, als im Märtyrertume und im Tode nachgefolgt. Nun fanden aber überdies die Kaiser geraten, das Emporkommen einer großen patriarchalen Autorität zu begünstigen. In einem Gesetz, das für die Herrschaft des Christentums entscheidend geworden ist, gebietet Theodosius der Große, daß alle Nationen, die von seiner Gnade regiert werden, dem Glauben anhangen sollen, der von dem heiligen Petrus den Römern verkündet worden. Valentinian III. untersagte den Bischöfen sowohl in Gallien als in anderen Provinzen, von den bisherigen Gewohnheiten abzuweichen, ohne die Billigung des ehrwürdigen Mannes, des Papstes der heiligen Stadt. Unter dem Schutze der Kaiser selbst erhob sich demnach die Macht des römischen Bischofs. Eben in diesem politischen Verhältnis aber lag zugleich eine Beschränkung derselben. Wäre ein einziger Kaiser gewesen, so würde der allgemeine Primat sich haben festsetzen können: die Teilung des Reiches trat demselben entgegen. Unmöglich konnten die morgenländischen Kaiser, die sich ihre kirchlichen Rechte so eifersüchtig vorbehielten, die Ausdehnung der Gewalt des abendländischen Patriarchen in ihrem Gebiete begünstigen. Die Verfassung der Kirche entsprach auch hierin der Verfassung des Reiches.

Das Papsttum
in Vereinigung mit dem fränkischen Reiche

Kaum war diese große Veränderung vollbracht, die christliche Religion gepflanzt, die Kirche gegründet, so traten neue Weltgeschicke ein: das römische Reich, das so lange gesiegt und erobert hatte, sah sich nun auch seinerseits von den Nachbarn angegriffen, überzogen, besiegt.

In dem Umsturz aller Dinge wurde selbst das Christentum noch einmal erschüttert. In den großen Gefahren erinnerten sich die Römer noch einmal der etrurischen Geheimnisse, die Athenienser glaubten von Achill und Minerva gerettet worden zu sein, die Karthager beteten zu dem Genius

Cölestis, — doch waren dies nur vorübergehende Regungen; während das Reich in den westlichen Provinzen zerstört wurde, erhielt sich daselbst der gesamte Bau der Kirche.

Nur kam auch sie, wie unvermeidlich war, in mannigfaltige Bedrängnis und in eine durchaus veränderte Lage. Eine heidnische Nation nahm Britannien ein; arianische Könige eroberten den größten Teil des übrigen Westens; in Italien, vor den Toren von Rom, gründeten sich die Lombarden, lange Zeit Arianer und immer gefährliche feindselige Nachbarn, eine mächtige Herrschaft.

Indem nun die römischen Bischöfe, von allen Seiten eingeengt, sich bemühten — und zwar schon mit aller der Klugheit und Hartnäckigkeit, die ihnen seitdem eigen geblieben, — wenigstens in ihrem alten patriarchalen Sprengel wieder Meister zu werden, traf sie ein neues, noch größeres Mißgeschick. Die Araber, nicht allein Eroberer wie die Germanen, sondern von einem positiven, stolzen, dem Christentume von Grund aus entgegengesetzten Glauben bis zum Fanatismus durchdrungen, ergossen sich über den Okzident wie über den Orient: in wiederholten Anfällen nahmen sie Afrika, in einem einzigen Spanien ein; Musa rühmte sich, durch die Pforten der Pyrenäen über die Alpen nach Italien vordringen zu wollen, um Mohammeds Namen am Vatikan ausrufen zu lassen.

Die Lage, in welche hierdurch die abendländisch-römische Christenheit geriet, war um so gefährlicher, da in diesem Augenblicke die Bewegungen des Bilderstreites in die gehässigsten Feindseligkeiten ausschlugen. Der Kaiser zu Konstantinopel hatte eine andere Partei ergriffen als der Papst zu Rom; er trachtete demselben sogar mehr als einmal nach dem Leben. Die Lombarden sahen bald, wie vorteilhaft ihnen diese Entzweiung war. Ihr König Aistulph nahm Provinzen ein, die den Kaiser bis dahin noch immer anerkannten: er rückte wider Rom heran und forderte unter heftigen Bedrohungen auch diese Stadt auf, ihm Tribut zu zahlen, sich ihm zu ergeben.

In der römischen Welt war keine Hilfe zu finden, nicht einmal gegen die Lombarden, noch viel weniger aber wider die Araber, die indes das Mittelmeer zu beherrschen anfingen und der Christenheit mit einem Krieg auf Leben und Tod drohten.

Glücklicherweise jedoch war diese nicht mehr auf die römische Welt beschränkt.

Schon lange war das Christentum, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß, über die Grenzen derselben vorgedrungen; es hatte im Westen vor allen die germanischen Völker ergriffen; ja, eine christliche Macht hatte sich bereits in deren Mitte erhoben, nach welcher der Papst nur

7*

die Hände auszustrecken brauchte, um bereitwillige Bundesgenossen gegen alle Feinde und die nachdrücklichste Unterstützung zu erlangen.

Von allen germanischen Nationen war allein die fränkische, gleich bei ihrer ersten Erhebung in den Provinzen des römischen Reiches, katholisch geworden. Dies ihr Bekenntnis hatte ihr zu großer Förderung gereicht. In den katholischen Untertanen ihrer arianischen Feinde, der Burgunder und Westgoten, fanden die Franken natürliche Verbündete. Wir lesen soviel von den Wundern, die dem Chlodwig begegnet sein sollen, wie ihm St. Martin durch eine Hündin die Furt über die Vienne gezeigt, wie ihm St. Hilarius in einer Feuersäule vorangegangen: wir werden schwerlich irren, wenn wir vermuten, daß in diesen Sagen die Hilfe versinnbildet worden, welche die Eingeborenen einem Glaubensgenossen leisteten, dem sie, wie Gregor von Tours sagt, „mit begieriger Neigung" den Sieg wünschten.

Diese katholische Gesinnung aber, durch so großartige Erfolge gleich anfangs bestätigt, war zuletzt durch eine sehr eigentümliche Einwirkung von einer anderen Seite her erneuert und mächtig verstärkt worden.

Papst Gregor der Große sah einst Angelsachsen auf dem Sklavenmarkte zu Rom, die seine Aufmerksamkeit erregten und ihn bestimmten, der Nation, der sie angehörten, das Evangelium verkündigen zu lassen. Nie mag sich ein Papst zu einer folgenreicheren Unternehmung entschlossen haben. Mit der Lehre ward in dem germanischen Britannien zugleich eine Verehrung für Rom und den heiligen Stuhl einheimisch, wie sie bisher noch nie und nirgend stattgefunden hatte. Die Angelsachsen fingen an, nach Rom zu pilgern; sie sandten ihre Jugend dahin, um aus ihr Geistliche zu erziehen; zur Erleichterung der Pilger führte König Offa den Peterspfennig ein, die Vornehmeren wanderten nach Rom, um daselbst zu sterben und dann von den Heiligen im Himmel vertraulicher aufgenommen zu werden. Es war, als übertrüge diese Nation den alten deutschen Aberglauben, daß die Götter einigen Orten näher seien als anderen, auf Rom und die christlichen Heiligen.

Dazu kam aber, was noch viel wichtiger war, daß die Angelsachsen diese ihre Sinnesweise nun auch auf das feste Land und die fränkischen Gebiete fortpflanzten. Der Apostel der Deutschen war ein Angelsachse. Bonifazius, erfüllt wie er war von der Verehrung seiner Nation für St. Peter und dessen Nachfolger, leistete von allem Anfang das Versprechen, sich treulich an die Einrichtungen des römischen Stuhles zu halten. Auf das strengste kam er dieser Zusage nach. Der deutschen Kirche, die er stiftete, legte er einen ungewöhnlichen Gehorsam auf. Die Bischöfe mußten ausdrücklich geloben, gegen die römische Kirche, den heiligen Peter und dessen Stellvertreter bis ans Ende ihres Lebens in

Unterwürfigkeit zu verharren. Und nicht allein die Deutschen wies er hierzu an. Die Bischöfe von Gallien hatten bisher eine gewisse Unabhängigkeit von Rom behauptet. Bonifazius, welcher die Synoden derselben einigemal zu leiten bekam, fand dabei Gelegenheit, auch diesen westlichen Teil der fränkischen Kirche nach denselben Ideen einzurichten; die gallischen Erzbischöfe nahmen seitdem ihr Pallium von Rom. Über das gesamte fränkische Reich breitete sich dergestalt eine der angelsächsischen verwandte Unterwürfigkeit aus.

Und dieses Reich nun war jetzt der Mittelpunkt der gesamten germanisch-westlichen Welt. Es hatte ihm nicht geschadet, daß das alte Königshaus, das merowingische Geschlecht, sich selbst durch entsetzensvolle Mordtaten zugrunde richtete; an der Stelle desselben erhob sich ein anderes zur höchsten Gewalt: alles Männer von Energie, von gewaltigem Willen und erhabener Kraft. Indem die übrigen Reiche zusammenstürzten und die Welt ein Eigentum des moslimischen Schwertes zu werden drohte, war es dies Geschlecht, das Haus der Pipine von Heristall, nachmals das karolingische genannt, welches den ersten und den entscheidendsten Widerstand leistete.

Eben dieses Geschlecht begünstigte zugleich die sich vollziehende religiöse Entwickelung; wir finden es sehr früh in gutem Vernehmen mit Rom; Bonifazius arbeitete in dem besondern Schutze Karl Martells und Pippins des Kleinen.

Man denke sich nun die Weltstellung der päpstlichen Gewalt: auf der einen Seite das oströmische Kaisertum, verfallend, schwach, unfähig, das Christentum in seinem alten Bestand gegen den Islam zu behaupten, unvermögend, auch nur seine eigenen Landschaften in Italien gegen die Lombarden zu verteidigen, und dabei mit dem Anspruch einer oberherrlichen Einwirkung selbst in geistlichen Sachen; — auf der anderen die germanische Nation, lebenskräftig, gewaltig, siegreich über den Islam; der Autorität, deren sie noch bedurften, mit der ganzen Frische jugendlicher Begeisterung ergeben; erfüllt von einer unbedingten freiwilligen Devotion.

Schon Gregor II. fühlte, was er gewonnen hatte. „Alle Abendländer", schreibt er voll Selbstgefühl an jenen ikonoklastischen Kaiser Leo den Isaurier, „haben ihre Augen auf unsere Demut gerichtet, sie sehen uns für einen Gott auf Erden an." Aber immer mehr bemerkten seine Nachfolger die Notwendigkeit, sich von einer Gewalt abzusondern, die ihnen nur Pflichten auferlegte und keinen Schutz gewährte: die Suggestion des römischen Namens und Reiches konnte sie nicht binden; dagegen wendeten sie ihr Augenmerk auf die, von denen sie allein Hilfe erwarten konnten: mit den großen Oberhäuptern des Westens, mit den fränkischen

Fürsten, schlossen sie eine Verbindung, die von Jahr zu Jahr enger wurde, beiden Teilen zu großem Vorteil gereichte und zuletzt eine umfassende weltgeschichtliche Bedeutung entfaltete.

Als der jüngere Pipin, nicht zufrieden mit dem Wesen der königlichen Gewalt, auch den Namen derselben besitzen wollte, bedurfte er — er fühlte es wohl — einer höheren Sanktion: der Papst gewährte sie ihm. Dafür übernahm dann der neue König, den Papst, „die heilige Kirche und Republik Gottes" gegen die Lombarden zu verteidigen. Zu verteidigen, genügte seinem Eifer noch nicht. Gar bald zwang er die Lombarden, auch das dem oströmischen Reiche in Italien entrissene Gebiet, den Exarchat, herauszugeben. Wohl hätte die Gerechtigkeit verlangt, daß es dem Kaiser, dem es gehörte, zurückgestellt würde, und man machte Pipin den Auftrag. Er erwiderte: „Nicht zugunsten eines Menschen sei er in den Kampf gegangen, sondern allein aus Verehrung für St. Peter, um die Vergebung seiner Sünden zu erwerben." Auf den Altar St. Peters ließ er die Schlüssel der gewonnenen Städte niederlegen. Es ist dies die Grundlage der ganzen weltlichen Herrschaft der Päpste.

In so lebhafter gegenseitiger Förderung bildete sich diese Verbindung weiter aus. Der seit so langer Zeit beschwerlichen und drückenden Nachbarschaft lombardischer Fürsten entledigte endlich Karl der Große den Papst. Er selber zeigte die tiefste Ergebenheit: er kam nach Rom; die Stufen von St. Peter küssend, stieg er den Vorhof hinan, wo ihn der Papst erwartete; er bestätigte ihm die Schenkungen Pippins. Dagegen war auch der Papst sein unerschütterlicher Freund; die Verhältnisse des geistlichen Oberhaupts zu den italienischen Bischöfen trugen dazu bei, daß Karl der Lombarden Herr wurde und ihr Reich an sich brachte.

Und zugleich sollte dieser Gang der Dinge zu einem noch größeren Erfolge führen.

In seiner eigenen Stadt, in der sich die entgegengesetzten Fraktionen mit heftiger Wut bekämpften, konnte der Papst nicht mehr ohne auswärtigen Schutz bestehen. Noch einmal machte sich Karl nach Rom auf, ihm denselben zu gewähren. Der alte Fürst war nun erfüllt mit Ruhm und Siegen. In langen Kämpfen hatte er nach und nach alle seine Nachbarn überwunden und die romanisch-germanisch-christlichen Nationen beinahe sämtlich vereinigt; er hatte sie zum Siege wider ihre gemeinsamen Feinde geführt; man bemerkte, daß er alle Sitze der abendländischen Imperatoren in Italien, Gallien und Germanien und ihre Gewalt innehabe. Zwar waren diese Länder seitdem eine vollkommen andere Welt geworden; aber sollten sie diese Würde ausschließen? So hatte Pippin das königliche Diadem bekommen: weil dem, der die Gewalt habe, nicht minder die Ehre gebühre. Auch diesmal entschloß sich der Papst. Von

Dankbarkeit durchdrungen und, wie er wohl wußte, eines fortwährenden Schutzes bedürftig, krönte er Karl an jenem Weihnachtsfeste des Jahres 800 mit der kaiserlichen Krone des abendländischen Reiches.

Hierdurch wurden die Weltgeschicke, die seit den ersten Einfällen der Germanen in das römische Reich sich zu entwickeln begannen, vollendet.

An die Stelle der weströmischen Imperatoren tritt ein fränkischer Fürst und übt alle seine Rechte aus. In den Landschaften, die St. Peter übergeben sind, finden wir Karl den Großen unzweifelhafte Akte einer höchsten Autorität vollziehen. Nicht minder setzt sein Enkel Lothar seine Richter daselbst ein und vernichtet Konfiskationen, die der Papst vorgenommen. Der Papst dagegen, Oberhaupt der Hierarchie in dem römischen Okzident, ist ein Mitglied des fränkischen Reiches geworden. Von dem Orient sondert er sich ab und hört allmählich auf, weitere Anerkennung daselbst zu finden. Seines patriarchalischen Sprengels im Osten hatten ihn die griechischen Kaiser schon längst beraubt. Dafür leisteten ihm die abendländischen Kirchen — die lombardische, auf welche die Institute der fränkischen übertragen worden, nicht ausgeschlossen — einen Gehorsam, wie er ihn früher niemals gefunden hatte. Wie er zu Rom die Schulen der Friesen, Sachsen, Franken aufgenommen, durch welche diese Stadt selbst germanisiert zu werden anfing, so ist er in die Verbindung germanischer und romanischer Elemente eingetreten, welche seitdem den Charakter des Abendlandes ausgemacht hat. In dem bedrängtesten Moment hat seine Gewalt in einem frischen Boden Wurzel geschlagen: als sie zu dem Untergange bestimmt schien, hat sie sich auf lange Zeiträume festgestellt. Die Hierarchie, in dem römischen Reiche geschaffen, hat sich in die germanische Nation ergossen; hier findet sie ein unendliches Feld für eine immer weiter schreitende Tätigkeit, in deren Fortgange sie selbst den Keim ihres Wesens erst vollkommen entfaltet.

Verhältnis zu den deutschen Kaisern
Selbständige Ausbildung der Hierarchie

Wir lassen neue Jahrhunderte vorübergegangen sein, um uns den Punkt der Entwickelung, auf den sie geführt haben, desto deutlicher zu vergegenwärtigen.

Das fränkische Reich ist zerfallen: auf das gewaltigste hat sich das deutsche erhoben.

Niemals hat der deutsche Name in Europa mehr gegolten als im 10. und 11. Jahrhundert unter den sächsischen und den ersten salischen Kaisern. Von den östlichen Grenzen, wo der König von Polen sich persönliche Unter-

werfung und eine Teilung seines Landes hat gefallen lassen, wo der Herzog von Böhmen zur Haft verurteilt worden, sehen wir Konrad II. nach dem Westen aufbrechen, um Burgund, den Ansprüchen französischer Magnaten gegenüber, zu behaupten. In den Ebenen der Champagne überwindet er sie; über den Bernhard kommen ihm seine italienischen Vasallen zu Hilfe; er läßt sich krönen zu Genf und hält seine Landtage zu Solothurn. Unmittelbar hierauf begegnen wir ihm in Unteritalien. „An der Grenze seines Reiches," sagt sein Geschichtschreiber Wipo, „in Capua und Benevent, hat er durch sein Wort die Zwistigkeiten geschlichtet." Nicht minder gewaltig herrschte Heinrich III. Bald finden wir ihn an der Schelde und Lys, siegreich über die Grafen von Flandern; bald in Ungarn, das er wenigstens auf eine Zeitlang zur Lehnspflicht nötigte, jenseit der Raab, und nur die Elemente setzen ihm Schranken. Der König von Dänemark sucht ihn zu Merseburg auf; einen der mächtigsten Fürsten von Frankreich, den Grafen von Tours, nimmt er als Vasallen an; die spanischen Geschichten erzählen, daß er von Ferdinand I. in Kastilien, so siegreich und mächtig dieser auch war, als Oberlehnsherr aller christlichen Könige anerkannt zu werden gefordert habe.

Fragen wir nun, worauf diese so weit ausgebreitete, einen europäischen Supremat in Anspruch nehmende Macht in ihrem Innern sich gründete, so finden wir, daß sie ein sehr bedeutendes kirchliches Element in sich schloß. Auch die Deutschen eroberten, indem sie bekehrten. Mit der Kirche rückten ihre Marken vorwärts, über die Elbe nach der Oder hin, die Donau hinunter; Mönche und Priester gingen dem deutschen Einfluß in Böhmen und Ungarn vorauf. Allenthalben ward deshalb den geistlichen Gewalten eine große Macht verliehen. In Deutschland erhielten Bischöfe und Reichsäbte nicht allein in ihren Besitztümern, sondern auch außerhalb derselben gräfliche, ja zuweilen herzogliche Rechte, und man bezeichnet die geistlichen Güter nicht mehr als in den Grafschaften, sondern die Grafschaften als in den Bistümern gelegen. Im oberen Italien kamen fast alle Städte unter die Vizegrafen ihrer Bischöfe. Man würde irren, wenn man glauben wollte, es sei hiermit den geistlichen Gewalten schon eine eigentliche Unabhängigkeit eingeräumt worden. Da die Besetzung der geistlichen Stellen den Königen zukam — die Stifter pflegten Ring und Stab ihrer verstorbenen Vorsteher an das Hoflager zurückzuschicken, wo sie dann aufs neue verliehen wurden —, so war es in der Regel sogar ein Vorteil für den Fürsten, den Mann seiner Wahl, auf dessen Ergebenheit er rechnen durfte, mit weltlichen Befugnissen auszurüsten. Dem widerspenstigen Adel zum Trotz setzte Heinrich III. einen ihm ergebenen Plebejer auf den ambrosianischen Stuhl zu Mailand; den Gehorsam, den er später in Oberitalien fand, hat er großenteils dieser Maßregel zu

danken gehabt. Es erläutert sich wechselweise, daß Heinrich II. von allen diesen Kaisern sich am freigebigsten gegen die Kirche bewies und dabei das Recht, die Bischöfe zu ernennen, am schärfsten in Anspruch nahm. Auch war dafür gesorgt, daß die Begabung der Staatsgewalt nichts entzog. Die geistlichen Güter waren weder von den bürgerlichen Lasten, noch selbst von der Lehenspflicht eximiert: häufig sehen wir die Bischöfe an der Spitze ihrer Mannen ins Feld rücken. Welch ein Vorteil war es dagegen, Bischöfe ernennen zu können, die, wie der Erzbischof von Bremen, eine höchste geistliche Gewalt in den skandinavischen Reichen und über viele wendische Stämme ausübten!

War nun in den Instituten des deutschen Reiches das geistliche Element so überaus bedeutend, so sieht man von selbst, wieviel auf das Verhältnis ankam, in welchem die Kaiser zu dem Oberhaupte aller Geistlichkeit, zu dem Papste in Rom, standen.

Das Papsttum war, wie mit den römischen Imperatoren, wie mit den Nachfolgern Karls des Großen, so auch mit den deutschen Kaisern in der engsten Verbindung. Seine politische Unterordnung war unbezweifelt. Wohl hatten die Päpste, ehe das Kaisertum entschieden an die Deutschen fiel, als es in schwachen und schwankenden Händen war, Akte einer höheren Autorität über dasselbe ausgeübt. Sowie aber die kräftigen deutschen Fürsten diese Würde erobert hatten, waren sie, wenn auch nicht ohne Widerspruch, doch in der Tat so gut wie die Karolinger Oberherren des Papsttums. Mit gewaltiger Hand beschirmte Otto der Große den Papst, den er eingesetzt hatte; seine Söhne folgten seinem Beispiele; daß sich einmal die römischen Faktionen wieder erhoben und diese Würde nach ihren Familieninteressen annahmen, wieder abgaben, kauften und veräußerten, machte die Notwendigkeit einer höheren Dazwischenkunft nur um so einleuchtender. Man weiß, wie gewaltig Heinrich III. dieselbe ausübte. Seine Synode zu Sutri setzte die eingedrungenen Päpste ab; nachdem er erst den Patriziusring an seinen Finger gesteckt und die kaiserliche Krone empfangen hatte, bezeichnete er nach seinem Gutdünken denjenigen, der den päpstlichen Stuhl besteigen sollte. Es folgten einander vier deutsche Päpste, alle von ihm ernannt; bei der Erledigung der höchsten geistlichen Würde erschienen die Abgeordneten von Rom nicht anders als die Gesandten anderer Bistümer bei dem kaiserlichen Hoflager, um sich den Nachfolger bestimmen zu lassen.

Bei dieser Lage der Dinge war es dem Kaiser selbst erwünscht, wenn das Papsttum in bedeutendem Ansehen stand. Heinrich III. beförderte die Reformationen, welche die von ihm gesetzten Päpste unternahmen; der Zuwachs ihrer Gewalt erregte ihm keine Eifersucht. Daß Leo IX. dem Willen des Königs von Frankreich zum Trotz eine Synode zu

Reims hielt, französische Bischöfe einsetzte und absetzte und die feierliche Erklärung empfing, der Papst sei der einzige Primas der allgemeinen Kirche, konnte dem Kaiser ganz recht sein, solange er nur selber über das Papsttum verfügte. Es gehörte dies zu dem obersten Ansehen, das er in Europa in Anspruch nahm. In ein ähnliches Verhältnis, wie durch den Erzbischof von Bremen zu dem Norden, kam er durch den Papst zu den übrigen Mächten der Christenheit.

Es lag aber hierin auch eine große Gefahr.

Ganz ein anderes Institut war der geistliche Stand in den germanischen und germanisierten Reichen geworden, als er in dem römischen gewesen. Es war ihm ein großer Teil der politischen Gewalt übertragen: er hatte fürstliche Macht. Wir sehen, noch hing er von dem Kaiser, von der obersten weltlichen Autorität ab: wie aber, wenn diese einmal wieder in schwache Hände geriet, — wenn dann das Oberhaupt der Geistlichkeit dreifach mächtig, durch seine Würde, der man eine allgemeine Verehrung widmete, den Gehorsam seiner Untergebenen und seinen Einfluß auf andere Staaten, den günstigen Augenblick ergriff und sich der königlichen Gewalt entgegensetzte?

In der Sache selbst lag mehr als eine Veranlassung hierzu. Das geistliche Wesen hatte doch in sich ein eigenes, einem so großen weltlichen Einfluß widerstrebendes Prinzip, welches es hervorkehren mußte, sobald es stark genug dazu geworden war. Auch lag, scheint mir, ein Widerspruch darin, daß der Papst eine höchste geistliche Gewalt nach allen Seiten hin ausübte und dabei dem Kaiser untertänig sein sollte. Etwas anderes wäre es gewesen, hätte es Heinrich III. wirklich dahin gebracht, sich zum Haupte der gesamten Christenheit zu erheben. Da ihm dies nicht gelang, so konnte sich der Papst bei einiger Verwickelung der politischen Verhältnisse durch seine untergeordnete Stellung zu dem Kaiser allerdings gehindert sehen, völlig frei der allgemeine Vater der Gläubigen zu sein, wie sein Amt es mit sich brachte.

Unter diesen Umständen stieg Gregor VII. auf den päpstlichen Stuhl. Gregor hatte einen kühlen, einseitigen, hochfliegenden Geist: folgerecht, man könnte sagen, wie ein scholastisches System das ist; unerschütterlich in der logischen Konsequenz und dabei ebenso gewandt, wahren und gegründeten Widerspruch mit gutem Schein zu eludieren. Er sah, wohin der Zug der Dinge führte; in all dem kleinlichen Treiben der Tageshändel nahm er die großen welthistorischen Möglichkeiten wahr; er beschloß, die päpstliche Gewalt von der kaiserlichen zu emanzipieren. Als er dies Ziel ins Auge gefaßt, griff er ohne alle Rücksicht, ohne einen Moment zu zögern, zu dem entscheidenden Mittel. Der Beschluß, den er von einer seiner Kirchenversammlungen fassen ließ, daß in Zukunft niemals

wieder eine geistliche Stelle durch einen Weltlichen verliehen werden dürfe, mußte die Verfassung des Reiches in ihrem Wesen umstoßen. Diese beruhte, wie berührt worden, auf der Verbindung geistlicher und weltlicher Institute, das Band zwischen beiden war die Investitur: es kam einer Revolution gleich, daß dieses alte Recht dem Kaiser entrissen werden sollte.

Es ist offenbar: Gregor hätte dies nicht in Gedanken zu fassen, geschweige durchzusetzen vermocht, wären ihm nicht die Zerrüttung des deutschen Reiches während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. und die Empörung der deutschen Stämme und Fürsten gegen diesen König zustatten gekommen. An den großen Vasallen fand er natürlich Verbündete. Auch sie fühlten sich von dem Übergewicht der kaiserlichen Gewalt gedrückt; auch sie wollten sich befreien. In gewisser Beziehung war ja auch der Papst ein Magnat des Reiches. Es stimmt sehr gut zusammen, daß der Papst Deutschland für ein Wahlreich erklärte, — die fürstliche Macht mußte dadurch unendlich wachsen — und daß die Fürsten so wenig dawider hatten, wenn der Papst sich von der kaiserlichen Gewalt freimachte. Selbst bei dem Investiturstreit ging ihr Vorteil Hand in Hand: der Papst war noch weit entfernt, die Bischöfe geradezu selbst ernennen zu wollen; er überließ die Wahl den Kapiteln, auf welche der höhere deutsche Adel den größten Einfluß ausübte. Mit einem Wort: Der Papst hatte die aristokratischen Interessen auf seiner Seite.

Aber auch selbst mit diesen Verbündeten — wie lange und blutige Kämpfe hat es den Päpsten doch gekostet, ihr Unternehmen durchzusetzen! Von Dänemark bis Apulien, sagt der Lobgesang auf den heiligen Anno, von Karlingen bis nach Ungarn hat das Reich die Waffen gegen seine Eingeweide gekehrt. Der Widerstreit des geistlichen und des weltlichen Prinzipes, die früher Hand in Hand gegangen, spaltete die Christenheit in verderblicher Entzweiung. Oftmals mußten die Päpste selbst von ihrer Hauptstadt weichen und Gegenpäpste auf den apostolischen Stuhl steigen sehen.

Endlich aber war es ihnen doch gelungen. Nach langen Jahrhunderten der Unterordnung, nach anderen Jahrhunderten eines oft zweifelhaften Kampfes war die Unabhängigkeit des römischen Stuhles und seines Prinzipes endlich erlangt. In der Tat hatten die Päpste alsdann die großartigste Stellung. Die Geistlichkeit war völlig in ihren Händen. Es ist der Bemerkung wert, daß die entschlossensten Päpste dieses Zeitraumes, wie Gregor VII. selbst, Benediktiner waren. Indem sie den Zölibat einführten, verwandelten sie die ganze Weltgeistlichkeit in eine Art von Mönchsorden. Das allgemeine Bistum, das sie in Anspruch nahmen, hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der Gewalt eines Kluniazenser-Abtes, welcher der einzige Abt in seinem Orden war: so wollten diese

Päpste die einzigen Bischöfe der gesamten Kirche sein. Sie trugen kein Bedenken, in die Verwaltung aller Diözesen einzugreifen: haben sie doch ihre Legaten selbst mit altrömischen Prokonsuln verglichen. Während sich nun dieser eng zusammenschließende und über alle Länder verbreitete, durch seine Besitzungen mächtige und jedes Lebensverhältnis beherrschende Orden in dem Gehorsam eines einzigen Oberhauptes ausbildete, verfielen ihm gegenüber die Staatsgewalten. Schon im Anfange des 12. Jahrhunderts durfte der Propst Gerohus sagen: „Es wird noch dahin kommen, daß die goldene Bildsäule des Königreichs ganz zermalmt und jedes große Reich in Vierfürstentümer aufgelöst werden; erst dann wird die Kirche frei und ungedrückt bestehen, unter dem Schutze des großen gekrönten Priesters." Es fehlte wenig, daß es wörtlich dahin gekommen wäre. Denn in der Tat, wer war in dem dreizehnten Jahrhundert mächtiger in England, Heinrich III. oder jene vierundzwanzig, welchen eine Zeitlang die Regierung aufgetragen war? In Kastilien der König oder die Altoshomes? Die Macht eines Kaisers schien fast entbehrlich zu sein, nachdem Friedrich den Fürsten des Reiches die wesentlichen Attribute der Landeshoheit gewährt hatte. Italien wie Deutschland waren mit unabhängigen Gewalten erfüllt. Eine zusammenfassende, vereinigende Macht wohnte fast ausschließlich dem Papste bei. So geschah es, daß die Unabhängigkeit des geistlichen Prinzipes sich gar bald in eine neue Art von Oberherrlichkeit umsetzte. Der geistlich-weltliche Charakter, den das Leben überhaupt angenommen, der Gang der Ereignisse mußten ihm eine solche an und für sich zuwege bringen. Wenn Länder, solange verloren wie Spanien, endlich den Mohammedanismus, — Provinzen, die noch nie erworben gewesen, wie Preußen, dem Heidentume abgewonnen und mit christlichen Völkern besetzt wurden; wenn selbst die Hauptstädte des griechischen Glaubens sich dem lateinischen Ritus unterwarfen, und noch immer Hunderttausende auszogen, um die Fahne des Kreuzes über dem Heiligen Grabe zu behaupten; mußte nicht der Oberpriester, der in allen diesen Unternehmungen seine Hand hatte und den Gehorsam der Unterworfenen empfing, ein unermeßliches Ansehen genießen? Unter seiner Leitung, in seinem Namen breiten sich die abendländischen Nationen, als wären sie ein Volk, in ungeheuren Kolonien aus und suchen die Welt einzunehmen. Man kann sich nicht wundern, wenn er dann auch in dem Innern eine allgewaltige Autorität ausübt, wenn ein König von England sein Reich von ihm zu Lehen nimmt, ein König von Aragon das seine dem Apostel Petrus aufträgt, wenn Neapel wirklich durch den Papst an ein fremdes Haus gebracht wird. Wunderbare Physiognomie jener Zeiten, die noch niemand in ihrer ganzen Fülle und Wahrheit vergegenwärtigt hat! Es ist die außerordentlichste Kombination von innerem Zwist und glänzendem

Fortgang nach außen, von Autonomie und Gehorsam, von geistlichem und weltlichem Wesen. Wie hat doch die Frömmigkeit selbst einen so widersprechenden Charakter! Zuweilen zieht sie sich in das rauhe Gebirge, in das einsame Waldtal zurück, um alle ihre Tage in harmloser Andacht der Anschauung Gottes zu widmen: in Erwartung des Todes verzichtet sie schon auf jeden Genuß, den das Leben darbietet; oder sie bemüht sich, wenn sie unter den Menschen weilt, jugendlich warm, das Geheimnis, das sie ahnet, die Idee, in der sie lebt, in heiteren, großartigen und tiefsinnigen Formen auszusprechen; — aber gleich daneben finden wir eine andere, welche die Inquisition erdacht hat und die entsetzliche Gerechtigkeit des Schwertes gegen die Andersgläubigen ausübt: „Keines Geschlechtes," sagt der Anführer des Zuges wider die Albigenser, „keines Alters, keines Ranges haben wir verschont, sondern jedermann mit der Schärfe des Schwertes geschlagen." Zuweilen erscheinen beide in dem nämlichen Moment. Bei dem Anblick von Jerusalem stiegen die Kreuzfahrer von den Pferden und entblößten ihre Füße, um als wahre Pilger an den heiligen Mauern anzulangen; in dem heißesten Kampfe meinten sie die Hilfe der Heiligen und Engel sichtbar zu erfahren. Kaum aber hatten sie die Mauern überstiegen, so stürzten sie fort zu Raub und Blut; auf der Stelle des salomonischen Tempels erwürgten sie viele tausend Sarazenen; die Juden verbrannten sie in ihrer Synagoge; die heiligen Schwellen, an denen sie anzubeten gekommen waren, befleckten sie erst mit Blut. Ein Widerspruch, der jenen religiösen Staat durchaus erfüllt und sein Wesen bildet.

Gegensätze des 14. und 15. Jahrhunderts

An gewissen Stellen fühlt man sich besonders versucht, wenn wir es aussprechen dürfen, den Plänen der göttlichen Weltregierung, den Momenten der Erziehung des Menschengeschlechtes nachzuforschen.

So mangelhaft auch die Entwickelung sein mochte, die wir bezeichneten, so war sie doch notwendig, um das Christentum in dem Abendlande völlig einheimisch zu machen. Es gehörte etwas dazu, um die trotzigen nordischen Gemüter, die gesamten von althergebrachtem Aberglauben beherrschten Völkerschaften mit den Ideen des Christentums zu durchdringen. Das geistliche Element mußte eine Zeitlang vorherrschen, um das germanische Wesen ganz zu ergreifen. Hierdurch vollzog sich zugleich die Vereinigung germanischer und romanischer Elemente, auf welcher der Charakter des späteren Europas beruht. Es gibt eine Gemeinschaftlichkeit der modernen Welt, welche immer als eine Hauptgrundlage

der gesamten Ausbildung derselben in Staat und Kirche, Sitte, Leben und Literatur betrachtet worden ist. Um sie hervorzubringen, mußten die westlichen Nationen einmal gleichsam einen einzigen weltlich-geistlichen Staat ausmachen.

Aber in dem großen Fortgange der Dinge war auch dies nur ein Moment. Nachdem die Umwandlung vollbracht worden, traten neue Notwendigkeiten ein.

Schon darin kündigte sich eine andere Epoche an, daß die Landessprachen fast allenthalben zur nämlichen Zeit emporkamen. Langsam, aber unaufgehalten drangen sie in die mannigfaltigen Zweige geistiger Tätigkeit ein; Schritt für Schritt wich ihnen das Idiom der Kirche. Die Allgemeinheit trat zurück; auf ihrer Grundlage ging eine neue Sonderung in einem höheren Sinne hervor. Das kirchliche Element hatte die Nationalitäten bisher überwältigt: — verändert, umgestaltet, aber wieder geschieden, traten diese in eine neue Bahn ein.

Es ist nicht anders, als daß alles menschliche Tun und Treiben dem leisen und der Bemerkung oft entzogenen, aber gewaltigen und unaufhaltsamen Gange der Dinge unterworfen ist. Die päpstliche Macht war von den früheren weltgeschichtlichen Momenten gefördert worden: die neuen traten ihr entgegen. Da die Nationen des Impulses der kirchlichen Macht nicht mehr in dem Maße wie früher bedurften, so leisteten sie demselben gar bald Widerstand. Sie fühlten sich in ihrer Selbständigkeit.

Es ist der Mühe wert, sich die wichtigeren Ereignisse ins Gedächtnis zu rufen, in denen diese Tatsache sich ausspricht.

Es waren, wie man weiß, die Franzosen, die den Anmaßungen des Papstes den ersten entschiedenen Widerstand leisteten. In nationaler Einmütigkeit setzten sie sich den Bannbullen Bonifaz' VIII. entgegen; in mehreren hundert Adhäsionsurkunden sprachen alle Gewalten des Volkes ihre Beistimmung zu den Schritten König Philipps des Schönen aus.

Es folgten die Deutschen. Als die Päpste das Kaisertum noch einmal mit der alten Leidenschaft angriffen, obwohl dasselbe die frühere Bedeutung bei weitem nicht mehr hatte, als sie hierbei fremdartigen Einwirkungen Raum gaben, kamen die Kurfürsten am Ufer des Rheines bei ihren steinernen Sitzen auf jenem Acker von Rense zusammen, um eine gemeinschaftliche Maßregel zur Behauptung „der Ehren und Würden des Reiches“ zu überlegen. Ihre Absicht war, die Unabhängigkeit des Reiches gegen die Eingriffe der Päpste durch einen feierlichen Beschluß festzusetzen. Bald hierauf erfolgte dieser in aller Form, von allen Gewalten, Kaiser, Fürsten und Kurfürsten zugleich: gemeinschaftlich stellte man sich den Grundsätzen des päpstlichen Staatsrechtes entgegen.

Nicht lange blieb England zurück. Nirgend hatten die Päpste größeren Einfluß gehabt, mit den Pfründen willkürlicher geschaltet; als Edward III. endlich den Tribut nicht mehr zahlen wollte, zu dem sich frühere Könige verpflichtet hatten, vereinigte sich sein Parlament mit ihm und versprach, ihn hierbei zu unterstützen. Der König traf Maßregeln, um den übrigen Eingriffen der päpstlichen Macht zuvorzukommen.

Wir sehen, eine Nation nach der anderen fühlt sich in ihrer Selbständigkeit und Einheit; von keiner höheren Autorität will die öffentliche Gewalt mehr wissen; in den mittleren Kreisen finden die Päpste keine Verbündeten mehr: ihre Einwirkungen werden von Fürsten und Ständen entschlossen zurückgewiesen.

Indem ereignete sich, daß das Papsttum selbst in eine Schwäche und Verwirrung geriet, welche den weltlichen Gewalten, die sich bis jetzt nur zu sichern gesucht, sogar eine Rückwirkung auf dasselbe möglich machte.

Das Schisma trat ein. Man bemerkte, welche Folgen es hatte. Lange Zeit stand es bei den Fürsten, nach ihrer politischen Konvenienz dem einen oder dem anderen Papste anzuhangen, — in sich selbst fand die geistliche Macht kein Mittel, die Spaltung zu heben, nur die weltliche Gewalt vermochte dies; — als man sich zu diesem Zwecke in Kostnitz versammelte, stimmte man nicht mehr, wie bisher, nach Köpfen, sondern nach den vier Nationen: jeder Nation blieb es überlassen, in vorbereitenden Versammlungen über das Votum zu beratschlagen, das sie zu geben hatte: — in Gemeinschaft setzten sie einen Papst ab; der neugewählte mußte sich zu Konkordaten mit den einzelnen verstehen, die wenigstens durch das Beispiel, das sie gaben, viel bedeuteten. Während des Baseler Konziliums und der neuen Spaltung hielten sich einige Reiche sogar neutral: nur die unmittelbare Bemühung der Fürsten vermochte diese zweite Kirchentrennung beizulegen. Es konnte nichts geben, was das Übergewicht der weltlichen Gewalt und die Selbständigkeit der einzelnen Reiche kräftiger befördert hätte.

Und nun war zwar der Papst neuerdings in großem Ansehen, er hatte die allgemeine Obedienz: der Kaiser führte ihm noch immer den Zelter: es gab Bischöfe nicht allein in Ungarn, sondern auch in Deutschland, die sich von des apostolischen Stuhles Gnaden schrieben; in dem Norden ward der Peterspfennig fortwährend eingesammelt; unzählige Pilger aus allen Ländern suchten bei dem Jubiläum von 1450 die Schwellen der Apostel auf: mit Bienenschwärmen, Zugvögelscharen vergleicht sie ein Augenzeuge, wie sie so kamen; — doch hatten trotz alledem die alten Verhältnisse bei weitem nicht mehr statt.

Wollte man sich davon überzeugen, so brauchte man sich nur den früheren Eifer, nach dem heiligen Grabe zu ziehen, ins Gedächtnis zu-

rufen und die Kälte dagegenzuhalten, mit der in dem 15. Jahrhundert jede Aufforderung zu einem gemeinschaftlichen Widerstand gegen die Türken aufgenommen wurde. Wieviel dringender war es, die eigenen Landschaften gegen eine Gefahr, die sich unaufhaltsam unzweifelhaft heranwälzte, in Schutz zu nehmen, als das Heilige Grab in christlichen Händen zu wissen! Ihre beste Beredsamkeit wandten Äneas Sylvius auf dem Reichstage, der Minorit Capistrano auf den Märkten der Städte bei dem Volke an, und die Geschichtschreiber erzählen von dem Eindruck, den die Gemüter davon empfingen; aber wir finden nicht, daß jemand darum zu den Waffen gegriffen hätte. Welche Mühe gaben sich nicht die Päpste! Der eine rüstete eine Flotte aus, der andere, Pius II., eben jener Äneas Sylvius, erhob sich, so schwach und krank er auch war, selber zu dem Hafen, wo, wenn kein anderer, doch die zunächst gefährdeten sich vereinigen sollten: er wollte dabei sein, um, wie er sagte, was er allein vermöge, während des Kampfes seine Hände zu Gott zu erheben, wie Moses; — aber weder Ermahnung noch Bitte noch Beispiel vermochten etwas über seine Zeitgenossen. Mit jenem jugendlichen Gefühl eines ritterlichen Christentums war es vorüber: kein Papst vermochte es wieder aufzuwecken.

Andere Interessen bewegten die damalige Welt. Es war die Periode, in welcher die europäischen Reiche nach langen inneren Kämpfen sich endlich konsolidierten. Den zentralen Gewalten gelang es, die Faktion zu überwinden, welche bisher die Throne gefährdet, alle ihre Untertanen in erneuertem Gehorsam um sich zu versammeln. Sehr bald betrachtete man dann auch das Papsttum, das alle beherrschen wollte, sich in alles mischte, aus dem Standpunkte der Staatsgewalt. Das Fürstentum fing an, bei weitem größere Ansprüche zu machen als bisher.

Man denkt sich oft das Papsttum bis zur Reformation hin fast unumschränkt, in der Tat aber hatten während des 15., im Anfange des 16. Jahrhunderts die Staaten bereits einen nicht geringen Anteil an den geistlichen Rechten und Befugnissen an sich gebracht.

In Frankreich wurden die Eingriffe des römischen Stuhles durch die Pragmatische Sanktion, die man über ein halbes Jahrhundert als ein Palladium des Reiches ansah, größtenteils beseitigt. Zwar ließ sich Ludwig XI. durch eine falsche Religiosität — der er um so mehr ergeben war, je mehr es ihm an der wahren fehlte — zur Nachgiebigkeit in diesem Stücke fortreißen; allein seine Nachfolger kamen um so eifriger auf dies ihr Grundgesetz zurück. Wenn dann Franz I. sein Konkordat mit Leo X. schloß, so hat man wohl behauptet, der römische Hof sei hierdurch neuerdings zu dem alten Übergewicht gelangt. Auch ist es wahr, daß der Papst die Annaten wiederbekam. Alein er mußte dafür viele andere

Gefälle missen, und, was die Hauptsache, er überließ dem Könige das Recht, zu den Bistümern und allen höheren Pfründen zu ernennen. Es ist unleugbar: die gallikanische Kirche verlor ihre Rechte, aber bei weitem weniger an den Papst als an den König. Das Axiom, für das Gregor VII. die Welt bewegte, gab Leo X. ohne viele Schwierigkeit auf.

So weit konnte es nun in Deutschland nicht kommen. Die Baseler Beschlüsse, die in Frankreich zur Pragmatischen Sanktion ausgebildet worden, wurden in Deutschland, wo man sie anfangs auch angenommen, durch die Wiener Konkordate ungemein ermäßigt. Aber diese Ermäßigung selbst war doch nicht ohne Opfer des römischen Stuhles erworben worden. In Deutschland war es nicht genug, sich mit dem Reichsoberhaupte zu verständigen: man mußte die einzelnen Stände gewinnen. Die Erzbischöfe von Mainz und Trier erhielten das Recht, auch in den päpstlichen Monaten die erledigten Pfründen zu vergeben; der Kurfürst von Brandenburg erwarb die Befugnis, die drei Bistümer in seinem Lande zu besetzen; auch minder bedeutende Stände, Straßburg, Salzburg, Metz, erhielten Vergünstigungen. Doch war damit die allgemeine Opposition nicht gedämpft. Im Jahre 1487 widersetzte sich das gesamte Reich einem Zehnten, den der Papst auflegen wollte, und hintertrieb ihn. Im Jahre 1500 gestand das Reichsregiment den päpstlichen Legaten um den dritten Teil des Ertrages der Ablaßpredigten zu; zwei Dritteile wollte es selber an sich nehmen und zu dem Türkenkriege verwenden.

In England kam man, ohne neues Konkordat, ohne Pragmatische Sanktion, über jene Zugeständnisse von Kostnitz weit hinaus. Das Recht, einen Kandidaten zu den bischöflichen Sitzen zu benennen, besaß Heinrich VII. ohne Widerspruch. Er war nicht zufrieden, die Beförderung der Geistlichen in seiner Hand zu haben, er nahm auch die Hälfte der Annaten an sich. Als hierauf Wolsey in den ersten Jahren Heinrichs VIII. zu seinen übrigen Ämtern auch die Würde eines Legaten empfing, waren die geistliche und weltliche Macht gewissermaßen vereinigt; noch ehe dort an Protestantismus gedacht wurde, schritt man zu einer sehr gewaltsamen Einziehung einer großen Anzahl von Klöstern.

Indessen blieben die südlichen Länder und Reiche nicht zurück. Auch der König von Spanien hatte die Ernennung zu den bischöflichen Sitzen. Die Krone, mit der die Großmeistertümer der geistlichen Orden verbunden waren, welche die Inquisition eingerichtet hatte und beherrschte, genoß eine Menge geistlicher Attribute und Gerechtsame. Den päpstlichen Beamten widersetzte sich Ferdinand der Katholische nicht selten.

Nicht minder als die spanischen waren auch die portugiesischen geistlichen Ritterorden, St. Jakob, Avis, der Christorden, dem die Güter der Templer zugefallen, Patronate der Krone. König Emanuel erlangte

von Leo X. nicht allein den dritten Teil der Kruziata, sondern auch den Zehnten von den geistlichen Gütern, ausdrücklich mit dem Rechte, ihn nach Gutdünken und Verdienst zu verteilen.

Genug, allenthalben, durch die ganze Christenheit, im Süden wie im Norden, suchte man die Rechte des Papstes einzuschränken. Es waren besonders ein Mitgenuß der geistlichen Einkünfte und die Vergebung der geistlichen Stellen und Pfründen, was die Staatsgewalt in Anspruch nahm. Die Päpste leisteten keinen ernstlichen Widerstand. Sie suchten zu behaupten, soviel sie konnten; in dem übrigen gaben sie nach. Von Ferdinand, König in Neapel, sagt Lorenzo Medici bei Gelegenheit einer Irrung desselben mit dem römischen Stuhle, er werde keine Schwierigkeiten machen zu versprechen: bei der Ausführung seiner Verpflichtungen werde man ihm später doch nachsehen, wie es von allen Päpsten gegen alle Könige geschehe. Denn auch nach Italien war dieser Geist der Opposition gedrungen. Von Lorenzo Medici selbst werden wir unterrichtet, daß er hierin dem Beispiel der größeren Fürsten folgte und von den päpstlichen Befehlen so viel und nicht mehr gelten ließ, als er selber Lust hatte.

Es wäre ein Irrtum, in diesen Bestrebungen nur Akte der Willkür zu sehen. Die kirchliche Richtung hatte aufgehört, das Leben der europäischen Nationen so durchaus zu beherrschen, wie es früher geschah: die Entwickelung der Nationalitäten, die Ausbildung der Staaten trat mächtig hervor. Es war notwendig, daß hiernach auch das Verhältnis zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt eine durchgreifende Umgestaltung erfuhr; war doch in den Päpsten selbst eine große Veränderung zu bemerken!

Ignatius Loyola

Von allen Ritterschaften der Welt hatte allein die spanische noch etwas von ihrem geistlichen Element behauptet. Die Kriege mit den Mauren, die, auf der Halbinsel kaum geendigt, in Afrika noch immer fortgesetzt wurden, die Nachbarschaft der zurückgebliebenen und unterjochten Morisken selbst, mit denen man stets in glaubensfeindlicher Berührung blieb, die abenteuerlichen Züge gegen andere Ungläubige jenseits des Weltmeeres erhielten diesen Geist. In Büchern wie dem Amadis, voll einer naiv-schwärmerischen loyalen Tapferkeit, ward er idealisiert.

Don Inigo Lopez de Recalde, der jüngste Sohn aus dem Hause Loyola, auf dem Schlosse dieses Namens zwischen Azpeitia und Azcoitia in Guipuzcoa geboren, aus einem Geschlechte, welches zu den besten des Landes gehörte — de parientes mayores —, dessen Haupt allemal durch ein besonderes Schreiben zur Huldigung eingeladen werden mußte, aufgewachsen an dem Hofe Ferdinands des Katholischen und in dem Gefolge des Herzogs Najara, war erfüllt von diesem Geiste. Er strebte nach dem Lobe der Ritterschaft: schöne Waffen und Pferde, der Ruhm der Tapferkeit, die Abenteuer des Zweikampfes und der Liebe hatten für ihn so viel Reiz wie für einen anderen; aber auch die geistliche Richtung trat in ihm lebhaft hervor: den ersten der Apostel hat er in diesen Jahren in einer Ritterromanze besungen.

Wahrscheinlich jedoch würden wir seinen Namen unter den übrigen tapferer spanischer Hauptleute lesen, denen Karl V. so viele Gelegenheit gab, sich hervorzutun, hätte er nicht das Unglück gehabt, bei der Verteidigung von Pampelona gegen die Franzosen im Jahre 1521 von einer doppelten Wunde an beiden Beinen verletzt und, obwohl er so standhaft war, daß er sich zu Hause, wohin man ihn gebracht, den Schaden zweimal aufbrechen ließ — in dem heftigsten Schmerz kniff er nur die Faust zusammen —, auf das schlechteste geheilt zu werden.

Er kannte und liebte die Ritterromane, vor allen den Amadis. Indem er jetzt seine Heilung abwartete, bekam er auch das Leben Christi und einiger Heiligen zu lesen.

Phantastisch von Natur, aus einer Bahn weggeschleudert, die ihm das glänzendste Glück zu verheißen schien, jetzt zugleich zur Untätigkeit ge-

8*

zwungen und durch seine Leiden aufgeregt, geriet er in den seltsamsten Zustand von der Welt. Auch die Taten des S. Franziscus und S. Dominicus, die hier in allem Glanze geistlichen Ruhmes vor ihm erschienen, däuchten ihn nachahmungswürdig, und wie er sie so las, fühlte er Mut und Tüchtigkeit, sie nachzuahmen, mit ihnen in Entsagung und Strenge zu wetteifern. Nicht selten wichen diese Ideen freilich noch vor sehr weltlichen Gedanken. Er malte sich nicht minder aus, wie er die Dame, deren Dienste er sich in seinem Herzen gewidmet — sie sei keine Gräfin gewesen, sagt er selbst, keine Herzogin, sondern noch mehr als dies — in der Stadt, wo sie wohne, aufsuchen, mit welchen Worten zierlich und scherzhaft er sie anreden, wie er ihr seine Hingebung bezeigen, welche ritterlichen Übungen er ihr zu Ehren ausführen wolle. Bald von jenen, bald von diesen Phantasien ließ er sich hinreißen: sie wechselten in ihm ab.

Je länger es aber dauerte, je schlechteren Erfolg seine Heilung hatte, um so mehr bekamen die Geistlichen die Oberhand. Sollten wir ihm wohl Unrecht tun, wenn wir dies auch mit daher ableiten, daß er allmählich einsah, er könne doch nicht vollkommen hergestellt und niemals wieder recht zu Kriegsdienst und Ritterehre tauglich werden?

Auch war es nicht ein so schroffer Übergang zu etwas durchaus Verschiedenem, wie man vielleicht glauben könnte. In seinen geistlichen Übungen, deren Ursprung immer mit auf die ersten Anschauungen seiner Erweckung zurückgeführt worden, stellt er sich zwei Heerlager vor, eins bei Jerusalem, das andere bei Babylon: Christi und des Satans: dort alle Guten, hier alle Bösen, gerüstet, miteinander den Kampf zu bestehen. Christus sei ein König, der seinen Entschluß verkündige, alle Länder der Ungläubigen zu unterwerfen. Wer ihm die Heeresfolge leisten wolle, müsse sich jedoch ebenso nähren und kleiden wie er, dieselben Mühseligkeiten und Nachtwachen ertragen wie er: nach diesem Maße werde er des Sieges und der Belohnung teilhaftig werden. Vor ihm, der Jungfrau und dem ganzen himmlischen Hofe werde dann ein jeder erklären, daß er dem Herrn so treu wie möglich nachfolgen, alles Ungemach mit ihm teilen und ihm in wahrer geistiger und leiblicher Armut dienen wolle.

So phantastische Vorstellungen mochten es sein, die in ihm den Übergang von weltlicher zu geistlicher Ritterschaft vermittelten. Denn eine solche, aber deren Ideal durchaus die Taten und Entbehrungen der Heiligen ausmachten, war es, was er beabsichtigte. Er riß sich los von seinem väterlichen Hause und seinen Verwandten und stieg den Berg von Monserrat hinan: nicht in Zerknirschung über seine Sünden, noch von eigentlich religiösem Bedürfnis angetrieben, sondern, wie er selber gesagt hat, nur in dem Verlangen, so große Taten zu vollbringen wie diejenigen, durch welche die Heiligen so berühmt geworden, ebenso schwere Buß-

übungen zu übernehmen, oder noch schwerere, und in Jerusalem Gott zu dienen. Vor einem Marienbilde hing er Waffen und Wehr auf: eine andere Nachtwache als die ritterliche, aber mit ausdrücklicher Erinnerung an den Amadis, wo die Übungen derselben so genau geschildert werden, kniend oder stehend im Gebete, immer seinen Pilgerstab in der Hand, hielt er vor demselben; die ritterliche Kleidung, in der er gekommen, gab er weg: er versah sich mit dem rauhen Gewand der Eremiten, deren einsame Wohnung zwischen diese nackten Felsen eingehauen ist; nachdem er seine Generalbeichte abgelegt, begab er sich nicht gleich, wie seine jerusalemitanische Absicht forderte, nach Barcelona — er hätte auf der großen Straße erkannt zu werden gefürchtet —, sondern zuerst nach Manresa, um nach neuen Bußübungen von da an den Hafen zu gelangen.

Hier aber erwarteten ihn andere Prüfungen: die Richtung, die er mehr als ein Spiel eingeschlagen, war gleichsam Herr über ihn geworden und machte ihren ganzen Ernst in ihm geltend. In der Zelle eines Dominikanerklosters ergab er sich den härtesten Bußübungen: zu Mitternacht erhob er sich zum Gebet; sieben Stunden täglich brachte er auf den Knien zu; regelmäßig geißelte er sich dreimal am Tage. Nicht allein aber fiel ihm das doch schwer genug, und er zweifelte oft, ob er es sein Leben lang aushalten werde: was noch vielmehr zu bedeuten hatte, er bemerkte auch, daß es ihn nicht beruhige. Er hatte sich auf Monserrat drei Tage damit beschäftigt, eine Beichte über sein ganzes vergangenes Leben abzulegen; aber er glaubte damit nicht genug getan zu haben. Er wiederholte sie in Manresa: er trug vergessene Sünden nach, auch die geringsten Kleinigkeiten suchte er auf; allein je mehr er grübelte, um so peinlicher waren die Zweifel, die ihn befielen. Er meinte, von Gott nicht angenommen, noch vor ihm gerechtfertigt zu sein. In dem Leben der Väter las er, Gott sei wohl einmal durch Enthaltung von aller Speise erweicht und gnädig zu sein bewogen worden. Auch er enthielt sich einst von einem Sonntag zum anderen aller Lebensmittel. Sein Beichtvater verbot es ihm, und er, der von nichts in der Welt einen so hohen Begriff hatte wie von dem Gehorsam, ließ hierauf davon ab. Wohl war ihm dann und wann, als werde seine Melancholie von ihm genommen, wie ein schweres Kleid von den Schultern fällt; aber bald kehrten die alten Qualen zurück. Es schien ihm, als habe sich sein ganzes Leben Sünde aus Sünde fortgehend erzeugt. Zuweilen war er in Versuchung, sich aus der Fensteröffnung zu stürzen.

Unwillkürlich erinnert man sich hierbei des peinlichen Zustandes, in welchen Luther zwei Jahrzehnte früher durch sehr ähnliche Zweifel geraten war. Die Forderung der Religion, eine völlige Versöhnung mit Gott bis zum Bewußtsein derselben, war bei der unergründlichen Tiefe einer

mit sich selber hadernden Seele auf dem gewöhnlichen Wege, den die Kirche einschlug, niemals zu erfüllen. Auf sehr verschiedene Weise gingen sie aber aus diesem Labyrinth hervor. Luther gelangte zu der Lehre von der Versöhnung durch Christum ohne alle Werke: von diesem Punkte aus verstand er erst die Schrift, auf die er sich gewaltig stützte. Von Loyola finden wir nicht, daß er in der Schrift geforscht, daß das Dogma auf ihn Eindruck gemacht habe. Da er nur in inneren Regungen lebte, in Gedanken, die in ihm selbst entsprangen, so glaubte er, die Eingebung bald des Guten, bald des bösen Geistes zu erfahren. Endlich war er sich ihres Unterschiedes bewußt. Er fand denselben darin, daß sich die Seele von jenen erfreut und getröstet, von diesem ermüdet und geängstigt fühle. Eines Tages war es ihm, als erwache er aus dem Traume. Er glaubte mit Händen zu greifen, daß alle seine Peinen Anfechtungen des Satans seien. Er entschloß sich von Stund' an, über sein ganzes vergangenes Leben abzuschließen, diese Wunden nicht weiter aufzureißen, sie niemals wieder zu berühren. Es ist dies nicht sowohl eine Beruhigung als ein Entschluß, mehr eine Annahme, die man ergreift, weil man will, als eine Überzeugung, der man sich unterwerfen muß. Sie bedarf der Schrift nicht, sie beruht auf dem Gefühle eines unmittelbaren Zusammenhanges mit dem Reiche der Geister. Luther hätte sie niemals genuggetan: Luther wollte keine Eingebung, keine Gesichte, er hielt sie alle ohne Unterschied für verwerflich; er wollte nur das einfache, geschriebene, unzweifelhafte Gotteswort. Loyola dagegen lebte ganz in Phantasien und inneren Anschauungen. Am meisten vom Christentum schien ihm eine Alte zu verstehen, welche ihm in seinen Qualen gesagt, Christus müsse ihm noch erscheinen. Es hatte ihm anfangs nicht einleuchten wollen; jetzt aber meinte er bald Christum, bald die Jungfrau mit Augen zu erblicken. Auf der Treppe von S. Domenico zu Manresa blieb er stehen und weinte laut, weil er das Geheimnis der Dreieinigkeit in diesem Moment anzuschauen glaubte: er redete den ganzen Tag von nichts anderem; er war unerschöpflich in Gleichnissen. Plötzlich überleuchtete ihn in mystischen Symbolen das Geheimnis der Schöpfung. In der Hostie sah er den, welcher Gott und Mensch. Er ging einst an dem Ufer des Llobregat nach einer entfernten Kirche. Indem er sich niedersetzte und seine Augen auf den tiefen Strom heftete, den er vor sich hatte, fühlte er sich plötzlich von anschauendem Verständnis der Geheimnisse des Glaubens entzückt; er meinte als ein anderer Mensch aufzustehen. Für ihn bedurfte es dann keines Zeugnisses, keiner Schrift weiter. Auch wenn es solche nicht gegeben hätte, würde er doch unbedenklich für den Glauben, den er bisher geglaubt, den er sah, in den Tod gegangen sein.

Haben wir die Grundlagen dieser so eigentümlichen Entwickelung

gefaßt, dieses Rittertum der Abstinenz, diese Entschlossenheit der Schwärmerei und phantastischen Aszetik, so ist es nicht nötig, Inigo Loyola auf jedem Schritte seines Lebens weiter zu begleiten. Er ging wirklich nach Jerusalem, in der Hoffnung, wie zur Stärkung der Gläubigen, so zur Bekehrung der Ungläubigen beizutragen. Allein, wie wollte er zumal das letzte ausführen, unwissend wie er war, ohne Gefährten, ohne Vollmacht? An der entschiedenen Zurückweisung jerusalemischer Oberen, die dazu eine ausdrückliche päpstliche Berechtigung besaßen, scheiterte sein Vorsatz, an den heiligen Orten zu bleiben. Auch als er nach Spanien zurückgekommen, hatte er Anfechtungen genug zu bestehen. Indem er zu lehren und die geistlichen Übungen, die ihm indes entstanden, mitzuteilen anfing, kam er sogar in den Verdacht der Ketzerei. Es wäre das seltsamste Spiel des Zufalls, wenn Loyola, dessen Gesellschaft Jahrhunderte später in Illuminaten ausging, selbst mit einer Sekte dieses Namens in Zusammenhang gestanden hätte. Und leugnen kann man nicht, daß die damaligen Illuminaten in Spanien, Alumbrados, zu denen er zu gehören in Verdacht war, Meinungen hegten, die einige Ähnlichkeit mit seinen Phantasien haben. Abgestoßen von der Werkheiligkeit des bisherigen Christentums, ergaben auch sie sich inneren Entzückungen und glaubten wie er das Geheimnis — sie erwähnten noch besonders das der Dreieinigkeit — in unmittelbarer Erleuchtung anzuschauen. Wie Loyola und später seine Anhänger, machten sie die Generalbeichte zur Bedingung der Absolution und drangen vor allem auf das innere Gebet. In der Tat möchte ich nicht behaupten, daß Loyola ganz ohne Berührung mit diesen Meinungen geblieben wäre. Allein daß er der Sekte angehört hätte, ist auch nicht zu sagen. Er unterschied sich von ihr hauptsächlich dadurch, daß, während sie durch die Forderungen des Geistes über alle gemeinen Pflichten erhaben zu sein glaubte, er dagegen — ein alter Soldat wie er war — den Gehorsam für die oberste aller Tugenden erklärte. Seine ganze Begeisterung und innere Überzeugung unterwarf er allemal der Kirche und ihren Gewalten.

Indessen hatten diese Anfechtungen und Hindernisse einen für sein Leben entscheidenden Erfolg. In dem Zustande, in dem er damals war, ohne Gelehrsamkeit und gründlichere Theologie, ohne politischen Rückhalt, hätte sein Dasein spurlos vorübergehen müssen. Glück genug, wenn ihm innerhalb Spaniens ein paar Bekehrungen gelungen wären. Allein indem man ihm in Alcala und in Salamanca auferlegte, erst vier Jahre Theologie zu studieren, ehe er namentlich über gewisse schwerere Dogmen wieder zu lehren versuche, nötigte man ihn, einen Weg einzuschlagen, auf dem sich allmählich für seinen Trieb religiöser Tätigkeit ein ungeahntes Feld öffnete.

Er begab sich nach der damals berühmtesten hohen Schule der Welt, nach Paris.

Die Studien hatten für ihn eine eigentümliche Schwierigkeit. Er mußte die Klasse der Grammatik, die er schon in Spanien angefangen, die der Philosophie machen, ehe er zur Theologie zugelassen wurde. Aber bei den Worten, die er flektieren, bei den logischen Begriffen, die er analysieren sollte, ergriffen ihn die Entzückungen des tieferen religiösen Sinnes, den er damit zu verbinden gewohnt war. Es hat etwas Großartiges, daß er dies für Eingebungen des bösen Geistes erklärte, der ihn von dem rechten Weg abführen wolle, und sich der rigorosesten Zucht unterwarf.

Während ihm nun aus den Studien eine neue, die reale Welt aufging, so ließ er doch darum von seiner geistlichen Richtung und selbst ihrer Mitteilung keinen Augenblick ab. Eben hier war es, wo er die ersten nachhaltigen, wirksamen, ja für die Welt bedeutenden Bekehrungen machte.

Von den beiden Stubenburschen Loyolas in dem Kollegium St. Barbara war der eine, Peter Faber aus Savoyen — ein Mensch, bei den Herden seines Vaters aufgewachsen, der sich einst des Nachts unter freiem Himmel Gott und den Studien gewidmet hatte —, nicht schwer zu gewinnen. Er repetierte mit Ignatus, denn diesen Namen führte Inigo in der Fremde, den philosophischen Kursus; dieser teilte ihm dabei seine aszetischen Grundsätze mit. Ignatus lehrte den jüngeren Freund seine Fehler bekämpfen, klüglich nicht alle auf einmal, sondern einen nach dem anderen, wie er denn auch immer einer Tugend vorzugsweise nachzutrachten habe; er hielt ihn zu Beichte und häufigem Genuß des Abendmahls an. Sie traten in die engste Gemeinschaft; Ignaz teilte die Almosen, die ihm aus Spanien und Flandern ziemlich reichlich zuflossen, mit Faber. Schwerer machte es ihm der andere, Franz Xaver aus Pampelona in Navarra, der begierig war, der Reihe seiner durch Kriegstaten berühmten Vorfahren, die von 500 Jahren her auf seinem Stammbaum verzeichnet waren, den Namen eines Gelehrten hinzuzufügen; er war schön, reich, voll Geist und hatte schon am königlichen Hofe Fuß gefaßt. Ignaz versäumte nicht, ihm die Ehre zu erweisen, die er in Anspruch nahm, und zu sorgen, daß sie ihm von anderen erwiesen wurde. Für seine erste Vorlesung verschaffte er ihm eine gewisse Frequenz. Wie er ihn sich erst persönlich befreundet, so verfehlte sein Beispiel, seine Strenge ihre natürliche Wirkung nicht. Er brachte diesen wie jenen dahin, die geistlichen Übungen unter seiner Leitung zu machen. Er schonte ihrer nicht: drei Tage und drei Nächte ließ er sie fasten; in dem härtesten Winter — die Wagen

fuhren über die gefrorene Seine — hielt er Faber dazu an. Er machte sich beide ganz zu eigen und teilte ihnen seine Gesinnung mit.

Wie bedeutend wurde die Zelle von St. Barbara, die diese drei Menschen vereinigte, in der sie voll phantastischer Religiosität Pläne entwarfen, Unternehmungen vorbereiteten, von denen sie selber nicht wußten, wohin sie führen sollten!

Betrachten wir die Momente, auf denen die fernere Entwickelung dieser Verbindung beruhte. Nachdem sich noch einige Spanier, Salmeron, Lainez, Bobadilla, denen sich allen Ignatius durch guten Rat oder Unterstützung unentbehrlich gemacht, ihnen zugesellt, begaben sie sich eines Tages nach der Kirche von Montmartre. Faber, bereits Priester, las die Messe. Sie gelobten Keuschheit; sie schwuren, nach vollendeten Studien in völliger Armut ihr Leben in Jerusalem der Pflege der Christen oder der Bekehrung der Sarazenen zu widmen: sei es aber unmöglich, dahin zu gelangen oder dort zu bleiben, in diesem Falle dem Papst ihre Bemühungen anzubieten, für jeden Ort, wohin er ihnen zu gehen befehle, ohne Lohn noch Bedingung. So schwur ein jeder und empfing die Hostie. Darauf schwur auch Faber und nahm sie selbst. An dem Brunnen St. Denys genossen sie hierauf eine Mahlzeit.

Ein Bund zwischen jungen Männern: schwärmerisch, nicht eben verfänglich; noch in den Ideen, die Ignatus ursprünglich gefaßt hatte, nur insofern davon abweichend, als sie ausdrücklich die Möglichkeit berechneten, dieselben nicht ausführen zu können.

Anfang 1537 finden wir sie in der Tat mit noch drei anderen Genossen sämtlich in Venedig, um ihre Wallfahrt anzutreten. Schon manche Veränderung haben wir in Loyola wahrgenommen: von einem weltlichen Rittertum sahen wir ihn zu einem geistlichen übergehen, in die ernsthaftesten Anfechtungen fallen und mit phantastischer Aszetik sich daraus hervorarbeiten: Theolog und Gründer einer schwärmerischen Gesellschaft war er geworden. Jetzt endlich nahmen seine Absichten die bleibende Wendung. Einmal hinderte ihn der Krieg, der eben damals zwischen Venedig und den Türken ausbrach, an der Abreise und ließ den Gedanken der Wallfahrt noch mehr zurücktreten; sodann aber fand er in Venedig ein Institut, das ihm, man möchte sagen, die Augen erst recht öffnete. Eine Zeitlang schloß sich Loyola auf das engste an Caraffa an; in dem Konvent der Theatiner, der sich in Venedig gebildet, nahm er Wohnung. Er diente in den Spitälern, über welche Caraffa die Aufsicht führte, in denen dieser seine Novizen sich üben ließ. Zwar fand sich Ignatius durch das Theatinische Institut nicht völlig befriedigt; er sprach mit Caraffa über einige in demselben vorzunehmende Veränderungen, und sie sollen darüber miteinander zerfallen sein. Aber schon dies zeigt, wie

tiefen Eindruck es auf ihn machte. Einen Orden von Priestern sah er hier sich den eigentlich klerikalischen Pflichten mit Eifer und Strenge widmen. Mußte er, wie immer deutlicher wurde, diesseit des Meeres bleiben und seine Tätigkeit in den Bezirken der abendländischen Christenheit versuchen, so erkannte er wohl, daß auch er nicht füglich einen anderen Weg einschlagen könnte.

In der Tat nahm er in Venedig mit allen seinen Gefährten die priesterlichen Weihen. In Vizenza begann er nach vierzehntägigem Gebet mit dreien von ihnen zu predigen. An dem nämlichen Tage zur nämlichen Stunde erschienen sie in verschiedenen Straßen, stiegen auf Steine, schwangen die Hüte, riefen laut und fingen an, zur Buße zu ermahnen. Seltsame Prediger, zerlumpt, abgehärmt; sie sprachen ein unverständliches Gemisch von Spanisch und Italienisch. In diesen Gegenden blieben sie, bis das Jahr, das sie zu warten beschlossen hatten, verstrichen war. Dann brachen sie auf nach Rom.

Als sie sich trennten — denn auf verschiedenen Wegen wollten sie die Reise machen —, entwarfen sie die ersten Regeln, um auch in der Entfernung eine gewisse Gleichförmigkeit des Lebens zu beobachten. Was aber sollten sie antworten, wenn man sie nach ihrer Beschäftigung fragen würde? Sie gefielen sich in dem Gedanken, als Soldaten dem Satan den Krieg zu machen: den alten militärischen Phantasien des Ignatius zufolge beschlossen sie, sich die Kompagnie Jesu zu nennen, ganz wie eine Kompagnie Soldaten, die von ihrem Hauptmann den Namen trägt.

In Rom hatten sie anfangs keinen ganz leichten Stand — Ignatius meinte, er sehe alle Fenster geschlossen, — und von dem alten Verdacht der Ketzerei mußten sie hier noch einmal freigesprochen werden. Allein indes hatten ihre Lebensweise, ihr Eifer in Predigt und Unterricht, ihre Krankenpflege auch zahlreiche Anhänger herbeigezogen, und so viele zeigten sich bereit, zu ihnen zu treten, daß sie auf eine förmliche Einrichtung ihrer Gesellschaft denken konnten.

Zwei Gelübde hatten sie bereits getan: jetzt legten sie das dritte, das des Gehorsams, ab. Wie aber Ignatius immer den Gehorsam für eine der vornehmsten Tugenden erklärt, so suchten sie gerade in diesem alle anderen Orden zu übertreffen. Es war schon viel, daß sie sich ihren General allemal auf Lebzeit zu wählen beschlossen; allein dies genügte ihnen noch nicht. Sie fügten die besondere Verpflichtung hinzu, „alles zu tun, was ihnen der jedesmalige Papst befehlen, in jedes Land zu gehen, zu Türken, Heiden und Ketzern, in das er sie senden werde, ohne Widerrede, ohne Bedingung und Lohn, unverzüglich."

Welch ein Gegensatz gegen die bisherigen Tendenzen dieser Zeit! Indem

der Papst auf allen Seiten Widerstand und Abfall erfuhr und nichts zu erwarten hatte als fortgehenden Abfall, vereinigte sich hier eine Gesellschaft, freiwillig, voll Eifer, enthusiastisch, um sich ausschließlich seinem Dienste zu widmen. Er konnte kein Bedenken tragen, sie anfangs — im Jahre 1540 — unter einigen Beschränkungen und alsdann — 1543 — unbedingt zu bestätigen.

Indes tat auch die Gesellschaft den letzten Schritt. Sechs von den ältesten Bundesgenossen traten zusammen, um den Vorsteher zu wählen, der, wie der erste Entwurf, den sie dem Papst einreichten, besagte, „Grade und Ämter nach seinen Gutdünken verteilen, die Konstitution mit Beirat der Mitglieder entwerfen, in allen anderen Dingen aber allein zu befehlen haben solle; in ihm solle Christus als gegenwärtig verehrt werden". Einstimmig wählten sie Ignaz, der, wie Salmeron auf seinem Wahlzettel sagte, „sie alle in Christo erzeugt und mit seiner Milch genährt habe".

Und nun erst hatte die Gesellschaft ihre Form. Es war auch eine Gesellschaft von Chierici regolari: sie beruhte auch auf einer Vereinigung von klerikalischen und klösterlichen Pflichten; allein sie unterschied sich vielfach von den übrigen dieser Art.

Hatten schon die Theatiner mehrere minder bedeutende Verpflichtungen fallen lassen, so gingen die Jesuiten darin noch weiter. Es war ihnen nicht genug, alle klösterliche Tracht zu vermeiden; sie sagten sich auch von den gemeinschaftlichen Andachtsübungen, welche in den Klöstern den größten Teil der Zeit wegnahmen, von der Obliegenheit, im Chor zu singen, los.

Dieser wenig notwendigen Beschäftigungen überhoben, widmeten sie ihre ganze Zeit und alle ihre Kräfte den wesentlichen Pflichten: nicht einer besonderen, wie die Barnabiten, obwohl sie die Krankenpflege, weil sie einen guten Namen machte, sich angelegen sein ließen; nicht unter beschränkenden Bedingungen, wie die Theatiner, sondern mit allen Anstrengungen den wichtigsten. Erstens der Predigt; schon als sie sich in Vicenza trennten, hatten sie sich das Wort gegeben, hauptsächlich für das gemeine Volk zu predigen, mehr darauf zu denken, Eindruck zu machen, als durch gewählte Rede zu glänzen; so fuhren sie nunmehr fort. Zweitens der Beichte: denn damit hängt die Leitung und Beherrschung der Gewissen unmittelbar zusammen; in den geistlichen Übungen, durch welche sie selber mit Ignaz vereinigt worden, besaßen sie ein großes Hilfsmittel. Endlich dem Unterrichte der Jugend: hierzu hatten sie sich gleich in ihren Gelübden durch eine besondere Klausel verpflichten wollen, und ob dies wohl da nicht durchgegangen war, so schärften sie es doch in ihrer Regel auf das lebhafteste ein. Vor allem wünschten sie die auf-

wachsende Generation zu gewinnen. Genug, alles Beiwerk ließen sie fallen und widmeten sich den wesentlichen, wirksamen, Einfluß versprechenden Arbeiten.

Aus den phantastischen Bestrebungen des Ignatius hatte sich demnach eine vorzugsweise praktische Richtung entwickelt, aus seinen aszetischen Bekehrungen ein Institut, mit weltkluger Zweckmäßigkeit berechnet.

Alle seine Erwartungen sah er weit übertroffen. Er hatte nun die unbeschränkte Leitung einer Gesellschaft in Händen, auf welche ein großer Teil seiner Intuitionen überging — welche ihre geistlichen Überzeugungen mit Studium auf dem Wege bildeten, auf dem er sie durch Zufall und Genius erworben hatte, — welche zwar seinen jerusalemischen Plan nicht ausführte, bei dem sich nichts erreichen ließ, aber übrigens zu den entferntesten, erfolgreichsten Missionen schritt und hauptsächlich jene Seelsorge, die er immer empfohlen, in einer Ausdehnung übernahm, wie er sie niemals hätte ahnen können, — die ihm endlich einen zugleich soldatischen und geistlichen Gehorsam leistete.

Das Vatikanische Konzilium

Pius IX. war selbst nicht der Meinung, den Kampf, welchen er aufnahm, allein zu bestehen. Er dachte seine Kundgebungen durch eine allgemeine Autorität zu unterstützen, eine solche, die in früheren Zeiten meist im Gegensatz gegen das Papsttum erschienen war, demselben aber schon einmal die größten Dienste geleistet hatte. Am 6. Dezember 1864, in einer Sitzung der Kongregation de' riti, ließ der Papst die laufenden Geschäfte unterbrechen und die anwesenden Beamten abtreten, um den Kardinälen, die dabei fungierten, eine besondere Mitteilung zu machen. Seit langer Zeit sagte er ihnen, gehe er mit einem Gedanken um, der sich auf das Wohl der gesamten Kirche beziehe, dem Gedanken, ein allgemeines Konzilium zu berufen, um durch dies außerordentliche Mittel für die außerordentlichen Bedürfnisse des christlichen Volkes zu sorgen. Er forderte die Kardinäle auf, ihm ihre gutachtlichen Äußerungen darüber zugehen zu lassen. Nach dieser Eröffnung wurden die Verwaltungsbeamten wieder hereingerufen und die laufenden Geschäfte fortgesetzt. Nicht allein aber den in der Kongregation versammelten Kardinälen, sondern allen Mitgliedern des Kollegiums ging diese Aufforderung zu. Es liefen darüber nach und nach 21 Gutachten ein, die sich denn bei weitem in der Mehrzahl — nur zwei äußerten sich abweichend — dem Gedanken des Papstes anschlossen.

Die dabei vorwaltende Überzeugung war, daß der Widerstreit der herrschenden Meinungen gegen die Doktrinen des päpstlichen Stuhles und die bedrängte Lage der Kirche überhaupt die Anwendung des äußersten Heilmittels notwendig mache, wofür der Gesichtspunkt ist, daß die Verurteilung der obwaltenden Irrtümer durch den Papst allein noch nicht zum Ziele führen werde. Wie einst die lutherische Lehre durch die Päpste verurteilt, diese Verurteilung aber erst dann wirksam geworden sei, als das Tridentinische Konzilium sie adoptiert und bestätigt habe, so werde es auch jetzt notwendig, den indessen emporgekommenen falschen Lehren ein gleiches Bollwerk entgegenzusetzen. Die Kardinäle erwähnen nochmals des Jansenismus; doch konnte dieser in seiner damaligen Unbedeutendheit den Gegenstand ihrer Sorge nicht ausmachen. Ihr Hauptaugenmerk bildeten die philosophischen Doktrinen, die, seit einem Jahrhundert emporgekommen und durch die weltliche Gewalt unter-

stützt, in vollem Widerspruch mit der Kirchenlehre stehn: denn diese begründe sich auf die geoffenbarte Wahrheit, jene seien Ausgeburten des sich selbst überlassenen und sich überhebenden menschlichen Denkens. Wenn Pius IX. seinen Begriff von dem göttlichen Recht und der göttlichen Einwirkung so weit ausdehnte, daß er den Besitz des Kirchenstaates durch den päpstlichen Stuhl für geheiligt und unantastbar erklärte, war soeben auf Grund der entgegengesetzten Doktrinen die Absicht gefaßt worden, diesen Besitz dem Papste zu entreißen. Allenthalben wurden die religiösen, besonders die katholischen Meinungen von entgegengesetzten angegriffen; der gesamte Lehrkörper der Kirche, das Episkopat, war von diesen Bestrebungen mit betroffen.

Die beifälligen Gutachten der Kardinäle nahm Pius IX. mit Wohlgefallen auf und setzte eine Kommission nieder, um die zur Einberufung des Konziliums notwendigen Vorarbeiten zu leiten. Ihre erste Sitzung hielt dieselbe im März 1865. Im November wurde die Absicht, ein Konzil zu berufen, den Nuntien zu Paris, München, Wien, Madrid, Brüssel mitgeteilt; sie wurden ersucht, die Gelehrten anzugeben, die zur Vorbereitung der konziliaren Arbeiten nach Rom gezogen werden konnten. Die Absicht des Papstes war, daß die zur Deliberation bestimmten Materien noch vor der Publikation der Berufung des Konziliums in der dirigierenden Kongregation beraten werden sollten. In der Sitzung derselben im Mai 1866 stellet sich jedoch heraus, daß sie noch weit von ihrem Ziele entfernt sei. Wir finden dann ein langes Intervall der Beratung, während dessen die Lage der Welt durch große Ereignisse umgewandelt wurde, die auch den Papst nahe betrafen. Der Krieg zwischen Österreich und Preußen war ausgefochten; die Schlacht von Königgrätz hatte nicht allein über Deutschland, sondern auch über Italien entschieden; Venetien war an den König von Italien gekommen. Der aber erklärte, noch sei sein Programm nicht erfüllt; er wiederholte, was seine Minister schon seit langem ausgesprochen hatten, daß die Einheit von Italien die Einverleibung Roms notwendig fordere.

Wenn man nun fragt, worauf sich dieser Intention zum Trotz das Bestehen des Kirchenstaates gründete, so war es allein der Septembervertrag, den die Franzosen zunächst mit Nachdruck aufrecht erhielten. Im Dezember 1866 verließen sie die Hauptstadt. Aber noch ehe ein Jahr verging, sahen sie sich genötigt, dahin zurückzukehren; denn der italienischen Regierung wurde es beinahe unmöglich, den nationalen Bewegungen Roms zu widerstehen. Sie hatte die populäre Aggression der Garibaldiner nicht hervorgerufen; aber sie schien gewillt zu sein, sie für sich selbst zu benutzen und die Grenzen des Kirchenstaates zu überschreiten. Um dem zuvorzukommen, ließ der Kaiser der Franzosen Civita-

vecchina besetzen; durch die französischen Waffen wurden die Garibaldiner zurückgewiesen, und der Papst ward nicht einmal in dem Besitz des Kirchenstaates erhalten. Eine Stütze jedoch, auf die man sich schwerlich verlassen konnte, wenn man die Rücksicht, die der Kaiser auf Italien nehmen mußte, und die Wechselfälle, die seine Politik bestimmen konnten, erwog.

Noch einmal war in dieser Zeit die Bedeutung, die der Besitz des Staates für die Kirche habe, zum lebendigen Ausdruck gekommen. Pius IX. hatte die Bischöfe aus aller Welt aufs neue eingeladen, um den 1800-jährigen Jahrestag der Apostel Petrus und Paulus zu feiern. Für die Kirche erschien es notwendig, daß dies in einem keiner anderen Botmäßigkeit als der des obersten Pontifex unterworfenen Gebiete geschehe, oder, wie es die Bischöfe aussprachen, daß die legitime Gewalt des Papstes aufrecht erhalten werde; dem Papst, sagen sie, müsse die Freiheit seiner Macht und die Macht seiner Freiheit bewahrt werden; er müsse die Mittel behalten, sein hohes, für alle notwendiges Amt auszuüben; ihre Zusammenkunft selbst ziele dahin, seine von allen Seiten angegriffene territoriale Autorität zu unterstützen und die Unentbehrlichkeit derselben für die Regierung der Kirche zu beweisen. Von allen Seiten gefährdet, nur gestärkt durch das Gemeingefühl der Bischöfe, hielt der Papst die Zeit für gekommen, in welcher er die Berufung eines allgemeinen Konziliums definitiv ankündigen müsse. Man würde ihn nicht verstehen, wenn man eben nur in der Rettung des weltlichen Fürstentums den Zweck desselben sehen wollte. Allerdings war der Streit in seinem Kern eigentlich ein italienischer zwischen den Einheitsbestrebungen des neuen Königreiches und der unabhängigen Existenz eines kirchlichen Staates; aber er gewann dadurch einen universalen Charakter, daß das italienische Königtum die modernen Ideen in ihrer ganzen Schärfe faßte und annahm, das Papsttum dagegen die kirchlichen Lehren, die diesem entgegenstanden, in ihrem vollen Umfange zu erneuern und zu sanktionieren dachte. Wenn nun die Bischöfe schon in der besonderen Frage Partei für den Papst-König nahmen, so durfte man das noch mehr in der allgemeinen erwarten, die sie selbst auf das nächste anging. Es liegt etwas Großartiges darin, daß Pius IX. in dem Augenblick, in welchem die weltliche Gewalt und der Andrang der feindseligen und der unkirchlichen Meinungen ihm den Überrest seines Staates zu entreißen drohten, den Entschluß faßte, durch eine allgemeine Kirchenversammlung die Doktrinen aufs neue sanktionieren zu lassen, auf denen das Papsttum überhaupt und auch sein weltlicher Besitz von jeher beruhten, zumal, da sie zugleich dem Zustande der weltlichen Gewalten, wie er jetzt geworden war, geradezu widerstrebten. Nicht dem König-

reich Italien allein, noch auch der europäischen Politik, welche die Sache des Kirchenstaates so gut wie aufgibt, sondern dem System der modernen Ideen, welche die Staaten selbst umgestaltet haben, sollte von kirchlicher Seite eine starke Opposition entgegengesetzt werden. Die Souveränität des Volkes, mit welcher die vornehmsten Wortführer des Papsttums einst sympathisiert hatten, erweckte jetzt den Gegensatz der Kirche, da der Fürst, dem sie sich entgegensetzte, die höchste geistliche Würde bekleidete. Wenn nun ein allgemeines Konzilium berufen wurde, so war der Zweck desselben, von kirchlicher Seite die Doktrinen und die Interessen des Papsttums in Schutz zu nehmen und die entgegengesetzten, so verbreitet sie sein mochten, zu verurteilen. Es war ein Akt zugleich der Isolierung und der Feindseligkeit; die Lehre, auf welcher der moderne, von der Revolution mehr oder minder ergriffene Staat beruht, sollte erschüttert, diesem damit seine doktrinäre Grundlage, wenigstens in den Gemütern der Gläubigen, entzogen werden. Niemand sollte von der Machtlosigkeit des römischen Stuhles sprechen. Seine Macht ist unermeßlich, insofern sie den Lehrkörper der Kirche, welche Hunderte von Millionen lebender und denkender Menschen umfaßt, für sich hat.

Charakteristisch sind die Erwägungen der vorbereitenden Kongregation, die ihre Sitzungen am 28. Juli 1867 wieder aufnahm, in demselben Augenblick, als das italienische Parlament sich aufs neue für das Prinzip der Nonintervention erklärte, d. h. der Nichtunterstützung des Papstes von seiten Frankreichs. Eine der ersten vorläufigen Fragen war, inwiefern nach dem alten Brauch die Fürsten vor Teilnahme an dem Konzilium eingeladen werden sollten. So war es noch in dem Tridentinischen Konzilium geschehen; und man weiß, daß diese Kirchenversammlung ihren glücklichen Ausgang nur der Übereinkunft eines früheren Pius IV. in der Reihe, mit den angesehensten unter den weltlichen Fürsten, vor allem dem damaligen Deutschen Kaiser und dem Könige von Spanien, zu verdanken hat. Auch jetzt war in der ersten Sitzung der dirigierenden Kommission der Vorschlag dahin gegangen, daß die Fürsten zur Teilnahme am Konzilium durch ihre Legaten einberufen werden sollten. Auf der Hand liegt jedoch, wieviel sich dagegen einwenden ließ; denn auch der König von Italien, mit welchem der Papst in direktem und unversönlichem Gegensatz stand, hätte berufen werden müssen. Die Kommission sprach sich darüber nicht aus; sie überließ die Sache dem Papste. Der mußte das nicht allein aus dem angegebenen Grunde verwerfen; sein Sinn ging überhaupt auf eine ausschließend kirchliche Versammlung; er wollte auf keine Weise die Meinung bekräftigen, als stehe der Staat über der Kirche. Bei der definitiven Redaktion der Einberufungsbulle wurde zwar die Gunst der Fürsten für die Zusammenkunft des Konziliums in Anspruch

genommen, ihrer eignen Teilnahme aber in Person oder durch Gesandte nicht gedacht.

Noch eine andere Abweichung von dem früheren Gebrauch stellte sich gleich bei der Abfassung der Konvokationsbulle heraus. Paul III. hatte die seine in dem Konsistorium der Kardinäle vorlesen lassen: sie war von demselben gebilligt und unterschrieben worden. Pius IX. schien es genug, daß die Bulle in jener aus den vertrautesten Kardinälen zusammengesetzten Kommission geprüft wurde. Dem gesamten Kollegium wurde sie überhaupt nicht vorgelegt; die Kardinäle wurden nur über die Opportunität der anberaumten Zeit befragt und antworteten mit ihrem Plazet.

Welches sollte nun aber das gegenseitige Verhältnis der zu berufenden Würdenträger der Kirche und des Papstes sein?

Nichts hatte bei der Wiedereröffnung des Konziliums in Trient unter Pius IV. größeren Widerspruch veranlaßt als der Anspruch, daß die Propositionen von den päpstlichen Legaten ausgehen sollten. Besonders die Bischöfe von Spanien hatten sich dagegengesetzt, und zwar anfänglich unter Beistimmung des katholischen Königs, der eben durch die ihm ergebenen Bischöfe auf das Konzilium Einfluß ausübte. Ein ähnlicher Erfolg wie damals hätte sich auch jetzt erwarten lassen, wenngleich lange nicht in derselben Ausdehnung. Unter allen Umständen sollte das vermieden werden.

Indem der Papst das Konzilium berief, blieb er doch bei seinem Begriff von dem Primat, der jede freie Beratung ausschloß, stehen. In der vorläufigen Erörterung der dirigierenden Kommission war dieser Gesichtspunkt auf das stärkste hervorgehoben. Aus dem Begriff des durch göttliche Institution dem Römischen Stuhle verliehenen Primates folgerte man, daß das Recht der Proposition nur dem Papste zustehen könne. Als das sichtbare Haupt des mystischen Körpers der Kirche sei der Nachfolger des heiligen Petrus mit der oberhirtlichen Sorge für die gesamte christliche Herde betraut. Wenn er nun in den Zeiten der Gefahr, besonders der Verbreitung gefährlicher Irrtümer, die Bischöfe um seinen Stuhl versammele, so kündige er ihnen den Zweck an, welchen er im Auge habe, und zwar durch Proposition der zu verhandelnden Gegenstände.

Ganz und gar wird den Bischöfen das Recht der Proposition nicht verweigert; aber sie sollen ihre Vorschläge zuerst dem Papste oder vielmehr der zu diesem Zwecke eingerichteten Kongregation mitteilen. Die Einwendung, daß dann vielleicht auch gute Vorschläge unberücksichtigt bleiben dürften, wird durch die Betrachtung zurückgewiesen, daß ein

jeder sich damit, seine Pflicht getan zu haben, begnügen und übrigens der göttlichen Vorsehung vertrauen müsse.

Kongregationen zur Prüfung der eingehenden Vorschläge hatte es früher auch bei den lateranischen Konzilien gegeben; aber man hatte dieselben durch Wahl aus der Versammlung hervorgehen lassen; diesmal nahm der Papst die Ernennung der Mitglieder in seine eigene Hand, kraft der schweren ihm obliegenden Pflicht, die Beratungen des Konziliums zu leiten.

Man sieht, wie der Papst die Idee des Konziliums verstand. Er wollte dabei keine weltliche Einwirkung, weder durch die Fürsten selbst, noch durch ihre Gesandten. Er abstrahierte sogar, von dem Einfluß der römischen Kurie, wie sie in den Kardinälen konstituiert war. Denn irgendeine selbständige Meinung hervorzurufen, lag ihm fern. Und wenn er die Bischöfe berief, so wollte er doch auch denen keinerlei Selbständigkeit gestatten. Er hielt ihnen gegenüber an seinem Begriff von dem Primat, dem obersten Hirtenamt, fest. Er forderte nicht sowohl ihren Rat, als ihre Beistimmung. Es war das Kirchenregiment der Päpste, welches er in dieser beratenden Form gleichwohl festzuhalten und zur Geltung zu bringen gedachte.

Der Peter-und-Paul-Tag des Jahres 1868 wurde dadurch gefeiert, daß die Einberufung eines allgemeinen Konziliums auf einen anderen festlichen Tag, den Pius IX. besonders hochhielt, das Fest der unbefleckten Empfängnis, 8. Dezember 1869, definitiv angekündigt wurde. Der Wortlaut atmet eben den Geist, der sich in den vorhergegangenen Beratungen manifestiert hatte. Der Gedanke des Papsttums trat darin, anknüpfend an die obersten Mysterien des Glaubens, mit absoluter Autonomie hervor, isoliert, aber nach allen Seiten hin vorbereitet und wohlerwogen.

Sollte ihm nun aber zur Entwicklung desselben freier Raum gelassen, sollte ihm gestattet werden, indem er in seiner weltlichen Herrschaft zugrunde zu gehen Gefahr lief, die umfassendsten Ansprüche auf dem kirchlichen Gebiete zu voller Geltung zu bringen?

Gleich bei dem Publikationserlaß ist es aufgefallen, daß die weltlichen Gewalten gegen den früheren Gebrauch von dem Konzilium ausgeschlossen waren. In Frankreich hat man sofort überlegt, ob nicht auch sie Teilnahme an den konziliaren Verhandlungen fordern sollten. Darin aber lag der aus der Revolution hervorgegangene Vorteil des Papsttums, daß dies nicht wohl geschehen konnte; denn die Staatsgewalten hatten verfassungsmäßig ihren konfessionellen Charakter aufgegeben: das Prinzip, zu dem sie sich bekannten, war das der religiösen Indifferenz. Die Revolutionen waren großenteils aus dem Gegensatz gegen die intime Verbindung zwischen Kirche und Staat hervorgegangen

und hatten diese aufgelöst. Es hat eine Epoche gegeben, in welcher Päpste und Kaiser über das Recht, ein Konzilium zu berufen, stritten. Aber in jenen Zeiten waren Kirche und Staat gewissermaßen identisch, die Kaiser zuweilen noch kirchlicher als der Papst; jetzt war die weltliche Gewalt, indem sie säkularisierte, gewissermaßen selbst säkularisiert worden; sie erschien in mehreren großen Mächten, die einander meist feindselig gegenüberstanden. Welche Form ließ sich finden, um den Staat als solchen an dem Konzilium zu repräsentieren? Die Absicht ist einen Augenblick gehegt, aber gleich darauf wieder aufgegeben worden; doch meinte man darum noch nicht, die angekündigte Kirchenversammlung dem Einwirken und dem Gutdünken des Papstes zu überlassen.

Im Schoße des klerikalen Gemeinwesens regte sich Opposition. Von den alten Konzilien waren besonders die im lebendigen Gedächtnis geblieben, welche im Gefühl ihrer Selbständigkeit, zuweilen selbst im schärfsten Gegensatze, dem Papsttum zur Seite getreten waren. Nicht einen ähnlichen Gegensatz, aber eine Deliberation über alle obschwebenden Fragen in freiester Erörterung erwartete man von der neuen konziliaren Versammlung. In Deutschland glaubte man die Herstellung einer harmonischen Bewegung der beiden Gewalten, unter denen sich das Leben der Menschen vollzieht, des Staates und der Kirche, erwarten zu dürfen. Man verlangte Bestimmungen über das Verhältnis des Klerus und der Gläubigen überhaupt zur allgemeinen Bildung und zur Wissenschaft, Teilnahme der Laien an der kirchlichen Institution. Man brachte eine durch das allgemeine Konzilium einzuleitende Wiederbelebung der durch Jahrhunderte erprobten National-, Provinzial- und Diözesansynoden in Erinnerung. Die hohe Geistlichkeit war selbst großenteils dieser Meinung. In Frankreich forderte man eine genauere Feststellung des Verhältnisses zwischen dem Papste und dem Bischof, dem Bischof und dem Pfarrer, eine bessere Zusammensetzung des Kardinalkollegiums und der römischen Kongregationen, die aus Delegierten der verschiedenen Nationen gebildet werden sollten.

Wie so ganz einander entgegengesetzt waren die Absichten des Papstes, der nur auf eine Begründung und Befestigung der höchsten Gewalt in dem althergebrachten Sinne dachte, und die einer Anzahl von Bischöfen sowie der geistlich angeregten Laienwelt, welche eine Umbildung der geistlichen Gewalt in einem dem Jahrhundert entsprechenden Sinne in Aussicht nahm! Der Papst dachte die Gewalt seiner Vorfahren zu verstärken und zu zentralisieren: eine nicht geringe Zahl von Bischöfen war mehr auf Dezentralisation bedacht; sie wünschten eine Erneuerung des eigentümlichen kirchlichen Lebens in den verschiedenen Provinzen und Staaten. Von einer Differenz in Sachen des Glaubens war nicht die

Rede. Die Absicht des Papstes war, die zu allgemeiner Geltung gelangten populären Grundsätze nicht allein auszuschließen, sondern zu bekämpfen. Unter den Bischöfen neigten sich viele zu einer Abkunft mit den modernen Doktrinen; in dem Konzilium sahen sie eine erwünschte Gelegenheit, ihren Tendenzen Eingang zu verschaffen.

Am 8. Dezember 1869 wurde das Konzilium in der Basilika des heiligen Petrus eröffnet. Die Versammlung zählte 764 Mitglieder aus allen Teilen der Welt, mehr als ein Drittel jedoch Italiener. In dem Verzeichnis erschienen sie als eine einzige große Genossenschaft, geordnet nach dem kirchlichen Range, den sie einnahmen, und in jeder Klasse nach der Zeit ihrer Ernennung.

Eine Versammlung, die wohl den Titel einer ökumenischen verdient. Sie erinnert an das Konzil, welches sich einst (im Jahre 1215) aus Orient und Okzident um Papst Innocenz III. versammelt hatte; aber sie war unendlich umfassender als diese, da das ferne Asien und Afrika sowie eine neue Welt jenseits des Ozeans ihre Prälaten herbeigeschickt hatten. Ein ganz anderer Unterschied freilich stellte sich heraus, wenn man das damalige Rom mit dem jetzigen verglich. Unter Innocenz III. war das Papsttum in der Entwicklung seiner Weltherrschaft begriffen; in großer Zahl waren die weltlichen Herrscher erschienen, eifersüchtig darauf, als lebendige Mitglieder der katholischen Kirche betrachtet zu werden; jetzt fehlten diese, oder vielmehr sie waren absichtlich ferngehalten worden. Die versammelten Bischöfe konnten Zeugnis davon geben, wie sehr der antikirchliche Geist in ihren Diözesen um sich gegriffen habe. Wenn unter ihnen, wie gesagt, viele der Meinung waren, daß das kirchliche Prinzip nur dann zu retten sei, wenn man mit dem Geiste der Zeit gleichsam einen Pakt schließe, der, ohne mit demselben zu brechen, ihm doch auch nicht die Herrschaft einräume, so zeigte sich bei den Wahlen zu den konziliaren Deputationen, zu denen man unverzüglich schritt, wie schwer es ihnen werden würde, ihre Intentionen auch nur zum Ausdruck zu bringen. Um den Papst und dessen Kongregationen gruppierte sich eine überlegene Majorität von 550 Stimmen, und diese hielt so gut zusammen, daß die Vorgeschlagenen der Minderheit, die um mehr als die Hälfte schwächer war, so gut wie keine Berücksichtigung fanden.

Dennoch regte sich bei der ersten Vorlage, welche auf eine Dogmatisierung des Syllabus hinzielte, eine starke und lebhafte Opposition. Die Äußerungen waren so energisch und machten so vielen Eindruck, daß es nicht ratsam erschien, in dieser Form weiter vorzugehen. Wir gedachten der Einschränkungen, welche die Geschäftsordnung der Versammlung in bezug auf die Propositionen auferlegte. Aber eine Freiheit der Debatte, wie sie jetzt versucht wurde, stand mit der Vorstellung des

Papstes von der Prärogative des Primates in Widerspruch. Pius IX. hielt es für geboten, derselben Einhalt zu tun.

Durch einen Zusatz zur Geschäftsordnung wurde festgestellt, daß alle Einwendungen gegen ein vorgelegtes Schema schriftlich vorgebracht werden sollten, begleitet von einem Entwurf zur Verbesserung; die Kommissionen sollten die Bemerkungen prüfen und alsdann dem Konzilium darüber Bericht erstatten. Erst nachdem diese Art von Vorentscheidung erfolgt sei, werde eine Debatte stattfinden, die von dem Präsidenten unterbrochen und auf den Antrag von zehn Mitgliedern durch die Mehrheit geschlossen werden dürfe.

Was man auch sagen mag, unleugbar ist es doch, daß hierdurch jede gründliche und wirksame Erörterung verhindert werden mußte. Dem Konzilium wird die Rolle, zu der es ursprünglich bestimmt war, noch genauer vorgeschrieben. Es erscheint mehr als ein Kirchenrat von größtem Umfang, als wie eine Versammlung in dem Stil der alten Konzilien. Für freie Rede und Widerrede war ihm kein Raum gelassen.

In diesem Stadium war es, daß die große Frage, welche bereits alle Geister beschäftigte, über die Unfehlbarkeit des Papstes, ernstlich zur Sprache kam. Ursprünglich ist man dabei von der Beziehung dieser Doktrin zu den gallikanischen Sätzen ausgegangen. Denn wie hätten nicht bei der Berufung eines Konziliums die alten Fragen von der Superiorität der Konzilien über den Papst und von dem Verhältnis der konziliaren zur päpstlichen Gewalt überhaupt in Erinnerung kommen sollen? Alle legale Opposition innerhalb der katholischen Kirche beruhte eigentlich auf diesem Gegensatz. Der Unterschied der katholischen und der protestantischen Auffassung liegt vor allem darin, daß diese nicht allein die päpstliche, sondern auch die konziliare Autorität verwarf, jene die eine und die andere festhielt; doch war der Widerstreit zwischen beiden in der katholischen Welt niemals geschlichtet worden. Der Fürst, der in den neueren Jahrhunderten der alten Kirche vielleicht die größten Dienste leistete, Ludwig XIV., hat auf der Höhe seiner Macht die alten Ansprüche der Konzilien aufs neue proklamiert. Ein Konzilium mit diesen Ansprüchen aber hätte Pius IX. nimmermehr um sich versammelt: er hielt an der Superiorität der päpstlichen Gewalt fest, die, alsdann alles Widerspruchs entledigt, notwendig zur Infallibilität wurde. Das Vatikanische Konzilium, welches er berief, weit entfernt von den Machtansprüchen der alten Konzilien, sollte vielmehr dazu dienen, denselben auf immer ein Ende zu machen; ein konziliarer Ausspruch sollte die Infallibilität des Römischen Stuhles definieren, so daß dagegen keine Opposition der Landeskirche besorgt zu werden brauchte. In den vorläufigen Kommissionen war dieses Punktes erwähnt worden, jedoch ohne ein überwiegendes

Gewicht darauf zu legen. Aus authentischen Mitteilungen ergibt sich nicht, daß der Papst, wie man behauptet hat, das Konzil eben um dieser Deklaration willen berufen habe; aber daß sie ihm vorschwebte, ist bei der Haltung, die er überhaupt nahm, unzweifelhaft. Der Anspruch auf Unfehlbarkeit machte nun aber um so größeren Eindruck, da man ihn ohne unmittelbare Beziehung auf jene gallikanischen Satzungen nur unter dem Gesichtspunkt der Inerrabilität des römischen Papstes in bezug auf Moral und Dogmatik betrachtete.

Einen Augenblick war der Gedanke gewesen, die Anerkennung der päpstlichen Unfehlbarkeit durch Akklamation zu bewirken; die Stimmung der Versammlung machte es unmöglich. Aber aus der Majorität ging eine Adresse an das Konzil selbst hervor, in der es zu der Erklärung aufgefordert wurde, daß die päpstliche Autorität von allem Irrtum frei sei.

Die Adresse ging von italienischen und spanischen Bischöfen aus, deren geistliche Schulen noch an den Überlieferungen der mittleren Jahrhunderte festhielten. Dem aber setzten sich vor allen die deutscheen Bischöfe, deren Bildung eine ganz andere Grundlage hatte, entgegen. Sie behaupteten einerseits, daß das Konzil ohne den Papst nicht als eine Repräsentation der Kirche betrachtet werden könne, andererseits aber, daß die Entscheidung in Glaubenssachen von der apostolischen Tradition und der Übereinstimmung der Kirche abhänge. Sie warnen davor, die Infallibilität des Papstes als Dogma aufzustellen: denn das würde in ihren Diözesen den Regierungen zum Anlaß oder Vorwand dienen, die Rechte der Kirche noch mehr einzuschränken.

Dieser Adresse schlossen sich auch die französischen Bischöfe an. Sie wiederholten dieselbe größtenteils wörtlich; nur einige wenige Zeilen ließen sie weg, in welchen die deutschen eine unabhängige Autorität des Römischen Stuhles in den ältesten vorkonziliaren Zeiten anerkannt hatten; sie vermieden alles, was den gallikanischen Satzungen direkt entgegengelaufen wäre. Unabhängig hiervon, machten die orientalischen Bischöfe den Papst auf die Schwierigkeiten und Gefahren aufmerksam, in welche sie durch Annahme des vorgeschlagenen Dekretes geraten würden. In England war den Katholiken bei ihrer Emanzipation Verzichtleistung auf diese Doktrin ausdrücklich zur Bedingung gemacht worden. Jetzt lief von den dem Katholizismus nahestehenden Puseyisten die warnende Erinnerung ein, daß durch eine solche Satzung die Vereinigung der Anglikaner mit der römischen Kirche auf immer verhindert werde.

Rief aber der Entwurf der Infallibilitätserklärung in dem Schoße des Klerus selbst zu gewichtige Erinnerungen hervor, wie viel mehr mußte sie den Widerspruch derer erwecken, welche die konziliaren Vorgänge

von außen her beobachteten! Schon war das Schema über die kirchliche Autorität, welches dem Konzilium vorgelegt werden sollte, durch Zufall oder Absicht in die Öffentlichkeit gedrungen; es war sehr geeignet, den Gegensatz der weltlichen Regierungen gegen die Ansprüche der Hierarchie in den allgemeinen Landesangelegenheiten in Anregung zu bringen. Die französische Regierung, welche den gallikanischen Traditionen noch nicht abgesagt hatte, nahm in der zweiten Hälfte des Februars davon Veranlassung, Einspruch gegen die hierarchischen Tendenzen des Konziliums überhaupt zu erheben. Zunächst war in dem gedachten Schema nur von der Infallibilität der Kirche die Rede, welche sich nicht nur auf die Glaubenslehren selbst erstrecke, sondern auch auf die Mittel, um den Besitz derselben zu behaupten: nicht allein auf die Offenbarung, sondern auch auf alles, was zur Erklärung und Verteidigung derselben nötig erachtet würde. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich bemerkte: damit werde die Superiorität der geistlichen Gewalt über die weltliche überall, wo sie einander berühren, ausgesprochen; die Macht der Kirche erscheine darin absolut, in bezug auf Legislative und Gericht, unabhängig von der weltlichen Gewalt. Die Autorität der Kirche würde sich also über die konstitutiven Prinzipien der Gesellschaft, die Rechte und Pflichten der Regierungen wie der Regierten, das Wahlrecht, die Familien selbst erstrecken. Würde nun die Unfehlbarkeit der Kirche, wie man es beabsichtige, auf den Papst übertragen, so würde alle und jede Autorität von ihm abhängig werden. Wie könne man erwarten, daß die Fürsten ihre Souveränität vor den Attributen des Römischen Stuhles, die man ohne ihre Teilnahme festgestellt habe, beugen würden? Der Minister forderte eine vorläufige Mitteilung der zu erörternden Fragen und sogar die Admission eines französischen Bevollmächtigten bei dem Konzilium.

Die Intention hierbei war sehr umfassend; sie ging auf eine Ausgleichung zwischen den streng kirchlichen Doktrinen und dem aus den Bewegungen des Jahrhunderts hervorgegangenen konstitutionellen System, eine Ausgleichung zwischen der obersten Autorität der Kirche und den Bedürfnissen der verschiedenen Länder. In der französischen Presse, besonders den Zeitschriften, welche mit der Regierung im Zusammenhange standen, nahm man analoge Demonstrationen wahr, die selbst noch um vieles weiter gingen. Man behauptete, das Konzilium sei nicht mehr frei: eine Minorität, die aber eigentlich Majorität sei, wenn man den Umfang der bischöflichen Diözesen in Anschlag bringe, werde von einer Majorität tyrannisiert, welche unter diesem Gesichtspunkt doch nur als Minorität betrachtet werden könne und sich den ultramontanen Führern blindlings hingebe. Aber der Begriff einer konziliaren Ver-

sammlung bringe es mit sich, daß sie in ihren Verhandlungen unabhängig sei; die Konvokation durch den Papst sei ihr notwendig, aber die Gegenstände der Beratungen müsse sie selbst wählen, sowie die Form der Diskussion. Das Konzilium sollte nur eine Vermittelung zwischen den kirchlichen Doktrinen und den Erfordernissen des Staatslebens suchen und beide in Einklang bringen; es sollte den Syllabus, zu dessen Bekräftigung der Papst es berufen hatte, vielmehr zurückweisen und für ungültig erklären. Man sprach davon, daß man von einem unfreien Konzilium an ein freies, wahrhaftes, vom Heiligen Geiste geleitetes appellieren und das gegenwärtige prorogieren müsse. Aber es bestand einmal. Niemand hatte Einspruch gegen seine Berufung erhoben; es bewegte sich auf der vorgezeichneten Linie zu dem vorbestimmten Zweck. In den Einwendungen, welche sich jetzt erhoben, sahen die eifrigen Anhänger des Papstes nur einen Anlauf der Ideen von 1789, von denen alle Zerstörung ausgegangen sei, und denen man eben entgegentreten müsse. Setze man den Fall, daß Gesandte bei dem Konzilium beglaubigt würden, um die Ideen der einen und der anderen Regierung zur Geltung zu bringen, so würden diese schon an sich bei der Mehrheit der Versammlung keinen Eindruck machen; das Konzilium sei nicht allein ein europäisches, sondern auch ein ökumenisches. Wie könne man den aus allen Teilen der Welt zusammengekommenen Prälaten zumuten, Vorschläge anzunehmen, welche etwa den momentanen Intentionen eines französischen oder eines österreichischen Ministeriums entsprächen? Eben dahin ging die Absicht, den kirchlichen Ideen an und für sich wieder Raum zu machen. Alle die Einwendungen und Demonstrationen, welche man machte, alle die Beschwerden, welche man erhob, hatten doch nur den entgegengesetzten Erfolg.

In den ersten Tagen des März 1870 verordnete der Papst, daß dem Schema über die Kirche ein Abschnitt über die Infallibilität des römischen Pontifex eingefügt werde. In diesem Schema wird das Primat der römischen Kirche nochmals auf das ausdrücklichste ausgesprochen, in dem Sinne, daß der Papst der wahre Stellvertreter Christi, Oberhaupt der gesamten Kirche, aller Christen Vater, Lehrer und oberster Richter sei. Ausdrücklich wird die Ansicht verpönt, daß von dem Papste an ein Konzilium appelliert werde, und daß diesem eine Superiorität über den Papst zukomme! In dem folgenden Paragraphen wird die Notwendigkeit eines besonderen weltlichen Fürstentums für den römischen Papst damit begründet, daß er, um sein göttliches Amt mit voller Freiheit ausüben zu können, keinem Fürsten unterworfen sein dürfe. Es ist jene Schlußfolgerung, welche die ausgedehnteste kirchliche Gewalt mit dem Besitz eines weltlichen Dominiums verbindet, in der Pius IX. überhaupt

lebte. Zur Erhärtung derselben hätte es nun an sich einer besonderen Erklärung der Infallibilität, die ja in dem Begriffe des Primates lag, wie er ihn faßte, nicht bedurft; allein die mannigfaltigen abweichenden Äußerungen, welche im Schoße des Konziliums selbst laut geworden waren und welche außerhalb desselben, wie wir eben sahen, in den Regierungen lebendigen Anklang fanden, ließen eine solche doch sehr erwünscht erscheinen. Die neue Einschaltung setzte nun fest, daß der römische Bischof, der wie die Wahrheit des Glaubens zu behaupten, so auch die Streitigkeiten über denselben zu entscheiden habe, nicht irren könne, wenn er bestimme, was in Sachen des Glaubens und der Moral von der gesamten Kirche anzunehmen sei; dies soll fortan als Glaubenssatz angesehen werden. Indes machte die römische Regierung den Versuch, die Einwendungen des französischen Ministers zu widerlegen und seine Besorgnisse zu beseitigen; sie versichert, daß in den Vorlagen nichts enthalten sei, wodurch die Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt angefochten werde. Die kirchliche Autorität mache nur eben Anspruch auf die Behauptung der kirchlichen Gesichtspunkte, die sich nicht allein auf das Diesseits, sondern auch auf das Jenseits beziehen; sie fordere keine unmittelbare Einwirkung. Kein Staat könne bestehen ohne ein moralisches Prinzip seiner Institutionen; hierauf allein richte die Kirche ihre Aufmerksamkeit. Der Zweck der neuen Vorlagen sei nur, der modernen Welt dasjenige in Erinnerung zu bringen, was gerecht sei, um dadurch Frieden und Wohlfahrt herbeizuführen. Die Infallibilität des Papstes sei so alt wie die Kirche selbst. Weit entfernt, die Bischöfe zu beeinträchtigen, könne sie dazu beitragen, ihr Ansehen zu befestigen, nicht allein aber das der Bischöfe, sondern auch das der Regierungen; denn von dem Einverständnis der beiden Gewalten hänge auch die Ruhe der Staaten ab. Der Staatssekretär hütet sich wohl, auf den radikalen Gegensatz der Doktrinen der Kirche und der Prinzipien, auf denen der moderne Staat beruht, einzugehen; er besteht nur auf einer Art moralischer Aufsicht der Kirche, welche ein katholischer Regent nicht wohl leugnen konnte.

Der französische Minister beruhigte sich jedoch nicht hierbei; er stellte vielmehr seine Ansichten in einem Memorandum zusammen, welches der Papst dem Konzilium mitzuteilen gebeten werden sollte. Der Papst nahm das Schriftstück an; die Mitteilung desselben an das Konzilium lehnte er mit aller Bestimmtheit ab.

Eine politisch kirchliche Frage von größter Wichtigkeit war es nun, ob die französische Regierung auf ihrem Widerspruch beharren werde oder nicht. Denn auch bei den andern Regierungen waren die Gefahren zur Sprache gekommen, welche die theokratischen Entscheidungen des

Konziliums für sie herbeiführen würden. Man hat von einer Gesandtenkonferenz dem Konzilium zur Seite geredet, um sich den Übergriffen der kirchlichen Autorität zu widersetzen. Und auf eine Wirkung hiervon ließ sich rechnen, solange sich im Schoße der Versammlung die Opposition noch mit einigem Nachdruck regte. Diese hob die Notwendigkeit der freien Beratung hervor, die zu dem Begriff eines Konziliums gehöre: das eingeschlagene Verfahren überhaupt und vor allem die neueingeführte Geschäftsordnung laufe der kirchlichen Freiheit zuwider. Die in allen Konzilien von dem Nizäischen bis zu dem Tridentinischen festgestellte Regel sei, daß die Entscheidung über Glaubenslehren nicht von der Mehrheit, sondern von einer moralischen Unanimität der Versammlung abhänge. In der Spezialdebatte über das Proömium des Schemas de fide, welches zunächst erörtert wurde, erregte der Bischof von Syrmien und Bosnien schon dadurch nicht geringen Anstoß, daß er Angriffe auf den Protestantismus, die in demselben vorkamen, zurückwies, noch größeren aber, als er die Geschäftsordnung in jenem entscheidenden Punkte angriff: denn nicht durch numerische Majorität, sondern durch moralische Einhelligkeit könne ein Konzilium entscheiden und Satzungen abfassen, welche für Diesseits und Jenseits verbindlich sein sollen. Durch das jetzige Verfahren werde man veranlassen, daß diesem Konzilium Freiheit und Wahrheit abgesprochen werde. Diese Äußerungen riefen in der Versammlung eine tumultuarische Bewegung hervor, welche den Bischof an der Fortsetzung seiner Rede hinderte; das Präsidium schritt nicht ein. Den Tag darauf beklagte sich der Bischof über die Behandlung, die er erfahren habe und forderte um so stärker eine definitive Erklärung über die aufgeworfene Frage: er werde sonst nicht wissen, ob er in dem Konzilium bleiben dürfe, in welchem die Freiheit der Bischöfe so ganz hintenan gesetzt werde. Diese Protestation wurde von einer erheblichen Anzahl anderer Bischöfe gutgeheißen, so daß zwischen einem Teil der Bischöfe und den opponierenden Regierungen eine gewisse Gemeinschaft der Interessen und Ideen hervortrat, welche weiterführen zu sollen schien. Denn wie vor alters, so mußte auch jetzt den Regierungen daran liegen, den Bischöfen, mit welchen sie in täglicher Verbindung standen, eine gewisse Unabhängigkeit von der römischen Kurie zu vindizieren. Die unbedingte Autorität des Papstes war beiden widerwärtig. Wollte man die Frage vom historischen Standpunkte aus würdigen, so mußte man sich erinnern, daß ein Zustand, wie er seit viertehalbhundert Jahren in Deutschland bestanden hat und auf dem die ganze Entwicklung der deutschen Nation beruht, bei einer so vollkommenen Abhängigkeit des Bistums von dem Papsttum, wie sie jetzt angestrebt wurde, unmöglich gewesen wäre. Denn die Päpste haben den

religiösen Frieden niemals anerkannt und konnten ihn wohl nicht anerkennen. Aber die Bischöfe des Reiches, die deutsche Hierarchie hatten ihn anerkannt, selbst im Gegensatz mit dem Papsttum. Der Religionsfriede hat immer als zu Recht bestehend gegolten, und ernstlich haben auch die Päpste gegen denselben nicht vorzuschreiten gewagt. Der hohen Geistlichkeit in Deutschland ist dabei eine historisch unschätzbare, für die Nation überaus heilsame Stellung zugefallen. Wenn dies Verhältnis durch die Auflösung der hierarchischen Korporation geendet worden war, so lag doch keine Satzung vor, welche die geistliche Autorität im Reiche der päpstlichen unterworfen hätte. Dem alten Herkommen hätte es entsprochen, wenn dem Wechsel der Zeiten gemäß ein Verhältnis hergestellt worden wäre, das den Regierungen und den Landesbischöfen in dringenden Fällen zu einer autonomen Vereinigung Raum ließe. Zu jedem Erfolge auf dieser Bahn aber hätte gehört, daß die Regierungen entschlossen zusammengehalten und die Bischöfe ihre Stellung standhaft behauptet hätten. Die französische Regierung hatte selbst ein Zwangsmittel in den Händen: ihre Truppen hielten Civitavecchia besetzt; man hat gesagt, nur unter dem Schutze derselben könne das Konzilium tagen. Durch dies Verhältnis wurden die politischen Bewegungen der Zeit in die konziliare Frage verflochten. Daß es zwischen den Gesandten der Mächte, auf die das meiste ankam, Preußen, Österreich und Frankreich, zu einem Verständnis und zu einer gemeinsamen Aktion kommen würde, war im Frühjahr 1870 nicht wahrscheinlich. Die populare und militärische Aktion der französischen Nation, welche das in dem letzten Kriege erfochtene Übergewicht von Preußen über Österreich unerträglich fand, ließ den Ausbruch eines neuen europäischen Kampfes, in welchen möglicherweise auch Österreich verwickelt werden könnte, befürchten. Die Lage der französischen Regierung war nicht dazu angetan, sich die eine oder die andere der in Italien miteinander streitenden Parteien zu entfremden.

Man hat versichert, in dem französischen Ministerium sei in diesem Moment der Antrag gemacht worden, den Papst durch Hinwegziehen der Truppen aus Civitavecchia zu einem ernstlicheren Eingehen auf die ihm gemachten Vorschläge zu nötigen: denn man dürfe eine Deliberation nicht fortgehen lassen, durch welche die bürgerliche und politische Verfassung von Frankreich verurteilt werden würde; auch aus allgemein kirchlichem Gesichtspunkt müsse man alles tun, die Kirche von dem Wege zurückzuhalten, der sie mit den modernen Ideen auf immer entzweie. Aber in den Tuilerien walteten die eben erwähnten Erwägungen vor. Für Ludwig XIV. war der Gallikanismus ein Mittel seiner damaligen Politik gewesen; Napoleon III. bedurfte der Hingebung der dem Papst ergebenen Geistlichkeit und des Papstes selbst. Und überdies nicht zum

Schutze des Konziliums waren die französischen Truppen nach Civitavecchia geschickt, sondern zum Schutz des Kirchenstaates gegen italienische Invasionen. Man konnte nicht der Meinung sein, den Kirchenstaat um einer konziliaren Frage willen preiszugeben. Da nun auch die andern Regierungen keinen ernstlichen Einspruch taten —, denn sie meinten immer stark genug zu sein, um sich der Ausführung unannehmbarer Beschlüsse nachträglich zu widersetzen —, so behielt Pius IX. nach dieser Seite hin vollkommen freie Hand. Sein Gedanke, die weltlichen Gestalten von aller Teilnahme an den geistlichen Beratungen auszuschließeen, ward von diesem selbst faktisch angenommen: die europäischen Verhältnisse konnten nicht günstiger für den Papst liegen. Und auch die Opposition innerhalb des Katholizismus zeigte sich von Tag zu Tag schwächer.

Nachdem bei dem erwähnten Proómium und den darauf folgenden Artikeln de fide auf die von der Minorität gemachten Ausstellungen Rücksicht genommen war, gingen sie ohne vielen Widerstand durch. Die neue Geschäftsordnung wurde dadurch wesentlich anerkannt.

Nach dieser Erfahrung über die Stimmung des Konziliums wurde der Papst aufgefordert, zur Vorlage über die Unfehlbarkeit zu schreiten. Ursprünglich war dieselbe, wie berührt, zur Insertion in das Schema über die Kirche bestimmt gewesen. Die Beratungen über dieses Schema würden aber länger, als man wünschte, aufgehalten haben. Man zog es vor, die Frage über die Infallibilität abgesondert vorzulegen. Am 10. Mai ließ Pius IX. den Entwurf einer Konstitution verteilen, die unter allgemeinem Titel doch hauptsächlich den Lehrsatz über die päpstliche Infallibilität enthielt. Man wiederholt darin die Verdammung der Lehre von der Superiorität des Konziliums über den Papst sowie der Appellation von der päpstlichen Gewalt an eine konziliare. Mit besonderem Nachdruck spricht man aus, daß die Beschlüsse des Römischen Stuhles der Bestätigung der weltlichen Gewalt nicht bedürfen, um gültig zu sein. Den größten Wert legt man auf die Grundsätze, welche einst in den Kontroversen der lateinischen und der griechischen Kirche zur Geltung gebracht worden waren. Es erregt doch ein gewisses Erstaunen, daß in diesem Akt aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Worte wiederholt werden, die mehr als dreizehn Jahrhunderte zuvor ein Patriarch von Konstantinopel dem römischen Papste nach dessen Forderung geschrieben hat. Es sind Worte, welche die solenneste Anerkennung der Vorzüge des Römischen Stuhles und seiner Infallibilität enthalten, die es geben kann.

Die von anderer Seite her in Abrede gestellte Bedeutung der Beschlüsse des zweiten lugdunensischen Konziliums und des florentinischen wird hier

als eine unbezweifelte behauptet; den Umfang der päpstlichen Infallibilität dehnt man eher aus und erschöpft ihn, als daß man zurückgewichen wäre.

Alles bildet eine einzige Kette von Anforderungen und Ansprüchen, die man nun zu einer allgemeinen Anerkennung zu bringen hoffte, wie sie ihnen noch nie zuteil geworden war.

Die Generaldebatte begann am 14. Mai.

Noch einmal traten die Einwendungen auf, die von der Stimmung der verschiedenen Nationen und der Rückwirkung, welche das Dekret machen werde, hergenommen sind. Man sagte, in der Schweiz würde es zugunsten der Radikalen wirken; von den Protestanten in England werde es selbst gewünscht; die Katholiken in Irland seien keineswegs dafür. Man verbarg sich nicht, daß die deutsche Wissenschaft damit in Widerspruch stehe. Die Amerikaner gaben zu bedenken, daß nur die freieste Kirche in den Vereinigten Staaten auf Fortschritte zählen dürfe; man halte dort dafür, wie die Könige um der Völker willen, sei der Papst um der Kirche willen da, um ihr zu nützen, nicht um sie zu beherrschen. Der Bischof von Syrmien bemerkte, daß den acht Millionen katholischer Kroaten dadurch das Zusammenleben mit ihren andersgläubigen Landsleuten sehr erschwert und jene selbst vielmehr in ihrem Glauben erschüttert werden würden. Der Erzbischof von Prag ließ verlauten, bei den Böhmen werde das Dekret die Folge haben, daß sie zuerst Schismatiker und dann Protestanten würden. Die umfassendste Ansicht stellte Darboy, Erzbischof von Paris, auf. Er führte aus, daß die Erklärung der Infallibilität weder das orientalische Christentum wieder beleben, noch die Bekehrung der Heiden befördern, noch auch die Protestanten in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen beitragen werde; und die Hauptsache: in dem Innern der katholischen Staaten werde es nachteilig wirken. Überall trage Legislation und Staatsverwaltung einen durchaus weltlichen Charakter; selbst die Familie sei durch das Ehegesetz von ehedem ergriffen; denen, welche die Last alter Satzungen von sich abzuschütteln wünschen, denke man nun ein neues Dogma aufzulegen, und zwar durch eine Versammlung, deren Freiheit von vielen in Abrede gestellt werde. Aber die Welt wolle nun einmal die Wahrheit sich nicht als Gebot aufdringen lassen; der Syllabus sei in ganz Europa bekannt geworden: was habe er selbst da genützt, wo er als ein infallibles Orakel aufgenommen sei? In zwei vorzugsweise katholischen Reichen, Spanien und Österreich, habe er eine für die Religion schädliche Aufregung hervorgebracht. Der Erzbischof deutete an, daß das Dekret in Frankreich die Trennung der Kirche vom Staat herbeiführen und dies Beispiel in Europa Nachfolge finden werde. Bei der Stärke dieser Einwendungen und dem Eindruck, den sie machten, erhob sich das Selbstgefühl der Minderheit

aufs neue. Als die Generaldebatte plötzlich abgebrochen wurde, war bei der Minorität davon die Rede, daß man sich fortan aller tätigen Teilnahme an dem Konzilium enthalten oder sich durch feierliche Verwahrungen helfen solle. Aber es gab gleichsam eine innere Fessel, welche alle ernstlichen Gegenwirkungen unmöglich machte: die Ehrfurcht vor dem Papste, der die Versammlung berufen hatte, und die allgemeine kirchliche Intention, die ein jeder teilte.

Bei der Spezialdebatte, die am 6. Juni begann und am 15. Juni bereits das vierte entscheidende Kapitel über die Unfehlbarkeit erreichte, trat noch ein anderer doktrineller Gesichtspunkt hervor. Aus dem Orden der Dominikaner, der niemals mit den Jesuiten sehr befreundet gewesen war, erscholl eine verwerfende Stimme.

Ein Kardinal aus diesem Orden, in Verbindung mit fünfzehn andern dominikanischen Bischöfen, stellte die Behauptung auf, daß die Infallibilität des Papstes nicht auf einer Art von persönlicher Inspiration beruhe, sondern daß sie nur dann statthabe, wenn der Papst die Meinung der Bischöfe und der allgemeinen Kirche überhaupt ausspreche. Er schlug einen Kanon vor, demzufolge der Papst nicht nach seiner Willkür, sondern nach dem Rat der Bischöfe, welche die Tradition der Kirche darstellen, seine Definitionen erlasse. Er bezog sich dabei auf Thomas von Aquino, dessen Worte er in diesem Sinne auslegte. Eine Einwendung, welche niemand mehr erwartet hatte, und welche nun die besondere Indignation des Papstes erregte. „Die Tradition der Kirche, das bin ich," soll er gesagt haben. Er machte dem Kardinal zum Vorwurf, daß er die liberalen Katholiken, die Revolution und den Hof von Florenz unterstütze. In der nächsten Kongregation wurde derselbe belehrt, daß es nicht so sehr auf die Bischöfe hierbei ankomme, deren Autorität sich ja selbst von der päpstlichen herleite, als auf den Beistand des Heiligen Geistes. Aber die Frage war damit noch nicht erledigt. Zu dem Wesen des Katholizismus gehört es, an die Untrüglichkeit der Kirche zu glauben. Dabei wurde von jeher der größte Wert auf die Aussprüche der Bischöfe und Doktoren namentlich wenn sie in einem Konzilium vereinigt seien, gelegt. Man schrieb ihnen ein Recht zu, das auf ihrer eigenen, ihnen selbst inhärierenden Autorität beruhe. Bei den namhaftesten Lehrern der neueren Zeit ist die Infallibilität der Kirche davon hergeleitet worden, daß der Erlöser in der Kirche fortlebe, das Göttliche in dem Menschlichen. Die Frage war nur, durch wen es zum Ausdruck komme. Dem damaligen Konzilium machten viele den Vorwurf, daß es sich nicht eigne, das Gesamtbewußtsein der Kirche zur Unterscheidung zu bringen. Für den Papst hatte diese Einwendung geringe Bedeutung: wiewohl er an der Rechtsbeständigkeit der Beschlüsse der von ihm berufenen Kirchen=

versammlung und dem Werte der bischöflichen Beistimmung festhielt, so glaubte er doch an diese nicht gebunden zu sein.

In dem revidierten Schema, das am 15. Juli zur Vorlage kam, wird der Anteil der bischöflichen Autorität an der Unfehlbarkeit gänzlich geleugnet. Darin wird wiederholt: oft sei es geschehen, daß die Bischöfe entweder einzeln oder auch vereinigt in schwierigen Fragen, die über den Glauben entstanden, sich an den Römischen Stuhl gewendet haben, um eine Heilung der Schäden dort zu suchen, wo der Glauben niemals mangele. Nicht selten habe auch der apostolische Stuhl es ratsam gefunden, in allgemeinen Konzilien oder auch in besonderen Synoden eine Definition dessen auszusprechen, wovon er unter dem Beistande Gottes erkannt hatte, daß es mit den Offenbarungen und den apostolischen Traditionen übereinstimme. Denn dazu sei den römischen Päpsten die Assistenz des Heiligen Geistes verheißen, damit sie den von den Aposteln überlieferten Glauben bewahren und erklären können. Die Begnadigung mit einem niemals fehlenkönnenden Glauben sei den Nachfolgern Petri zuteil geworden, damit die Kirche ohne Gefahr eines Schismas in ihrer Einheit aufrechterhalten würde. Wenn schon in den früheren Entwürfen gesagt worden war, daß die Infallibilität zu einem Glaubenssatz erklärt werden sollte, so wurde es jetzt mit noch größerm Nachdruck für ein von Gott geoffenbartes Dogma erklärt, daß der römische Papst, wenn er ex cathedra spricht, d. h. in seiner apostolischen Autorität Lehren über Glauben und Moral für die gesamte Christenheit definiert, die Untrüglichkeit besitze, welche Christus seiner Kirche verheißen habe. Für Pius IX. war es gleichgültig, ob die anwesenden Bischöfe fähig seien, das Bewußtsein der Kirche zu vertreten und auszusprechen: er bedurfte ihrer nicht einmal; denn die der Kirche verheißene Untrüglichkeit nahm er für den Stuhl Petri in Anspruch. Man hat bereits gesagt, daß der Papst durch sich selbst unabänderliche Glaubensdefinitionen erlasse; um keinem Zweifel Raum zu geben, wurde den Worten „durch sich selbst" der Zusatz beigefügt: nicht infolge der Zustimmung der Kirche.

In dieser Gestalt kam die Vorlage am 18. Juli 1870 zur definitiven Abstimmung, bei welcher Pius IX. im päpstlichen Ornate erschien und seinen Thron einnahm. Die Zugänge zu der Aula waren weit geöffnet. Obgleich die Vorlage den Voraussetzungen der Selbständigkeit der bischöflichen Autorität entgegentrat, so fand sie doch so gut wie keinen Widerspruch. Es ist wahr, daß eine nicht geringe Anzahl von Bischöfen aus einem oder dem anderen Grunde entfernt blieb. Von den Anwesenden — es waren ihrer 535 — wurde das Dogma nahezu einstimmig angenommen; nur zwei haben mit non placet geantwortet. Unter allgemeinem Jubel wurde dieses Ergebnis der Stimmenzählung bekannt. In lautloser

Stille vernahm man dann die definitive Entscheidung des Papstes, der sich jetzt von seinem Sitze erhob und die verlesenen Artikel, denen das heilige Konzilium beistimme, mit apostolischer Autorität bestätigte. Es geschah unter dem Donner und Blitz eines Gewitters, das über den Vatikan heraufgezogen war. Die eifrigen Anhänger des Papsttums trugen kein Bedenken, das Gedächtnis der Verkündigung des mosaischen Gesetzes auf dem Sinai heraufzubeschwören.

Das Konzil war damit nicht geschlossen, es wurde nur vertagt; aber das ergangene, auf das feierlichste sanktionierte Dekret ist doch an sich von inhaltsschwerster Bedeutung.

Die Frage über das Verhältnis der bischöflichen und der oberhirtlichen, der päpstlichen und der konziliaren Autorität, welche die lange Reihe der verflossenen Jahrhunderte mit Streit erfüllt hatte, wurde dadurch zugunsten der absoluten Gewalt des Römischen Stuhles entschieden. Den Nationalitätsbestrebungen der Kirche, repräsentiert durch die Bischöfe, welche einst den Sieg davontragen zu müssen geschienen, wurde ein Ende gemacht. Und was man fast am höchsten anschlug, war die Anerkennung einer lebendigen Autorität auf göttlicher Einwirkung beruhend, inmitten der Streitigkeiten der Welt, deren Ursprung eben darin liege, daß man keine Autorität anerkennen wolle. Es war der kirchliche Gedanke in persönlichster Form. So hatte Pius IX. immer sein Ziel aufgefaßt; er hatte es jetzt erreicht. Wie aber der infallible Papst sich gegen alle Neuerungen des modernen Lebens ausgesprochen, so lag darin eine Bekräftigung dieser Haltung in höchster Instanz, die der um ihn versammelte Lehrkörper der Kirche guthieß.

Dem nunmehr verkündigten Lehrsatz konnte kein Bischof zu widersprechen wagen, ohne sein Dasein zu gefährden und mit der Autorität zu zerfallen, auf der seine eigene großenteils beruhte. Unleugbar mußte die Infallibilitätserklärung auf die katholischen Staaten nach und nach den größten Einfluß ausüben. Auch die Rückwirkungen freilich, vor denen man den Papst gewarnt, und die er keiner Beachtung gewürdigt hatte, mußten mehr oder minder eintreten. Aber schon war das nicht die wichtigste Eventualität, welche bevorstand.

In denselben Tagen, in welchen der Papst seine Infallibilität verkünden ließ und bestätigte, brach der Krieg zwischen Frankreich und Preußen aus. Mit Bestimmtheit finde ich nicht, daß bei der französischen Aggression religiöse Motive mitgewirkt haben. Aber wer wollte sagen, wohin es geführt hätte, wenn das Glück der Waffen zugunsten der katholischen Nation ausgefallen wäre, welches neue Übergewicht dem Papsttum, auch in der Haltung, die es annahm, dadurch hätte zuteil werden können?

Der Erfolg war der entgegengesetzte Eine Staatsgewalt behielt den Sieg, die im Antagonismus gegen die exklusive Herrschaft des Papsttums emporgekommen war und jetzt zugleich die deutsche Sache verfocht; sie gelangte zu einer Stellung, welche ihr einen maßgebenden Anteil an der universalen politisch religiösen Bewegung der Welt sicherte. Ein überzeugter Protestant möchte sagen: es war die göttliche Entscheidung gegen die Anmaßung des Papstes, der einzige Interpret des Glaubens und der göttlichen Geheimnisse auf Erden zu sein.

Für das Bestehen des Kirchenstaates erwies sich gleich der Ausbruch des Krieges verderblich, nicht allein deshalb, weil Frankreich militärisch Veranlassung fand, seine Truppen zurückzuziehen, sondern weil es darauf denken mußte, die Neutralität von Italien zu erhalten. Es ist wohl gesagt worden, um diese Macht zu beruhigen, müsse man ihr den Dorn aus dem Fuße ziehen, der in dem Schutze der weltlichen Macht des Papstes bestehe. Die Italiener sahen in dem Kirchenstaate, auch wie er damals war, einen Herd der Reaktion, den sie nicht dulden, oder auch die Gefahr einer republikanischen Revolution, die sie nicht zulassen dürften. Da indes das französische Kaisertum durch die preußischen Waffen niedergeworfen war, so behielten sie vollkommen freie Hand. An eine Verteidigung Roms durch die Freiwilligen, die den Papst umgaben, gegen eine große italienische Armee war nicht zu denken. Nicht ohne Würde wich der Papst. Er schloß keine Abkunft; aber er ließ die Besitzergreifung ohne eigentlichen Widerstand geschehen. Er selbst gab den Befehl, da es nun einmal nicht anders war, die weiße Fahne auf der Engelsburg aufzuziehen. Den Truppen, welche gekommen waren, ihn zu verteidigen, gab er bei ihrem Abzuge von der Höhe der Stufen von St. Peter seinen Segen. Er zog sich auf seine geistliche Autorität zurück, deren ungehinderte Ausübung ihm die Italiener allen andern Mächten gegenüber garantiert hatten.

Inwiefern dieselbe unter den veränderten Umständen möglich sein werde, darauf beruhen nunmehr die Gegenwart und die Zukunft.



Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation



Anfänge Luthers

Nicht von außen her pflegen den Mächten der Welt, den vorherrschenden Meinungen ihre gefährlichsten Gegensätze zu kommen; in ihrem Inneren brechen in der Regel die Feindseligkeiten aus, durch welche sie zersprengt werden.

Innerhalb der theologisch-philosophischen Welt selbst entstanden Irrungen, von denen neue Zeiträume des Lebens und Denkens sich datieren sollten.

Wir dürfen die Tatsache nicht verkennen, daß die wiklefitischen Lehren, die sich einst von Oxford über die lateinische Christenheit verbreitet und in Böhmen eine so drohende Entwicklung genommen hatten, allen Hussitenkriegen zum Trotz doch auch in Deutschland nicht hatten beseitigt werden können. Noch lange nachher finden wir weithin ihre Spuren: in Bayern, wo sich der Völkerbund hussitischer Meinungen verdächtig macht, in Schwaben und Franken — hält es doch der Rat von Bamberg einmal für notwendig, allen Männern einen Eid gegen die Hussiten abzunehmen —, bis nach Preußen, wo sich die Anhänger wiklefitischer und hussitischer Meinungen endlich unterwerfen, aber nur scheinbar. Um so bedeutender war es, daß sich aus alle dem wilden Wogen hussitischer Meinungen und Parteien die Genossenschaft der böhmischen Brüder emporgearbeitet hatte, welche wieder einmal eine christliche Gemeinde in der Unschuld und Einfachheit ihres ersten Ursprunges darstellte und dem Grundsatze der Opposition, daß Christus selbst der Fels sei, auf den die Kirche gegründet, und nicht Petrus, noch dessen Nachfolger, ein unerwartetes religiöses Leben gab. Von ihren Sitzen, wo sich germanische und slawische Elemente durchdrangen, zogen ihre Boten unbemerkt durch die weiten Gebiete ihrer Sprachen, um sich Genossen ihrer Gesinnung aufzusuchen oder zu erwerben. Nikolaus Ruß in Rostock, den sie ein paarmal besucht, fing darauf an (im Jahre 1511), öffentlich gegen den Papst zu predigen.

Ferner gab es auch auf den Universitäten selbst noch immer eine Opposition wider die Alleinherrschaft des dominikanischen Systems. Der Nominalismus, gleich in dem Moment seiner Erneuerung durch Occam verbündet mit den Widersachern des Papsttums, hatte in Deutschland viel Anklang gefunden und war noch keineswegs verdrängt. Der namhafteste Scholastiker jener Zeit, Gabriel Biel, der Sammler, ist hauptsächlich ein

Epitomator Occams. Diese Partei war in der Minorität und mußte oft die Verfolgung ihrer Gegner erfahren, welche in Besitz der Inquisitionsgewalt waren: in der Tiefe aber erhielt sie sich vielleicht nur um so kräftiger. Luther und Melanchthon sind vom Nominalismus ausgegangen.

Und vielleicht noch wichtiger war, daß in dem fünfzehnten Jahrhundert die strengeren augustianischen Lehren in einzelnen Theologen wieder erwachten.

Johann de Wesalia lehrte die Gnadenwahl: er spricht von jenem Buch, in welchem die Namen der Erwählten von Anfang an verzeichnet seien. Seine Richtung wird unter anderem dadurch bezeichnet, daß er der Definition des Petrus Lombardus vom Sakrament, die eine erweiterte augustinische ist, diese letzte in ihrer ursprünglichen Reinheit entgegensetzt; sein Sinn geht überhaupt auf die Entfernung der Zusätze der späteren Zeit zu der alten Kirchenlehre. Er bestreitet die Verbindlichkeit priesterlicher Satzungen, die Kraft des Ablasses; er ist erfüllt von der Idee der unsichtbaren Kirche. Überhaupt war er ein Mann voll von Geist, der es wohl vermochte, auf einer Universität wie Erfurt einmal die große Rolle zu spielen — erst allmählich gelangte er zu seinen Überzeugungen und hielt damit dann auch auf dem Predigtstuhl nicht zurück —; wir sehen ihn sogar mit böhmischen Emissären in Verbindung treten. Dafür mußte er auch zuletzt, schon hochbetagt, an seinem Stabe daherschleichend, vor der Inquisition erscheinen; in dem Gefängnis derselben ist er gestorben.

Johann Pupper von Goch, der um die Jahre 1460, 1470 einen Nonnenkonvent nach der Regel Augustins bei Mecheln gestiftet hat, machte sich dadurch bemerklich, daß er die herrschende Kirchenlehre geradezu der Hinneigung zum Pelagianismus beschuldigte. Er nennt Thomas von Aquino einmal den Fürsten des Irrtums. Von augustinianischen Grundsätzen aus bekämpft er den Zeremoniendienst, den Pharisäismus der Gelübde.

Wie oft ist dieser Widerspruch der römischen Kirche entgegengetreten, von Claudius von Turin im Anfang des neunten bis zu Bischof Janse im siebzehnten Jahrhundert und zu dessen Anhängern im achtzehnten und neunzehnten! Tiefere Geister haben sie immer auf die Grundlehren zurückweisen zu müssen geglaubt, auf die sie doch selber ursprünglich gegründet war.

Schon entwickelten sich die Ideen der Opposition zu einem wissenschaftlichen Gebäude. In den Werken Johann Wessels von Gröningen sieht man einen männlichen und wahrheitsliebenden Geist sich losarbeiten von den Banden der alleinherrschenden, aber das religiöse Bewußtsein nicht mehr befriedigenden Überlieferung. Wessel stellt schon den Satz auf, daß man Prälaten und Doktoren nur insofern glauben dürfe, als ihre Lehre mit der Schrift übereinstimme, der einzigen Glaubensregel, welche erhaben

sei über Papst und Kirche: er ist beinahe ein Theolog im Sinne der späteren Epochen. Sehr erklärlich, daß man ihn an der Universität Heidelberg nicht Fuß fassen ließ.

Und nicht mehr so ganz vereinzelt waren bereits diese Bestrebungen. Zur Zeit des Baseler Konziliums hatte sich die deutsche Provinz der Augustiner-Eremiten als eine besondere Kongregation konstituiert und sich seitdem vor allem bemüht, die strengeren Lehren ihres Ordensheiligen festzuhalten. Namentlich war dies das Bestreben des Andreas Proles, der fast ein halbes Jahrhundert lang, 43 Jahre, das Vikariat dieser Provinz verwaltet hat: keine Anfechtung ließ er sich darin irremachen. Zu dieser Richtung kam aber im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts noch eine andere, verwandte. Der Alleinherrschaft der Scholastik hatten sie von jeher mystische Anschauungen entgegengesetzt; auch jetzt fanden die Predigten Taulers, die ein paarmal aus den Pressen hervorgingen, mit ihrem milden Ernst, ihrem verständlichen Tiefsinn, ihrer das deutsche Gemüt befriedigenden Wahrhaftigkeit ein weit verbreitetes Publikum. Als einen Ausfluß taulerischer Lehren dürfen wir das Buch von der deutschen Theologie betrachten, welches damals erschien, worin vor allem die Unfähigkeit der Kreatur dargetan wird, durch ihr Ich und Selbst das Vollkommene zu begreifen, zu innerer Ruhe zu gelangen, sich dem ewigen Gute hinzugeben, welches sich ihm dann selber mitteile. Da war es nun von vielem Einfluß, daß der Nachfolger des Proles, Johann Staupitz, diese Ideen in sich aufnahm, an ihrer Ausbildung und Verbreitung mitarbeitete. Wenn wir seine Auffassungsweise betrachten, wie er sich z. B. über die Liebe ausdrückt, „die man weder durch sich, noch durch andere, nicht einmal durch die Heilige Schrift lerne, sondern die allein durch die Einwohnung des Heiligen Geistes in den Menschen komme“, so läßt sich nicht verkennen, welch einen genauen inneren Zusammenhang das mit den strengen Begriffen von Gnade, Glauben und freiem Willen hat; durch eine solche Verbindung wurden diese dem Zeitalter wohl erst verständlich. Man dürfte nicht annehmen, daß alle Augustinerkonvente, oder gar sämtliche Mitglieder derselben, von gleichen Vorstellungen ergriffen, durchdrungen worden seien; aber unleugbar ist, daß dieselben in diesen Kreisen Wurzel schlugen, sich ausbreiteten, den Widerspruch gegen die herrschenden Schulmeinungen nährten.

Es leuchtet ein, wie sehr alle diese Regungen, obwohl von einer anderen Seite her, Verbündete der literarischen Opposition gegen die Alleinherrschaft des dominikanischen Systems waren. Von allem Anfang mußte es als ein für die ganze Nation wichtiges Ereignis betrachtet werden, daß die abweichenden Tendenzen endlich einmal auf einer Universität Repräsentation empfingen.

Im Jahre 1502 stiftete Kurfürst Friedrich von Sachsen eine neue Universität zu Wittenberg. Er brachte sie hauptsächlich dadurch zustande, daß er der schon an sich reich ausgestatteten dortigen Schloßkirche mit päpstlicher Bewilligung eine Anzahl Pfarren inkorporierte und sie dadurch zunächst in ein Stift verwandelte, dessen Pfründen er dann für die neuen Professoren bestimmte. So hatte man es auch in Trier, in Tübingen gemacht: die Würden des Stiftes wurden mit den Stellen an der Universität verbunden; Propst, Dechant, Scholaster und Syndikus bildeten die juridische, Archidiakonus, Kantor und Kustos die theologische Fakultät; an fünf Kanonikate wurden die philosophischen Vorlesungen und die Übungen der Artisten geknüpft; der ansehnliche Augustinerkonvent, der sich in der Stadt befand, sollte an der Arbeit teilnehmen.

Wir müssen uns erinnern, daß man die Universitäten nicht allein als Unterrichtsanstalten, sondern als höchste Tribunale wissenschaftlicher Entscheidung anzusehen pflegte. In der Bestätigung von Wittenberg erklärt Kurfürst Friedrich, samt allen umwohnenden Völkern werde er sich dorthin wenden als an ein Orakel, „so daß wir," sagt er, „wenn wir voll Zweifels gekommen, nach empfangenem Bescheid unserer Sache gewiß uns wieder entfernen".

Auf die Stiftung und erste Einrichtung dieser Universität nun hatten zwei Männer den größten Einfluß, welche beide ohne Frage der Opposition gegen das herrschende theologisch-philosophische System angehörten.

Der eine war Dr. Martin Pollich von Melrichstadt, der erste in die Matrikel eingetragene Name, der erste Rektor, Leibarzt des Fürsten. Schon in Leipzig, wo er bisher gestanden, bekämpfte er, wie wir wissen, die seltsamen Übertreibungen, in die sich die dortige Scholastik verlor, sehr wunderliche Sätze, z. B. daß das am ersten Tage erschaffene Licht die Theologie sei, daß den Engeln diskursive Theologie beiwohne; er war schon auf den Gedanken gekommen, diese Wissenschaft durch das Studium der allgemeinen Literatur zu begründen.

Der andere war derselbe Johann Staupitz, dessen augustinisch-mystischer Richtung wir eben gedachten; er war der erste Dekan der theologischen Fakultät, die ihre Tätigkeit damit begann, daß sie den Martin Pollich zum Doktor der Theologie promovierte; die Leitung des Augustinerkonvents gab ihm noch besonderen Einfluß. Nicht ohne Bedeutung war es, daß die Universität eben den heiligen Augustin zu ihrem Patron erklärte. In dem praktischen Verhältnis, in welchem wir Staupitz hier antreffen, lernen wir ihn bei all seiner entschiedenen Hinneigung zum Tiefsinn doch zugleich als einen sehr brauchbaren Mann kennen, der sich an dem Hofe zu betragen weiß und mit seinem schlichten Witze selbst dem Fürsten nichts schuldig bleibt, der auch wohl eine Gesandtschaft übernimmt

und eine Unterhandlung glücklich zu Ende führt; als die tiefere Quelle all seines Tuns und Lassens aber zeigt sich immer ein echter Sinn für wahre und tiefe Religion, ein umfassendes Wohlwollen.

Es läßt sich denken, in welchem Sinne diese Männer an der Universität wirkten; allein gar bald ging ihr noch ein anderes Gestirn auf. Im Jahre 1508 führte ihr Staupitz den jungen Luther zu.

Es ist notwendig, daß wir einen Augenblick bei den Jugendjahren Luthers stehenbleiben.

„Ich bin eines Bauern Sohn," sagt er selbst, „mein Vater, Großvater, Ahn sind rechte Bauern gewesen: darauf ist mein Vater gen Mansfeld gezogen und ein Berghauer worden: daher bin ich." Das Geschlecht, dem Luther angehört, ist in Möhra zu Hause, einem Dorfe unmittelbar an der Höhe des Thüringer Waldgebirges, unfern den Gegenden, an die sich das Andenken der ersten Verkündigungen des Christentums durch Bonifazius knüpft; da mögen die Vorfahren Luthers jahrhundertelang auf ihrer Hofstätte gesessen haben, wie die Thüringer Bauern pflegen, von denen immer ein Bruder das Gut behält, während die anderen ihr Fortkommen auf andere Weise suchen. Von diesem Lose, sich irgendwo auf eigene Hand Heimat und Herd erwerben zu müssen, betroffen, wandte sich Hans Luther nach dem Bergwerk zu Mansfeld, wo er im Schweiß seines Angesichts sein Brot verdiente, mit seiner Frau Margret, die gar oft das Holz auf ihrem Rücken hereinholte. Von diesen Eltern stammte Martin Luther. Er kam in Eisleben auf die Welt, wohin, wie eine alte Sage ist, seine rüstige Mutter eben gewandert war, um Einkäufe zu machen. Er wuchs auf in der Mansfelder Gebirgsluft.

Wie nun Leben und Sitte jener Zeit überhaupt streng und rauh, so war es auch die Erziehung. Luther erzählt, daß ihn die Mutter einst um einer armseligen Nuß willen blutig gestäupt, der Vater ihn so scharf gezüchtigt habe, daß er sein Kind nur mit Mühe wieder an sich gewöhnen können; in einer Schule ist er eines Vormittags fünfzehnmal hintereinander mit Schlägen gestraft worden. Sein Brod mußte er dann mit Singen vor den Türen, mit Neujahrsingen auf den Dörfern verdienen. Sonderbar, daß man die Jugend glücklich preist und beneidet, auf welche doch aus der Dunkelheit der kommenden Jahre nur die strengen Notwendigkeiten des Lebens einwirken, in der das Dasein von fremder Hilfe abhängig ist und der Wille eines anderen mit eisernem Gebot Tag und Stunde beherrscht. Für Luther war diese Zeit schreckenvoll.

Von seinem fünfzehnten Jahre an ging es ihm etwas besser. In Eisenach, wo er eine höhere Schule besuchte, fand er Aufnahme bei den Verwandten seiner Mutter; in Erfurt, wohin er zur Universität ging, ließ ihm sein Vater, der indessen durch Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Ge-

deihen in bessere Umstände gekommen, freigebige Unterstützung zufließen: er dachte, sein Sohn solle ein Rechtsgelehrter werden, sich anständig verheiraten und ihm Ehre machen.

Auf die Beschränkungen der Kindheit aber folgen in dem mühseligen Leben der Menschen bald andere Bedrängnisse. Der Geist fühlt sich frei von den Banden der Schule; er ist noch zerstreut durch die Bedürfnisse und Sorgen des täglichen Lebens; mutvoll wendet er sich den höchsten Problemen zu, den Fragen über das Verhältnis des Menschen zu Gott, Gottes zur Welt; indem er ihre Lösung gewaltsam zu erstürmen sucht, ergreifen ihn leicht die unseligsten Zweifel. Es scheint fast, als sei der ewige Ursprung alles Lebens dem jungen Luther nur als der strenge Richter und Rächer erschienen, der die Sündhaftigkeit, von der ihm ein großartig lebendiges Gefühl von Natur beiwohnte, mit der Qual der Höllenstrafen heimsuche, und den man nur durch Buße, Abtötung und schweren Dienst versöhnen könne. Als er einst, im Juli 1505, von dem väterlichen Hause zu Mansfeld wieder nach Erfurt zurückging, ereilte ihn auf dem Felde in der Nähe von Stotternheim eines jener furchtbaren Gewitter, wie sie sich nicht selten hier am Gebirge lange ansammeln und endlich plötzlich über den ganzen Horizont hin entladen. Luther war schon ohnedies durch den unerwarteten Tod eines vertrauten Freundes erschüttert. Wer kennt die Momente nicht, in denen das stürmische, verzagte Herz durch irgendein überwältigendes Ereignis, wäre es auch nur der Natur, vollends zu Boden gedrückt wird? In dem Ungewitter erblickte Luther, in seiner Einsamkeit auf dem Feldwege, den Gott des Zornes und der Rache: ein Blitz schlug neben ihm ein; in diesem Schrecken gelobte er der heiligen Anna, wenn er gerettet werde, in ein Kloster zu gehen.

Noch einmal ergötzte er sich mit seinen Freunden eines Abends bei Wein, Saitenspiel und Gesang: es war das letzte Vergnügen, das er sich zugedacht; hierauf eilte er, sein Gelübde zu vollziehen, und tat Profeß in dem Augustinerkloster zu Erfurt.

Wie hätte er aber hier Ruhe finden sollen, in alle der aufstrebenden Kraft jugendlicher Jahre hinter die enge Klosterpforte verwiesen, in eine niedrige Zelle mit der Aussicht auf ein paar Fuß Gartenland, zwischen Kreuzgängen, und zunächst nur zu den niedrigsten Diensten verwendet! Anfangs widmete er sich den Pflichten eines angehenden Klosterbruders mit der Hingebung eines entschlossenen Willens. „Ist je ein Mönch in Himmel gekommen“, sagt er selbst, „durch Möncherei, so wollte auch ich hineingekommen sein.“ Aber dem schweren Dienste des Gehorsams zum Trotz ward er bald von peinvoller Unruhe ergriffen. Zuweilen studierte er Tag und Nacht und versäumte darüber seine kanonischen Horen; dann holte er diese wieder mit reuigem Eifer nach, ebenfalls ganze Nächte

lang. Zuweilen ging er, nicht ohne sein Mittagsbrod mitzunehmen, auf ein Dorf hinaus, predigte den Hirten und Bauern und erquickte sich dafür an ihrer ländlichen Musik; dann kam er wieder und schloß sich tagelang in seine Zelle ein, ohne jemanden sehen zu wollen. Alle früheren Zweifel und inneren Bedrängnisse kehrten von Zeit zu Zeit mit doppelter Stärke zurück.

Wenn er die Schrift studierte, so stieß er auf Sprüche, die ihm ein Grauen erregten, z. B.: Errette mich in deiner Gerechtigkeit, deiner Wahrheit. „Ich dachte," sagte er, „Gerechtigkeit wäre der grimmige Zorn Gottes, womit er die Sünder straft." In den Briefen Pauli traten ihm Stellen entgegen, die ihn tagelang verfolgten. Wohl blieben ihm die Lehren von der Gnade nicht unbekannt; allein die Behauptung, daß durch dieselbe die Sünde auf einmal hinweggenommen werde, brachte auf ihn, der sich seiner Sünde nur allzuwohl bewußt blieb, eher einen abstoßenden, persönlich niederbeugenden Eindruck hervor. Sie machte ihm, wie er sagt, das Herz bluten, ihn an Gott verzweifeln. „O meine Sünde, Sünde, Sünde!" schrieb er an Staupitz, der sich dann nicht wenig wunderte, wenn er kam, dem Mönche Beichte saß und dieser keine Tatsachen zu bekennen wußte. Es war die Sehnsucht der Kreatur nach der Reinheit ihres Schöpfers, der sie sich in dem Grunde ihres Daseins verwandt, von der sie sich doch wieder durch eine unermeßliche Kluft entfernt fühlt, ein Gefühl, das Luther durch unablässiges einsames Grübeln nährte, und das ihn um so tiefer und schmerzhafter durchdrang, da es durch keine Bußübung beschwichtigt, von keiner Lehre innerlich und wirksam berührt wurde, kein Beichtvater darum wissen wollte. Es kamen Momente — damals oder später — wo die angstvolle Schwermut sich aus den geheimen Tiefen der Seele gewaltig über ihn erhob, ihre dunklen Fittiche um sein Haupt schwang, ihn ganz darniederwarf. Als er sich einst wieder ein paar Tage unsichtbar gemacht hatte, erbrachen einige Freunde seine Zelle und fanden ihn ohnmächtig, ohne Besinnung ausgestreckt. Sie erkannten ihren Freund; mit schonungsvoller Einsicht schlugen sie das Saitenspiel an, das sie mitgebracht; unter der wohlbekannten Weise stellte die mit sich selber hadernde Seele die Harmonie ihrer inneren Triebe wieder her und erwachte zu gesundem Bewußtsein.

Liegt es aber nicht in den Gesetzen der ewigen Weltordnung, daß ein so wahres Bedürfnis der Gott suchenden Seele dann auch wieder durch die Fülle der Überzeugung befriedigt wird?

Der erste, der Luthern in seinem verzweiflungsvollen Zustande, man kann nicht sagen, Trost gab, aber einen Lichtstrahl in seine Nacht fallen ließ, war ein alter Augustinerbruder, der ihn in väterlichem Zuspruch auf die einfachste erste Wahrheit des Christentums hinwies, auf die Vergebung

der Sünden durch den Glauben an den Erlöser, auf die Lehre Pauli Römer am dritten, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. Diese Lehren, die er wohl auch früher gehört haben mochte, die er aber in ihrer Verdunkelung durch Schulmeinungen und Zeremoniendienst nie recht verstanden, machten erst jetzt auf ihn einen vollen, durchgreifenden Eindruck. Er sann hauptsächlich dem Spruche nach: Der Gerechte lebet seines Glaubens; er las die Erklärung Augustins darüber: „Da ward ich froh," sagte er, „denn ich lernte und sah, daß Gottes Gerechtigkeit ist seine Barmherzigkeit, durch welche er uns gerecht achtet und hält; da reimte ich Gerechtigkeit und Gerechtsein zusammen und ward meiner Sache gewiß." Eben das war die Überzeugung, deren seine Seele bedurfte: er ward inne, daß die ewige Gnade selbst, von welcher der Ursprung des Menschen stammt, die irrende Seele erbarmungsvoll wieder an sich zieht und sie mit der Fülle ihres Lichtes verklärt, daß uns davon in dem historischen Christus Vorbild und unwidersprechliche Gewißheit gegeben worden; er ward allmählich von dem Begriff der finsteren, nur durch Werke rauher Buße zu versöhnenden Gerechtigkeit frei. Er war wie ein Mensch, der nach langem Irren endlich den rechten Pfad gefunden hat und bei jedem Schritte sich mehr davon überzeugt; getrost schreitet er weiter.

So stand es mit Luther, als er von seinem Provinzial im Jahre 1508 nach Wittenberg gezogen ward. Die philosophischen Vorlesungen, die er übernehmen mußte, schärften in ihm die Begierde, in die Geheimnisse der Theologie einzudringen, „in den Kern der Nuß," wie er sagt, „in das Mark des Weizens". Die Schriften, die er studierte, waren die Episteln Pauli, die Bücher Augustins wider die Pelagianer, endlich die Predigten Taulers; mit viel fremdartiger Literatur belud er sich nicht; es kam ihm nur auf Befestigung, Ausarbeitung der einmal gewonnenen Überzeugung an.

In der merkwürdigsten Stimmung finden wir ihn auf einer Reise, die er ein paar Jahre darauf in Sachen seines Ordens nach Rom machte. Als er der Türme von Rom aus der Ferne ansichtig wurde, fiel er auf die Erde, hob seine Hände auf und sprach: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom!" Hierauf war keine Übung der Pilgerfrömmigkeit, die er nicht mit Hingebung langsam und andächtig vollzogen hätte; er ließ sich darin nicht durch die Leichtfertigkeiten anderer Priester stören; er sagt, er hätte beinahe wünschen mögen, daß seine Eltern schon gestorben wären, um sie hier durch diese bevorrechteten Gottesdienste sicher aus dem Fegefeuer erlösen zu können; — aber dabei empfand er doch auch in jedem Augenblick, wie wenig alles das mit der tröstlichen Lehre übereinstimme, die er in dem Briefe an die Römer und bei Augustin gefunden: indem er die Scala santa auf den Knien

zurücklegte, um den hohen Ablaß zu erlangen, der an diese mühevolle Andacht geknüpft war, hörte er eine widersprechende Stimme unaufhörlich in seinem Innern rufen: Der Gerechte lebet seines Glaubens.

Nach seiner Rückkunft ward er 1512 Doktor der Heiligen Schrift, und von Jahr zu Jahr erweiterte sich seine Tätigkeit. Er las an der Universität bald über das Neue, bald über das Alte Testament; er predigte bei den Augustinern und versah an der Stelle des erkrankten Pfarrers das Pfarramt in der Stadt; im Jahre 1516 ernannte ihn auch Staupitz während einer Reise zu seinem Verweser im Orden, und wir finden ihn die Klöster in der ganzen Provinz besuchen, wo er Prioren einsetzt oder absetzt, Mönche aufnimmt und verpflanzt, gleichzeitig die ökonomischen Kleinigkeiten beaufsichtigt und die Brüder zu tieferer Gottesfurcht anzuleiten sucht; überdies hat er sein eigenes mit Augustinern überfülltes und dabei sehr armes Kloster zu besorgen. Von den Jahren 1515 und 1516 haben wir einige Schriften von ihm übrig, aus denen wir die geistige Entwickelung kennen lernen, in der er begriffen war. Noch hatten Mystik und Scholastik großen Einfluß auf ihn. In den ersten deutschen geistlichen Worten, die wir von ihm haben, einem Predigtentwurf vom November 1515, wendet er die Symbolik des Hohenliedes in harten Ausdrücken auf die Wirkung des Heiligen Geistes, welcher durch das Fleisch in den Geist führe, und auf das innere Verständnis der Heiligen Schrift an. In einem anderen vom Dezember desselben Jahres sucht er aus der aristotelischen Theorie über Wesen, Bewegung und Ruhe das Geheimnis der Dreieinigkeit zu erläutern. Dabei aber nahmen seine Ideen schon eine Richtung auf eine Verbesserung der Kirche im Allgemeinen und Großen. In einer Rede, welche, wie es scheint, dazu bestimmt war, von dem Propst zu Litzkau auf dem lateranensischen Konzilium vorgetragen zu werden, führt er aus, daß das Verderben der Welt von den Priestern herrühre, von denen zu viel Menschensatzung und Fabel, nicht das reine Wort Gottes vorgetragen werde: denn nur das Wort des Lebens habe die Fähigkeit, die innere Wiedergeburt des Menschen zu vollziehen. Es ist sehr bemerkenswert, daß Luther schon da das Heil der Welt bei weitem weniger von einer Verbesserung des Lebens erwartet, die nur erst einen zweiten Gesichtspunkt ausmacht, als von einer Wiederherstellung der Lehre. Von keiner anderen Lehre aber zeigt er sich so vollkommen durchdrungen und erfüllt wie von der Rechtfertigung durch den Glauben. Er dringt unaufhörlich darauf, daß man sich selber verleugnen und unter die Fittiche Christi fliehen müsse; er wiederholt bei jeder Gelegenheit den Spruch Augustins: was das Gesetz verlange, das erlange der Glaube. Man sieht, noch war Luther nicht ganz mit sich einig, noch hegte er Meinungen, die einander im Grunde widersprachen; allein in allen seinen Schriften atmet doch

zugleich ein gewaltiger Geist, ein noch durch Bescheidenheit und Ehrfurcht zurückgehaltener, aber die Schranken schon überall durchbrechender Jugendmut, ein auf das Wesentliche dringender, die Fesseln des Systems zerreißender, auf neuen Pfaden, die er sich bahnt, vordringender Genius. Im Jahre 1516 finden wir Luther lebhaft beschäftigt, seine Überzeugung von der Rechtfertigung nach allen Seiten zu bewähren und durchzuarbeiten. Es bestärkt ihn nicht wenig, daß er die Unechtheit eines dem Augustin zugeschriebenen Buches entdeckt, auf welches die Scholastiker viele der ihm widerwärtigsten Lehren gegründet hatten, welches in die Sentenzen des Lombardus fast ganz aufgenommen worden war, de vera et falsa poenitentia; dann faßt er sich das Herz, die Lehre der Scotisten von der Liebe, des Magister sententiarum von der Hoffnung zu bestreiten; — schon ist er überzeugt, daß es keine an und für sich Gott wohlgefälligen Werke gebe, wie Beten, Fasten, Nachtwachen: denn da es dabei doch darauf ankomme, ob sie in der Furcht Gottes geschehen, so sei jede andere Beschäftigung im Grunde ebensogut.

Im Gegensatz mit einigen Äußerungen deutscher Theologen, welche ihm pelagianisch erscheinen, ergreift er mit entschlossener Festigkeit auch die härteren Bestimmungen des augustinianischen Begriffes; einer seiner Schüler verteidigt die Lehre von der Unfreiheit des Willens, von der Unfähigkeit der Menschen, sich durch seine eigenen Kräfte zur Gnade vorzubereiten, geschweige sie zu erwerben, in feierlicher Disputation. Und fragen wir nun, worin er die Vermittelung zwischen göttlicher Vollkommenheit und menschlicher Sündlichkeit sieht, so ist es allein das Geheimnis der Erlösung, das geoffenbarte Wort, Erbauung auf der einen, Glaube auf der anderen Seite. Schon werden ihm von diesem Punkte aus mehrere Hauptlehren der Kirche zweifelhaft. Den Ablaß leugnet er noch nicht; aber schon 1516 ist es ihm bedenklich, daß der Mensch dadurch die Gnade empfangen solle: der Seele werde dadurch die Begierde nicht genommen, die Liebe nicht eingeflößt, wozu vielmehr die Erleuchtung des Geistes, die Befeuerung des Willens, unmittelbare Einwirkung des Ewigen gehöre; denn nur in der tiefsten Innerlichkeit weiß er die Religion zu begreifen. Es wird ihm schon zweifelhaft, ob man den Heiligen die mancherlei äußerlichen Hilfsleistungen zuschreiben dürfe, um derenwillen man sie anruft.

Mit diesen Lehren, dieser großen Richtung nun, die sich unmittelbar an die Überzeugungen anschloß, welche von Pollich und Staupitz gepflanzt worden waren, erfüllte Luther, wie die Augustiner-Brüder in seinem Kloster, seiner Provinz, so vor allen die Mitglieder der Universität. Eine Zeitlang hielt Jodocus Trutvetter von Eisenach die üblichen Vorstellungen aufrecht; aber nach dessen Abgang im Jahre 1513 war Luther der Geist,

der die Schule beherrschte. Seine nächsten Kollegen, Peter Lupinus und Andreas Carlstadt, die ihm noch eine Weile Widerstand geleistet, bekannten sich endlich durch die Aussprüche Augustins und die Lehren der Schrift, die auf ihn selbst einen so großen Eindruck gemacht, bezwungen und überzeugt: sie wurden beinahe eifriger als Luther selbst. Welch eine ganz andere Richtung empfing hiedurch diese Universität, als in der sich die übrigen zu bewegen fortfuhren! Die Theologie selbst, und zwar lediglich infolge einer inneren Entwickelung, schloß sich an die Forderungen an, welche von der allgemeinen Literatur aus gemacht worden. Hier setzte man sich den Theologen von dem alten und von dem neuen Wege, den Nominalisten und den Realisten, hauptsächlich aber der herrschenden thomistisch-dominikanischen Lehre entgegen und wandte sich an die Schrift und die Kirchenväter, eben wie Erasmus forderte, obwohl von einem bei weitem positiveren Prinzip aus: für Vorlesungen im alten Sinne fanden sich in kurzem keine Zuhörer mehr.

So stand es in Wittenberg, als Verkündiger päpstlicher Indulgenzen in den Elbgegenden erschienen, mit Befugnissen, wie sie nie erhört worden, die aber Papst Leo X., in der Lage der Dinge, in der er sich befand, zu erteilen kein Bedenken getragen.

Denn von keiner Seite her hätte man jetzt zu Rom eine bedeutende kirchliche Opposition befürchtet.

An die Stelle jenes pisanischen Konziliums war ein anderes an den Lateran berufen worden, in welchem nichts als Devotion gegen den Römischen Stuhl wahrgenommen ward, die Lehre von der Omnipotenz desselben die Oberhand behielt.

Früher hatte das Kardinalkollegium öfter den Versuch gemacht, das Papsttum einzuschränken, es zu behandeln, wie deutsche Kapitel ihr Bistum behandelten; man hatte Leo gewählt, weil man hoffte, er werde sich das gefallen lassen. Aber wie ganz anders kam es! Eben die Beförderer seiner Wahl ließ Leo seine Gewalt am strengsten fühlen. Sie gerieten hierüber in eine unglaubliche Wut. Kardinal Alfonso Petrucci ist ein paarmal mit dem Dolch unter dem Purpur in dem Kollegium erschienen; er würde den Papst getötet haben, wenn ihn nicht die Betrachtung zurückgehalten hätte, was die Welt sagen würde, wenn ein Papst von einem Kardinal ermordet werde. Indem er es in dieser Standesrücksicht für ratsam hielt, einen anderen nicht so tumultuarischen Weg einzuschlagen, sich des Papstes mit Gift zu entledigen, hiezu aber Freunde brauchte, Einverstandene unter den Kardinälen, Gehilfen im Palast, so geschah ihm, daß er verraten wurde. Was waren das für stürmische Konsistorien, die auf diese Entdeckung folgten! Von innen, sagt der Zeremonienmeister, hörte man lautes Geschrei des Papstes gegen einige Kardinäle, der Kardinäle untereinander

und auch gegen den Papst. Was da aber auch gesagt worden sein mag, so ließ sich Leo die Gelegenheit nicht entgehen, seine Gewalt auf immer zu begründen. Er entledigte sich nicht allein der gefährlichen Gegner, sondern er schritt zu einer großen Kreation von Kardinälen, einunddreißig auf einmal, durch die er nun für alle Fälle die Majorität hatte und ohne Widerrede herrschte.

Auch in dem Staate war noch einmal ein gewaltiger Sturm ausgebrochen: der aus Urbino verjagte Herzog Franz Maria war dahin zurückgekehrt und hatte einen Krieg angefangen, dessen Erfolge den Papst lange Zeit in halb erbitterter, halb beschämter Aufregung hielten; allmählich aber ward man doch auch hier wieder Meister: Ströme von Geld verschlang dieser Krieg; aber man fand die Mittel, sie sich zu verschaffen.

Bei der Stellung, die der Papst, Gebieter von Florenz, Meister von Siena, überhaupt genommen, bei den guten Verbindungen, in denen er mit den Mächten von Europa stand, den Aussichten, die sein Haus auf das übrige Italien gefaßt, kam ihm alles darauf an, einer verschwenderischen Verwaltung, die sich nichts versagte, zum Trotz bei Kasse zu sein. So oft wie möglich suchte er außerordentliche Einkünfte von der Kirche zu ziehen.

Das Laterankonzilium ward noch unmittelbar vor seinem Schlusse (15. März 1517) bewogen, dem Papst einen Zehnten von den Kirchengütern in der gesamten Christenheit zu bewilligen. In demselben Momente durchzogen bereits drei verschiedene Ablaßkommissionen Deutschland und die nördlichen Reiche.

Wohl geschah das nun unter anderem Vorwand: der Zehnte, hieß es, solle zu einem baldigen Türkenkriege, der Ertrag des Ablasses zum Bau von St. Peter, wo die Gebeine der Märtyrer dem Ungestüm der Witterung preisgegeben seien, verwendet werden. Allein man glaubte diesem Vorgeben nicht mehr.

So gefügig auch das Laterankonzilium dem Papste war, so machte doch eine überaus starke Minorität — nur mit zwei oder drei Stimmen ging der Antrag durch — gegen jenen Zehnten die Einwendung, daß ja fürs erste noch an keinen Türkenkrieg zu denken sei. Wer konnte eifriger katholisch sein als Kardinal Ximenes, der damals Spanien verwaltete! Aber schon 1513 hatte er sich dem Ablaß widersetzt, den man auch in Spanien ausbieten wollte; jetzt beteuerte er dem Papst seine Ergebenheit aufs neue in den stärksten Ausdrücken; was aber den Zehnten anbetraf, so fügte er hinzu, man müsse erst sehen, wozu er wirklich verwendet werde.

Denn daran zweifelte kein vernünftiger Mann, daß alle diese Forderungen Finanzspekulationen seien. Es läßt sich wohl nicht eigentlich nachweisen, was man damals behauptet hat, der Ertrag des deutschen

Ablasses sei zum Teil der Schwester des Papstes, Magdalena, bestimmt gewesen. Die Sache ist aber ohnehin klar: Niemand kann leugnen, daß die kirchlichen Beisteuern auch der Familie des Papstes zugute kamen. Es liegt uns eine Quittung vor von Lorenzo, dem Neffen des Papstes, an den König von Frankreich, für 100 000 Lires, die ihm derselbe für seine Dienste geschenkt habe. Darin heißt es ausdrücklich, daß diese Summe dem Könige von dem Zehnten zugute kommen soll, den das Konzilium dem Papste zu dem Türkenzuge bewilligt hatte. Das war doch ganz ebenso gut, als ob der Papst das Geld seinem Neffen gegeben hätte, ja vielleicht noch schlimmer: er schenkte es ihm, ehe es noch eingekommen war.

Da lag nun das einzige Mittel, sich diesen Auflagen entgegenzusetzen, in den Staatsgewalten, die sich soeben konsolidierten, wie wir es an Ximenes in Spanien sehen, wie man auch in England nicht so bald von dem Beschlusse des Konziliums gehört haben konnte, als man die päpstlichen Einnehmer schwören ließ, weder Geld noch Wechsel nach Rom zu schicken.

Wer aber wäre imstande gewesen, in dieser Beziehung Deutschland zu vertreten? Ein Regiment gab es nicht mehr, der Kaiser war durch seine schwankenden politischen Verhältnisse, namentlich zu Frankreich, genötigt, ein gutes Vernehmen mit dem Papst aufrechtzuerhalten. Einer der angesehensten deutschen Reichsfürsten, der Erzkanzler von Germanien, Kurfürst Albrecht von Mainz, geborner Markgraf von Brandenburg, war so stark in das Interesse gezogen als möglich; ein Teil des Ertrages war für seinen eigenen Vorteil bestimmt.

Von den drei Kommissionen nämlich, in welche die deutschen Gebiete geteilt waren, umfaßte die eine, welche ein Mitglied der römischen Prälatur, Arcimboldo, verwaltete, den größten Teil der ober- und niederdeutschen Diözesen; die andere, welche nur Österreich und die Schweiz begriff, fiel den Unterbeamten des Franziskanergenerals Christoph Numai von Forli anheim; die dritte hatte der Kurfürst von Mainz selbst übernommen, in seinen eigenen großen erzbischöflichen Provinzen, Mainz und Magdeburg, und zwar auf folgende Veranlassung.

Wir erinnern uns, welche Kosten die so oft wiederkehrenden Vakanzen dem Erzstift Mainz verursacht hatten. Im Jahre 1514 wählte das Kapitel den Markgrafen Albrecht auch deshalb, weil er dem Stifte mit den Kosten des Palliums nicht beschwerlich zu werden versprach. Allein auch er wäre nicht fähig gewesen, sie aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Man traf die Auskunft: daß er zur Befriedigung des römischen Hofes 30 000 Gulden bei dem Hause der Fugger in Augsburg aufnahm und, um diese zurückzahlen zu können, sich die Hälfte der aufkommenden Ablaßgelder in seinen Provinzen vorbehielt. Dieses finanzielle Bedürfnis wurde ganz offen

zur Schau getragen. Agenten des Handelshauses zogen mit den Ablaßpredigern umher; Albrecht hatte sie ermächtigt, jene Hälfte des Geldes sofort in Empfang zu nehmen, „in Bezahlung der Summe, die er ihnen schuldig sei". Die Taxe für die große Indulgenz erinnert an die Bestimmungen über die Auflage des gemeinen Pfennigs. Wir haben Tagebücher, in denen man die Ausgaben für die geistlichen Güter neben anderem weltlichen Ankauf in Rechnung bringt.

Und betrachten wir nun, welches die Güter waren, die man dergestalt erwarb.

Die große Indulgenz für alle, die zu dem angegebenen Zwecke der Vollendung der vatikanischen Basilika beisteuern würden, war Vergebung der Sünden, so daß man die Gnade Gottes wiedererlange und der im Fegefeuer zu leidenden Strafen überhoben werde. Außerdem aber waren auch noch drei andere Gnaden durch fernere Beiträge zu erwerben: das Recht, sich einen Beichtvater zu wählen, der in reservierten Fällen absolvieren, Gelübde, die man getan, in andere gute Werke verwandeln könne; Teilnahme an allen Gebeten, Fasten, Wallfahrten und den übrigen guten Werken, die in der streitenden Kirche erworben werden; endlich die Erlösung der Seelen der Verstorbenen aus dem Fegefeuer. Für die große Indulgenz war es notwendig, zugleich zu beichten und Reue zu fühlen; die drei übrigen konnten dagegen ohne Reue und Beichte bloß durch Geld erlangt werden. In diesem Sinn ist es, daß schon Kolumbus einmal den Wert des Goldes preist: „Wer es besitzt," sagt er gleichsam im Ernst, „vermag sogar die Seelen ins Paradies zu führen."

Überhaupt hätte sich die Vereinigung weltlicher Bestrebungen und geistlicher Omnipotenz, wie sie diese Epoche vorzugsweise bezeichnet, nicht schlagender darstellen können. Nicht ohne phantastische Großartigkeit ist jene Vorstellung, daß die Kirche eine Himmel und Erde, Lebendige und Tote umfassende Gemeinschaft bilde, in der alle Verschuldung der einzelnen aufgehoben werde durch das Verdienst und die Gnade der Gesamtheit. Welche Idee von der Gewalt und Würde eines Menschen liegt darin, daß man sich den Papst als denjenigen dachte, der diesen Schatz der Verdienste nach Belieben einem oder dem anderen zuwenden könne! Erst in den jüngsten Zeiten war die Lehre durchgedrungen, daß sich die Gewalt des Papstes auch auf den Mittelzustand, den man sich zwischen Himmel und Erde dachte, das Fegefeuer, erstrecke. Der Papst erscheint als der große Vermittler aller Bestrafung und Gnade. Und diese poetisch-erhabenste Idee von seiner Würde nun zog er in den Staub um einer elenden Geldzahlung willen, die er zu einem augenblicklichen Bedürfnis seines Staates oder seines Hauses verwandte. Marktschreierische Kommissare, welche gern berechneten, wieviel Geld sie schon dem päpstlichen

Stuhle verschafft, sich dabei eine bedeutende Quote vorbehalten hatten und sich gute Tage zu machen wußten, übertrieben ihre Befugnisse mit blasphemischer Beredsamkeit. Durch die Bedrohung aller Gegner mit furchtbaren Kirchenstrafen glaubten sie sich gegen jeden Angriff gewappnet.

Diesmal aber fand sich doch ein Mann, der es wagte, ihnen die Stirn zu bieten.

Indem sich Luther mit der innerlichsten Heilslehre durchdrungen und diese, wie in dem Kloster und an der Universität, so auch in der Pfarrgemeinde zu Wittenberg — ein eifriger Seelsorger — verbreitete, erschien in seiner Nähe eine so ganz entgegengesetzte Verkündigung, die mit der äußerlichsten Abfindung zufrieden war und sich dabei auf jene kirchlichen Theorien stützte, denen er mit Kollegen, Schülern und Freunden so ernstlich entgegentrat. In dem nahen Jüterbog sammelte sich die Menge um den Dominikaner Johann Tetzel, der von allen jenen Kommissaren wohl die schamloseste Zunge hatte. Mit Recht hat man dort an der altertümlichen Kirche Erinnerungen an diesen Handel aufbewahrt. Unter den Ablaßkäufern waren auch Leute aus Wittenberg: unmittelbar in seine Seelsorge sah sich Luther eingegriffen.

Unmöglich konnten sich so entschiedene Gegensätze so nahe berühren, ohne daß es zwischen ihnen zum Kampfe gekommen wäre.

An dem Vorabende des Allerheiligen-Tages, an welchem die Stiftskirche den Schatz des Ablasses, der an ihre Reliquien gebunden war, auszuteilen pflegte, 31. Oktober 1517, schlug Luther an die Türen derselben fünfundneunzig Streitsätze an, „eine Disputation zur Erklärung der Kraft des Ablasses".

Wir müssen uns erinnern, daß die Lehre von dem Schatze der Kirche, auf welche der Ablaß sich gründete, gleich von Anfang an als in Widerspruch stehend mit dem Sakrament der Schlüsselgewalt betrachtet worden war. Die Erteilung des Ablasses beruhte auf den überströmenden Verdiensten der Kirche: es war dazu nur von der einen Seite hinreichende Autorität, von der anderen ein Zeichen der Verbindung mit der Kirche, irgendeine Tätigkeit zu ihrer Ehre oder ihrem Nutzen erforderlich. Das Sakrament der Schlüssel dagegen gründet sich ausschließlich auf das Verdienst Christi: zur Absolution war von der einen Seite die priesterliche Weihe, von der anderen Reue und Buße notwendig. Dort ward das Maß der Gnade in das Belieben des Verteilers derselben gestellt; hier mußte es sich nach dem Verhältnis der Sünde und der Pönitenz richten.

In diesem Widerstreit hatte sich Thomas von Aquino für den Schatz der Kirche und die Gültigkeit der daher fließenden Indulgenzen erklärt: er lehrt ausdrücklich, daß kein Priester dazu nötig sei, ein bloßer Legat

sie austeilen könne, und zwar auch für eine weltliche Leistung, wofern dieselbe nur zu etwas Geistlichem diene. Seine Schule folgte ihm hierin nach.

Von demselben inneren Wettstreit nun ging nach dem Verlauf so langer Zeit auch Luther aus; aber er entschied sich für die andere Seite. Nicht daß er den Schatz der Kirche überhaupt geleugnet hätte; er behauptete jedoch, diese Lehre habe noch nicht hinreichende Klarheit, und worauf alles ankam, er bestritt das Recht des Papstes, ihn zu verteilen; denn nur eine innerliche Wirkung schrieb er dieser mysteriösen kirchlichen Gemeinschaft zu: an den guten Werken der Kirche habe ein jeder Anteil auch ohne Briefe des Papstes; auf das Fegefeuer erstrecke sich dessen Gewalt nur, insofern die Fürbitte der Kirche in seiner Hand sei; es frage sich aber erst, ob Gott dieselbe erhören wolle: — Indulgenzen irgendeiner Art zu geben, ohne Reue, sei geradezu unchristlich. Stück für Stück widerlegt er die in der Instruktion vorkommenden Berechtigungen der Ablaßverkäufer; dagegen sieht er den Grund der Indulgenz in dem Amte der Schlüssel. In diesem Amte, welches Christus dem heiligen Peter anvertraut habe, liege die entbindende Gewalt des römischen Papstes; auch sei es für alle Peinen und Gewissensfälle hinreichend; aber seiner Natur nach erstrecke es sich auf keine anderen als die Strafen der Genugtuung, die vermöge desselben aufgelegt worden; und dabei komme noch alles darauf an, ob der Mensch auch Reue empfinde, was er selbst nicht einmal entscheiden könne, geschweige ein anderer. Habe er sie, so falle ihm ohnehin die volle Vergebung zu; habe er sie nicht, so könne kein Ablaßbrief ihm etwas helfen: denn nicht an und für sich habe der Ablaß des Papstes Wert, sondern nur insofern, als er die göttliche Gnade bezeichne.

Ein Angriff, nicht von außen, wie man sieht, sondern aus der Mitte der scholastischen Begriffe, bei welchem die Grundidee des Papsttums, von der Stellvertretung Christi durch das Priestertum und vor allem durch die Nachfolger Petri, noch festgehalten, aber die Lehre von der Vereinigung aller Gewalt der Kirche in der Person des Papstes ebenso entschlossen bekämpft wird. Wenn man diese Sätze liest, sieht man, welch ein kühner, großartiger und fester Geist in Luther arbeitet. Die Gedanken sprühen ihm hervor, wie unter dem Hammerschlag die Funken.

Vergessen wir aber nicht, zu bemerken, daß, wie der Mißbrauch selbst zwei Seiten hatte, eine religiöse und eine politisch-finanzielle, so auch dem Widerstande von der religiösen Idee aus sich ein politisches Moment zugesellte.

Friedrich von Sachsen war mit dabeigewesen, als das Reichsregiment dem Kardinal Raimund 1501 für den Ablaß, der damals verkündigt ward, sehr beschränkende Bedingungen vorschrieb; er hatte in seinem Lande

das aufgekommene Geld selbst in seiner Hand behalten, mit dem Entschluß, es nur dann herauszugeben, wenn es zu einer Unternehmung gegen die Ungläubigen komme, die schon damals beabsichtigt ward; vergeblich hatte es später der Papst und auf des Papstes Konzession der Kaiser von ihm gefordert; Friedrich hielt es für das, was es war, für eine seinen Untertanen zur Last fallende Auflage; nachdem alle Aussichten sich zerschlagen, hatte er die Summe endlich für seine Universität angewendet. Auch jetzt war er nicht gemeint, eine Schatzung dieser Art zuzugeben. Sein Nachbar, Kurfürst Joachim von Brandenburg, ließ es sich wohl gefallen: er befahl seinen Ständen, weder Tetzeln noch dessen Unterkommissaren Hindernisse in den Weg zu legen, aber offenbar nur darum, weil seinem Bruder ein so großer Teil des Ertrages zugute kam. Eben deshalb aber widersetzte sich Kurfürst Friedrich nur um so mehr; er war ohnehin wegen der Erfurter Streitigkeiten mit dem Kurfürsten von Mainz gespannt: nicht aus dem Beutel der Sachsen sollte Albrecht sein Pallium bezahlen. Der Ablaßhandel zu Jüterbog, das Hinzulaufen seiner Untertanen war ihm aus finanziellen Rücksichten nicht minder widerwärtig, als Luthern aus geistlichen.

Nicht als ob die letzten von den ersten hervorgerufen worden wären! das könnte niemand behaupten, der die Sachen näher angesehen; die geistlichen Tendenzen sind vielmehr ursprünglicher, großartiger, selbständiger als die weltlichen, wiewohl auch diese hinwiederum in den deutschen Verhältnissen ihre eigentümliche Wurzel haben. Der Moment, von welchem das große Weltereignis ausgeht, ist die Koinzidenz von beiden.

Wie gesagt, es war niemand, der in Beziehung auf den finanziellen Nachteil Deutschland vertreten hätte. Den geistlichen Mißbrauch durchschauten Unzählige; aber niemand wagte, ihn beim Namen zu nennen, ihm offen entgegenzutreten. Da ward der Bund dieses Mönches mit diesem Fürsten geschlossen. Es war kein Vertrag abgeredet, sie hatten einander nie gesehen; allein ein natürliches Einverständnis verband sie. Der kühne Mönch griff den Feind an; der Fürst versprach ihm seine Hilfe nicht, er munterte ihn nicht auf: er ließ es nur geschehen.

Doch muß er sehr gut gefühlt haben, was die Sache zu bedeuten hatte, wenn es wahr ist, was man von einem Traum erzählt, den er auf seinem Schloß zu Schweinitz, wo er sich damals aufhielt, in der Nacht auf Allerheiligen, eben nachdem die Sätze angeschlagen waren, gehabt haben soll: er sah den Mönch, wie er ihm an der Schloßkapelle zu Wittenberg einige Sätze anschrieb mit so starker Schrift, daß man sie dort in Schweinitz lesen konnte; die Feder wuchs und wuchs; sie reichte bis nach Rom, sie berührte die dreifache Krone des Papstes und machte dieselbe wanken; indem Friedrich den Arm auszustrecken glaubte, um sie zu halten, erwachte er.

Es war aber dies Unternehmen wie ein gewaltiger Schlag, der Deutschland aufweckte. Daß doch noch ein Mann auftrat, der den Mut hatte, den gefährlichen Kampf zu beginnen, war eine allgemeine Genugtuung, befriedigte gleichsam das öffentliche Gewissen. Die lebendigsten Interessen knüpften sich daran: das der tieferen Frömmigkeit gegen die äußerlichste aller Sündenvergebungen, das der Literatur gegen die Ketzermeister, zu denen auch Tetzel gehörte, der sich verjüngenden Theologie wider das scholastische Dogma, welches allen diesen Mißbräuchen das Wort redete, der weltlichen Gewalt gegen die geistliche, deren Übergriffe sie zu beschränken suchte, endlich der Nation gegen die römischen Geldforderungen.

Aber alle diese Interessen hatten auch andere sich gegenüber: nicht viel minder lebendig als der Beifall mußte auch der Widerstand sein; eine ganze Anzahl natürlicher Gegner erhob sich.

Wie Wittenberg, so war einige Jahre später auch die Universität Frankfurt a. d. O. hauptsächlich von Leipzig ausgegangen, aber von der entgegengesetzten Partei. Entschlossene Widersacher aller Neuerungen hatten dort Stellen gefunden. Ein alter Gegner Pollichs, der mit ihm oft einen literarischen Strauß bestanden, Konrad Koch, genannt Wimpina, hatte sich dort einen ähnlichen Einfluß verschafft wie jener in Wittenberg. An Wimpina wandte sich jetzt Johann Tetzel und brachte mit seiner Hilfe — denn auch er wollte Doktor sein wie sein augustinischer Gegner — zweierlei Theses zustande, die einen, um sich zum Lizentiaten, die anderen, um sich zum Doktor zu disputieren, beide gegen Luther. In den ersten suchte er den Ablaß durch eine neue Distinktion zwischen genugtuender und heilender Strafe zu retten: zwar nicht die letzte, aber die erste könne der Papst erlassen. In dem zweiten erhebt er vor allem die Gewalt des Papstes, welcher die Auslegung der Schrift festzusetzen und über den Glauben allein zu entscheiden habe; zugleich erklärt er Luther, den er zwar nicht nennt, aber deutlich genug bezeichnet, für einen Ketzer, ja für einen hartnäckigen Ketzer. Das hallte nun von Kanzeln und Kathedern wider. Donnernd ließ sich Hochstraten vernehmen, daß ein Ketzer wie dieser den Tod verdiene; in einer als Handschrift verbreiteten Widerlegung sprach auch ein vermeinter Freund in Ingolstadt, Johann Eck, von böhmischem Gift. Luther blieb keinem die Antwort schuldig; bei jeder Streitschrift machte er sich neue Bahn. Schon spielten auch andere Fragen in den Streit, z. B. über die Legende der heiligen Anna, deren Richtigkeit von einem Freunde Luthers zu Zwickau bestritten, aber von den Leipziger Theologen hartnäckig festgehalten ward; die Wittenberger Ansichten über die aristotelische Philosophie und das Verdienst der Werke breiteten sich weiter aus; Luther selbst verfocht sie bei einer Zusammenkunft seines Ordens in Heidelberg, und wenn ihm die älteren Doktoren Widerstand leisteten, so trat

ihm dagegen eine Anzahl junger Leute bei. Die gesamte theologische Welt in Deutschland geriet in die lebhafteste Aufregung.

Schon ließ sich aber mitten durch den Lärm der deutschen Bewegung auch eine Stimme von Rom aus vernehmen. Der Meister des heiligen Palastes, ein Dominikaner, Silvester Mazolini von Prierio, ein Mann, der über die Notwendigkeit der Reue und die Sündhaftigkeit der Lüge sehr zweideutige, allzu nachsichtige Meinungen vorgetragen hat, aber dabei mit dem hartnäckigsten Eifer das Lehrsystem seines Ordens verteidigte, der in den Streitigkeiten Reuchlins der einzige gewesen war, welcher eine Entscheidung zu dessen Gunsten in der Kommission verhindert hatte, hielt sich für verpflichtet, gegen den neuen, noch viel gefährlicheren Gegner die Waffen selbst zu ergreifen. Er stand auf, wie er sagt, von dem Kommentar in primum secundae des heiligen Thomas, in dessen Abfassung er versenkt war, und verwendete einige Tage darauf, um sich dem Augustiner, der seinen Nacken wider den Römischen Stuhl erhoben, als einen Schild entgegenzuwerfen; er hielt ihn für hinreichend widerlegt, als er ihm die Aussprüche seines Meisters, des heiligen Thomas, entgegengestellt hatte. Es machte doch einen gewissen Eindruck auf Luther, als er sich von Rom aus angegriffen sah; so armselig und leicht zu widerlegen ihm die Schrift Silvesters vorkam, so hielt er doch diesmal an sich; die Kurie unmittelbar wünschte er nicht gegen sich zu haben. Indem er am 30. Mai eine Erklärung seiner Sätze an den Papst selbst einschickte, suchte er ihn über seine Stellung überhaupt zu verständigen. Er ging noch nicht so weit, sich rein und ausschließlich auf die Schrift zu berufen; er erklärte vielmehr, daß er sich den von der Kirche angenommenen Vätern, ja den päpstlichen Dekreten unterwerfe. Nur an Thomas von Aquino könne er sich nicht gebunden erachten, wie dessen Werke ja auch noch nicht von der Kirche gutgeheißen worden. „Ich kann irren,“ ruft er aus; „aber ein Ketzer werde ich nicht sein, wie sehr auch meine Feinde wüten und schnauben!“

Aber schon ließ sich die Sache in Rom höchst gefährlich an.

Der päpstliche Fiskal, Mario Perusco, derselbe, der sich soeben durch die Untersuchung gegen die verschworenen Kardinäle einen Namen verschafft, machte eine Klage gegen Luther anhängig; in dem Gericht, welches niedergesetzt wurde, war der nämliche Silvester, der dem Beklagten auf dem literarischen Gebiete den Fehdehandschuh hingeworfen, der einzige Theologe: da ließ sich in der Tat nicht viel Rücksicht erwarten.

Es ist wohl keine Frage, daß hierbei auch Einwirkungen von Deutschland her stattfanden. Kurfürst Albrecht, der es sogleich fühlte, daß der Wittembergische Angriff auch gegen ihn gerichtet war, hatte Tetzel an Wimpina gewiesen; in den Tetzelschen Sätzen war dann Friedrich zwar indirekt, aber um so bitterer angegriffen worden, als ein Fürst, welcher der ketzerischen

Bosheit widerstehen könne und es nicht tue, welcher die Ketzer ihrem rechten Richter vorenthalte. Wenigstens Tetzel hat versichert, daß der Kurfürst auch auf den Prozeß Einfluß gehabt habe. Persönliche und nachbarliche Irrungen wirkten gleich im ersten Beginn auf den Gang, den diese Sache nehmen sollte.

So stand es nun mit der geistlichen Gewalt in Deutschland. Noch ward an keinen Abfall von dem Papst gedacht, noch war er allgemein anerkannt; aber es erhob sich aus allen Tiefen der nationalen Kräfte Widerstand und Unwille gegen ihn; schon hatten seine geschworenen Verteidiger eine Niederlage erlitten, schon erbebte das dogmatische Gebäude, auf welchem seine Macht beruhte, in einigen seiner Grundfesten: das Bedürfnis der Nation, sich in sich selber zu einer gewissen Einheit abzuschließen, nahm eine Richtung gegen das Ansehen des römischen Hofes. Eine Opposition war entstanden, die noch unscheinbar aussah, aber an der Stimmung der Nation und in einem mächtigen Reichsfürsten einen starken Rückhalt fand.

Der Bauernkrieg

Die öffentliche Ordnung beruht immer auf zwei Momenten: einmal dem sicheren Bestehen der herrschenden Gewalten, sodann der Meinung, die, wenn nicht in jeder Einzelheit — denn das wäre weder zu wünschen noch auch möglich —, doch im allgemeinen das Bestehende billigt, damit übereinstimmt.

Zu jeder Zeit wird es Streitigkeiten über die Staatsverwaltung geben; solange dabei die Grundlage der allgemeinen Überzeugung unerschüttert bleibt, haben sie eine so große Gefahr nicht. Unaufhörlich schwanken die Meinungen, bilden sich weiter; solange ihnen eine starke öffentliche Macht zur Seite steht, die ja an der Entwickelung selber teilnehmen muß, ist keine gewaltsame Bewegung davon zu besorgen.

Sobald aber in demselben Augenblicke die konstituierten Mächte irre werden, schwanken, sich anfeinden, und Meinungen die Herrschaft erlangen, die sich dem Bestehenden in seinem Wesen entgegensetzen, dann treten die großen Gefahren ein.

Der erste Anblick zeigt, daß Deutschland jetzt in diesem Falle war.

Die Reichsregierung, die mit so vieler Mühe zustande gekommen und im allgemeinen das Vertrauen der Nation genoß, war gesprengt; was an deren Stelle getreten, war nur ein Name, ein Schatten. Der Kaiser war entfernt, und in den letzten Jahren waren seine Einwirkungen nur negativer Art gewesen: er hatte nur immer das Beschlossene verhindert. Zwischen den beiden Hierarchien, an deren Aufrichtung die vergangenen Jahrhunderte gearbeitet, der geistlichen und der weltlichen, zeigte sich ein tiefer, allgemeiner Zwiespalt. Das Verständnis der vorwaltenden Fürsten, worauf immer die Einheit des Reiches beruht hatte, war vernichtet. In den wichtigsten Angelegenheiten, die jemals vorgekommen, war die Aussicht verschwunden, es zu gemeinschaftlichen Maßregeln zu bringen.

Das brachte nun aber auf die allgemeine Stimmung der Nation eine große Rückwirkung hervor. Bisher hatte eine Art von Einverständnis, das keiner weiteren Bestimmung bedurfte, das sich von selbst ergab, zwischen den Tendenzen der Reichsregierung und der gemäßigten Haltung, welche Luther eingenommen, bestanden: eben dadurch hatte man die destruktiven Meinungen, die sich 1522 regten, überwinden, beseitigen können; jetzt aber, da sich keine Veränderung durch einen Reichsbeschluß

weiter erwarten ließ, konnte auch Luther seine überlegene Stellung nicht mehr behaupten, und die niedergekämpften Theorien brachen wieder hervor. In dem Gebiete seines Fürsten selbst, in dem kurfürstlichen Sachsen, hatten sie sich Freistätten verschafft.

In Orlamünde, einer von jenen dem Wittenberger Stifte zugunsten der Universität inkorporierten Pfarren, predigte Karlstadt. Er hatte sich hier, nicht eben auf das regelmäßigste, im Widerspruche mit den ordentlichen Kollatoren, kraft eines gewissen Anspruches, den er als Mitglied des Stiftes erhob, doch hauptsächlich durch die Wahl der Gemeinde in Besitz gesetzt und nun die Bilder beseitigt, den Gottesdienst auf seine eigene Hand eingerichtet, über die Lehre von der Kirche, namentlich auch über die Verbindlichkeit des mosaischen Gesetzes die wunderlichsten Ansichten verbreitet. Es kommt ein Mann vor, der auf Karlstadts Rat zwei Frauen zu nehmen begehrt. So durchaus vermischte dieser kühne und verworrene Geist das nationale und das religiöse Element des Alten Testamentes. Luther meinte, in kurzem werde man in Orlamünde die Beschneidung einführen. Er hielt es für notwendig, seinen Fürsten gegen Unternehmungen dieser Art ernstlich zu warnen.

Schon war auch Jakob Strauß zu Eisenach auf einen ähnlichen Abweg geraten. Er eiferte besonders wider die Sitte, Zinsen von einem Darlehen zu nehmen; indem er meinte, an die heidnischen Satzungen der Juristen sei man nicht gebunden, und dagegen die mosaische Einrichtung des Jubeljahres, „in welchem ein jeder wieder zugelassen werden soll zu seinen verkauften Erbgütern“, für ein noch immer gültiges Gebot Gottes erklärte, stellte er den gemeinsamen bürgerlichen Zustand in Frage.

Unfern von da hatte sich Thomas Münzer eine Kirche nach den Ideen, die einst in Zwickau und Wittenberg unterlegen waren, gegründet. Er ging nach wie vor von der innerlichen Offenbarung aus, der er allein Wert beilegte; aber noch entschiedener als früher predigte er die taboritische Doktrin, man müsse die Ungläubigen mit dem Schwerte ausrotten und ein Reich aus lauter Gläubigen aufrichten.

Es konnte schon an und für sich nicht anders sein, als daß diese Lehren in ganz Deutschland Anklang und Wiederholung fanden. Auch im Württembergischen predigte man den Bauern vom israelitischen Jubeljahre. „O lieber Mensch,“ sagte Dr. Mantel, „o armer frommer Mensch, wenn diese Jubeljahre kämen, das wären die rechten Jahre.“ Otto Brunfels, der sich bisher sehr gemäßigt ausgedrückt, ließ 1524 zu Straßburg eine Anzahl Sätze über den Zehnten erscheinen, in denen er denselben für eine Einrichtung des Alten Testaments erklärte, welche durch das Neue aufgehoben sei, und den Geistlichen alles Recht dazu absprach. In ähnlichem Sinne ließen sich Christoph Schappeler zu Memmingen, Jakob

Wehe zu Leipheim, Balthasar Hubmaier zu Waldshut, Johann Wolz auf den Dörfern bei Hall vernehmen. In Hof treffen wir noch einmal auf Nikolaus Storch, der auch da mit seinen Offenbarungen Glauben fand und zwölf Apostel um sich sammelte, die seine Lehre in Deutschland verbreiten sollten. Daß Münzer und Karlstadt, und zwar nicht ohne Zutun Luthers, endlich aus Sachsen entfernt wurden, trug zur Ausbreitung und Verstärkung dieser Bewegung ungemein bei. Sie wandten sich beide nach Oberdeutschland. Erst jetzt trat Karlstadt mit seiner Lehre vom Abendmahl unumwunden hervor; so unhaltbar die Auslegung sein mochte, die er selber vortrug, so mächtig und von unermeßlicher Wirksamkeit war doch die Anregung, die er damit gab. Münzer nahm seinen Weg über Nürnberg nach den schweizerischen Grenzen; wie um jenen die Gelehrten, so sammelten sich um diesen die Schwärmer, „die jungen Münzer", wie sie sich nannten: er bestärkte sie in der Verwerfung der Kindertaufe, was nun allmählich das Wahrzeichen der auf einen allgemeinen Umsturz sinnenden Partei wurde.

Zugleich mit dem Zerfall der herrschenden Gewalten erhob sich dergestalt eine allem Bestehenden entgegengesetzte Meinung, welche unabsehbare Möglichkeiten einer neuen Gestaltung der Dinge in der Ferne zeigte.

Da geschah denn das Unvermeidliche.

Wir erinnern uns, wie es seit mehr als dreißig Jahren in den Bauerschaften des Reiches gärte, wie manchen Versuch der Erhebung sie machten, welch ein mächtiger Widerwille gegen alle gesetzlichen Gewalten sich in ihnen regte. Ihre politischen Tendenzen waren aber von jeher, lange ehe man an die Kirchenreformation dachte, von einem religiösen Element durchdrungen. Es findet sich bei jenen Barfüßern in Eichstädt, dem Hause Behaim im Würzburgischen, den Bauern in Untergrumbach. Joß Fritz, der 1513 den Bundschuh zu Lehen im Breisgau erneuerte, ward durch den Pfarrer des Ortes in seinem Vorhaben bestärkt: denn dadurch werde die Gerechtigkeit einen Fürgang gewinnen; Gott wolle den Bundschuh, wie man aus der Schrift beweisen könne: es sei ein göttlich Ding darum. Der arme Kunz von Württemberg im Jahre 1514 erklärte, daß er der Gerechtigkeit und dem göttlichen Rechte einen Beistand tun wolle; unmittelbar nach einer Predigt eines sonst sehr rechtgläubigen ehemaligen Professors der katholischen Theologie, Dr. Gaislin, an den Ufern der Glems, hat sich dort der Aufruhr erhoben.

Es leuchtet ein, welche Nahrung Ideen dieser Art in den reformatorischen Bewegungen, durch welche die Autorität der Geistlichkeit so tief erschüttert ward, überhaupt finden mußten; aber nicht minder klar ist es, wie die evangelische Predigt, die an und für sich andere Gesichtspunkte verfolgte, von diesen schon vorher so mächtigen Regungen ergriffen werden

konnte; sie hat dieselben nicht erzeugt, sie ließ sich vielmehr selber von ihnen hinreißen. Denn nicht alle konnten die Geister unterscheiden wie Luther. Man lehrte wohl, weil alle eines Vaters Kinder und alle gleich mit dem Blute Christi erlöst seien, müsse es auch fortan keine Ungleichheit geben, weder des Reichtums noch des Standes. Mit den Klagen über die Mißbräuche der Geistlichkeit vereinigte man die alten Beschwerden über Fürsten und Herren, ihr Kriegführen, die strenge und nicht immer rechtliche Verwaltung ihrer Beamten, den Druck, unter welchem der Arme seufze, und behauptete endlich, daß, wenn die geistliche Gewalt antichristlich sei, es mit der weltlichen nicht besser stehe: des Heidentums und der Tyrannei klagte man sie an. „Es wird nicht mehr so gehn wie bisher," schließt eine dieser Schriften; „des Spiels ist zu viel; Bürger und Bauern sind dessen überdrüssig; alles ändert sich: Omnium rerum vicissitudo."

Die erste Bewegung trat in den nämlichen Gegenden ein, wo sich schon die meisten früheren Regungen gezeigt, dort, wo der Schwarzwald die Donauquellen von dem oberen Rheintale scheidet. Es kamen hier viele Umstände zusammen: die Nähe der Schweiz, mit der man in den mannigfaltigsten Verbindungen stand; die besondere Strenge, mit der die österreichische Regierung zu Ensisheim, jene Kommission zu Engen auch die unbescholtenen Prediger der neuen Lehre verfolgte; der Anteil, den der Graf von Sulz, oberster Regent zu Innsbruck, Erbhofrichter zu Rothweil, persönlich an diesen Maßregeln nahm, — wie denn auch die Grafen von Lupfen und Fürstenberg als besondere Feinde der Lutherischen und der Bauern bezeichnet wurden; — die Anwesenheit des Herzogs Ulrich von Württemberg auf Hohentwiel, der in diesen österreichisch gesinnten Edelleuten seine vornehmsten Feinde sah und alles gegen sie in Bewegung setzte; endlich wohl auch die Folgen eines Hagelschlages, der im Sommer 1524 die Hoffnungen der Ernte im Kletgau vernichtete. Der Aufruhr brach in der Stühlinger Landschaft, dem Gebiete des Grafen Sigismund von Lupfen, aus. Wenn es wahr ist, was die zeitgenössischen Chroniken versichern, daß der sonderbare Einfall der Gräfin von Lupfen, ihre Untertanen Schneckenhäuschen sammeln zu lassen, um Garn darauf zu winden, die Widersetzlichkeit derselben zunächst hervorrief, so traf wohl nie ein geringfügigerer, grillenhafterer Anlaß mit gewaltigeren Regungen zusammen. Am 24. August 1524 zog ein Stühlinger Bauer und Kriegsmann, Hans Müller von Bulgenbach, an der Spitze einer ansehnlichen Schar empörter Landleute unter schwarz-rot-weißer Fahne zur Kirchweih in Waldshut ein; aber bei weitem zu gering wäre ihm der Widerstand gegen einen einzelnen Grafen gewesen: er gab die Absicht kund, eine evangelische Brüderschaft zu errichten, um die Bauerschaften im Reiche deutscher Nation insgesamt freizumachen. Ein kleiner Beitrag, den die

Mitglieder zahlten, wurde für die Boten bestimmt, welche nach allen Seiten ausgehen und die Verbindung über die sämtlichen deutschen Gebiete verbreiten sollten. Nicht in ihm selbst werden diese Entwürfe entsprungen sein. Es waren die Gedanken des Thomas Münzer, der schon seit lange nach allen Seiten Verbindungen angeknüpft hatte und persönlich sich bald nach diesen Gegenden wandte. Ein paar Wochen hielt sich Münzer in Griesheim auf, dann durchzog er den Hegau, Kletgau — denn einen festen Sitz konnte er nicht finden — und predigte überall von der Befreiung Israels und der Aufrichtung eines himmlischen Reiches auf Erden. Nach und nach traten die Untertanen der Grafen von Werdenberg, Montfort, Sulz, des Abts von Reichenau, des Bischofs von Konstanz den Stühlingern bei. Die Sulzischen fragten vorher bei den Zürichern an, in deren Bürgerrechte ihr Herr stand, und obgleich diese, wie sie dem Grafen versicherten, den Aufruhr nicht billigten, so trugen sie doch kein Bedenken, die Duldung der evangelischen Predigt zur Bedingung des Gehorsams zu machen.

Es ist sehr der Mühe wert, den Gründen und Anlässen dieser Bewegungen in den einzelnen Gebieten genauer nachzuforschen, als bisher geschehen ist: die verschiedenen Momente, welche den Bauernaufruhr erzeugten, greifen hier am unterscheidbarsten ineinander. Eben hier gestalteten sie sich zu allgemeinen Ideen, die in ihrer Verknüpfung eine so ungemeine Kraft bewiesen haben, die Gemüter zu entzünden und zu fesseln. Vergebens riefen die bedrängten Herrschaften den schwäbischen Bund zu Hilfe. Den einen oder den anderen Haufen mochte dessen Einschreiten bewegen, sich unter guten Versprechungen nach Hause zu begeben; allein wo es zu einem ernstlichen Zusammentreffen kam, da behaupteten sich die Bauern. Den anrückenden Reisigen und Fußvölkern des Bundes unter Jakob von Landau gegenüber nahmen sie eine feste Stellung zwischen Ewatingen und Rietheim, aus der sie nicht vertrieben werden konnten. Um so weniger vermochte hierauf der Eifer wohlgesinnter Vermittler eine Vereinbarung zustande zu bringen. Die Bauern faßten ihre Beschwerden in sechzehn Artikeln zusammen, die sie keine Scheu hatten dem Reichsregiment zu Eßlingen vorzulegen. Wollten aber die Herren so im Ganzen nicht auf dieselben eingehen, so weigerten sich die Bauern, das Mindeste davon nachzulassen: hatten sie doch noch viel weiter reichende Entwürfe. Zu Ende des Jahres 1524, Anfang 1525, beherrschten sie das ganze Land. Die Herren und Beamten mußten zuletzt hinter den festen und von einer ergebenen Bürgerschaft verteidigten Mauern von Radolfzell ihr Heil suchen.

Indem aber hatten sich schon in weiteren Kreisen verwandte Bewegungen erhoben.

Nirgends mögen wohl die Beschwerden der Untertanen begründeter

gewesen sein als im Stift Kempten. Unaufhörlich erwarben oder bauten oder reisten die Äbte; unaufhörlich mußten die Untertanen steuern. Schon 1492 war hierüber ein Aufruhr ausgebrochen; aber er hatte zu keiner Abhilfe geführt. Fortwährend wurden die freien Bauern, die noch sehr zahlreich in dem Stifte saßen, zum Stande der Zinser, der Zinser zur Leibeigenschaft herabgedrückt, die Leibeigenen zu Verschreibungen, die ihren Zustand noch verschlimmerten, genötigt; lehenfreie Höfe wurden eingezogen, zehntfreie Güter dem Zehnten unterworfen, das Schirmgeld der Bauern auf das Zwanzigfache gesteigert; die Gerichte der Märkte, die Nutzungen der Landgemeinden zog man ein: zuweilen ist die geistliche Gewalt angewendet worden, um diese Anmaßungen durchzuführen. Kein Wunder, wenn im Jahre 1523, als ein neuer Abt, Sebastian von Breitenstein, eintrat, die Untertanen nur mit dem Vorbehalt huldigen wollten, daß er ihre Beschwerden abstelle. Und wirklich ließ er dies anfangs hoffen; aber die dreizehn Tagsatzungen, die darüber gehalten wurden, waren alle vergeblich. Der Abt rief zuletzt aus: er wolle es dabei lassen, wie er es gefunden; würden die Untertanen ihm nicht gehorchen, so solle Georg Frundsberg über sie kommen. Wahrhaftig, eine sehr unzeitige Übertreibung der geistlichen Herrschaftsrechte, eben als niemand mehr an den Grund derselben, die göttliche Autorität dieser Geistlichkeit glauben wollte. Hatte dergestalt der Abt auf Gewalt provoziert, so glaubten seine Untertanen auf Verteidigung denken zu dürfen. Am 23. Januar 1525 hielten die Gotteshausleute eine Zusammenkunft auf ihrer alten Malstätte zu der Luibas. Sie beschlossen, ihre Sache vor Richtern und Räten des Bundes rechtlich durchzusetzen, nötigenfalls aber auch die Sturmglocke anzuziehen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Schon sahen sie rings um sich her Verbündete. Ähnliche, wenn nicht gleiche Beschwerden, die Macht des Beispiels, die Aussicht auf Erfolg brachten über ganz Schwaben hin die Bauerschaften in Bewegung. Im Februar erhoben sich die Allgauer wider den Bischof von Augsburg unter dem Hauptmann Dietrich Hurlewagen von Lindau und traten mit den Gemeinden von Kempten in engen Bund. Am 27. Februar versammelten sich die beiden Landschaften zu gemeinschaftlicher Beratung an der Luibas. Wer in diesen Bezirken sich weigerte, ihnen beizutreten, dem ward ein Pfahl, wie die Walliser Matze, vor das Haus gesetzt, zum Zeichen, daß er ein öffentlicher Feind sei. Auf ihre Aufforderung gesellten sich ihnen die Seebauern zu, weit und breit an dem Bodensee und über das Gebirg hin nach Pfullendorf, unter Eitelhans von Theuringen, den seine Anhänger „als einen guten Gotteshauptmann rühmen, der die Hand getreulich über sie gehalten"; nirgends durfte die Glocke zum Gottesdienst angezogen werden: wenn man sie hörte, bedeutete es Sturm, und alles Volk eilte

auf den Sammelplatz bei Bermatingen. Ein dritter Haufe bildete sich um Ried aus den Untertanen des Abtes von Ochsenhausen, des Freiherrn von Waldburg und vieler anderer Herren und Städte; die Dörfer, die sich nicht anschließen wollten, wurden mit Verwüstung und Brand bedroht; das Volk an der Iller lief ihm zu; er hatte seinen Mittelpunkt um Baldringen.

So vereinigt und zu einer furchtbaren Macht angewachsen, legten nun die Bauerschaften ihre Beschwerden dem schwäbischen Bunde aufs neue vor. Im Laufe des März war in Ulm mit den drei Haufen noch einmal unterhandelt. War es aber nicht das Wesen des Bundes selbst, was jene Beschwerden veranlaßte? Waren es nicht die unaufhörlichen Kriege, deren Kosten auf die Untertanen umgelegt oder durch Erhöhung der alten Rechte beigetrieben wurden, der Rückhalt, den er den einzelnen Herren gab? Aus eben denen war er zusammengesetzt, gegen welche die Beschwerden erhoben worden. Da zeigte sich recht, welch ein Unglück es war, daß das Reichsregiment an Macht und Ansehen vor kurzem so unendlich verloren hatte. Wohl schickte es auch jetzt zwei seiner Mitglieder, Frieden zu gebieten und Versöhnung zu versuchen, und diese schlugen vor, ein Austragsgericht aufzustellen, dergestalt, daß jeder Teil einen Fürsten und drei Städte ernenne, vor denen die Beschwerden verhört, nach deren Gutachten sie abgestellt werden sollten. Allein das Regiment war bei weitem zu schwach, um auch nur so wenig eingreifenden Vorschlägen Gehör zu verschaffen. Eine kurze Zeit — Februar und März — hatte der Einfall des Herzogs von Württemberg in das schwäbische Gebiet den Bund beschäftigt. Was würde wohl geschehen sein, wenn die Eidgenossen, auf die sich dieser Fürst abermals verließ, jetzt, wie es doch ihr Vorteil zu sein schien, bei ihm ausgehalten hätten? Denn sehr gut hängt es zusammen, daß die Schweizer, gegen welche der schwäbische Bund ursprünglich mit gerichtet war, den Herzog unterstützten, der denselben angriff, und die Bauern, die sich gegen ihn empörten; — eben diese Gefahr hatte die Bundesräte vermocht, auf Unterhandlungen einzugehen. Aber auch diesmal überwogen andere Betrachtungen bei der Tagsatzung, und sie rief, als der Herzog bereits in die Vorstädte von Stuttgart gedrungen, ihre Leute mit allem Nachdruck von ihm ab; der Herzog mußte unverrichteterdinge zurückweichen. Hierdurch nun bekam der Bund freie Hand gegen die Bauern. Ohne weitere Rücksicht forderte er sie auf, erst die Waffen niederzulegen: dann wolle er mit ihnen unterhandeln. Da die Bauern viel zu weit gegangen, um sich dazu noch verstehen zu können, so trug der Bund, auf das beste gerüstet, wie er war, kein Bedenken, zur Gewalt zu schreiten. Da sollte er aber noch einmal einen ganz unerwarteten Widerstand finden. Abgesonderte Trupps waren leicht auseinander-

gesprengt, ein oder der andere kleine Ort bald überwältigt; — aber den größeren Haufen war damit nichts abgewonnen. So viel wenigstens hatte der Angriff des Herzogs den Bauern genützt, daß sie Zeit gewannen, sich zu großen Massen zu vereinigen, die selbst einem Kriegsanführer, wie Truchseß, Respekt einflößen konnten. Von vielen Leuten hatten nicht wenige die Waffen im Felde geführt. Reizte der Bund durch den Druck der Auflagen und der Religion die Bewegung auf, so hatte er auch die Untertanen in steten Kriegen wehrhaft gemacht. Eben dies Gefühl der Wehrhaftigkeit bildete ein wichtiges Moment zur Empörung. In den Fußvölkern des Bundes, die nicht selten mit diesen Bauern unter den nämlichen Fahnen gedient, regte sich ein natürliches Einverständnis mit ihnen. Und nun erst, nachdem die letzten Unterhandlungen sich zerschlagen, nahm der Aufruhr einen recht entschiedenen Charakter an. Die zwölf Artikel waren erschienen, und ein jeder erfuhr, was er zu erwarten, wofür er die Waffen zu ergreifen habe. Diese Artikel enthalten dreierlei Forderungen. Vor allem wird darin Freiheit der Jagd, des Fischfangs und der Holzung, Abstellung des Wildschadens in Anspruch genommen. Wie oft seit der Gründung des feudalistischen Staates haben die Bauern in allen Ländern Klagen über ihre Beschränkungen in dieser Hinsicht ausgesprochen! Schon im Jahre 997 in der Normandie finden wir sie. Ferner dringen die Artikel auf Abschaffung einiger neu aufgelegten Lasten, neuer Rechtssatzungen und Strafen, Wiederherstellung der hier und da eingezogenen Gemeindegüter, wie wir denn das Weiterumsichgreifen der Herrschaften soeben bemerkten. Endlich aber treten auch hier die geistlich reformierenden Bestrebungen ein; die Bauern wollen nicht mehr leibeigen sein: denn Christus habe auch sie mit seinem kostbaren Blute erlöst; sie wollen den kleinen Zehent nicht mehr zahlen, sondern nur den großen: denn diesen habe Gott im Alten Testamente festgesetzt; hauptsächlich fordern sie das Recht, ihre Prediger selbst zu wählen, um von ihnen in dem wahren Glauben unterwiesen zu werden, „ohne den sie nichts sein würden als Fleisch und Blut, und zu gar nichts nütze". Das Charakteristische der Artikel ist eine Vermischung geistlicher und weltlicher Forderungen, eine Herleitung der letzten aus den ersten, die allerdings dem Sinne Luthers, den reinen Tendenzen der Reform widerspricht, allein doch auch von den Ideen einer allgemeinen Umwälzung weit entfernt ist, eigentlich über das dem gemeinen Menschenverstande Naheliegende nicht hinausgeht. Was die politischen Forderungen an sich betrifft, so ist darin das Lokale und Besondere vor dem Gemeinsamen oder Allgemeingültigen zurückgetreten, wie das auch notwendig war, wenn verschiedene Haufen sich vereinigen sollten; der Verfasser der Artikel, wer es auch sein mag, hat dabei Einsicht und Talent gezeigt. Denn nur so war es möglich, daß dieselben allgemeinen Beifall finden, als das Manifest

der gesamten Bauernschaften betrachtet werden konnten. Dabei traten aber die weiterreichenden Forderungen keineswegs ganz zurück. Alles Volk des Schwarzwaldes, vom Wutachtal bis zum Dreisamtal, sammelte sich jetzt um jenen Hans Müller von Bulgenbach. Glänzend anzusehen, mit rotem Mantel und rotem Barett, an der Spitze seiner Anhänger, zog er von Flecken zu Flecken; auf einem mit Laub und Bändern geschmückten Wagen, einer Art von Carroccio, ward die Haupt- und Sturmfahne hinter ihm hergefahren. Ein Zierhold bot allenthalben die Gemeinden auf und verlas die zwölf Artikel. Aber schon blieb der Hauptmann dabei nicht stehen: er erklärte sie für das Wahrzeichen der evangelischen Verbrüderung, die er stiften wolle. Wer sie nicht annehme, den werde die Vereinigung in den weltlichen Bann erklären. Schon seien die Herren von den Schlössern, die Mönche und Pfaffen in Klöstern und Stiften mit diesem Banne belegt. Auch diese aber wolle man in die allgemeine Verbindung aufnehmen, wenn sie sich entschließen würden, in gewöhnlichen Häusern zu wohnen, wie andere Leute; dann wolle man ihnen alles gewähren, was ihnen aus göttlichem Rechte gebühre. Seine erste noch vage Idee von der evangelischen Brüderschaft bekam hierdurch einen sehr bestimmten Inhalt. Auf eine radikale Veränderung der öffentlichen Verhältnisse war es damit abgesehen.

Im Laufe des April 1525 ließ es sich an, als könne es wirklich am Ende zu einer solchen kommen.

Es ist sehr merkwürdig, daß, wie Münzer in Oberschwaben, auf eine ähnliche Weise Dr. Karlstadt, ein geborener Franke, in Franken an dem Ausbruch der Bewegung Anteil hatte. Von Straßburg verwiesen und zur Rückreise genötigt, aber hier allenthalben verfolgt, und zwar mit doppeltem Abscheu, da seine Zweifel an dem Sakrament ruchbar geworden, fand er endlich einen Zufluchtsort in Rothenburg an der Tauber, wo die Zustände seinen Tendenzen entsprachen. Die Bürgerschaft von den Zünften forderte eine Durchführung der nur eben begonnenen Kirchenveränderung, der sich die Geschlechter, die Erbaren, widersetzten, die ohnehin nicht mit vollem Rechte herrschten. Zur Seite stand den Zünften eine hier besonders kräftige, kriegsfertige Bauerschaft in der Landwehre, welche ebenfalls mit nicht ganz rechtmäßigen Auflagen heimgesucht worden war und die Freiheit des Evangeliums verlangte. Wie wir Karlstadt kennen, so mußte er diese Bestrebungen billigen. Von dem Rate bereits verbannt, aber von einigen mächtigen Mitgliedern desselben insgeheim zurückbehalten, erschien er plötzlich bei dem Marterbild am großen Gottesacker in seinem Bauernrock und weißen Filzhut und ermahnte die Landleute, von ihrem Vorhaben nicht abzulassen. Es versteht sich aber, daß die Bewegung bei den religiösen Neuerungen nicht stehenblieb. In der letzten Woche des März

erhoben sich Unruhen zuerst auf dem Lande, dann in der Stadt, in welchen hier ein Ausschuß aus den Zünften die öffentliche Gewalt an sich riß, dort aber die Bauerngemeinden sich zu einer großen Genossenschaft verbanden, ihre Beschwerden, die zwar geistlich begründet, aber keineswegs rein geistlicher Natur waren, vortrugen und die Waffen ergriffen, um ihre Abstellung zu erzwingen. Und noch rascher als in Schwaben entwickelte sich in Franken die schon insgeheim vorbereitete Bewegung, es sei nun, daß jene von Hans Müller ausgesendeten Boten hier wirkliche Verabredungen zustande gebracht, oder daß das Beispiel der Nachbarn mißvergnügte Volkshäupter aufgereizt hatte. In einem Teile des Odenwaldes, genannt der Schüpfergrund, versammelten sich ein paar tausend Bauern, aufgeregt durch die zwölf Artikel, die ihnen zuhanden gekommen, und wählten den Wirt von Ballenburg, Georg Metzler, in dessen Hause sie die ersten Vorbereitungen getroffen, einen verwegenen Menschen, der im Saus und Braus eines vielbesuchten Wirtshauses seine Tage zugebracht, zu ihrem obersten Hauptmann. In Böckingen, in Mergentheim und an vielen anderen Orten wurden ähnliche Versammlungen gehalten. Man begann in der Regel damit, die Fasten zu brechen; ein Gelag ward veranstaltet, bei dem dann der Beredteste, Unzufriedenste das Wort nahm; die zwölf Artikel wurden hervorgezogen, gelesen und gebilligt; ein Anführer ward ernannt, die Sturmglocke gezogen: so brach der Aufruhr los, der fast allenthalben damit anfing, daß man sich eines Mehlvorrats, eines Weinkellers bemächtigte, oder einen herrschaftlichen Teich ausfischte. Auf den Pferdlein der Pfarrer sah man die neuen Hauptleute daherstolzieren. Wie leichtsinnig auch diese Anfänge aussahen, der Fortgang, den sie nahmen, war um so ernster. An den bestimmten Tagen vereinigten sich die Haufen von allen Seiten, nicht gerade an den Malstätten, sondern bei den Klöstern, die sie dem Verderben bestimmt, z. B. bei Schefterslheim, und schwuren einander zu, weder geistlichen noch weltlichen Fürsten fernerhin Steuer, Zins, Zoll oder Zehnt zu zahlen bis zum Austrag, in Zukunft wie Einen Gott, so nur Einen Herrn zu haben. Es ist, als führe eine geheime Leitung die Empörten nach einem bestimmten Ziele. Ihre Absicht war, sich zwar zunächst von den Herrschaften zu befreien, aber dann mit ihnen zu verbünden und eine gemeinschaftliche Richtung gegen die Geistlichkeit, vor allen gegen die geistlichen Fürsten zu nehmen. Zwei Haufen begaben sich ins Feld, um diese Sache mit Gewalt durchzusetzen, der eine, genannt der schwarze, von Rothenburg her unter Hans Kolbenschlag, der andere, der sich vorzugsweise den hellen nannte, vom Odenwald unter Georg Metzler. Die Herrschaften wurden genötigt, die zwölf Artikel anzunehmen, von welchen der Odenwalder Haufe eine besondere Erklärung erließ, in der er vor allem auf Abschaffung des Todfalls, des kleinen Zehnten und der Leib-

eigenschaft drang, — überhaupt nicht ohne die lokalen Modifikationen, die man nötig erachtete, und mit dem Vorbehalte weiterer Reformen. Und diesen Haufen stellte sich nun kein Bundesheer entgegen wie in Schwaben: niemand konnte ihnen widerstehen. Die Grafen von Hohenlohe und Löwenstein, der Komtur des Deutschen Ordens zu Mergentheim, der Junker von Rosenberg wurden nacheinander genötigt, die Bedingungen zu unterschreiben, die ihnen die Bauern machten, und sich der Reform, die sie einführen würden, im voraus zu unterwerfen. Die Grafen Georg und Albrecht von Hohenlohe bequemten sich, auf dem Grünbühl vor dem Heere der Bauern zu erscheinen: „Bruder Georg und Bruder Albrecht," rief ihnen ein Keßler von Oehringen zu, „kommt her und gelobt den Bauern, bei ihnen als Brüder zu halten; denn auch ihr seid nun nicht mehr Herren, sondern Bauern." Wehe denen, die sich widersetzten, wie Graf Helfenstein in Weinsberg! In den Bauern entzündete sich bei dem ersten Widerstande ihre angeborene Roheit zu dem wildesten, übermütigsten Blutdurst: sie schwuren, alles zu töten, was Sporen trage; als sie Helfensteins mächtig geworden, war es vergebens, daß sich seine Gemahlin, natürliche Tochter Kaiser Maximilians, ihren Knaben auf dem Arme, vor den Oberhäuptern niederwarf: man bildete eine Gasse, ein pfeifender Bauer schritt dem Schlachtopfer voran; unter Trompeten- und Schalmeienklang ward Helfenstein in die Spieße seiner Bauern gejagt. Da beugte sich jedermann: der ganze Adel vom Odenwald bis an die schwäbische Grenze nahm die Gesetze der Bauern an, die Winterstetten, Stettenfels, Zobel, Gemmingen, Frauenberg, die Grafen von Wertheim und Rheineck; die Hohenlohe gaben den Bauern jetzt auch ihr Geschütz. Um der Sache ein Ende zu machen, nahmen beide Haufen ihren Weg wider den mächtigsten Herrn in Frankenland, der den Titel des Herzogs daselbst führte, wider den Bischof von Würzburg. Sie hatten sich auf dem Zuge nicht allein bereichert und verstärkt, sondern auch mit namhaften Hauptleuten aus dem Ritterstande versehen. Die Anführung des Odenwalder Haufens hatte Götz von Berlichingen übernommen — zum Teil wohl, weil es gefährlich gewesen wäre, sich zu widersetzen, aber zugleich angezogen durch die kriegerische Tätigkeit, die sich ihm hier darbot, in der er nun einmal lebte und webte, zumal da sie gegen seine alten Feinde im schwäbischen Bunde gerichtet war —; den Rothenburger führte Florian Geier. Am 6. und 7. Mai erschienen sie von verschiedenen Seiten her vor Würzburg, freudig empfangen von den Bürgern der Stadt, welche sich jetzt zu reichsstädtischen Freiheiten zu erheben gedachten, und schwuren, einander nicht zu verlassen, bis der Frauenberg erobert sei, wo die letzte Kraft der Ritterschaft und des Fürstentums in Franken, die sich jetzt vereinigt hatte, versammelt war.

Und in diesem Augenblicke, Ende April, Anfang Mai 1525, war bereits

in ganz Oberdeutschland ein ähnlicher Zustand eingetreten. Allenthalben waren Bewegungen ausgebrochen und im Grunde auch überall siegreich geblieben.

Der Bischof von Speier hatte die Bedingungen der Bauern eingehen müssen; der Kurfürst von der Pfalz hatte sich in freiem Felde bei dem Dorfe Horst vor ihnen gestellt und ihnen Erledigung ihrer Beschwerden auf Grundlage der zwölf Artikel versprochen. Im Elsaß war selbst die Residenz des Bischofs, Zabern, in die Hände der Bauern gefallen; die Einwohner der kleinen Städte erklärten, sie hätten keine Spieße, um die Bauern zu stechen: deren Hauptleute, der Schlemmerhans und der Deckerhans, hatten einen Augenblick die Herrschaft. Da Markgraf Ernst von Baden die Bedingungen der Bauern nicht eingehen wollte, wurden seine Schlösser eingenommen, und er mußte flüchtig werden. Die Ritterschaft des Hegau ward in der Stadt Zell am Untersee von den Bauern eingeschlossen und belagert. Auch der gewaltige Truchseß, an der Spitze der schwäbischen Bundesvölker, mußte sich endlich zum Vertrage mit den Bauern von Allgau, See und Ried bequemen und ihnen eine Erledigung ihrer Beschwerden unter Vermittelung der Städte vor der Unterwerfung versprechen. Ein Glück, wenn die Bauern sich noch auf die Zukunft verweisen ließen. In Württemberg wollten sie von keinem Landtage mehr hören, sondern alles augenblicklich ihrer christlichen Vereinigung unterwerfen, die sich bereits über den größten Teil des Landes verbreitete: jeder Ort stellte eine bestimmte Anzahl ins Feld. Der Bischof von Bamberg, der Abt von Hersfeld, der Koadjutor von Fulda hatten sich zu geistlichen und weltlichen Konzessionen verstanden, der letztere mit besonders leichtem Sinne: schon ließ er sich als Fürst von der Buchen begrüßen; auch sein Bruder, der alte Graf Wilhelm von Henneberg, nahm den Bund der Bauern an und versprach, alles freizulassen, „was Gott der Allmächtige gefreiet in Christo seinem Sohn“. Vielleicht den kühnsten Versuch einer Umgestaltung aller Verhältnisse machten die Einwohner des Rheingaus. Noch einmal versammelten sie sich auf dem Grund und Boden ihrer uralten Malstatt, der Lützelaue, zu St. Bartholomä, und vereinigten sich, vor allem ihre alte Verfassung zurückzufordern, das Haingericht nach dem alten Rechte, die Herstellung des Gebickes, welches das Land in eine Art von Festung verwandelte, überdies aber eine gleichmäßige Herbeiziehung der weltlichen und geistlichen Herren zu den Lasten der Gemeinde, Verwendung der Klostergüter zum Nutzen der Landschaft; gelagert auf dem Wachholder bei Erbach, in offener Empörung, nötigten sie Statthalter, Dechant und Kapitel, ihre Forderung in der Tat zu bewilligen. Auch in Aschaffenburg mußte der Statthalter des Erzbischofs von Mainz die Bedingungen der Bauern eingehen.

Dergestalt war der ganze schwäbische und fränkische Stamm der deutschen Nation in einer Bewegung begriffen, die sich zu einer vollständigen Umkehr aller Verhältnisse anließ: schon nahm neben den Bauerschaften auch eine ganze Anzahl von Städten daran teil.

Zuerst gesellten sich die kleineren Städte zu ihnen, wie Leipheim und Günzburg an der Donau, die freilich dafür sehr bald gestraft wurden, die neun Odenwalder Städte im Mainzer Oberstift, die Städte im Breisgau, wo wohl hier oder da ein Stadtschreiber den Bauern selbst die Tore öffnete; sie hätten ohnehin nicht die Kraft gehabt, Widerstand zu leisten, und teilten die meisten Beschwerden der Bauern; die bambergischen faßten die kühne Idee, die benachbarten Edelleute zu nötigen, in ihre Ringmauern zu ziehen und Bürger zu werden; gegen fünfzig Schlösser sind gestürmt worden. Die Bürger von Kempten benutzten den günstigen Augenblick, mit dem Abt Sebastian, der sein Schloß Liebenthann an die Bauern hatte aufgeben müssen und in der Stadt Rettung suchte, einen längst beabsichtigten Vertrag über die Ablösung aller fürstlichen Rechte zu Ende zu bringen. — Dann wurden auch einige Reichsstädte zweiten und dritten Ranges in Güte oder mit Gewalt herbeigezogen, Heilbronn, Memmingen, Dünkelsbühl, Wimpfen; Rothenburg trat endlich in feierlicher Versammlung in der Pfarrkirche auf hundert und ein Jahr in den Bund der Bauern. Windsheim war nur durch die Abmachungen Nürnbergs zurückgehalten. Aber selbst in den größeren Städten regten sich ähnliche Bestrebungen. Mainz forderte die ihm nach dem letzten Aufruhr entrissenen reichsstädtischen Rechte zurück. Der Rat von Trier drang nicht allein auf eine Herbeiziehung der Geistlichen zu den bürgerlichen Lasten, sondern nahm sogar einen Anteil an den geistlichen Gefällen in Anspruch, die bei den Reliquien im Dome einkamen. In Frankfurt sah sich der Rat genötigt, die ihm von der Gemeinde vorgelegten Artikel von Wort zu Wort anzunehmen: zu seiner Entschuldigung führt er an, daß das auch in gar manchen anderen Reichsstädten geschehe. Man bemerkte, Straßburg nehme die Empörer als Bürger auf, Ulm unterstütze sie mit Waffen, Nürnberg mit Proviant. Schon findet sich ein Gelehrter, der die Meinung hegt, die Bewegung rühre fast noch mehr von den Städten her als von den Bauern: durch jüdische Emissäre habe man diese erst aufgereizt; der Sinn der Städte sei, sich der fürstlichen Gewalt überhaupt zu entziehen und zu leben wie Venedig oder die alten Republiken.

Wie wenig das auch Grund hatte — wir wissen sehr wohl, mit welchem Eifer manche Reichsstadt, z. B. Nürnberg, die beginnende Bewegung in ihrem eigenen Gebiete zu unterdrücken bemüht war; wir sehen, daß allenthalben die den bäuerischen entsprechenden städtischen Gärungen nur durch die Gelegenheit hervorgerufen werden —, so springt

doch in die Augen, wie stark und umfassend durch das Hinzutreten dieses zweiten Elementes die Empörung, die allgemeine Gefahr werden mußte.

Da ist nun überaus merkwürdig, welche Ideen in diesem Moment emporstiegen.

Die Bauern in Franken faßten Pläne zu einer Reformation des Reiches. So tief lag die Bestrebung, man möchte sagen, im Blute der Nation. Was die Fürsten auf so vielen Reichstagen vergebens versucht, was auch Sickingen drei Jahre früher mit den Rittern auf seine Weise auszuführen beabsichtigt hatte, das glaubten jetzt die Bauern durchsetzen zu können, natürlich in einem Sinne, der ihrer Erhebung überhaupt entsprach.

Man wollte vor allem versuchen, der in sich zügellosen Bewegung eine allgemeine Leitung zu geben. In Heilbronn sollte eine gemeinschaftliche Kanzlei für alle Haufen, eine Art von Regierung eingerichtet werden. Die Massen selbst sollten nach Hause an ihr Tagewerk gehen; nur ein Aufgebot sollte im Felde bleiben und es sein Geschäft sein lassen, die noch Unüberwundenen zur Annahme der zwölf Artikel zu nötigen.

Indem man dann weiter an eine definitive Einrichtung dachte, war die vornehmste Idee, die alles beherrschte, folgende. Die Bauern sollten von allen drückenden Gerechtsamen geistlicher und weltlicher Herrschaften befreit werden. Zu dem Ende wollte man zu einer allgemeinen Säkularisation der geistlichen Güter schreiten. Indem dadurch die geistlichen Herrschaften weggefallen wären, hätte man auch die Möglichkeit erhalten, die weltlichen zu entschädigen; denn nicht ohne Entschädigung wollte man die letzteren ihrer Rechte berauben. Die Masse der Güter war aber so groß, daß man damit auch noch alle öffentlichen Bedürfnisse des Reiches zu befriedigen hoffte. Alle Zölle sollten aufhören, alle Geleite; nur immer im zehnten Jahre sollte man eine Steuer zu bezahlen haben für den römischen Kaiser, dessen Schirm und Schutz in Zukunft allein herrschen würde, ohne alle andere Verpflichtung. Die Gerichte sollten nach einem umfassenden Grundsatz umgestaltet und popularisiert werden. Vierundsechzig Freigerichte sollten im Reiche bestehen, mit Beisitzern aus allen Ständen, auch aus den geringeren, sechzehn Landgerichte, vier Hofgerichte, ein Kammergericht, alle auf ähnliche Weise organisiert. Das Kammergericht sollte folgende Mitglieder haben: zwei von Fürsten, zwei von Grafen und Herren, zwei von der Ritterschaft, drei von den Reichsstädten, drei von den Fürstenstädten, vier von allen Kommunen im Reich. Gedanken, die schon öfter gefaßt waren, die z. B. schon in einer 1523 erschienenen Schrift „Notdurft deutscher Nation" ausgesprochen sind, jetzt aber von ein paar geschickten und kühnen Bauernanführern, Friedrich Weigant von Miltenberg und Wendel Hipler, früher hohenlohischem Kanzler, aufgenommen und ausgebildet wurden. Besonders die Doktoren des römischen Rechtes waren

den Bauern verhaßt: zu keinem Gericht sollten sie zugelassen werden; nur an den Universitäten wollte man sie dulden, um sich in dringenden Fällen Rats bei ihnen zu erholen. Auch übrigens sollten alle Stände auf ihre ursprüngliche Bestimmung zurückgeführt werden: die Geistlichen sollten nur die Hüter ihrer Gemeinde sein, Fürsten und Ritter sich den Schutz der Schwachen angelegen sein lassen und sich brüderlich halten, alle Kommunen eine Reformation nach göttlichem und natürlichem Recht erfahren; nur eine Münze sollte gelten; man wollte gleiches Maß und Gewicht einführen.

Ideen einer Umwälzung von Grund aus, wie sie erst in der Französischen Revolution wieder zum Vorschein gekommen sind.

Allein ohne Aussicht waren sie nicht. Jeden Moment breitete sich die Bewegung weiter aus. Sie hatte schon Hessen ergriffen und suchte von hier aus den sächsischen, von Oberschwaben den bayerischen Stamm, von Elsaß her Lothringen zu erreichen und zu überfluten. Übereinstimmende Regungen finden wir in Westfalen, z. B. in Münster, wo die Stadt ihrem Kapitel gegenüber die nämlichen Forderungen aufstellt, wie dort Trier, und der Bischof schon fürchtet, in kurzem das ganze Land von dem Sturm ergriffen zu sehen —, in den österreichischen Vorlanden, wo die Widerstrebenden in der Tat mit jener Acht der Bauern heimgesucht wurden, — in allen Alpengegenden; in Tirol sah sich Erzherzog Ferdinand genötigt, den Ausschüssen der zwei Stände von Inn und Wipptal in offenbarem Widerspruch mit den Regensburger Beschlüssen die Bewilligung zu machen, daß das Evangelium in Zukunft „lauter und klar, wie das der Text vermag", gepredigt werden solle; im Stifte Brixen stellte sich der Sekretär des Bischofs, Michael Geißmayr, an die Spitze des Aufruhrs; in Salzburg sammelten sich auf den Ruf der Sturmglocke die Bergknappen bei den Kirchen. Selbst bei Wien und Neustadt sprachen die Hauerknechte in den Weinbergen von einer Verbindung, die es ihnen möglich mache, binnen wenigen Stunden gegen zehntausend Mann ins Feld zu stellen.

Indessen war der Aufruhr auch in Thüringen losgebrochen und da in ein neues Stadium seiner Entwickelung getreten.

Es sollte fast scheinen, als hätten in Thüringen und am Harz Überlieferungen des flagellantischen Spiritualismus, dessen Spuren wir dort noch bis ans Ende des fünfzehnten Jahrhunderts begleiten, den Boden für die bäuerischen Unruhen vorbereitet. Wenigstens waren hier die Motive religiöser Schwärmerei noch stärker als die politischen. Jene Meinungen, welche Luther einst in Wittenberg besiegt, gegen deren Festsetzung in Thüringen er seinen Fürsten gewarnt hatte, fanden jetzt Gehör bei einer großen aufgeregten Population. Münzer war nach Thüringen zurückgekehrt; in Mühlhausen, wo, wie in Rothenburg, durch das Ein-

verständnis des Landvolkes und der geringeren Bürgerklasse eine Änderung der Verfassung und des Rates herbeigeführt worden war, hatte er Aufnahme gefunden und die Gärung in weiten Kreisen um sich her verbreitet. Er verachtete, wie wir wissen, das „gedichtete Evangelium", das Luther predigte, seinen „honigsüßen Christus", seine Lehre, daß der Widerchrist zerstört werden müsse durch das Wort allein, ohne Gewalt; er behauptete, das Unkraut müsse ausgerauft werden zur Zeit der Ernte; so habe Josua die Völker des gelobten Landes mit der Schärfe des Schwertes getroffen. Auch mit den Verträgen, welche die Bauern in Schwaben und Franken schlossen, war er unzufrieden. Viel weiter gingen seine Gedanken. Er fand es unmöglich, den Leuten die Wahrheit zu sagen, solange sie von den Fürsten regiert würden, unmöglich, zugleich Gott zu fürchten und die vernünftigen Regenten zu ehren. Der Auserwählte werde umschattet von dem Heiligen Geist, in der Furcht Gottes; aber man habe in der Christenheit die Gnadenlosen aufgenommen, die keine Furcht Gottes kennen; diese, die Fürsten, bete man öffentlich an. Gott habe die Fürsten und Herren der Welt in seinem Grimm gegeben; er werde sie in seiner Erbitterung wieder wegtun. Doch selbst die Aufhebung des Fürstentums genügt ihm noch nicht. Er erklärte es für unerträglich, daß alle Kreatur zum Eigentum gemacht worden sei, die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden; — auch die Kreatur müsse frei werden, wenn das reine Wort Gottes aufgehen solle. Alle Begriffe, auf denen der Staat beruht, stößt er um; nur die Offenbarung erkennt er an. „Aber ein neuer Daniel", sagt er, „muß sie auslegen und an der Spitze des Volkes einhergehen wie Mose." In Mühlhausen gelangte er zu dem Ansehen eines Herrn und Propheten. Er saß mit zu Rate: er sprach Recht nach der Offenbarung; unter seiner Leitung wurden die Klöster eingezogen, Geschütze gegossen von gewaltigem Kaliber, kriegerische Unternehmungen vollzogen. Erst wurden die Pfarren im Gebiete des Herzogs Georg überfallen; dann wurden mit Hilfe des empörten Volkes die Klöster gestürmt, wie am Harz Michelstein, Ilsenburg, Walkenried, so in der Güldnen Aue Kelbra, Donndorf, Roßleben, Memleben, alle anderen in der großen Thüringer Ebene bis hinan an den Wald; in Reinhardsbrunn wurden die Denkmale der alten Landgrafen verwüstet, die Bibliothek zerstört. Hierauf griff man, wie im Eichsfeld, so in Thüringen die Schlösser und Höfe der Herren an. Hier hören wir nicht von Bedingungen und Vertrag, von jener Aussicht auf eine künftige Reformation: es war auf das allgemeine erbarmungslose Verderben abgesehen. „Lieben Brüder," schrieb Münzer an die Bergleute zu Mansfeld, „laßt Euch nicht erbarmen, ob Euch Esau gute Worte gebe; sehet nicht an den Jammer der Gottlosen. Lasset Euer Schwert nicht kalt werden vom Blut; schmiedet Pinkepanke auf dem

Amboß Nimrod, werft ihm den Turm zu Boden, weil Ihr Tag habt." „Daß Du es wissest," schrieb er an Graf Ernst zu Heldrungen, „der allmächtige ewige Gott hat es geheißen, Dich mit der Macht, die uns gegeben, vom Stuhle zu stoßen. Als das Landvolk von Schwarzburg sich gegen den Grafen erhoben, auch hier einverstanden mit den kleinen Städten, und sich zu einem starken Haufen in Frankenhausen angesammelt, fürchtete Münzer nur den Abschluß eines Vertrages, Betrug, wie er sich ausdrückt, durch die Gerechtigkeit, und erhob sich in Person aus dem festen Mühlhausen, um das zu verhindern und das „Nest der Adler" anzugreifen. Aus der Apokalypse bewies er, daß die Gewalt dem gemeinen Volke gegeben werden solle. „Macht Euch mit uns an den Reigen," schrieb er an seine Freunde zu Erfurt, „den wollen wir gar eben treten; wir wollen es den Gotteslästerern bezahlen, wie sie der armen Christenheit mitgespielt haben." Er unterzeichnet sich: „Thomas Münzer mit dem Schwert Gideonis."

Eine gewaltige Stellung hatte Thomas Münzer doch, so sehr er auch ein Schwärmer war. Die spiritualistischen Meinungen früherer Jahrhunderte durchdrangen sich in ihm mit den Tendenzen geistlicher und weltlicher Reform, welche jetzt emporgekommen. Er bildete eine Meinung aus, welche sich an das gemeine Volk wandte, es zur Vernichtung aller bestehenden Ordnung aufforderte und die unbedingte Herrschaft eines Propheten vorbereitete. Rings umher, auf allen Bergen von Thüringen und Meißen, sammelten sich Volkshaufen, begierig nach einem ersten entschiedenen Erfolg seines Unternehmens, dem sie sich anzuschließen gesonnen waren. Über ganz Deutschland hätten dann die Fluten in dieser Richtung hingewogt.

So kam es endlich zutage, was sich schon lange angekündigt: nachdem die Gewalten, welche den deutschen Staat konstituierten, aneinander und unter sich selber irre geworden, erhoben sich die elementaren Kräfte, auf denen er beruhte. Aus dem Boden zuckten die Blitze auf; die Strömungen des öffentlichen Lebens wichen aus ihrem gewohnten Laufe; das Ungewitter der Tiefe, das man so lange brausen gehört, entlud sich gegen die oberen Regionen; es schien sich alles zu einer vollkommenen Umkehr anzulassen.

Treten wir diesem größten Naturereignis des deutschen Staates in seiner Totalität noch einmal näher, so können wir mehrere Stufen darin unterscheiden.

Der Ursprung desselben lag ohne Zweifel in der gerade in den letzten Jahren angewachsenen Bedrückung des Bauernstandes, der Auflegung neuer Lasten und zugleich in der Verfolgung der evangelischen Lehre, die mehr als früher oder später irgendein geistiges Element den gemeinen Mann in Deutschland ergriffen, zu selbsttätiger Teilnahme angeregt hatte.

Es hätte sich denken lassen, daß die Bauern dabei stehengeblieben wären, die willkürlichen Anforderungen zu verweigern und sich die Freiheit der Predigt zu verschaffen; damit würden sie noch keineswegs alle Macht der bestehenden Ordnung wider sich aufgerufen, sie würden sich vielleicht eine bedeutende Zukunft gesetzlichen Fortschrittes gesichert haben.

Ja, selbst noch mehr ließ sich erreichen. An so vielen Orten sehen wir Verträge schließen, in welchen die Herrschaften von ihren früher erworbenen Rechten die drückendsten aufgaben; es ließe sich denken, daß man dieselben von beiden Seiten beobachtet hätte und dadurch in ein rechtlich bestimmtes Verhältnis zueinander getreten wäre.

Allein es liegt nun einmal nicht in der Natur des Menschen, sich mit einem beschränkten Gewinn zu begnügen, und die siegreiche Menge wird niemals verstehen, innezuhalten. Es erwachte wohl hie und da eine verworrene Erinnerung an alte Gerechtsamen der Volksgemeinden, oder man fühlte sich nicht minder wehrhaft als die Ritter — wie denn der Aufruhr zugleich als ein Symptom des wieder aufkommenden Fußvolkes angesehen werden muß —; hauptsächlich aber Haß und Rachsucht, die sich lange angesammelt, fanden endlich Raum, sich zu entladen. Indem einige Oberhäupter sich vermaßen, in dem Reiche eine besondere Ordnung zu stiften, flutete die wilde Zerstörung von Schloß zu Schloß, von Kloster zu Kloster und bedrohte bereits die Städte, die sich nicht anschlossen; der Bauer meinte wohl, er dürfe nicht ruhen, bis es in Deutschland nichts weiter gebe als Bauernhäuser. Und mit dieser Wut traf nun der Fanatismus der schwärmerischen Predigt zusammen, der die Zerstörung rechtfertigte, sich berufen glaubte, Blut zu vergießen und nach der Eingebung des Momentes, die er für göttlich erklärte, ein neues himmlisches Reich aufzurichten. Wäre es gelungen, so würde alle ruhige Entwickelung nach den dem Geschlechte der Menschen nun einmal vorgeschriebenen Gesetzen am Ende gewesen sein. Glücklicherweise konnte es nicht gelingen. Zu seinem gigantischen Unternehmen war Münzer lange nicht Prophet noch Held genug. Dazu waren auch die bestehenden Zustände doch zu gut befestigt. In der reformatorischen Bewegung selbst war das stärkste und in sich wahrhaftigste Element ihm entgegen.

Luther hatte sich von Sickingen und den Rittern zu keinem politischen Unternehmen fortreißen lassen; auch die Bewegung der Bauern konnte ihn nicht anfechten. Anfangs, als sie noch unschuldiger aussah, redete er zum Frieden: er hielt den Fürsten und Herren ihre Gewalttätigkeiten vor; zugleich aber verdammte er doch den Aufruhr, der wider göttliches und evangelisches Recht laufe, den beiden Reichen, dem weltlichen und dem geistlichen, der deutschen Nation den Untergang drohe. Da sich nun aber diese Gefahr so rasch entwickelte, seine alten Gegner, „die Mord=

propheten und Rottengeister", in dem Tumult so mächtig hervortraten, da er wirklich fürchten mußte, die Bauern möchten obsiegen, was dann nichts als der Vorbote des Jüngsten Tages sein könne, brach sein voller Ingrimm los. Bei dem unermeßlichen Ansehen, das er genoß, was hätte es für Folgen haben müssen, wenn er sich zu ihnen geschlagen hätte! Aber er hielt fest an der Trennung des Geistlichen und Weltlichen, die einen der ersten Grundbegriffe all seines Denkens ausmacht, an der Lehre, daß das Evangelium die Seelen freimache, nicht Leib und Gut. Man hat in der Predigt den Ursprung des Aufruhrs sehen wollen; wir wissen, wie es darum stand; vielmehr bedachte sich Luther, wie drei Jahre früher, so auch jetzt keinen Augenblick, sich dem Sturm entgegenzuwerfen, die allgemeine Zerstörung, die er mit deutlicher Voraussicht kommen sah, an seinem Teile zu verhüten. Hundertmal, sagte er, solle ein frommer Christ den Tod leiden, ehe er ein Haar breit in die Sache der Bauern willige: die Obrigkeit solle kein Erbarmen haben; die Zeit des Zornes und des Schwertes sei gekommen; sie solle dareinschlagen, solange sie eine Ader regen könne, das sei die göttliche Pflicht, die ihr obliege. Wer in diesem Dienst umkomme, der sei ein Märtyrer Christi. So kühn er die eine Seite der bestehenden Ordnungen, die geistliche, angegriffen, so gewaltig hielt er an der anderen, der weltlichen, fest.

Da ermannten sich auch schon die weltlichen Gewalten selbst, in dieser größten Gefahr, die sie je bestanden.

Zuerst erhob sich eben der, der gegen Sickingen das Beste getan, der junge Philipp von Hessen. Gegen Ausgang April versammelte er seine Ritter und Getreuen von den Städten in Alsfeld; er verabschiedete mit ihnen, daß den Bauern keine neuen Lasten aufgelegt werden sollten; sie dagegen beteuerten ihm auf seine Frage mit aufgereckten Fingern, bei ihm leben und sterben zu wollen. Vor allem suchte er nun seine eigenen Grenzen zu schützen; er beruhigte Hersfeld und Fulda, und zwar nicht ohne Gewalttat, obwohl sie die Sage mythisch vergrößert hat; dann stieg er über das Gebirge nach Thüringen, um hier seinen sächsischen Vettern, mit denen er in alter Erbeinigung stand, zu Hilfe zu kommen.

Hier war in dem Augenblicke, als sich diese Stürme am heftigsten erhoben, der Kurfürst Friedrich gestorben. Wie kontrastiert mit der ungestümen Kampfeswut, welche Deutschland erfüllte, das stille Zimmer zu Lochau, wo Friedrich, gefaßt in seinen peinlichen Schmerzen, den Tod erwartete. „Ihr tut recht," sagte er zu seinem Prediger und Sekretär Spalatin, der sich nach langem Bedenken das Herz gefaßt hatte, sich bei ihm melden zu lassen, „daß Ihr zu mir kommt, denn Kranke soll man besuchen," ließ den niedrigen Sessel, auf dem er saß, an den Tisch rollen, legte seine Hand in die Hand dieses Vertrauten seiner letzten Jahre und

sprach noch einmal mit ihm von den Dingen der Welt, von dem Bauernaufruhr, von Dr. Luther und von seinem nahen Heimgang. Er war seinen armen Leuten immer ein milder Herr gewesen; auch jetzt ermahnte er seinen Bruder, vorsichtig und nachgiebig zu Werke zu gehen; vor der Gefahr, daß die Bauern Herren werden möchten, erschrak er nicht, so ernstlich er sie sich vorstellte: denn sei es nicht Gottes Wille, so werde es gewiß nicht geschehen. Diese Überzeugung, die ihn während der lutherischen Bewegungen geleitet und mutig erhalten hatte, erhob sich ihm mit doppelter Zuversicht in seinen letzten Momenten. Er hatte keinen Blutsverwandten um sich, niemanden als seine Diener. Bis hierher war der Gegensatz nicht gedrungen, der sonst allenthalben Herrschende und Dienende entzweite. „Lieben Kindlein," sagte der Fürst, „habe ich einen von euch beleidigt, so bitte ich ihn, mir es um Gottes willen zu vergeben; wir Fürsten tun den armen Leuten mancherlei, das nicht taugt." Es war nur von Gott die Rede, von dem frommen Gott, der die Sterbenden tröstet. Zum letzten Male strengte Friedrich das erlöschende Licht seiner Augen an, um eine Tröstung seines Spalatin zu lesen; dann empfing er von einem Geistlichen, den er liebte, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. In ihm war die neue Lehre, die unter seinem vorsichtigen Schirme gediehen, schon nicht mehr jene Weltmacht, die sich im Kampfe zu behaupten hat und eine neue Zukunft ankündigt; ihm war sie nur das wahrhaftige Evangelium, christliches Bewußtsein, Andacht und Trost der Seele. Der Mensch überläßt die Welt sich selber und zieht sich auf sein persönliches Verhältnis zu dem Unendlichen, zu Gott und der Ewigkeit zurück. So starb er, 5. Mai 1525. „Er war ein Kind des Friedens," sagte sein Arzt; „friedlich ist er verschieden."

Es war ein schwerer Regierungsantritt, der seines Nachfolgers, des nunmehrigen Kurfürsten Johann, mitten in dem gefährlichsten, wildesten Aufruhr. An Nachgiebigkeit war nicht mehr zu denken; zwischen Friedrich und Johann ist ein Verhältnis wie zwischen Luthers erster und zweiter Schrift, von Zweifel und gutem Rat zu entschiedener Feindseligkeit. Zur guten Stunde kam ihm Philipp von Hessen zu Hilfe; auch Herzog Georg und Herzog Heinrich erschienen im Felde; vier Fürsten mit ihren Reisigen zogen dem Bauernhaufen entgegen.

Münzer hatte an der Anhöhe über Frankenhausen eine Stellung genommen, wo man das lange Tal vor sich hin übersieht, gleich als wollte er ihnen predigen; aber zur Verteidigung bot sie ihm keinen Vorteil dar. Münzer zeigte eine völlige Unfähigkeit. Nicht einmal Pulver für seine mühsam gegossenen Stücke hatte er sich verschafft; seine Leute waren auf das elendeste bewaffnet; eine armselige Wagenburg hatten sie um sich her aufgerichtet. Der Prophet, der so viel von der Macht der Waffen

geredet, der alle Gottlosen mit der Schärfe des Schwertes vertilgen wollte, sah sich genötigt, auf ein Wunder zu zählen, dessen Ankündigung er in einem um die Mittagsstunde sich zeigenden farbigen Ringe um die Sonne erblickte; als das feindliche Geschütz zu spielen anfing, stimmten die Bauern ein geistliches Lied an; sie wurden völlig geschlagen und zum größten Teile umgebracht. Hierauf ergriff der Schrecken, der eine halbvollbrachte Missetat begleitet, das ganze Land. Alle Bauernhaufen liefen auseinander, alle Städte ergaben sich; auch Mühlhausen fiel, ohne eine rechte Verteidigung zu wagen. In dem Lager vor dieser Stadt, in dem Münzer eine Zeitlang geherrscht, ward er nun hingerichtet. Es war, als hätte ihn bis in die letzte Stunde ein wilder Dämon beherrscht. Als man ihn an die Unzähligen erinnerte, die er ins Verderben gebracht, in den Qualen der Tortur, schlug er ein Gelächter auf und sagte: „Sie haben es nicht anders haben wollen." Er besann sich nicht auf die Artikel des Glaubens, als er zum Tode geführt ward.

In diesem Momente bewegte sich der Angriff auch von allen anderen Seiten gegen die Haufen der Bauern daher.

Herzog Anton von Lothringen kam mit den Garnisonen aus der Champagne und Bourgogne und einigen Fähnlein deutscher Landsknechte und Reiter dem Landvogt Mörsperg im Elsaß zu Hilfe. Einige zerstreute Haufen vernichtete er im freien Felde; dann kapitulierten die in Zabern Versammelten; aber man gab ihnen Schuld, noch nachher sei ein Versuch von ihnen gemacht worden, die Landsknechte zum Übertritt zu bewegen; indem sie auszogen, am Morgen des 17. Mai, wurden sie angefallen und niedergemetzelt, an Zahl siebzehntausend.

Da war auch Württemberg wieder in die Hände des Bundes gefallen. Der Bundeshauptmann Truchseß, durch seinen Vertrag mit den Seebauern in seinem Rücken einigermaßen gesichert, hatte die württembergischen Empörer bei Sindelfingen erreicht, sie erst durch sein Feldgeschütz außer Fassung gebracht, dann mit seiner überlegenen, wohlgewappneten Reiterei zusammengehauen; hierauf hatte er Amt für Amt, Stadt für Stadt besetzt und zog nun gegen Franken. Hier kamen ihm die beiden anderen Fürsten, die gegen Sickingen gefochten, die Kurfürsten von Trier und der Pfalz, von Bruchsal her, das sie indes eingenommen hatten, entgegen. Zwischen Helspach und Neckarsulm, auf dem offenen Felde, vereinigten sich die beiden Heere am 29. Mai. Sie bildeten eine Masse von dritthalbtausend Mann zu Pferd und 8000 zu Fuß und nahmen nun vereint ihren Weg nach Franken.

Wie wichtig war es da, daß das Schloß von Würzburg jenen beiden gewaltigen Haufen der fränkischen Bauern noch immer Widerstand leistete! Anfangs hätte die Besatzung sich wohl bequemt, die zwölf Artikel an-

zunehmen: schon war sie von dem Bischof dazu ermächtigt; und ein Teil der Bauern wollte darauf eingehen, er wollte seinen bedrängten Verbündeten von anderen Seiten Hilfe leisten können. Aber die Bürger von Würzburg mochten das Schloß, das ihnen einen Zaum anlege, nicht länger über sich dulden und bewirkten, daß der Besatzung die unannehmbarsten Bedingungen vorgelegt wurden. Hierauf entschloß sich diese zu männlichem Widerstand. Sebastian von Rotenhan, der bei dem Reichsregiment dem Fortgang der lutherischen Lehre so großen Vorschub geleistet, hatte die Festung mit allen Bedürfnissen, auch mit Pulvermühlen und Zugmühlen versehen, in den Gräben starke Zwerchzäune, um das Schloß den lichten Zaun aufgerichtet und die Besatzung zu dem Versprechen bewogen, das auch sie mit aufgehobenen Händen leistete, den Sturm redlich zu bestehen. Am 15. Mai, dem Tage der Frankenhäuser Schlacht, abends um 9 Uhr, liefen die Bauern den Sturm an, unter Trommeten, Pfeifen und lautem Geschreie, mit fliegenden Fahnen. Von dem Schloß antwortete man ihnen mit Pechringen, Schwefelringen, Pulverblitzen und unaufhörlichem Schießen aus allen Schießluken der Mauern und Türme. Prächtig und stolz nahm sich das einsame Schloß aus unter dem Leuchten dieses mannigfaltigen Feuers, durch das es den wilden Feind abwehrte, der Frankenland bezwungen und Deutschland gefährdete. Das Geschütz entschied auch hier den Sieg, wie bei Frankenhausen und bei Sindelfingen. Zwei Uhr nach Mitternacht wichen die Bauern zurück.

An eine Erneuerung ihres Angriffs war nicht zu denken. Von allen Seiten trafen die Nachrichten von den Niederlagen ihrer Freunde ein; von Moment zu Moment wälzte sich die Gefahr gegen sie selber drohender heran.

Einen Augenblick versuchten sie noch durch Unterhandlung sich zu schützen. Aufs neue boten sie jetzt der würzburgischen Besatzung die zwölf Artikel an; den heranrückenden Bundesobersten Truchseß luden sie ein, Tag und Ort zu einer vermittelnden Zusammenkunft zu bestimmen; durch ein allgemeines Ausschreiben an die Stände des Reiches suchten sie die empfehlenswerte Seite ihrer Absichten hervorzukehren; die fränkischen Stände insbesondere forderten sie auf, Abgeordnete nach Schweinfurt zu senden, um gemeinschaftlich „über die Aufrichtung des Wortes Gottes, Friedens und Rechtens“ zu beratschlagen. Allein das war jetzt alles zu spät. Zutrauen hatten sie nie genossen; jetzt war auch das Glück von ihnen gewichen; sie mußten Herren in dem Felde bleiben oder unterliegen.

Ohne Verzug rückte das vereinigte Heer gegen sie heran: alle Ortschaften, die es berührte, ergaben sich ihm auf Gnade und Ungnade; am 2. Juni stieß es bei Königshofen auf den ersten Haufen der Bauern. Es war der Odenwälder; er hatte den Mut gehabt, dem siegreichen Feinde

entgegenzugehen. Allein er war bei weitem zu schwach, wohl nicht über 4000 Mann stark, und hatte überdies nur die schlechtesten Anstalten getroffen. Die Bauern versäumten, die Furten der Tauber zu besetzen; auf dem Mühlberge schlugen sie um ihr Gepäck her ihr Lager hinter einer Wagenburg auf: glücklich, wenn sie den Feind nur noch hier erwartet hätten! Indem sie aber, erschreckt durch die sich entwickelnde Übermacht desselben, einen nahen Wald zu gewinnen suchten, luden sie ihn zu augenblicklichem Angriff ein: die Reisigen fielen ihnen in die offene Flanke, die Fürsten selbst waren bei dem Einhauen. In einem Moment, ehe noch die Landsknechte angekommen, war der ganze Bauernhaufe zerstreut. Da hatte eine falsche Siegesnachricht auch den Rothenburger Haufen vermocht, seine Stellung bei Würzburg zu verlassen. Am 4. Juni fiel auch er im freien Felde, zwischen Sulzdorf und Ingolstadt, den Reisigen in die Hände und wurde völlig auseinandergesprengt. Beide Siege waren mit gräßlichen Metzeleien verknüpft. Ihrer sechshundert, die sich in einem festen Hause bei Ingolstadt zur Wehr gesetzt, wurden alle bis auf siebzehn niedergemacht.

Ein dritter Haufe, der mit den Thüringern in Verbindung gestanden, ward auf dem Bildberge über Meinungen, wo er eine starke Wagenburg um sich her aufgeschlagen, von Kurfürst Johann von Sachsen nach kurzem Kampfe geworfen und zerstreut. Der milde Fürst sicherte einem jeden das Leben, der sich seinem Schutz ergebe.

Wie die Thüringer, Elsässer, Württemberger, so waren nun auch die großen fränkischen Haufen, die ganz Deutschland zu reformieren gedacht, vernichtet; wie jene Provinzen, so ward jetzt auch Franken von den alten Herrschaften besetzt und gezüchtigt.

Am 7. Juni mußte sich Würzburg auf Gnade und Ungnade ergeben. Wie war den alten Herren vom Rate zu Mute, als sie, auf dem Markt versammelt, ihr graues Haar entblößt, die einrückenden Anführer des Bundesheeres begrüßten und ihnen Truchseß erklärte, sie seien alle meineidig und ehrlos geworden: ihr Leben sei verwirkt! In Würzburg allein wurden 60 Schuldige aus Stadt und Land hingerichtet. So bewegte sich das schwere Blutgericht durch das ganze Stift: man zählte 211 in aller Form Hingerichtete; alle Waffen mußten ausgeliefert, neue Pflichten geleistet, Brandschatzungen gezahlt werden; die alten Kirchengebräuche stellte man her. Indessen nahm Markgraf Kasimir von Brandenburg das übrige Franken ein, Bamberg, Schweinfurt, Rothenburg; nirgends war an eigentlichen Widerstand zu denken; dann suchte er die Widerspenstigen an seinen eigenen Landschaften heim.

Es war nun noch übrig, die Reste der Empörer, die sich am Oberrhein hielten, zu ersticken.

Den Mittelrheinischen begegnete das zurückziehende trierisch-pfälzische Heer bei Pfeddersheim; es ging wie bisher allenthalben: die Bauern wurden auseinandergejagt und niedergemacht; der kriegerische Erzbischof soll mehrere mit eigener Hand erlegt haben; hierauf unterwarfen sich die Landschaften. Auch die Rheingauer mußten ihre Waffen ausliefern und Brandschatzung zahlen. Mainz mußte auf die kaum wiedererworbenen Freiheiten Verzicht leisten; in Trier war man nun glücklich, daß man sich nicht ernstlich geregt hatte: alle Pläne, die man gefaßt, ließ man fallen.

Eine bei weitem schwerere Aufgabe hatte das große Heer des Bundes im oberen Schwaben. Da war der Aufruhr zuerst entsprungen, er hatte da seine tiefsten Wurzeln; noch war dort nie etwas Entscheidendes ausgerichtet worden. Die Allgauer waren jetzt wieder im Feld erschienen, hatten eine überaus feste Stellung auf den steilen Höhen, an denen die Luibas hinfließt, eingenommen: rechts waren sie durch die Iller, links durch den Wagecker Weiher gedeckt; eine nicht geringe Anzahl versuchter Landsknechte focht in ihren Reihen. Auch dem Geschütz des Bundesheeres wußten sie zu antworten und dachten noch einmal daran, sich selbst in Angriff zu werfen. Glücklicherweise kam der in so vielen Feldzügen erprobte Georg Frundsberg dem Truchseß noch zur rechten Zeit zu Hilfe. Es ist wohl sehr wahrscheinlich, daß Frundsberg auf einige Anführer der Bauern, seine alten Kriegskameraden und Untergebenen, persönlichen Einfluß ausgeübt hat. Die Zeitgenossen erzählen mit Bestimmtheit, daß er einen der obersten Anführer der Bauern, Walter Bach, geradezu mit Gelde bestochen und dieser hierauf verräterischerweise die Bauern zum Verlassen ihrer festen Stellung bewogen habe. Oder entschlossen sie sich vielleicht am meisten deshalb hierzu, weil es ihnen an Kriegsvorräten fehlte? Genug, sie trennten sich und zogen nach den Gebirgen. Truchseß eilte ihnen nach und fing an, ihre Dörfer und Höfe zu verbrennen. Zwar verbot ihm das der Bund, aber er lachte dieser Befehle; er, der Bauernjörg, verstand sein Handwerk besser: er wußte, daß dies das Mittel war, einen jeden an seine Heimat denken zu machen. Er hielt seine Truppen zusammen: sowie dann die einzelnen Rotten sich näherten, ward es ihm leicht, sie zu schlagen. So vollkommen Herr, wie bei Würzburg, ward er jedoch damit nicht. Dem größeren Haufen, der sich am Kolenberge beisammenhielt, mußte Georg Truchseß zuletzt einen Vertragsbrief gewähren, in dem eine Abstellung der lokalen Beschwerden der Bauernschaften versprochen ward. Dann erst legte der Haufe die Waffen nieder und lieferte die Rädelsführer aus.

In denselben Tagen jagte Graf Felix von Werdenberg die Bauern von Hegau, Kletgau, und so viele ihrer im Schwarzwalde noch übrig waren

— denn nicht wenige waren zur Ernte nach Hause gegangen —, bei Hilzingen auseinander und zwang sie, die Waffen niederzulegen.

So ward die große Bewegung gedämpft, welche dem deutschen Wesen eine vollständige Umkehr drohte. Mit allen jenen Plänen einer neuen Einrichtung des Reiches von unten her oder gar der schwärmerischen Umbildung der Welt unter der Leitung eines fanatischen Propheten war es nun auf immer vorbei.

Wo die Waffen entschieden hatten, galt das Kriegsrecht. Die grausamsten Exekutionen wurden vollzogen, harte Brandschatzungen eingefordert, hie und da wohl selbst noch drückendere Gesetze aufgelegt.

Nur da, wo es nicht so weit gekommen war, wo die Bauern nicht geradezu vernichtende Niederlagen erlitten hatten, sind ihnen, nachdem nun alle jene weitaussehenden Ideen von selbst beseitigt waren, einige Erleichterungen gewährt worden.

Der Graf von Sulz kam mit seinen Untertanen überein, einen Austrag ihrer Zwistigkeiten durch gemeinschaftliche Bevollmächtigte zu versuchen; Erzherzog Ferdinand bewilligte, einen Obmann dazu zu geben.

Für den Breisgau versprach dann Ferdinand in seinem eigenen Namen, daß von Amtleuten und Obrigkeiten in Hinsicht der Klagen der Untertanen gebührende Einsicht geschehen solle.

Die Beschwerden der Kemptener Untertanen gegen den Abt kamen doch zuletzt vor den Bund; nach langen und weitläufigen Unterhandlungen ward im Jahre 1526 ein festeres Rechtsverhältnis begründet.

In Oberösterreich litten die Stände nicht, daß den Untertanen eine Brandschatzung auferlegt würde.

In Tirol schritt man noch unter der Einwirkung der Unruhen zur Abfassung eines Gesetzbuches, in welchem den Untertanen alle Roboten, von denen nicht ein Herkommen von wenigstens 50 Jahren urkundlich nachgewiesen werde, sowie der kleine Feldzehend und gar manche andere Leistungen abgenommen, Fischerei und selbst Anteil an der Jagd verstattet wurden. Auch religiöse Konzessionen machte hier Erzherzog Ferdinand. Städte und Gerichte sollten befugt sein, ihre Geistlichen zu präsentieren; das Evangelium sollte nach dem Buchstaben gelehrt werden.

Salzburg war wohl das einzige Land, wo die Bauern gegen ein anrückendes geordnetes Heer sogar das Feld behauptet hatten. Als sie endlich vor der Macht des schwäbischen Bundes sich beugen mußten, erlangten sie doch fürs erste ausnehmend günstige Bedingungen.

Verhältnis zu Luther. Abendmahlsstreitigkeit

Es leuchtet ein, daß hier keine Wiederholung der Wittenberger Doktrinen zum Vorschein gekommen war. Wie die persönliche Entwickelung der beiden Reformatoren, so waren auch die Verhältnisse der öffentlichen Gewalt, an die sie sich anschlossen, und die Gegensätze, welche sie zu bekämpfen hatten, sehr verschieden. Auch in der Richtung der Ideen und der Auffassung der Lehre zeigten sich bei aller Analogie doch sehr bald wesentliche Abweichungen.

Der vornehmste Unterschied ist, daß Luther an dem bestehenden geistlichen Institut alles festhalten wollte, was nicht durch einen ausdrücklichen Spruch der Schrift widerlegt werde, Zwingli dagegen alles abzuschaffen entschlossen war, was sich nicht durch die Schrift beweisen lasse. Luther blieb auf dem gewonnenen Grund und Boden der lateinischen Kirche stehen: er wollte nur reinigen, die Lehre außer Widerspruch mit dem Evangelium setzen; Zwingli hielt dagegen für notwendig, die ersten einfachsten Zustände der christlichen Kirche soviel wie immer möglich herzustellen: er schritt zu einer totalen Umwandlung fort.

Wir wissen, wie weit Luther entfernt war, auf die Abschaffung der Bilder zu dringen: er begnügte sich, den Aberglauben zu bekämpfen, der sich daran geknüpft hatte. Zwingli dagegen betrachtete diesen Dienst schlechthin als Abgötterei und verdammte die Bilder selbst und an sich. Im Einverständnis mit ihm erklärte der Rat zu Pfingsten 1524, er wolle die Bilder abschaffen, er halte dies für ein göttliches Werk. Glücklich vermied man die Unordnungen, welche ein ähnliches Vorhaben an so manchen anderen Orten hervorgebracht hat. Die drei Leutpriester mit zwölf Ratsgliedern, einem aus jeder Zunft, begaben sich nach den Kirchen, um die Sache unter ihrer Aufsicht ausführen zu lassen. Die Kreuze bei den Fronaltären verschwanden. Die Bilder wurden von den Altären genommen, die Freskos an den Mauern abgepickt, die Tafeln weiß vertüncht. In den Landgemeinden hat man die köstlichsten Mauern hie und da wohl geradezu verbrannt, „Gott zu Lob und Ehre". Auch das Spiel der Orgeln fand keine Gnade, wegen der Superstition, die sich damit verbunden habe. Man wollte nur den ersten einfachen Dienst am Worte. In allen Kirchengebräuchen setzte man sich nun das nämliche Ziel. Es

ward eine neue Formel der Taufe aufgestellt, ohne alle die Zusätze, „welche in Gottes Wort nicht Grund haben". Dann schritt man zu einer Veränderung der Messe. Luther hatte sich mit Weglassung der auf die Lehre vom Opfer bezüglichen Worte, mit der Herstellung des Kelches begnügt. Zwingli richtete — Ostern 1525 — ein förmliches Liebesmahl ein. Die Kommunikanten saßen in einer besonderen Abteilung der Stühle, zwischen Chor und Durchgang, rechts die Männer, links die Frauen; das Brot wurde in breiten hölzernen Schüsseln herumgetragen; ein jeder brach sich einen Bissen ab; dann trug man den Wein in hölzernen Bechern umher. So glaubte man sich der ursprünglichen Einsetzung am meisten anzunähern.

Und hier kommen wir noch auf eine tiefer liegende Differenz, die nicht allein die Anwendung, sondern auch die Auffassung der Schrift eben in bezug auf diese wichtigste aller geistlichen Handlungen betraf.

Es ist bekannt, wie mannigfaltig dies Mysterium auch in früheren Zeiten aufgefaßt worden ist, namentlich vom neunten bis zum elften Jahrhundert, ehe die Lehre von der Transsubstantiation die Alleinherrschaft errang. Kein Wunder, wenn nun, nachdem dieser erschüttert worden, auch neue Verschiedenheiten der Auffassung erschienen.

Damals waren sie mehr spekulativer, jetzt der veränderten Richtung der Gelehrsamkeit gemäß, mehr exegetischer Art.

Bald nachdem Luther das Wunder der Transsubstantiation verworfen, regte sich in mehreren Köpfen zugleich die Idee, ob nicht überhaupt, auch abgesehen davon, sich den Einsetzungsworten eine andere Deutung geben lasse.

Luther selbst bekennt, eine Anwandlung nach dieser Seite hin gehabt zu haben; aber da von jeher in äußeren und inneren Kämpfen der Grundtext, dessen wörtlicher Verstand, seine allezeit siegreiche Waffe gewesen war, so gab er seine Zweifel auch jetzt unter den Wortlaut gefangen und blieb dabei, die reale Gegenwart zu behaupten, ohne das Wie weiter bestimmen zu wollen.

Nicht alle aber waren so zurückhaltend, dem Wortverstande so unterwürfig, wie Luther.

Zuerst wagte sich Karlstadt, als er im Jahre 1524 aus Sachsen flüchten mußte, mit einer neuen Erklärung hervor, die nun freilich exegetisch unhaltbar, ja abenteuerlich ausfiel, die er auch zuletzt selber wieder aufgegeben hat, bei deren näherer Begründung er aber auch einige Argumente von besserem Gehalt vorbrachte, und mit der er überhaupt der diesem Punkte schon zugewandten Richtung der Geister einen großen Anstoß gab.

Der bescheidene Okolampadius zu Basel, in dessen Kreise sich verwandte Ansichten geregt, fing an, sich zu schämen, daß er seine Zweifel so lange unterdrückte, Lehren gepredigt habe, von denen er nicht vollkommen

überzeugt gewesen, und faßte sich das Herz, den Sinn der geheimnisreichen Einsetzungsworte, wie er ihn verstand, nicht länger zu verleugnen.

Von einer anderen Seite kam der junge Bullinger an diese Frage. Er studierte die Akten des berengarischen Streites und urteilte, daß Berengar in jenem wichtigen Momente, wo die spätere Lehre sich festsetzte, Unrecht geschehen sei. Er glaubte Berengars Meinung schon bei Augustinus nachweisen zu können.

Die Hauptsache aber war, daß Zwingli das Wort ergriff. In dem Studium der Schrift, wie er es trieb, mehr im Ganzen, als stellenweise, und nicht ohne unaufhörlich auf das klassische Altertum zurückzukommen, hatte er die Überzeugung gefaßt, daß das Ist der Einsetzungsworte nichts anderes heiße, als „bedeutet". Schon in einem Briefe vom Juni 1523 äußert er, der wahre Verstand der Eucharistie könne erst dann begriffen werden, wenn man Brot und Wein im Nachtmahl nicht anders betrachte als das Wasser bei der Taufe. Indem er die Messe angriff, hatte er schon die Absicht gefaßt, darnach auch die Eucharistie, wie er sagt, sich selber zurückzugeben. Da nun Karlstadt mit einer sehr nahe verwandten Meinung hervortrat, die er jedoch nicht mehr zu erhärten vermochte, so glaubte Zwingli, nicht länger schweigen zu können. Zuerst in einem gedruckten Schreiben an einen Pfarrer in Reutlingen (November 1524), dann ausführlich in seiner Schrift von der wahren und falschen Religion trug er seine Erklärungsweise vor. So wenig er die Auslegung Karlstadts billigte, bediente er sich doch einiger Argumente, die derselbe gebraucht, z. B.: Christi Körper sei im Himmel und könne unmöglich auf Erden den Gläubigen so schlechthin, realiter, ausgeteilt werden. Hauptsächlich stützte er sich auf das sechste Kapitel im Evangelium St. Johannis, das ihm erst hierdurch volles Licht zu erlangen schien.

Welch ein Moment war der im Spätjahr 1524, in dem sich auf der einen Seite die Entzweiung zwischen einem katholischen und einem evangelischen Teile festsetzte und nun diese Meinung hervortrat, welche die Evangelischen wieder so gewaltsam trennen sollte!

Luther trug kein Bedenken, auch Zwingli für einen jener Schwärmer zu erklären, mit denen er so oft zu kämpfen gehabt; er nahm keine Rücksicht darauf, daß man in Zürich die Bilder unter öffentlicher Autorität abgeschafft und allerdings einen Punkt gefunden hatte, wo die weltliche Ordnung bestehen konnte, nur ein paar Schritte weiter von dem Hergebrachten als er; er hatte überhaupt von den schweizerischen Zuständen nur dunkle Begriffe. Mit großer Heftigkeit begann er den Krieg.

Es würde nun nicht hierher gehören, die Streitschriften aufzuführen, welche gewechselt, die Argumente, welche von beiden Seiten gebraucht worden: es sei dem Betrachtenden nur erlaubt, eine Bemerkung zu machen.

Unleugbar scheint mir, daß die Sache durch das lediglich exegetische Verfahren nicht auszumachen war.

Daß das Ist einen tropischen Sinn haben könne, ist an sich nicht in Abrede zu stellen und stellt auch Luther im Grunde nicht in Abrede. Er gibt es bei Ausdrücken zu wie: Christus ist ein Fels, ein Weinstock: „darum weil Christus nicht sein kann ein natürlicher Fels". Er leugnet nur, daß das Wort diesen Sinn im vorliegenden Falle habe, ihn haben müsse.

Dadurch springt nun weiter ins Auge, daß der Grund der Streitigkeit in einer allgemeinen Auffassung lag.

Zwingli hat gegen die Gültigkeit der wörtlichen Erklärung vor allem eingewendet, daß Christus ja selbst gesagt habe, „ich werde nicht bei Euch sein alle Tage", mithin auch im Abendmahl gar nicht gegenwärtig sein wolle; daß er sonst allenthalben sein müßte, eine lokale Allenthalbenheit sich aber nicht denken lasse. Luther, der eine angeborene Scheu hat, über den einfachen, klaren Wortsinn einer Stelle hinauszugehen, antwortet in der Regel, daß er sich an das untrügliche Wort halte, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei. Es ist aber wohl nicht denkbar, daß er dabei stehengeblieben wäre, hätte er sich nicht durch eine höhere Auffassung über jene Einwürfe erhoben gefühlt. Indem er weiter gedrängt wird, tritt er doch am Ende auch mit dieser hervor: es ist die Lehre von der Vereinigung der göttlichen und der menschlichen Natur in Christo. Er findet, diese Vereinigung sei noch viel enger als die zwischen Leib und Seele; auch durch den Tod habe sie nicht aufgelöst werden können; die Menschheit Christi sei durch ihre Vereinigung mit der Gottheit über das Reich des Natürlichen, außer und über alle Kreatur erhoben worden. Wir haben hier einen Fall, der auch sonst wohl eintritt, wo Luther, selbst ohne es zu wissen, auf die vor der Entwickelung der hierarchischen Alleinherrschaft und der Ausbildung ihres Systemes im Gang gewesenen Meinungen zurückkommt. Schon Johann Scotus Erigena, im neunten Jahrhundert, hat die Lehren vom Abendmahl und den zwei Naturen auf eine, wenn nicht völlig gleiche, doch sehr ähnliche Weise miteinander in Verbindung gebracht. Luthers Lehre ist nun, daß sich die Identität der göttlichen und der menschlichen Natur in dem Mysterium des Sakramentes darstelle. Der Leib Christi ist der ganze Christus, göttlicher Natur, über die Bedingungen der Kreatur erhaben und daher auch in dem Brote füglich mitteilbar. Die Einwendung, daß Christus gesagt, er werde nicht immer gegenwärtig sein, hebt er ohne Zweifel mit Recht durch die Bemerkung, daß Christus dort nur von seinem irdischen Dasein rede.

Es ist deutlich, warum Zwinglis Beweisführung nun weiter für Luther nichts Schlagendes hatte. Er konnte, wie er es liebte, bei dem Wortsinn bleiben, der ihm keinen Widerspruch darbot. Durch eine Auffassung, welche

die höchsten Mysterien der Religion berührt, wiewohl er sie mit einer ehrwürdigen Scheu, das Geheimnisvolle in den Streit des Tages zu ziehen, nur dann und wann hervorhob, war er seiner Sache sicher.

Überhaupt erscheint uns Luther hier in seinem eigensten Wesen.

Wir haben oft bemerkt, er weicht nur so viel von dem Herkömmlichen ab, als die Worte der Schrift ihn unbedingt nötigen. Etwas Neues aufzubringen, oder Bestehendes, das der Schrift nicht geradezu ungemäß, umzustürzen, wären Gedanken, die seine Seele nicht kennt. Er würde die ganze Entwickelung der lateinischen Kirche behaupten, wenn sie nur nicht durch fremdartige, dem echten Sinn des Evangeliums widersprechende spätere Bildungen verunstaltet wäre; er würde die Hierarchie selbst anerkennen, wofern sie ihm nur das Wort freiließe. Da das aber nicht sein kann, so hat er das Amt der Reinigung notgedrungen selber übernommen. Er hat sich — denn seine Seele lebt und webt in den kirchlichen Überlieferungen — nicht ohne die heftigsten inneren Stürme von dem Zufälligen, dem unbegründeten Zusatz freigemacht. Aber um so unerschütterlicher hält er nun auch an dem Mysterium fest, insofern es mit dem Wortsinn der Schrift übereinstimmt und dadurch bewährt wird. Er weiß es mit alle dem Tiefsinn aufzufassen, der ihm ursprünglich zugrunde gelegen; er ist empfänglich für die großartigste Mystik und davon ergriffen.

Es ist wahr, Luther fiel von der römischen Kirche ab, oder vielmehr er ward von ihr ausgestoßen und hat ihr mehr geschadet als ein anderer Mensch. Allein er verleugnet nie seinen Ursprung. Wenn wir die welthistorische Bewegung der Meinung und Lehre ins Auge fassen, so ist eben Luther das Organ, durch welches sich das lateinische Kirchenwesen zu einer freieren, minder hierarchischen, mit den ursprünglichen Tendenzen des Christentums wieder außer Widerspruch gesetzten Entwickelung umbildete.

Gestehen wir aber, daß seine Auffassung besonders in diesem Stück doch immer etwas Individuelles behielt, nicht einem jeden einleuchten konnte, wie denn auch sein Standpunkt keineswegs von allen geteilt wurde. Auch die tieferen und bedeutenderen Geister, die an der Tätigkeit des Jahrhunderts lebendigen Anteil nahmen, waren mit nichten alle so kirchlich gesinnt wie Luther. Wie Zwinglis Beweisführung Luther nicht überzeugen konnte, so ging die Auffassung Luthers an Zwingli vorüber, ohne auf ihn Eindruck zu machen.

Zwingli lebte, wie berührt, überhaupt nicht tief in dem Gefühl der allgemeinen Kirche, des Zusammenhanges mit den Doktrinen der verflossenen Jahrhunderte. Wir sahen schon, daß ihn, einen geborenen Republikaner, der Begriff der Gemeinde um vieles mehr beschäftigte, wie er denn auch jetzt bemüht war, seine zürcherische Gemeinde durch strengere

Kirchenzucht zusammenzuhalten. Er suchte die öffentlichen Verbrecher zu entfernen, hob die Asyle auf, ließ unzüchtige Dirnen und Ehebrecherinnen aus der Stadt schaffen. Mit den Gesichtspunkten, die ihm entsprangen, verband er nun ein freies, von aller hergebrachten Dogmatik absehendes Studium der Schrift. Irre ich nicht, so bewies er in der Tat für den Zusammenhang des ursprünglichen Gedankens derselben einen feinen und treffenden Sinn. Wie der Ritus bezeugt, den er einführte, sah er das Abendmahl als ein Mahl des Gedächtnisses und der Liebe an. Er hielt sich an das Wort Pauli, daß wir Ein Leib sind, weil wir von Einem Brote essen. Denn ein jeder, sagt er, bekenne sich dadurch zu der Gemeinschaft, die in Christo ihren Heiland erkenne, in der alle Christen Ein Leib seien: das sei die Gemeinschaft des Blutes Christi. Wenigstens er selbst wollte nicht Wort haben, daß er die Eucharistie für bloßes Brot halte. „Wenn Brot und Wein, die durch Gottes Gnade geheiligt sind, ausgeteilt werden, wird da", sagt er, „nicht der ganze Christus gleichsam fühlbar den Seinen dargeboten?" Es gereicht ihm zu besonderer Genugtuung, daß er durch diese Auffassung unmittelbar zu einer praktischen Wirkung gelangte. Denn wie sollte es nicht zu christlichem Leben und christlicher Liebe anleiten, wenn man wisse, daß man zu Einem Leibe gehöre? Der Unwürdige werde schuldig an Christi Leib und Blut. Er erlebte die Freude, zu sehen, daß sein Ritus und diese Ansicht zur Beilegung alter und verhärteter Feindschaften beitrugen.

Obgleich Zwingli gern das Übernatürliche hervorhebt, welches seine Auffassung noch darbot, so ist doch klar, daß dies nicht das Mysterium war, welches bisher den Mittelpunkt des Kultus in der lateinischen Kirche gebildet hatte. Man kann begreifen, welchen Eindruck es auf den gemeinen Mann machte, daß man ihm die sinnliche Gegenwart Christi entreißen wollte; es gehört ein gewisser Mut dazu, sich dazu zu entschließen; als das aber einmal geschehen, so zeigte sich, wie wenigstens Ökolampadius sagt, eine weit größere Empfänglichkeit dafür, als man hätte vermuten sollen. Auch dies ist auf der anderen Seite wohl zu erklären. Da man sich einmal im Abfalle von der römischen Kirche begriffen sah, so gewährte es eine gewisse Befriedigung des Selbstgefühls, welches sich dabei entwickelte, daß dies so vollständig wie möglich geschah, daß man in einen vollkommenen Gegensatz trat.

Luther war von dem römischen Hofe von dem ersten Augenblicke an mit großer Härte, Zwingli dagegen mit äußerster Schonung behandelt worden: noch im Jahre 1523 empfing er ein überaus gnädiges Breve Adrians VI., in welchem alle seine Neuerungen ignoriert wurden. Dessenungeachtet liegt am Tage, daß Zwingli dem bisherigen Kirchenwesen bei weitem schärfer und unversöhnlicher entgegentrat als Luther. Auf ihn

machten Dienst und Dogma, wie sie im Laufe der Jahrhunderte sich gebildet, ganz und gar keinen Eindruck mehr: Abwandlungen, die an sich unschädlich waren, an die sich aber der Mißbrauch geknüpft hatte, verwarf er mit so entschlossener Raschheit wie den Mißbrauch selbst; die ältesten Formen, in denen sich das christliche Prinzip zuerst ausgesprochen, suchte er herzustellen: gewiß auch nur Formen, nicht das Wesen, aber die doch, wie die nächsten, so auch die reinsten und angemessensten waren.

Luther war bei allem seinem Eifer gegen den Papst, bei aller seiner Abneigung gegen die weltliche Herrschaft der Hierarchie doch übrigens selbst in Lehre und Ritus soviel wie möglich konservativ, historisch gesinnt; er war tiefsinnig und von dem Mysterium durchdrungen; Zwingli war bei weitem durchgreifender im Verwerfen und Umbilden, den Bedürfnissen des täglichen Lebens zugewandt, nüchtern, verständig.

Wäre Luther mit seinen Schülern allein geblieben, so würde das reformierende Prinzip wohl sehr bald zur Stabilität gelangt sein, seine lebendig fortschreitende Kraft vielleicht bald eingebüßt haben. Daß Zwingli allein gewesen wäre, kann man sich so eigentlich nicht denken. Wäre aber eine Ansicht, wie die seine, ohne Luther emporgekommen, so würde die Kontinuation der kirchenhistorischen Entwickelung dadurch gewaltsam unterbrochen worden sein.

So war es, wenn wir uns zu diesem Gedanken erheben dürfen, von der göttlichen Vorsehung bestimmt, daß beide Auffassungen miteinander ihren Gang zu machen hatten. Sie waren nebeneinander, jede an ihrer Stelle, jede mit einer gewissen inneren Notwendigkeit entsprungen; sie gehörten zusammen, ergänzten sich wechselweise.

Aber seit den Zeiten der Inquisitionsgerichte, der festgesetzten intoleranten Herrschaft eines dogmatischen Systems war ein so starrer Begriff von Rechtgläubigkeit in die Welt gekommen, daß sich beide doch zunächst, ohne Rücksicht auf ihre gemeinschaftlichen Gegner, mit heftigem Eifer untereinander befehdeten.

Zwölf Bücher preußischer Geschichte



Gründung der Mark Brandenburg

Der Umkreis der deutschen Gebiete ist durch zwei große Kolonisationen aus dem inneren Germanien her bestimmt worden: die eine war nach dem Westen, die andere nach dem Osten gerichtet.

Durch die erste sind die den freien Völkerbewegungen alter Zeit entrissenen und großenteils romanisierten Landschaften am Rhein und an der Donau eingenommen und in deutsches Land verwandelt worden: eine Begebenheit, die mit dem Umsturz des römischen Reiches im Abendlande Hand in Hand geht. Die deutschen Stämme, welche die Kulturelemente der Landschaften, die sie besetzten, in sich aufnahmen und zu der allgemeinen Weltreligion im Christentum übertraten, brachten selbst die höchste Gewalt an sich. Das römisch-deutsche Kaisertum ward gegründet, eine Würde, in der sich politische und religiöse Momente vereinigten, beide von universeller und propagandistischer Natur. Im zehnten Jahrhundert gelangte ein kräftig emporstrebendes Geschlecht aus dem zuletzt in die Gemeinschaft gezogenen norddeutschen Stamme in den Besitz derselben.

Eben daran knüpfte sich nun die zweite Kolonisation, welche auf die bisher von der Teilnahme an der Kulturentwickelung ausgeschlossenen, von slawischen Völkern bewohnten Landschaften im Osten gerichtet wurde. Daß hierbei ein deutsch-nationaler Gegensatz gegen dieselben vorgewaltet habe, dürfte man nicht behaupten. Ein Kaiser von sächsischer Herkunft trug kein Bedenken, als die Polen das Christentum annahmen, zu dem Grabe seines Freundes Adalbert, der bei dem Versuch, die Preußen zu bekehren, umgekommen war, zu wallfahren und das Erzbistum Gnesen zu gründen, durch welches nicht allein die deutsche Hierarchie eingeschränkt, sondern auch bei den polnischen Fürsten ein Gefühl der Selbständigkeit erweckt wurde, welches ihre bereits eingeleitete Unterwerfung unter das Kaisertum zweifelhaft machte. Dagegen ist es unleugbar, daß bei der Ausbreitung des Christentums über die Landschaften zwischen Elbe und Oder der alte Stammesgegensatz zwischen Sachsen und Wenden hervortrat, und zwar in immer ansteigender Wirksamkeit, insofern als dadurch der Widerstand der Einheimischen geschärft wurde, was dann wieder die Gewaltsamkeit der Eindringenden verdoppelte. Schon Otto der Große

hat gehofft, durch energisches Zusammenwirken der Waffen und der Geistlichkeit das Land einzunehmen, zu siegen und die Besiegten zu vernichten. Das ging jedoch über seine Kräfte, wie es auch der Weltlage noch nicht entsprach. Wie wäre an eine Christianisierung dieses Landes zu denken gewesen, solange noch die Jomsvikingen an der pommerschen Küste durch ihre Heerfahrten und Seezüge, an denen auch die Wenden teilnahmen, den Skaldengesang belebten und der Odinstempel in Upsala den Mittelpunkt eines skandinavischen Reiches bildete? Noch stritt das nordische Heidentum mit dem angelsächsischen und irischen Christentum über den Besitz von Britannien; auch von den Küsten der Ostsee her unterstützte es die alteinheimischen Götterdienste des Binnenlandes.

Gegen das Ende des elften Jahrhunderts änderte sich das Verhältnis der Religionen. Es war der Erfolg der großen Dänenkriege in Britannien gewesen, daß das angelsächsische, besonders an Rom anschließende Christentum die Oberhand über die irischen Abweichungen sowohl als über das Heidentum behielt; durch englische Priester wurde das Christentum im Norden ausgebreitet. Die nordischen Könige suchten alsdann im Wendenlande die Heerscharen des Götzendienstes mit siegreichen Waffen heim. Diese hingen ihren Stammesgöttern unverbrüchlich an: zuweilen mußten die Deutschen mit den Wenden Verträge schließen, in denen diesen gestattet wurde, die Heeresfolge unter Vortragung ihrer Götzenbilder zu leisten. Doch konnte es damit nicht lange mehr dauern. Im Anfange des zwölften Jahrhunderts gelangte das Christentum in Polen und Rußland zur Herrschaft: von Polen her richtete sich ein christianisierender Einfluß nach dem Odergebiete. Die zum Kampfe gegen das Christentum ausgewanderten Normannen wurden dessen eifrigste Vorfechter in aller Welt. Das Heidentum hatte keinen welthistorischen Rückhalt mehr; es behauptete sich nur noch in isolierten und lokalen Bildungen.

Da wurde nun auch von Deutschland her infolge einer soeben sich vollziehenden inneren Veränderung der Kampf gegen die Wenden und Slawen mit größerem Nachdruck unternommen. Deren Widerstand war bisher dadurch befördert worden, daß die Kaiser aus dem salischen Hause, welches dem sächsischen gefolgt war, in den niederdeutschen Großen ihre Gegner sahen. Heinrich IV. fand in den slawischen Bevölkerungen eine Unterstützung, ohne welche er seinen Widersachern wahrscheinlich erlegen wäre. Religion und Kaisertum, die allgemeine Idee und die besondere Tendenz gingen in diesem Falle nicht mehr zusammen. Die für die Überwältigung bestimmten nördlichen und östlichen Marken hielten den nationalen und religiösen Gegensatz aufrecht, wenngleich ohne entscheidenden Erfolg oder Aussicht auf denselben, bis endlich wieder ein mächtiger Sachsenherzog auftrat, der Supplinburger Lothar, der den Krieg an

den Marken mit aller Energie wieder aufnahm. Neben ihm erschienen in gleichartiger Tätigkeit auf der einen Seite die Schauenburger, Westfalen von Herkunft, denen er Stormarn und Holstein verlieh, auf der anderen die Grafen von Ballenstedt, die von den Vorbergen des Harzes aus ein weites, meist durch Erbrecht ihnen zugefallenes Gebiet beherrschten. Bezeichnend für die Natur dieser Stellungen, in welchen der Kampf gegen die Slawen doch zugleich mit dem Gegensatz gegen das salische Kaisertum verbunden war, sind die Ereignisse vom Jahre 1115, von denen überhaupt eine Reihe entscheidender Begebenheiten ausgeht.

Der letzte Salier, Heinrich V., hielt das Kaisertum mit ebensoviel Gewaltsamkeit fest, wie er es ergriffen hatte. Das Papsttum war durch eine Eidesleistung gefesselt, die sächsischen und lothringischen Großen wurden durch eine stattliche Heeresmacht, die bisher immer siegreich geblieben war, im Zaum gehalten; da erfolgte die Schlacht am Welfesholze, in welcher der tapfere und kriegskundige Führer des kaiserlichen Heeres, Hoyer von Mansfeld, umkam und der Kaiser eine Niederlage erlitt, die seinen Eingriffen in die territorialen Verhältnisse von Thüringen und Sachsen ein Ziel setzte und die geistliche Opposition in aller ihrer Stärke erweckte. Mit diesem Siege der sächsischen Großen war nun aber ein anderer über ihre slawischen Nachbarn verbunden. Es ist nicht überliefert, daß der Kaiser sie aufgerufen hätte; aber sie ergriffen den Augenblick, wo die Deutschen untereinander schlugen, um sich gegen sie zu erheben. Und zwar geschah dies noch, ehe jene Schlacht geschlagen war. Es war das Werk des Grafen Otto aus dem Hause Ballenstedt, welcher ausgebreitete Güter in dem alten Schwabengau, in dem Harz, an der Wipper und Saale mit dem Besitz des wendischen Gaues Serimunt an der Mulde und Fuhne vereinigte. Dort hielt er das Gaugericht an der alten Burg Askania, hier an der Malstätte nahe bei Köthen. Hier eben war es, daß Graf Otto mit einer wenig ansehnlichen Gefolgschaft einen starken Haufen aus dem slawischen Stamme der Liutizen in dem Augenblick, in welchem sie sich zur Plünderung anschickten, überraschte und auseinanderwarf. In allen benachbarten sächsischen Gebieten atmete man auf, da man wie mit einem Schlage zugleich von dem kaiserlichen und dem wendischen Angriff befreit war. Man sah darin gleichsam ein göttliches Geschick.

Auf diesen Vorgang, der dem Hause Ballenstedt großen Glanz verlieh, gestützt und dadurch gehoben, begann der Sohn und Nachfolger Ottos, Albrecht, genannt der Bär, seine Laufbahn. Indem er den Kampf gegen Heinrich V. und dessen Anhänger fortsetzte, erwarb er den Besitz der Markgrafschaft Lausitz und wurde Meister des ganzen Gebietes, das bereits die mütterlichen Ahnherren seines Hauses besessen hatten. Da

geschah nun überdies, daß sein Verbündeter, der Herzog Lothar, den kaiserlichen Thron bestieg.

An sich war es ein großes Ereignis in der deutschen Geschichte, daß die höchste Gewalt wieder an einen norddeutschen Fürsten gelangte, der, hierin von seinen ekbertinischen Vorgängern abweichend, zugleich das Herzogtum in seiner Hand behielt.

Dadurch wurde der Widerstreit des lokalen Impulses und der allgemeinen Idee gehoben. Herzog und Kaiser zugleich, vereinigte Lothar die provinziale und nationale Autorität gegen die seit zwei Jahrhunderten unter mannigfachen Schwankungen der Macht und des Glückes vergebens bekämpften wendischen Nachbarn. Überdies trat er in das intimste Verhältnis mit dem Papsttum. In dem damals ausgebrochenen Schisma ergriff er die Partei Innocenz' II., welche als die kirchlichere erschien, und unternahm, denselben zurückzuführen. Die vollkommene Eintracht der päpstlichen Gewalt mit der kaiserlichen, in der sich wieder allgemeine und lokale Autorität vereinigten, bildete nun eine lang entbehrte Grundlage für die Durchführung des großen Unternehmens, für das die Weltverhältnisse überhaupt günstig lagen; doch gehörten dazu fähige und einverstandene Gehilfen. Bei einer streitigen Wahl im Erzbistum Magdeburg faßte Lothar den Entschluß, den eifrigsten Prediger, der das Geschäft seines Lebens sein ließ, in der Weltgeistlichkeit das Bewußtsein ihres Berufes, den sie vielfach aus dem Auge verlor, durch mönchische Disziplin zu erneuern: den Stifter der Prämonstratenser, Norbert, auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben. Dieser kam mit der Absicht, die kirchlichen Institute auf das strengste zu handhaben, die Rechte des Stiftes geltend zu machen und zugleich seine Pflichten zu erfüllen.

Dies war der geistliche Gehilfe des Kaisers, der weltliche der Graf Albrecht von Ballenstedt. Obgleich ihm Lothar jene im Widerspruch mit der kaiserlichen Autorität erworbene Markgrafschaft wieder entzog — hatte er doch an dem Zuge nach Italien Anteil genommen. Er gehörte mit zu den Fürsten, die den Gegenpapst in Rom verdammten. Den Diensten, die er leistete, entsprach die Belohnung, die er empfing: es war die Nordmark, die eben auf dem Zuge durch den plötzlichen Todesfall des jungen Besitzers (man nannte ihn die Blume Sachsens) erledigt worden war. Nach der Heimkehr von dem Kriegszuge wurde die Mark dem Grafen von Ballenstedt übertragen, wahrscheinlich auf sächsischer Erde, wo in Halberstadt die alten Kampfgenossen und verbündeten Fürsten wieder um ihren kaiserlichen Führer versammelt waren.

So wurde eine Kombination geschaffen, durch welche die Aktion gegen die Slawen eine verdoppelte Stärke erhielt. Das Erzbistum Magdeburg,

welchem von jeher Havelberg und Brandenburg untergeordnet waren, und die Markgrafschaft, der seit Otto dem Großen alte Rechte über die slawischen Gebiete in weiten Grenzen zustanden, machten gemeinschaftliche Sache, um die geistliche und weltliche Hoheit, deren sie im Laufe der Zeit verlustig gegangen waren, wiederherzustellen: der Erzbischof durch eifrige, streng disziplinierte Bekehrer, der Markgraf durch die Kriegsgenossenschaft, durch welche er die Mark aufrechterhielt und die er zu führen verstand; beide unter der Autorität eines Kaisers von gleicher Gesinnung, von dem sich die Würde des einen und des anderen herschrieb. Indem sich diese Kombination bildete, geschah nun zugleich, daß das Obotritenreich, dessen Macht sich bis an die Havel und Spree erstreckte, durch den Tod des Königs Heinrich im Jahre 1127 aufgelöst wurde. Er war selbst bereits bekehrt; aber eine Ausdehnung der Nordmark über sein Gebiet würde er niemals zugegeben haben. Nach seinem Tode konnte sich keine feste Ordnung wieder bilden. Wir finden unabhängige Häuptlinge, Witikind in Havelberg, Pribislaus, genannt Heinrich, in Brandenburg, welche die bisherige Widerstandskraft gegen die Deutschen nicht mehr besaßen.

Eine nahe Beziehung zu diesem Verhältnis hatte die Mission des Bischofs Otto von Bamberg, der mit Recht als der Apostel der Pommern gefeiert wird. Seine Wirksamkeit trug ohne Zweifel dazu bei, dem Heidentum den Boden zu entziehen; doch hütete er sich, in den dem Sprengel von Magdeburg angehörigen Gebieten, so nahe man es ihm legte, unmittelbar einzugreifen. An und für sich bestand ein Gegensatz der Tendenz zwischen Norbert und Otto; doch gelangte er nicht zu voller Wirkung, und nimmermehr hätte Norbert das Eingreifen eines anderen geduldet; auch von seinen Anordnungen gab er nichts auf, das den Übertritt leichter gemacht haben würde. Havelberg mußte mit Gewalt bezwungen werden; es wurde wieder verloren und durch Markgraf Albrecht nochmals erobert. Eine Urkunde vom Jahre 1137 ist vorhanden, nach welcher Albrecht die Gerechtsame der Markgrafschaft damals bereits an der Peene ausübte. Wenn nun aber die Strenge der Prämonstratenser hier und da abschreckend wirkte, so liegt es in der Natur der religiösen Gefühle, daß sie anderwärts auch eine Kraft der Anziehung ausübte. Es ist gewiß, daß jener Heinrich von Brandenburg durch die Anmahnungen der Prämonstratenser bewogen wurde, sich von dem Götzen Triglaff, der auf dem Harlunger Berge in altherkömmlicher Weise verehrt wurde, abzuwenden.

Man muß wohl sagen, daß das auch durch die allgemeine Lage befördert wurde. Der alte nationale Götzendienst fand weder vom Norden, noch vom Süden her Unterstützung; dort waren die Obotriten, hier die

Liutizen niedergeworfen. Sollte ein isolierter Stammeshäuptling daran mit Energie festhalten gegen einen Kaiser, der zugleich Sachsen beherrschte, dem sich auf der einen Seite eifrige Religiose, auf der anderen ein unternehmender Markgraf mit tapferen Kriegsgefährten anschloß? Darauf, daß der eine von den beiden Häuptlingen mit Gewalt unterworfen wurde, der andere freiwillig beitrat, beruht die Gründung der Mark Brandenburg. Die Überlieferung ist: Heinrich von Brandenburg sei von dem Markgrafen aus der Taufe gehoben worden und habe dann, bei der Taufe von dessen Sohne denselben Dienst erweisend, dem letzteren das Land Zauche sofort eingeräumt und den ersten als Erben in Brandenburg anerkannt. Eine spät aufgezeichnete Erzählung, die sich mit bekannten Tatsachen, z. B. dem Alter des jungen Markgrafen, nicht leicht vereinigen läßt und das Gepräge einer unverbürgten Tradition an der Stirn trägt. Man hat sie nicht selten ganz und gar verworfen; aber von einem gleichzeitigen glaubwürdigen Chronisten wird doch bezeugt, daß Markgraf Albrecht bei dem Tode Heinrichs als dessen Erbe eintreten konnte und eingetreten ist. Vermutlich war diese Bestimmung der Preis, um welchen Heinrich trotz der auf früheren Verleihungen beruhenden Ansprüche der Markgrafen, solange er lebte, als Herr von Brandenburg geduldet wurde. Man darf ohne Bedenken annehmen, daß es nicht sowohl unmittelbare Überwältigung war, durch welche Brandenburg an Markgraf Albrecht den Bären gelangte, als die Überlegenheit des christlich-deutschen Prinzips überhaupt, welches in einem persönlichen Verhältnis zwischen beiden Dynasten ihren Ausdruck fand.

Ohne Gewalt wurde jedoch auch die Besitznahme von Brandenburg nicht zustande gebracht. Noch lebte Heinrich, und seine slawischen Verwandten waren nicht geneigt, die Erbschaft aufzugeben, auf die sie rechneten, als jene Kombination sich auflöste, auf welcher die bisherigen Erfolge großenteils beruhten. Bei dem Tode Lothars trennte sich das Kaisertum wieder vom Herzogtum. Das Kaisertum kam an den nächsten Agnaten der Salier, den ersten Hohenstaufen. Das Herzogtum Sachsen wurde für den Enkel Lothars von seiner Tochter, der dem welfischen Stamme angehört, in Anspruch genommen.

In dem Kampfe, der hierüber ausbrach, ist der Markgraf Albrecht selbst eine Zeitlang als Herzog von Sachsen begrüßt worden. Für die Mark würde es kein Glück gewesen sein, wenn es dabei sein Verbleiben gehabt hätte; sie würde dann ein Bestandteil des Herzogtums ohne Selbständigkeit geworden sein. In dem Kampfe zwischen Welfen und Hohenstaufen, dem Herzogtum Sachsen und dem Kaisertum sollte die Markgrafschaft sich entwickeln. Hätte der Hader immer gedauert, so würde er der Befestigung der gemachten Erwerbungen großen Ein-

trag getan haben, wie denn einer der slawischen Verwandten des verstorbenen Heinrich Gelegenheit fand, sich in den Besitz von Brandenburg zu setzen. Von Zeit zu Zeit aber traten Momente des Verständnisses ein, die eine allgemeine Anstrengung der Streitkräfte nach Osten hin möglich machten. Der Kreuzzug Konrads III. veranlaßte selbst einen gemeinschaftlichen Angriff der norddeutschen Fürsten auf die noch heidnisch-slawischen Gebiete. Dem Markgrafen Albrecht kam dann ein großer Heerzug Friedrichs I. gegen Polen sehr zustatten. Im Widerspruch mit den gegen Kaiser Lothar übernommenen Verpflichtungen entzogen sich die Polen aller Abhängigkeit von Kaiser und Reich. Der Vertreter des bisherigen Verhältnisses, Wladislaw II., war von seinem Bruder Boleslaw III., der die volle nationale Autonomie verfocht, verjagt worden; Kaiser Friedrich hielt es für geboten, den ersten zurückzuführen: kurz zuvor siegreich aus Italien heimgekehrt, unternahm er, die Sache mit dem Schwerte zu entscheiden. Zu den Polen hielt sich nun aber Jaczo von Brandenburg. Indem Friedrich mit einem großen Heere nach der Oder vordrang, warf sich Albrecht gegen Brandenburg und nahm es ein. Seinerseits überschritt der Kaiser die Oder im Angesicht des polnischen Heeres, bei dem sich Preußen und Pommern befanden, und nötigte Boleslaw zu einem Frieden, in welchem die Hoheit des Reiches nochmals anerkannt wurde. Die von dem Könige verjagten Piasten erhielten unter kaiserlicher Autorität eine Entschädigung und Ausstattung in Schlesien; man dürfte wohl behaupten, daß hierin der historische Grund und Beginn der allmählichen Sonderung Schlesiens von Polen zu suchen ist. Ein unmittelbarer Erfolg des Heerzuges aber war, daß Brandenburg unter der Kombination dieser Umstände den Slawen auf immer entrissen wurde. Es geschah unter dem Zusammenwirken des Erzbischofs und des Markgrafen nicht ohne heftigen Kampf, der nun aber zum Ziele führte. Das Bistum, das bisher auf Leitzkau angewiesen war, konnte nun in Brandenburg selbst wiederhergestellt werden. Erst seitdem war Albrecht, der bisher als Markgraf von Salzwedel erschien, allgemein als Markgraf von Brandenburg bezeichnet. Er war bisher vor allem der Vorfechter des Bischofs von Havelberg und Brandenburg gewesen: jetzt trat er als Landesherr auf. Die Markgrafschaft gelangte zu wirklichem Leben, und die Deutschen konnten definitiv daselbst Fuß fassen. Von Bedeutung war es immer, daß ein Erbrecht erworben worden war; die strenge Burgwarteinrichtung, wie sie in der Altmark bestand und wie sie anfangs auch in Brandenburg eingeführt wurde, konnte bald nachher aufgelöst werden. Die Burgmannen nahmen unter der Autorität des Markgrafen ihre Wohnung in dem offenen Lande; der einheimische wendische Adel trat mit ihnen in eine so enge Ge-

nossenschaft, daß die Herkunft der Familien von der einen oder der anderen Nationalität oft nicht auszumachen ist. Markgraf Albrecht dehnte seine Herrschaft in das Grenzgebiet der Länder Teltow und Barnim aus, ohne sich jedoch derselben zu bemächtigen. Eine Anzahl Burgen an den Grenzen sind sein Werk. Am Ende seines Lebens war ihm noch vergönnt, auch Havelberg einzurichten.

Die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen beschäftigte sich weniger mit dieser Erwerbung, über die sich nur dürftige Überlieferungen finden, als mit Albrechts Wallfahrt nach dem Orient und seiner Teilnahme an den Reichsangelegenheiten; da hatte er den Beinamen des Bären erworben.

Man hat den Beinamen wohl mit den skandinavischen Pjoren, der manchen Helden eignete, zusammengestellt. Der Bär ist der König der nordischen Waldungen, nach der Sage ebenbürtig mit dem Löwen.

In allen seinen Handlungen zeigt Albrecht Umsicht und Energie, Klugheit und Nachdruck. Als ein eigentlicher Eroberer kann er nicht gelten, wohl aber als ein tapferer und glücklicher Erwerber; seiner Erwerbung verlieh er erst ihren wahren Wert, indem er ihr alle Elemente zuführte, welche eigentümliches Leben erwecken können. Ihm gelang das Werk, die stark miteinander von jeher ringenden Stämme, den slawischen und den deutschen, unter dem Übergewicht des letzteren zu verschmelzen. Mit den kirchlichen Institutionen, durch die es erst möglich wurde, war er von jeher verbündet; er vereinigte die beiden größten Impulse der Epoche, religiöse Antriebe und territoriale Besitzergreifung. Dadurch ward das Land an die allgemeine und deutsche Kultur geknüpft. Albrecht ist eine große, würdige Gestalt von starken Zügen an der Spitze dieser Geschichte. Nach seinem Tode 1170 wurden seine ausgebreiteten Besitzungen unter seine dem weltlichen Stande angehörigen Söhne geteilt. Der jüngste, Bernhard, bekam Wittenberg, die Grundlage des Kurfürstentums Sachsen, und einen Teil der Stammlande am Harz; die anderen, über Thüringen und Westfalen ausgedehnten, wurden zwei mittleren Söhnen, Adalbert und Dietrich, zuteil. Das ansehnlichste Erbteil erhielt der älteste, Otto, und zwar schon bei Lebzeiten des Vaters: die drei Marken, die Altmark, die Vormark, die man die Priegnitz nannte, und die Mark Brandenburg, die nun ein zusammengehöriges Ganze bildeten; er hatte daselbst die begonnenen Bestrebungen fortzusetzen.

Von größtem Einfluß war die fortdauernde Tätigkeit der Prämonstratenser, die in dem Marienkloster zu Magdeburg gleichsam eine besondere Kongregation im Sinne Norberts bildeten, von der andere Stiftungen ausgingen. Bischof Anselm von Havelberg, einer der namhaftesten Kirchenpolitiker der Zeit, wahrscheinlich ein Lothringer, war der erste, welcher Kolonien in die verwüsteten Landschaften seines Sprengels ein=

führte. Durch ihn hauptsächlich wurde Erzbischof Wichmann, nicht ganz im Einverständnis mit dem Päpstlichen Stuhl, von Naumburg nach Magdeburg gezogen, der es dann für seine Pflicht erachtete, die prämonstratensische Disziplin aufrechtzuhalten. Von einer der früheren Ansiedelungen dieses Ordens, dem Kloster Kapenberg, stammen Walo, der Nachfolger Anselms, und der Propst Isfried, unter dessen Verwaltung das Kloster Jerichow zur Blüte kam; da fand zugleich die religiöse Verehrung in einem Bauwerke von großartiger Würde eine imponierende Repräsentation. Von großem Gewicht für die Bekehrung wurde das Kloster Leitzkau. Es war in einer Stätte errichtet, an welcher der heidnische Dienst samt seinen Götzen mit Gewalt vertilgt worden; hier hatten die Bischöfe von Brandenburg, noch im Exil befindlich, meistenteils ihren Sitz. Einer von ihnen, der ebenfalls von Kapenberg stammt, Wigger, erhob in dieser Eigenschaft Leitzkau zu einem Domkapitel, bis endlich das Bistum in Brandenburg hergestellt wurde, welches nun erst die Bedeutung einer Metropole gewann, die ihm von Otto I. zugedacht war. Die Norbertsche Disziplin entfaltete ihre volle Wirksamkeit; ihr Wesen bestand darin, daß sich die Priesterschaft mit Strenge der Erfüllung ihrer Pflicht widmete, unterstützt durch eine tätige Laienbrüderschaft. Die Prämonstratenserklöster waren zugleich ackerbauende Kolonien, gehoben von religiöser Zucht und Sitte, was von um so größerer Wichtigkeit war, da nun der den Germanen eingeborene Trieb der Wanderung sich überhaupt nach dem Osten richtete.

In Brandenburg fanden sie ein großes Feld für den Landbau. Das erworbene weite Gebiet bestand aus Landschaften, die durch undurchdringliche Waldungen, Brüche und Sümpfe oder Seen voneinander gesondert wurden; auch die binnenländischen Ströme in ihrem breiten Gerinne erweitern sich zu Seen. Hier und da erkennt man noch, wie sich in jener Zeit das Land aus den weiten Wasserbecken gleichsam als Insel erhob; hauptsächlich an den Ufern der Flüsse, welche den Anwohnern größtenteils ihre Namen gegeben haben, war ein gewisser Anbau des Landes versucht worden, wie ihn das unmittelbarste Bedürfnis forderte; doch war derselbe noch sehr geringfügig. Die neuen Herren geistlichen und weltlichen Standes wirkten zu neuer, besserer Ansiedelung zusammen. Von beiden zugleich ging die Berufung der Niederländer zunächst zu den Deichbauten an den Flüssen aus, welche zwar nicht den ganzen Umfang gehabt haben mögen, den ein gleichzeitiger Autor ihnen zuschreibt, aber doch für den Anbau des Landes eine neue Bahn eröffneten. Den Holländern werden die Erneuerung der einst schon von den Sachsen errichteten Dämme an den Ufern der Flüsse und der Anbau der benachbarten Regionen zugeschrieben; sie wußten das schwere Land zu bearbeiten, welches die

Wenden unbenutzt hatten liegenlassen. Der eiserne Pflug half das Land erobern. Mitten im Fortgang dieser Bestrebungen erschienen die Zisterzienser, eine Reform des Mönchsstandes, bei der es nicht so sehr auf priesterliche Funktionen abgesehen war, als auf gemeinschaftliche Arbeit in dem Dienste der Religion und der fortschreitenden Kultur. Sie vereinigten Ökonomie und geistliche, d. h. monastische Tätigkeit. Bernhard von Clairvaux, der ihnen ursprünglich angehörte, hat sie ausdrücklich auf den Landbau angewiesen. In sich selbst hielten sie, wie man weiß, den engsten Zusammenhang fest. Wie die Stiftungen voneinander ausgingen, so blieb fortan auch ihr Verhältnis und Zusammenhang, der die ganze abendländische Welt umfaßte. Ihre Einfachheit, Armut und Tätigkeit, besonders auch eine traditionelle Wissenschaft der Urbarmachung sumpfiger Landschaften verschafften ihnen Eingang in den früheren Wendenlanden. Erzbischof Wichmann siedelte sie in einer Gegend, die dazu besonders Gelegenheit bot, an der Nuthe, an. Hier, auf einer über der Sumpflandschaft emporsteigenden Höhe, errichteten sie das Kloster Zinna 1171, das einige Jahre darauf einem Wendenanfall erlag, später aber wiederhergestellt glücklich emporkam. Noch einflußreicher wurde es, daß Markgraf Otto I. in einer von einer Reihe von Seen umgebenen Waldlandschaft das Kloster Lehnin aus Zisterziensern errichtete, welches, nachdem es ebenfalls einige Stürme zu erdulden gehabt hatte, zu einer kirchlichen Metropole neben Brandenburg erwuchs. Man hat dem Markgrafen geraten, an dem Orte eine Burg zu errichten; er traf wohl eben das Rechte, wenn er eine Klosterstiftung vorzog, von der sich eine friedliche, um so nachhaltigere Einwirkung erwarten ließ. Die Zisterzienser waren die vornehmsten Träger der Verehrung der Jungfrau und des Kultus der Hostie, welche auf einfache Gemüter einen unauslöschlichen Eindruck hervorzubringen geeignet waren. Der Anbau des Landes selbst gewann einen religiösen Anstrich. Man kann sich die Klosterbrüder lebhaft vergegenwärtigen: den Abt, der inmitten des Urwaldes das Kreuz als Zeichen der Besitznahme für die religiöse Idee aufpflanzt; die Mönche, von denen die einen die Bäume fällen, die anderen die Wurzeln ausrotten, die dritten sie anzünden und einen lichten Raum schaffen, von dem dann der weitere Anbau ausgeht. Die Mönche verstanden, das Ackerland von dem Waldboden zu sondern; vorzüglich geschickt waren sie, das Wasser in Teiche zu sammeln oder durch Kanäle abzuführen, so daß der Sumpf sich in Wiesen- oder auch in Gartenland verwandelte. Von dem Hauptkloster zogen sie nicht aus, ohne Sämereien für Gemüse in die neue Stiftung mitzunehmen. Gerade die allgemeine Verbindung der Klöster beförderte den Obstbau. Von den Klosterhöfen verbreiteten sich dann Muster und Antrieb über das Land. Bei diesem Anblick wird man inne, wie sehr der Fortschritt der Dinge

von allgemeinen Ideen ausgeht. Selbst das ursprünglichste aller Geschäfte, der Landbau, hängt damit auf das innigste zusammen. Die Eingeborenen würden das Land selbst nie haben in Besitz nehmen können; dazu wirkten die geistlichen und weltlichen Tendenzen, welche den Anlaß zur Einwanderung gegeben hatten, bei jedem Schritte zusammen. Wenn hier den geistlichen monastischen Antrieben die belebendste Einwirkung auf die Landeskultur zuzuschreiben ist, so würden sie doch nichts ausgerichtet haben, wären nicht kriegstüchtige Ritter und Mannen, die auch ihrerseits auf die Kultur des Landes hauptsächlich angewiesen waren, jeden Augenblick bereit gewesen, die eingenommenen Grenzen mit den Waffen zu verteidigen. So wurde im Laufe des zwölften Jahrhunderts die große deutsche Kolonie im Osten der Elbe begründet. Die Markgrafen erwarben unter der Autorität des Reiches, auf das engste mit der Kirche verbündet, durch kriegerische Anstrengungen und eine glückliche, von den Umständen der Zeit begünstigte Politik weite Landstriche, die sie nun fürsorgend und umsichtig in ihr Eigentum verwandeln konnten. Zugleich aber mußte die Ritterschaft allezeit gerüstet sein, um die feindlichen Anfälle abzuwehren.

Die fernere Entwickelung des neubegründeten Fürstentums wurde durch zwei große Ereignisse in den benachbarten Gebieten bestimmt. Das erste war die Auflösung des Obotritenreiches, welches von Heinrich dem Löwen, der die Unternehmungen seines Großvaters fortsetzte, durch einige glückliche Kriegszüge in dem Mittelpunkt seines Bestehens gebrochen wurde, und die Zerstörung der letzten Tempelburg des Heidentums auf Arkona. Der Bischof von Roeskilde, Absalon, bezwang, mit dem Schwert gegürtet, die Priester des Swantewit, die, voll von ihrem Aberglauben, sich auf die Hilfe ihrer Götzen verließen. Dadurch wurde die prinzipielle Feindseligkeit eines entgegengesetzten Weltelementes, das zu unaufhörlichem Kampfe angetrieben hatte und noch immer zurückwirkte, endlich gebrochen.

Aber um so drückender lag dann das durch die Siege angewachsene Übergewicht des großen Sachsenherzogs über Brandenburg.

Zeiten traten ein, in welchen der Schutz des Kaisers allen Nachbarn desselben unentbehrlich wurde, und auch dem war der Herzog zu stark geworden. Er konnte weder einen Kaiser über sich ertragen, noch von demselben geduldet werden. In dem Kampfe, der nicht vermieden werden konnte, behielt das Kaisertum noch einmal die Oberhand. Der Fall Heinrichs des Löwen führte für das Reich überhaupt, besonders aber für Norddeutschland eine andere Gestalt der Dinge herbei. Die vor kurzem bezwungenen slawischen Fürsten an der Ostsee, die durch den Widerstand, den die Bevölkerungen, namentlich in Mecklenburg, und besonders hartnäckig in Pommern, im Kampfe geleistet, ihr Dasein gerettet hatten, aber

doch zum Christentum übergetreten waren und sich dem deutschen Element nicht mehr widersetzten, wurden reichsunmittelbar. Die Askanier gewannen eine bevorzugte Stellung. Der jüngere Zweig gelangte zum Herzogtum Sachsen. Bei einer großen Reichskurie im Jahre 1184 erscheint der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer des Reiches, eine Würde, auf welche sich das Kurfürstentum begründete.

Mit der ausgezeichneten Stellung unter den Fürsten des Reiches scheint es im Widerspruch zu stehen, wenn zwölf Jahre später die Markgrafen freiwillig in ein untergeordnetes Verhältnis zu dem Erzbistum Magdeburg traten. Die beiden Brüder Otto II. und Albrecht II. übertrugen am hohen Altar der Domkirche zu Magdeburg dem heiligen Mauritius und dem Erzstifte das volle Eigentum aller ihrer Erbgüter in ihrer Markgrafschaft, auch den jenseit der Elbe gelegenen Gebieten. Eine große Anzahl von hohen Geistlichen, Edlen, Freunden und Ministerialen war zugegen. Der Erzbischof nahm die Schenkung an, ein anwesender päpstlicher Legat bestätigte sie, auf den weltlichen Gerichten wurde sie mit allen erforderlichen Feierlichkeiten verkündigt. Man versteht diesen Akt auch dann noch nicht, wenn man erfährt, daß der Erzbischof sich anheischig gemacht hat, die ihm übereigneten Besitztümer binnen einem Jahr und sechs Wochen den Markgrafen als Lehen zurückzugeben; denn was konnte ihm so viel daran gelegen sein? Das eigentliche Motiv lag ohne Zweifel in der Festsetzung: daß diese Güter in Zukunft nicht nur auf die männlichen, sondern auch auf die weiblichen Nachkommen beider Brüder übergehen sollten. Eben dies aber war die vornehmste Frage der Zeit für die deutschen Fürsten: die Anerkennung der Erblichkeit der Lehen war der Preis für die Erblichkeit des Kaisertums, die der mächtigste aller Hohenstaufen, Heinrich VI., den deutschen Fürsten angeboten hatte. Der Kaiser ist damit nicht durchgedrungen; aber er wurde bewogen, die zwischen den Markgrafen und dem Erzbischof getroffene Abkunft mit der Klausel zu bestätigen, welche eben das enthielt, was er selbst den Fürsten angeboten hatte. Ihr Sinn war, wenn wir nicht irren, dahin gerichtet, die Erwerbung, die sie gemacht hatten, ihren Familien zu sichern, ohne von den Wechselfällen bedroht zu werden, welche von der Ausübung des oberlehnsherrlichen Rechtes der Kaiser unzertrennlich waren. Indem sie sich nach dieser Seite hin sicherten, wurden sie keineswegs dem Reiche untreu, sie waren vielmehr in einem anderen Gegensatz begriffen, der für den Fortgang des deutschen Namens im Osten die größte Bedeutung hatte.

Bisher hatte Dänemark noch immer in einem mehr oder minder anerkannten Abhängigkeitsverhältnisse vom Deutschen Reiche gestanden. Waldemar I., der Bezwinger von Rügen, und dessen Nachfolger Knud aber wiesen jede Anmutung, eine Lehnspflicht zu leisten, stolz und trocken

zurück. Der Streit, der hierüber ausbrach, ist an den pommerschen Küsten ausgefochten worden; denn die Pommernfürsten gehörten zu dem Reiche, dessen Vasallen sie waren. Der Fürst von Rügen war dagegen der treue Anhänger Dänemarks. Als er nun von den Pommern angefeindet wurde, kam ihm der rüstige Absalon mit den seeländischen Fahrzeugen zu Hilfe. Unerwartet erschien er und warf die pommersche Seemacht in dem Schrecken seiner plötzlichen Ankunft vollkommen nieder. In kurzem sah sich der Pommernherzog Bogislaw genötigt, die von seinem Vater ererbten Lande von Dänemark zu Lehen zu nehmen. Der König erwarb dadurch Autorität in allen Gebieten, in welchen die Einwohner sich zu den pommerschen Fürsten hielten. Seine Schiffe fuhren eigenmächtig die Oder aufwärts. Ein Glück, daß indessen die Markgrafen von Brandenburg eine, wenn auch nicht bedeutende Macht erworben hatten, um dem Eindringen zu begegnen.

Brandenburg war es nun doch, welches bei neuen Angriffen der Dänen unter dem Nachfolger Absalons ihnen Widerstand leistete. Man findet eine Reihe von alten Befestigungen, die man aus diesen Zeiten herleitet; sie ziehen sich von der Havel bis zur Oder. Der lokale Krieg, der sich dort entspann, hatte durch die Unterwerfung Pommerns unter Dänemark eine universale Beziehung; er griff in den großen Kampf zwischen den Welfen und Hohenstaufen ein.

Der jugendliche Hohenstaufe Friedrich II. hielt es, als er im Bunde mit dem Papsttum nach Deutschland kam, zur Bekämpfung seiner welfischen Feinde für notwendig, ein Bündnis mit Dänemark zu schließen. Er bestätigte dem Nachfolger Knuds, König Waldemar II., alle seine Besitzungen, selbst wenn er sich dabei mit den bisherigen Ansprüchen und Rechten des Reiches in Widerspruch befinden sollte. Daraus entsprang nun aber fast die Notwendigkeit für Brandenburg, sich der entgegengesetzten Partei anzuschließen.

Um den Nebenbuhler und die Dänen bestehen zu können, verband sich Otto IV. mit Markgraf Albrecht II. von Brandenburg, der alles zu tun versprach, was in seinen Kräften stehe, um ihm das Kaisertum zu erhalten. Seine kaiserliche Exzellenz, so sagt die Urkunde, legte dagegen die Hand in die Hand des Markgrafen und gelobte ihm, in seinen Streitigkeiten mit den Dänen und Slawen ein nachdrücklicher Vermittler zu sein: wenn dies nicht zum Ziele führe, ihm gegen diesen König und dessen Anhänger Hilfe zu leisten.

In dem vielverschlungenen Kampfe, der sich nun entspann, entschied der Tag von Bouvines für den Hohenstaufen und Frankreich gegen England und die Welfen; dagegen erfochten die Brandenburger in ihrem lokalen Kriege gegen die Pommern kleine Erfolge.

Im Jahre 1215 gründete Albrecht II. Oderberg, welches als der Schlußstein der erwähnten Befestigungen anzusehen ist. Er hatte bereits den bewaldeten Norden des Barnim inne, wo ihm gegenüber auch die Pommernfürsten einige Befestigungen errichteten. Die Vollendung dieser Unternehmungen war aber seinen Söhnen vorbehalten, denen dabei der Umschwung der nordischen Angelegenheiten mächtig zustatten kam.

Noch drückte das Übergewicht des Königs Waldemar auf alle benachbarten Gebiete, als es dem Grafen von Schwerin, der sich persönlich von Waldemar beleidigt glaubte, gelang, sich der Person desselben zu bemächtigen.

Nach einiger Zeit erfolgte die Schlacht von Bornhöved, in welcher die dänische Macht den Angriffen der deutschen Fürsten und Städte erlag, — ein so entscheidender Sieg, daß sein Andenken eine Zeitlang in jährlich wiederkehrenden Festlichkeiten gefeiert worden ist.

Unter so durchaus veränderten Verhältnissen konnte es den Söhnen Albrechts II., Johann und Otto, gelingen, das Werk ihres Vaters zu vollenden. Sie erwarben die streitigen Landschaften Barnim und Teltow, ohne daß man mit Bestimmtheit sagen kann, wie es geschah.

Es kann kein Zweifel sein, daß eben dies die Landschaften waren, über welche die Markgrafen mit Dänemark und den Slawen schon lange haderten. Die Vermittelung, welche Kaiser Otto in Aussicht gestellt hatte, war niemals erfolgt; erst nach dem Fall der dänischen Macht, als von dorther keine widrige Einwirkung weiter stattfand, geschah die Besitznahme, soviel man sieht, zugleich durch gütliche Verständigung mit dem doch nur untergeordneten Inhaber des Landes. Wenn eine alte Nachricht meldet, er habe sich zugleich Geld für das Land zahlen lassen, so entspricht das der Politik der Askanier, welche immer nach einem von der Eroberung unabhängigen Rechtstitel durch Erbe oder Kauf trachteten.

Hierauf konnte sich die deutsche Kolonisation, die sich jetzt besonders in Gründung von Städten bewegte, in vollem Zug über das Land ergießen; es ist die Epoche, in welcher Berlin entstanden ist. Cöln dürfte als die frühere Ansiedelung zu betrachten sein; es war der Grenzort des bereits eroberten Gebietes diesseits der Spree. Auf einer Bodenerhebung, auf welcher von früherem Anbau keine Spur zu finden ist, wurde eine Kirche zu Ehren des Schutzpatrons der Fischer, des heiligen Petrus, erbaut. Eine minder beengte Bodenfläche bot auf der anderen Seite der Spree für Berlin sich dar, das sich, nachdem die Eroberung weiter fortgeschritten war, auf das rascheste neben Cöln erhob; hier wurde dem Patron der Schiffer und Handelsleute, dem heiligen Nikolaus, eine Kirche gewidmet. Die beiden Orte, administrativ getrennt, aber durch ihre Lage

verbunden, erhielten deutsche Stadtrechte und bildeten in kurzem einen Mittelpunkt der neuerworbenen und der alten Landschaften, vor welchem die Stadt Brandenburg zurücktrat.

In dem politischen Moment lagen die günstigsten Auspizien für die Gründung einer großen Hauptstadt; es war der Augenblick, in welchem der von Dänemark ausgeübte Einfluß über Pommern und Slawen auf immer zurückwich. Nachdem die Verhältnisse in Staat und Kirche einen durchgreifenden Umschwung genommen hatten, trug auch Kaiser Friedrich II. kein Bedenken, die Erwerbung der Markgrafen zu bestätigen, sie nicht allein zu belehnen, sondern sie auch, allerdings in Widerspruch mit dem einst dem Könige Waldemar gemachten Zugeständnisse, zu Lehnsherren von Pommern zu erheben. Bei seinen noch immer zweifelhaften Beziehungen zu dem Papst, welche die Welt umfaßten, und dem schon früher hervorgetretenen Streben seines Sohnes Heinrich, in Deutschland eine unabhängige Macht zu erwerben, mußte dem Kaiser alles daran liegen, die in den östlichen Marken emporgekommenen askanischen Fürsten auf seiner Seite zu haben; Dänemark hatte seine frühere Bedeutung überhaupt und so auch für ihn verloren. Für das Deutsche Reich lag ein Vorteil darin, wenn, wie schon früher beabsichtigt worden, die Lehnsherrschaft über Pommern von den Dänen auf Brandenburg überging. Die Fürsten von Pommern konnten sich dem nicht ernstlich widersetzen. Eine Urkunde findet sich, in welcher die Markgrafen ihnen gegen die Ansprüche, welche die Dänen erheben möchten, ihre Garantie erteilen.

Mit diesen Vereinbarungen verband sich noch eine ansehnlichere Territorialerweiterung.

Bei den mannigfaltig verflochtenen Familienverbindungen zwischen den Häusern Pommern, Dänemark und Brandenburg war es dahin gekommen, daß das letzte einen Anspruch auf das Land Wolgast machen konnte. Weder für Pommern wäre die Einräumung dieses Landes, noch auch für Brandenburg seine Besitznahme damals ratsam gewesen. Man kam überein, daß dagegen die Landschaft an der Ucker, welche von alters her die brandenburgischen Bischöfe zu ihrer Diözese gerechnet hatten, an die Askanier überging. Es war das Land von der Welse bis zur Zarowa, welches die Pommernfürsten durch förmlichen Vertrag an die Markgrafschaft überwiesen. Schon besaßen diese das Land jenseits der Zarowa. Auch das Uckerland war in einem Zustand, in welchem die Einwanderung der Deutschen für Landbau und Kultur unentbehrlich war; sie hatte daselbst bereits begonnen und ging nun um so rascher vonstatten.

So wurde ein weites Gebiet zwischen Elbe und Oder nach und nach unter einem Fürstenhause vereinigt.

Alle die erworbenen Landschaften bildeten mit der Altmark, in welcher

zuerst die Kolonisierung slawischer Gebiete erfolgreich durchgeführt worden war, ein zusammenhängendes Ganze, welches keine Sonderung vertrug.

Es leuchtet ein, daß diese Gründungen, indem sie ein besonderes deutsches Leben schufen, auch dem allgemeinen dienten: denn diesen Sinn hatte hauptsächlich die Ausdehnung der Oberherrlichkeit des Reiches über die benachbarten Nationen, daß sie sich den religiös-politischen Prinzipien desselben nicht widersetzen sollten. Der Gedanke war zu groß, um realisiert werden zu können. Es konnte nicht anders sein, als daß die Nationalitäten, auch nachdem sie das Christentum angenommen hatten, selbständig und unabhängig bestehen wollten, und daß sie, wie wir eben an Dänemark sahen, gegen das deutsche Element reagierten. Auch bei den Polen war das der Fall, und zwar bei ihnen noch unvermeidlicher als bei den Dänen; denn sie hatten zu den Völkerschaften slawischer Herkunft, über deren Gebiet der Fortschritt der deutschen Kultur sich ausdehnte, ein national-verwandtschaftliches Verhältnis. Wie von Norden her die Dänen einwirkten, so von Osten her die Polen. Wenn die Mark Brandenburg den ersteren gegenüber den Vorteil hatte, daß sie die entfernteren Grenzgebiete, die von der dänischen Macht eben nur berührt wurden, ihr zu entreißen suchte, so wurde ihr Fortgang und Weiterumsichgreifen im Osten dadurch befördert, daß die polnischen Fürsten und ihre Verwandten in steter Zwietracht miteinander die Einwirkung der Markgrafen erleichterten und selbst hervorriefen.

In dem polnischen Reiche war damals ein ähnliches Ereignis eingetreten, wie jener Überfall, dem der Dänenkönig Waldemar II. erlag. Der Fürst von Ostpommern, Swantepolk, der von einem Kongreß der polnischen Fürsten bei Gonzawa den Beschluß erwartete, ihn in die alte Abhängigkeit zurückzuführen, überfiel dieselben mit einer feindlichen Macht und sprengte sie auseinander. Der polnische Fürst, der den Seniorat verwaltete und als der Monarch von Polen galt, Leszko der Weiße, wurde, indem er zu entrinnen suchte, ermordet. Hierauf konnte unter dem fortwährenden Kampfe der Boleslawiden, welche den Thron besaßen, und der Wladislawiden, die dem gegenüber sich gewaltig aufnahmen, keine feste Gewalt gebildet werden. Auch die Wladislawiden in Schlesien zerfielen untereinander und riefen wetteifernd die benachbarten deutschen Fürsten zu Hilfe: Heinrich von Breslau den Markgrafen von Meißen, Boleslaw von Glogau, dem auch Lebus gehörte, den Markgrafen von Brandenburg und den Erzbischof von Magdeburg. Da nun die Polen sich mehr auf die Seite von Breslau neigten, hielt es Boleslaw für ratsam, sich der brandenburgisch-magdeburgischen Hilfe durch die Abtretung von Lebus zu versichern. Der Überlieferung zufolge hat er dabei eine ansehnliche Summe Geldes erhalten. Zur Eroberung des Schlosses hat es aber

der Gewalt der Waffen bedurft. Der Erzbischof, der Lebus immer zu seinem Sprengel gerechnet hatte, und der Markgraf teilten das Land vollends untereinander.

Noch einmal führte die Vereinigung beider Gewalten zu einem großen, unschätzbaren Erfolg. Nicht allein die Landschaften am linken Ufer der Oder wurden damit in den Bereich der deutschen Kolonisation gezogen, der Fall der alten Polenfeste eröffnete den Weg über die Oder. Dazu gab dann der Streit zwischen Pommern und den Piasten von Großpolen unmittelbar Anlaß. Mit diesen trat das askanische Geschlecht in verwandtschaftliche Verbindung; sie hatten nichts dawider, wenn dies seine Herrschaft weiter ausdehnte. In dem Lande über der Oder vordringend, fanden die Markgrafen keinen Widerstand. Einen nicht geringen Anteil nahmen hier die beiden Ritterorden, die schon von Albrecht dem Bären in die Mark berufen worden waren. Er hatte sie auf seiner Wallfahrt kennen gelernt und nach seiner Rückkunft die Johanniter mit Werben, die Tempelherren mit Müncheberg ausgestattet, von wo sie sich weiter ausbreiteten. Sie besaßen Geld genug, um damit den in sich hadernden und mit Schulden belasteten fürstlichen Höfen willkommene Aushilfe bieten zu können. Die Besitzungen, die ihnen dagegen verwilligt wurden, säumten sie nicht durch deutsche Ansiedler zu kolonisieren. Man begann den Urwald, der auch diese Gegend noch bedeckte, zu lichten. Unter der Einwirkung der deutschen Einwanderung, die ihren Zug hierher nahm, sah man in kurzem an dessen Stelle ein blühendes Land, die Neumark, erstehen. Zwischen den Ritterorden und den Markgrafen bestand das beste Verhältnis. Jene erkannten die Landeshoheit, die ihnen Schutz gewährte, hinwiederum an. Wenn das Land Küstrin den Rittern abgetreten wurde, so hinderte das die Markgrafen nicht, in demselben auch ihrerseits Gründungen zu vollziehen. Mit den Ritterorden wetteiferten die Zisterzienser, denen noch unter den slawischen Herzogen reiche Vergabungen zuteil wurden. Die Klöster Lehnin und Chorin verknüpften die neue Landschaft unmittelbar mit den Marken. Aus den Besitzungen, die noch von einem Herzog von Groß-Polen dem Kloster Colbatz in Pommern zuteil wurden, ging eine Menge Ackerhöfe, die man mit deutschen Bauern besetzte; hervor. Auch die Markgrafen von Brandenburg bedachten dieses Kloster: denn es scheine ihnen ratsam, sagten sie, die geistlichen Erquickungen, die ihnen der Orden gewähre, mit irdischen Gütern zu vergelten. Daß diese Vergabungen kultiviert wurden, kam ihnen dann selbst am meisten zustatten. Schon 1253 ist Frankfurt a. O. und 1257 Landsberg a. W. von ihnen gegründet worden. Sie standen gleichsam in der Mitte der großen Kulturbewegungen, durch welche die östlichen Grenzgebiete mit deutschen Elementen erfüllt wurden. Böhmen, vor allem Schlesien, Pommern und Mecklen-

burg wurden dadurch großenteils germanisiert. Während aber allenthalben in diesen Ländern einheimische Fürsten slawischer Herkunft die deutschen Elemente aufnahmen, war es in Brandenburg ein deutsches Geschlecht, welches sie auf den Grund alter Berechtigungen in dem Lande einführte. Die Germanisierung war systematischer und durchgreifender, sie bildete das wesentliche Moment im Staate.

Ein sehr eigentümlich gestaltetes Gemeinwesen, das auf diese Weise zustande kam. Die slawischen Elemente, die in dasselbe aufgenommen wurden, haben seinen Charakter weniger bestimmt als die romanischen bei den westlichen Kolonisationen; es war eine Ausdehnung Germaniens vom linken Elbufer, das dabei erst wirklich in Besitz genommen wurde, bis weit hinaus in die Landstrecke rechts der Oder; das Schwert, das Kreuz und der Pflug haben zusammengewirkt, um es für Deutschland einzunehmen. Wie nicht selten bei den Kolonisationen, treten die in der Verfassung der Mutterlande maßgebenden Ideen in verwandten, aber schärfer markierten Gestaltungen hervor. Das Landesfürstentum, das sich zugleich auf Erbrecht gründet, gelangte zu einer stärkeren Autorität als irgendwo sonst: von seinen Vergabungen schrieb sich die Kolonisation größtenteils her. Der Geistlichkeit, die dabei auf das wirksamste mitgearbeitet, ward eine bevorzugte Stellung eingeräumt. Die drei Bistümer: Brandenburg, Havelberg und Lebus, waren die vornehmsten Glieder der gesamten Landschaft; aber sie erhoben sich zu keinerlei Unabhängigkeit: ihre Hintersassen und Untertanen waren dem Markgrafen zum Kriegsdienst verpflichtet. Die durch die Natur getrennten Landschaften bildeten immer staatsrechtlich anerkannte Besonderheiten. Einige der vornehmsten Geschlechter behaupteten Vorzüge, durch die sie dem hohen Adel im Reiche gleichgestellt wurden. Das war überhaupt der Sinn des Lehnssystems, die Pflichten, welche das Verhältnis der Untertänigkeit auflegte, mit einem gewissen Gefühl eigener Selbständigkeit zu durchsetzen. Die Burgmannen und Ministerialen, die den Markgrafen umgaben und die nun in seinen Kriegen, die, wiewohl nicht von großem Belang, doch nicht ohne Gefahr waren, ihm zur Seite standen, erscheinen als ein niederer Adel, voll von Unternehmungsgeist und Eifer, zusammenhaltend und gehorsam. Und auch die Städte, die Bauernschaften, die man gründete, verbanden vermöge der Einrichtungen der Lehnschulzen, welche die Häuser und Hufen besetzten, eine gewisse Selbständigkeit mit der Unterordnung. Die Elemente, welche sie umschlossen, waren noch dürftig und unentwickelt; aber sie enthielten die Keime einer größeren Zukunft, durch und durch eine lebensvolle Organisation. Die Askanier, die an ihrer Spitze standen, waren ein friedfertiges und bildsames, unaufhörlich erwerbendes und fortschreitendes Geschlecht; wo sie erschienen, sproßte Leben auf. Eine

große Autorität gab es ihnen, daß sie in der Hierarchie des Reiches eine der ersten Stellen einnahmen, was um so mehr bedeuten wollte, da die ruhmvollen Geschlechter, in denen sich die Idee des Kaisertums dargestellt hatte, verschwanden und eine neue Ordnung der Dinge aus den Reichsständen sich herstellte; den Reichsfürsten, namentlich den mächtigsten derselben, erwuchs ein verdoppelter Einfluß auf das gesamte Reich und die Nation.

Wenn bisher die Tätigkeit der Askanier das Talent historischer Darstellung noch nicht in dem Maße auf sich gezogen hat, wie sie es verdient, so rührt das von der Einsilbigkeit und Lückenhaftigkeit der Überlieferung her, die über sie vorhanden ist. Die berühmten Klöster ihrer Stiftung, Lehnin und Chorin, haben ihren sterblichen Überresten eine durch die Religion geheiligte Aufnahme gewährt; aber in ihren Mauern hat sich doch niemand gefunden, der die politische und landesfürstliche Tätigkeit seiner Wohltäter, ihre moralischen Eigenschaften der Nachwelt im Gedächtnis zu erhalten vermocht hätte.

Friedrich Wilhelm I. und das preußische Heer

Erinnern wir uns des bedeutenden und charakteristischen Wortes, mit welchem Friedrich Wilhelm seine Regierung antrat. Der Fürst von Anhalt war sogleich nach Berlin gekommen, was viel Eifersucht erweckte. Friedrich Wilhelm hatte nichts dagegen, da es einer alten Abrede entsprach; er ließ denselben der Fortdauer seiner Zulage versichern. „Ich werde immer sein Freund sein, wenn er tut, was ich ihm befehle. Ich bin der Finanzmann und der Feldmarschall des Königs von Preußen; das wird den König von Preußen erhalten."

In diesem Sinne ermahnt er in einer früh verfaßten, aber für seine Sinnesweise höchst bezeichnenden Instruktion vom Jahre 1722 seinen Nachfolger, die Finanzen allein zu verwalten und das Kommando der Armee selbst und allein zu bestellen, über diese beiden Sachen allein zu disponieren: auf dem Kommando beruhe die Autorität über die Armee, auf der Verfügung über die Geldsache auch die Liebe der Militär- und Zivilbeamten; dann folge der Respekt und selbst die Bewunderung der Welt.

Friedrich Wilhelm war in der Schule gewesen, „wo große Männer sich bilden, die Fürsten so viel geschätzt werden, als sie durch Tapferkeit und gute Führung verdienen", in dem Feldlager in den Niederlanden. Marlborough, von dem diese Worte sind, der den Prinzen zuweilen sah, behandelte alle Äußerlichkeiten der Würde als Dinge einer nichtigen Einbildung und setzte die Macht eines Fürsten allein in die Anzahl der Truppen, die er halten könne. Bei niemandem fanden Ansichten dieser Art ein gelehrigeres Ohr als bei dem Kronprinzen von Preußen. Wie oft hat er den Ministern seines Vaters vorgeworfen, daß sie mit der Feder den europäischen Mächten etwas abzugewinnen meinten, was doch nur mit dem Schwerte möglich sei! Er war überzeugt, daß er in Europa nur so viel Geltung haben werde, als das Heer, welches er ins Feld stellen könne, ihm verschaffe.

Wie man aber in Wissenschaften und Künsten bemerkt hat, daß große Fortschritte sich nicht machen lassen, ohne Freude am Einzelnen und Kleinen, so war bei ihm der politisch-militärische Ehrgeiz mit einer unglaublichen Vorliebe für den kleinen Dienst verbunden. In der alten preußischen Armee

war es eine angenommene Überlieferung, Friedrich Wilhelm habe als Prinz sich auf seine eigene Hand und seine eigenen Kosten, ohne daß sein Vater darum gewußt oder darum wissen wollen, ein Bataillon in Mittenwalde eingerichtet, zusammengesetzt aus geschickten Offizieren und ansehnlichen Leuten, die ihm der alte Fürst von Anhalt einzeln warb und zuschickte, und hier habe er es sein Vergnügen sein lassen, die Handgriffe in den Waffen einzuüben, welche in den Niederlanden in Gebrauch gekommen waren. Die Handlung des Kommandierens schien ihm Vergnügen zu machen; er verachtete die Spöttereien, welche er darüber erfahren mußte. Er ließ es sich auch später nicht nehmen, als er König geworden; sein Bataillon war die Grundlage des großen Regiments in Potsdam, in welchem er ein militärisches Ideal zu realisieren suchte.

Auf diese beiden Dinge, Vermehrung und zweckmäßige Einrichtung der Armee, richtete er, sowie er zur Regierung kam, sein vornehmstes Augenmerk. Gleich in den ersten Monaten hat er alles umgestaltet, was Verpflegung, Kleidung, Wohnung anbetraf; er sagt es selbst, und jedermann gesteht es ihm zu, daß er väterliche Fürsorge für seine Truppen gezeigt hat. Bald darauf erschienen seine Kriegsartikel, eine neue Bearbeitung der vom Großen Kurfürsten gegebenen, mit den schärfsten Bestimmungen. Wer sich dem Amtskommando des Unteroffiziers auch nur mit Worten widersetzt, wird mit Gassenlaufen bestraft; sollte einer aber tätlichen Widerstand leisten, der hat das Leben verwirkt. Die Artikel beruhen zuletzt auf den alten Ordnungen deutscher Landsknechte und erinnern noch hier und da daran; aber welch eine Umwandlung von jenem flüchtig freien Reiselaufen zu der zwangsvollen Subordination dieser auf immer eingerichteten, wie ebenso viele Körperschaften zusammenhaltenden Regimenter!

Friedrich Wilhelm hegte nicht den mindesten Zweifel, daß nach Gottes Ordnung alle Untertanen schuldig seien, ihm in einem Heere zu dienen, das nur zu ihrem Schutze, „Landen und Leuten" lediglich zum Besten angeordnet sei; doch wollte er von einer Nationalmiliz nichts hören: er verbot den Namen Miliz. Nur eine stehende Armee, allezeit bereit, das Gewicht des preußischen Schwertes in die Wagschale der europäischen Dinge zu werfen, schien ihm der Rede wert. Dadurch allein meinte er eine selbständige europäische Macht zu bilden.

An und für sich konnte ein Verein deutscher Landschaften, die sämtlich kaum drittehalb Millionen Einwohner zählten und nicht einmal in sich zusammenhingen, dem französischen Reiche gegenüber, das von den Pyrenäen bis an den Oberrhein, von dem Mittelmeer bis an den Ozean reichte, — benachbart dem unermeßlichen Rußland, dem unerschöpflichen Österreich, zur Seite Englands, dem die See gehorchte, nur wenig bedeuten.

Was dem preußischen Staate einen gewissen Rang unter ihnen, Ansehen in der Welt verschaffte, war allein das Kriegsheer. Man nahm damals an, daß Frankreich eine Landmacht von 160 000 Mann, Rußland von 130 000 Mann regelmäßiger Truppen erhalte; hier fehlte aber viel an Erfüllung der Listen; dort ward ein großer Teil der Mannschaften durch den Dienst in den Garnisonen der zahlreichen Festungen beschäftigt; das österreichische Heer rechnete man auf 80—100 000 Mann, jedoch von zweifelhafter Streitfähigkeit und zerstreut in alle Provinzen. Was Friedrich Wilhelm I. für die Stellung Preußens in diesem Wetteifer der Streitkraft getan hat, ermißt man sogleich, wenn man bemerkt, daß er die Armee von 38 000 Mann, in welcher Zahl sie etwa mit Sardinien, Sachsen-Polen in gleichem Range stand, bis auf mehr als 80 000 Mann vermehrte, so daß er Österreich nahe kam. Wir haben die genaue Berechnung eines Kriegsbeamten aus den ersten Zeiten der folgenden Regierung, nach welcher Friedrich Wilhelm bei seinem Eintritt ein Heer von 38 459 Mann fand und dieses noch in dem ersten Jahre auf 44 792 Mann brachte. Er errichtete in demselben sieben neue Regimenter. Im Jahre 1719 zählte die Armee bereits 53 999, im Jahre 1729 69 892, im Jahre 1739 endlich 82 352, oder mit dem Unterstabe 83 486 Mann. Der König nahm eine ziemlich gleichmäßige Rücksicht auf die verschiedenen Waffen; die Kavallerie ist unter ihm um mehr als die Hälfte, die Artillerie in noch größerem Maße angewachsen. Bei ihm kam kein Widerspruch mit den Listen vor; der Festungsdienst beschäftigte eine verhältnismäßig nicht große Anzahl. Wenn wir der geringsten Angabe folgen, so waren 72 000 Mann jeden Augenblick oder wenigstens nach kürzestem Verzug im Felde zu erscheinen vorbereitet.

Schon aus dem Verhältnis der Zahlen ergibt sich, daß es unmöglich war, ein stehendes Heer von dieser Stärke aus den brandenburgisch-preußischen Landen aufzustellen, wenn man nicht jeder anderen Tätigkeit Kräfte und Mittel entziehen wollte. Es gehörte schon außerordentliche Anstrengung dazu, um nur die Hälfte des Heeres aus den Eingeborenen zusammenzusetzen. Eine Zeitlang schwankte man zwischen Pflicht und Freiwilligkeit, Werbung und Gestellung; die Eigenmächtigkeit der Offiziere, der Wetteifer und gegenseitige Übergriffe der Regimenter brachten unzählige Unordnungen hervor. Um denselben vorzubeugen, bildete Friedrich Wilhelm eine ältere Einrichtung, nach welcher jedem Regiment ein besonderer Bezirk zu seiner Ergänzung vorbehalten war, systematischer aus. Die Feuerstellen des Landes wurden nach ihrer Zahl kantonweise unter die Regimenter und Kompagnien ausgeteilt, um sich daraus die erforderlichen Mannschaften anzueignen, mit Rücksicht jedoch auf die zugestandenen Ausnahmen und die Unabkömmlichkeit für die bürgerlichen Gewerbe oder

für den Landbau. Man nahm weder ansässige Leute noch älteste Söhne und Erben; Räte der Provinzialkollegien waren bei den Aushebungen zugegen, um das militärische Bedürfnis mit dem zivilen auszugleichen. Den größeren Teil des Zuwachses, der sogleich mit den Kommandeuren in Verbindung trat, bildeten die jüngeren Bauernsöhne. In den geographischen Beschreibungen der brandenburgischen Landschaften merkt man besonders an, wie die Landleute gesund, stark, arbeitsam seien, den Wechsel der Witterung gut ertragen und treffliche Dienste im Felde leisten. Man fand das Wort des alten Cato bewährt, daß der Bauernstand die tapfersten Leute gebe.

Leicht die Hälfte der Armee ward durch Werbung zusammengebracht und instand gehalten. Was dabei die größten Beschwerden veranlaßte, war die Vorliebe des Königs für hochgewachsene, riesenhafte Menschen, die man aus allen Teilen von Europa, Schweden, Irland, der Ukraine, den österreichisch-türkischen Grenzgebieten von Niederungarn, welche sich besonders ergiebig erwiesen, mit einem bei der übrigen Sparsamkeit in Erstaunen setzenden Aufwand, im Deutschen Reiche, wo es die Landesfürsten nicht gestatten wollten, nicht ohne Gewaltsamkeit und List zusammenbrachte. Noch waren aber nicht alle Gebiete geschlossen: als Kurfürst hatte der König das Recht, in den Reichsstädten und deren Bezirken zu werben, und es fehlte in Deutschland an solchen nicht, welche das Kriegshandwerk liebten und sich gern für einen Dienst anwerben ließen, in dem man gut bezahlt und gut gehalten wurde. Dadurch gewann die Armee einen allgemeinen deutschen Bestandteil; die Verbindung der Eingeborenen und der Angeworbenen erweckte zwischen ihnen Wetteifer und gegenseitige Aufsicht; sie verwuchsen in der strengen Schule militärischer Einübung ineinander.

Es würde jenseits unserer Grenzen liegen, wollten wir entwickeln, wie diese beschaffen war, wie die beiden großen Exerzitienmeister, der Fürst Leopold von Anhalt auf jener kleinen Wiese zu Halle, der König selbst in seinem spartanischen Potsdam, es sich eifrig angelegen sein ließen, jener, die erste Grundlage zu schaffen, dieser, die weitere Ausbildung hinzuzufügen. Denn dazu hauptsächlich diente das Regiment der großen Leute in Potsdam, um jede nötig scheinende Veränderung zu erproben und zu vollkommener Fertigkeit auszubilden. Die Hauptsache ist Gleichschritt und rasches Feuern, wie der König es einmal ausdrückt: „geschwinde laden, geschlossen antreten, wohl anschlagen, wohl in das Feuer sehen, alles in tiefster Stille“. Jenen tiefen Kolonnen gegenüber, in welchen einst die spanische Schlachtordnung vorrückte, hatten die ihnen widerstehenden Heere eine breite Front eingerichtet, weniger ausgesetzt der Gewalt des Geschützes und wirksamer durch zahlreicheres Schießgewehr.

Wenn Muskete und Pike früher nebeneinander erschienen, so besaß man jetzt in Bajonett und Flinte gleichsam eine Verbindung von beiden. Sehr nützlich erwies sich der eiserne Ladestock, durch dessen stärkeren Stoß die Patrone auf einmal festgesetzt wurde, während sonst verschiedene Ansätze nötig waren; man zog auch deshalb großgewachsene Männer vor, weil sie zu diesen Handgriffen von Natur geschickter seien. Das ganze Fußvolk der preußischen Armee konnte in vier Linien aufmarschieren, von denen die erste und die letzte aus den größten und stärksten, die beiden mittleren aus etwas minder, aber immer noch starken und großen Leuten bestanden. In ihren Fahnen sah man den nach der Sonne gerichteten Adler; sie machten einen überaus kriegerischen und militärisch furchtbaren Eindruck. Freunde und Feinde, sagt Fürst Leopold in einem seiner Briefe, bewundern Eurer Majestät Infanterie; die Freunde sehen sie für ein Wunderwerk der Welt an, die Feinde mit Zittern.

Die Führer dieser Scharen, deren Tagewerk es bildete, die Übungen durchzumachen und den Neueingestellten einzuprägen, waren bei weitem zum größten Teile die eingeborenen Landedelleute. Bei einer Aufzählung des pommerschen Adels vom Jahre 1724 wird die Bemerkung hinzugefügt, daß er, mit wenigen Ausnahmen, aus lauter Offizieren bestehe, die noch dienen oder doch gedient haben.

Eine der vornehmsten Bemühungen Friedrich Wilhelms war nun, sich ein durch und durch lebendiges, brauchbares Offizierkorps zu bilden. Wie sehr ward eben damals im österreichischen Dienste geklagt, daß man die Offizierstellen nicht allein durch Kauf erwerbe, sondern sogar wieder verkaufen könne: man sehe sie nicht als eine Ehre an, sondern als einen Besitz, den man veräußern dürfe; auch wo das nicht geschehe, trete doch überall der verdiente und bewährte Mann vor einem jungen vornehmen Emporkömmling im Dienste zurück.

Auch in der preußischen Armee galt früherhin das allgemeine Herkommen, daß die Stellen der unteren Offiziere von den Obersten besetzt, nach ihrem Gutdünken Fähnriche zu Leutnants, diese zu Hauptleuten befördert wurden; zu den Stellen der Stabsoffiziere blieb die Ernennung dem Könige vorbehalten; doch hatten sie auch bei diesen den Vorschlag. Friedrich Wilhelm nun zog alle Ernennungen an sich, nicht allein, weil er selber überall Herr sein wollte, sondern auch, weil er es für wichtig hielt, die erste Anstellung, auf der alles Folgende beruht, nicht dem Zufall oder persönlichen Rücksichten zu überlassen, sondern nach eigenem Ermessen darüber zu verfügen.

Die jungen Edelleute, welche als Freikorporals bei den Regimentern eintraten, bildeten die Pflanzschule seiner Offiziere; sie wurden hier zur größten Sorgfalt in wesentlichen und unwesentlichen Dingen angehalten,

für jedes Versehen mit der strengsten Ahndung, ja Züchtigung belegt; wenn der König zu dem Regiment kam, erkundigte er sich nach ihren Eigenschaften, ließ sie sich vorstellen, bis der glückliche Tag erschien, wo der junge Mann zum Fähnrich angenommen wurde und das Feldzeichen empfing, welches er niemals verletzten lassen durfte, und das ihn im gewissen Sinn unverletzlich machte.

Der König wollte nur solche anstellen, die das Exerzitium gut verstanden, keine Ausschweifungen begingen, erträgliche Wirtschaft führten und sich auch äußerlich gut ausnahmen. Davon hing auch ihre fernere Beförderung ab. Die Konduitenlisten verzeichneten Jahr für Jahr, wie sich jeder in bezug auf Religion, sein eigenes Hauswesen und den Dienst gezeigt, ob er Kopf habe oder nicht. Über das Verdienst der Führer selbst gab der Zustand der Regimenter bei der jährlichen Musterung vor den Augen des Königs Zeugnis.

Es mag kleinlich erscheinen, wenn z. B. bei der Uniform alles und jedes bis aufs geringste vorgeschrieben war, wie groß die Manschette, wie breit die Halsbinde sein, wieviel Knöpfe die Stiefelette haben, wie lang das Zopfband fliegen solle. Doch hat dies außer der für das Auge gewünschten Gleichförmigkeit noch den Grund, daß hier in der Armee jeder Unterschied aufhören, nur der Rang im Dienste etwas gelten sollte. Die verschiedenen Rangklassen gingen hauptsächlich nur untereinander mit einer gewissen Vertraulichkeit um. Wie hätte man dulden können, daß ein Abstand zwischen Reich und Arm sich irgendwo hätte kundgeben dürfen! Friedrich Wilhelm wollte nicht leiden, daß jemand außer dem Dienste in bürgerlicher Kleidung einherging; seit dem Jahre 1725 hat er die Uniform allezeit getragen.

Man weiß, wie hoch er den Soldatenrock schätzte. Wie in Dresden, so mißfiel ihm auch in Hannover nichts mehr, als daß man dort den Rang nach dem Dienste bei Hofe abmesse: ein General oder Oberster sei wenig angesehen, wenn er nicht zugleich eine Hofcharge habe; ein Jagdjunker gelte mehr als ein Brigadier. Ihm dagegen ging der Waffendienst über alles. Von sich selbst anfangend, rief er in den Offizieren ein Gefühl für den Stand hervor, wo die Tüchtigkeit im Dienst als der vornehmste Wert des Mannes erschien, die Unterordnung beinahe wie eine Naturnotwendigkeit, die Pflicht als Ehre.

In dem Soldaten suchte er vor allem religiöse Gesinnung zu pflegen. Eine ansehnliche Zahl von Feldpredigern, getrennt von der kirchlichen Verfassung des Landes und für sich in ein besonderes System vereinigt, war im Heere wirksam, und der König kam ihnen mit Eifer zu Hilfe. Unter anderem ließ er Exemplare des Neuen Testaments mit einem Anhang von Gesängen an die Kompagnien verteilen; er verordnete, daß man

beim Gottesdienst nur eben diese Lieder singe, damit der Soldat sich daran gewöhne, sie auswendig lerne. Noch entwickelte man die rechten Eigenschaften eines Kriegsmannes an den Beispielen des Alten Testaments, an Benaja, der mit seinem Stecken den wohlbewaffneten Ägypter erschlägt, oder an Samma, der mitten unter dem fliehenden Volke sein Ackerstück gegen den Feind verteidigt. An den ältesten Urkunden der menschlichen Geschichte nährte sich die künftige Tapferkeit des preußischen Heeres.

Die Aufrichtung eines so gewaltigen Institutes mußte nun aber auf alle Verhältnisse des Innern einen umbildenden Einfluß ausüben.

Um zunächst den Zustand des gemeinen Mannes nur zu berühren, welch eine ganz andere Bedeutung bekam die ländliche Bevölkerung, die bisher allein dazu geboren zu sein schien, den Acker zu bauen und untergeordnete Dienste zu leisten, durch ihre Teilnahme an der kriegerischen Haltung des Staates und ihre Unentbehrlichkeit dafür! Friedrich Wilhelm ließ die Kataster aus den Zeiten des größten materiellen Wohlstandes im Lande vor den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges, vom Jahre 1624, nachsehen, die Zahl der Hufen und Bauernstellen verzeichnen und forderte ihre ungesäumte Besetzung, wenn nicht mit Vollbauern, doch mit Büdnern, Haus-, Dienst- und anderen Gewehrleuten. Der Mensch bekam einen höheren Wert, sobald er durch sein bloßes Dasein in unmittelbare Beziehung zur höchsten Gewalt trat. Wie weit entfernt von persönlicher Untertänigkeit ist der militärische Gehorsam, dessen Vollziehung persönliche Tüchtigkeit erfordert, und der im Bewußtsein der allgemeinen Regel gegründet ist!

Etwas näher müssen wir das Verhältnis des Adels betrachten, welches sich in ganz Europa durch nichts so sehr wie durch die Einführung der stehenden Heere umgewandelt hat.

Der Unterschied ist, daß die ursprüngliche Verteilung von Grund und Boden auf den Waffendienst berechnet war, wie überall, so noch besonders hier in der alten Markgrafschaft, nunmehr aber der persönliche Dienst sich nicht mehr an den Grundbesitz oder das Lehen knüpfte, der allmählich aufgerichtete Staatshaushalt vielmehr, zu dem das ganze Land beitrug, die Mittel herbeischaffte, das allezeit schlagfertige Heer zu nähren und zu besolden.

Schon Friedrich I. klagt, daß seine Lehnsherrlichkeit, so glänzend sie sich ausnehme, ihm doch nicht den mindesten Vorteil bringe: die Lehnsgüter seien von allen anderen Lasten frei; die einzige, die ihnen obliege, die Stellung der Lehnspferde, werde durch die Veränderung des Kriegswesens unnütz gemacht. Man hat die Lehnspferde noch 1669, 1678, sogar 1701 zusammengefordert, allein mit geringem Erfolg; die Verwandlung des

Dienstes in Geld zeigte sich schwierig und unergiebig; immer mit umfassenden Entwürfen beschäftigt, dachte schon Friedrich I. den Lehnsnexus gegen eine Geldzahlung aufzulösen. Sein Plan ist von den geheimen Räten erwogen, aber nicht ausführbar gefunden worden. Hauptsächlich rührte dies wohl daher, daß Friedrich I., nach dem Sinne seiner Staatswirtschaft, eine große Reluition der Lehnsverpflichtung auf einmal vorzunehmen und dadurch einige Millionen zu gewinnen dachte, die er anderweit zu militärischen Zwecken verwenden wollte.

Unter Friedrich Wilhelm I. nahm man diesen Gedanken mit größerem Nachdruck auf. Ein Mitglied des geheimen Rates, von Katsch, früher Militärjustizbeamter, setzte nochmals auseinander, wie wenig Vorteil der Lehnsherr von den Lehen habe — denn selbst der Heimfall nütze ihm nichts, da er die Güter, und zwar oft nach sehr beschränkenden Landesgesetzen, wieder verleihen müsse —, und wie beschwerlich dennoch der Lehnsnexus den Besitzern falle. Man plage sie mit Sporteln, namentlich bei der Mutung; es sei ihnen unmöglich, die geringste Verfügung vorzunehmen ohne einen Konsens, den sich die Lehnskanzlei teuer bezahlen lasse; Unmündige seien in unaufhörlicher Besorgnis, einen Fehler zu begehen und dafür gestraft zu werden; und welch ein Verlust sei der Heimfall für Frauen und Töchter, die aus ihren Sitzen verstoßen werden und sich nicht zu nähren wissen! Würde dies alles beseitigt und dem Besitzer dagegen freie Hand über die Güter gelassen, so werde man den Anbau derselben in wenig Jahren verbessert und ihre Preise steigen sehen; der innere Reichtum des Landes werde sich wesentlich vermehren.

Dem ausschließend auf das Nützliche gerichteten Sinne Friedrich Wilhelms widersprach es ohnehin, veraltete Rechte aufrechtzuerhalten, die sich nur drückend erwiesen. Was ihn aber für den Vorschlag gewann, war der Nachweis der Möglichkeit, den Lehnsgütern eine jährliche Zahlung aufzulegen, deren Gesamtbetrag ein gar nicht unbedeutender Zuschuß für seine Kriegskasse sein würde. Da zumal einige Edelleute, denen er das Vorhaben eröffnete, ihm beistimmten, erklärte er sich sofort bereit, gegen Zahlung eines Kanons die sämtlichen Lehen zu allodifizieren; nicht allein sein Heimfallsrecht wollte er aufgeben, sondern den Vasallen die Befugnis erteilen, ihre Güter zu veräußern oder Geld darauf aufzunehmen nach ihrem Belieben.

Das war jedoch nicht seine Stellung im Lande, daß er eine so tief in die Privatrechte eingreifende Neuerung einfach hätte anbefehlen dürfen; er mußte mit ständischen Korporationen darüber unterhandeln, und nicht das Unmerkwürdigste an der Sache ist die Art und Weise, wie das geschah.

Noch im Jahre 1713 waren die Deputierten von Prälaten, Grafen, Herren, Ritterschaft und Städten diesseits und jenseits der Oder und der

Elbe zusammengetreten, und ihre Ansprüche erscheinen sogar bedeutend, wenn wir sehen, daß sie an die alten Abschiede von 1572, 1602, 1611, 1614, 1615, vor allen an den großen Rezeß von 1653 erinnern und die Bestätigung der darin gewährleisteten Rechte beantragen.

Indessen ist es doch zu dieser Bestätigung nicht gekommen. Friedrich Wilhelm erwiderte ihnen, er müsse sich erst unterrichten, inwiefern diese Rezesse auf die veränderten Umstände noch anwendbar seien. Die Stände bekannten, obwohl in Ausdrücken, worin sie ihre Gerechtsamen festzuhalten suchten, daß dies ein höchsterleuchtetes Dafürhalten sei; auf die Aufforderung, ihre Wünsche näher anzugeben, haben sie doch nur einige einzelne Punkte in bezug auf Lehen und geistliches Patronat zur Sprache gebracht; politischer Natur war ihr Begehren nicht. Auch konnte es das nicht sein, da der Hader zwischen Ritterschaft und Städten unaufhörlich fortdauerte und die beiden Teile sich auch nicht in der geringsten Sache vereinigen konnten. Viel zu stark war die Monarchie, als daß der Adel derselben in die allgemeine Regierung hätte einreden können; seine Wirksamkeit war auf den Kreis der ihm eigentümlich zustehenden Rechte beschränkt.

Auch bei dieser Lage der Ritterschaften aber mußte über das jetzige Vorhaben des Königs mit ihnen unterhandelt werden. Bei der ersten Kunde davon erhob sich die Besorgnis, als wolle er den althergebrachten Vorrang des Adels aufheben: denn wie solle bei freiem Verfügungsrechte das Ansehen der Familien sich erhalten; alle Ansprüche der zu gesamter Hand Belehnten würden vernichtet werden; es scheine, als wolle man den Adel zu einen kontribuablen Stande machen, ihn Bürgern und Bauern gleichstellen. Wäre die Ritterschaft sofort zusammenberufen, der Antrag ihr in seiner ersten schroffen Gestalt vorgelegt worden, so würde sie ihn unfehlbar verworfen haben.

Noch befolgte man aber damals die der Einfachheit und Vertraulichkeit der Verhältnisse entsprechende Methode, die Verhandlungen auf den Kreistagen der Ritterschaft beginnen zu lassen, wo es dann mehr zu Besprechungen als zu eigentlicher Debatte kam. Ungezwungene Rede und Widerrede konnten der Regierung zeigen, was sie auszuführen vermöge, und ihre Absichten modifizieren.

Von den damals gehaltenen Kreistagen war ohne Zweifel der havelländische der merkwürdigste. Der Urheber des Entwurfes, Katsch, übernahm dessen Leitung, und es gelang ihm, die Anwesenden von dem Vorteil zu überzeugen, der ihnen aus der Veränderung entspringen werde. Bei der ersten Zusammenkunft der Abgeordneten der Kreise in Berlin ließ es dann die Regierung, in deren Schoße ebenfalls mancherlei Einwürfe laut geworden, ihr vornehmstes Bestreben sein, die Standesbesorgnisse weg-

zuräumen, die sich ihr am meisten entgegenstellten. Der König erkannte die Ansprüche der Gesamthändler an, beschränkte die Erbfolge der Töchter auf den Abgang der männlichen Linie, genehmigte die Beschränkungen, denen die Veräußerungen und Verschuldungen unterlagen, und ließ überhaupt alles fallen, was dem Stande als solchem nachteilig werden konnte. Was er aufgab, war hauptsächlich sein eigenes Anrecht: Lehnsware, Konsensgebühr und Heimfall. Dafür und zur Erstattung des Roßdienstes, zu dem ja bei der Bewaffnung der Nachbarn die Ritterschaft jeden Augenblick sich bereit zu halten rechtlich verpflichtet sei, forderte er einen jährlichen Kanon, den er anfangs auf 50, später auf 40 Taler für das Lehnspferd festsetzte. Katsch hatte im ersten Eifer 60 Taler für möglich gehalten.

Die Deputierten sind hierüber, um sich mit ihren Standesgenossen in den Kreisen zu besprechen, nach Hause gegangen und noch zweimal, im April und Juni 1717, in Berlin wieder zusammengetreten.

Im April zeigte sich eine entschiedene Mehrheit bereit, auf den Vorschlag einzugehen. Die ersten, welche der Regierung entgegenkamen, waren die Mittelmärker; diesen gesellten sich der uckermärkische und, von dem altmärkischen, mit dem er sonst zu stimmen pflegte, sich absondernd, der priegnitzische Adel hinzu.

Eine Schwierigkeit machte noch der Betrag des Kanons; am 24. Juni ist er von den Deputierten der genannten drei Ritterschaften übernommen worden. Die Neumark schloß sich an, zumal da der König versprach, auf die Armen billige Rücksicht zu nehmen. Dagegen unterzeichnete auch er einen Revers, durch welchen die allgemeinen Prärogativen des Adels aufs neue bestätigt wurden; doch hat er sich dabei nichts abgewinnen lassen, was dem Begriffe seines Staates widersprochen hätte, und jede fremdartige Forderung ferngehalten. Er sagte, was er fallen gelassen, bestehe in Nichtigkeiten, was er gewonnen, in Realitäten; möchte er alle Tage solch einen Tausch machen können!

Er berechnete, daß der Kanon, wenn derselbe auch hie und da ermäßigt werde, z. B. in Pommern auf 40 Gulden, doch von seinen Reichslanden allein zwischen sechzig- und achtzigtausend Talern ertragen werde, worauf er zwei neue Regimenter begründen könne, und nahm sich vor, die Allodifikation in dieser eigentümlichen Form allenthalben durchzuführen.

Zunächst in der Altmark, wo man sich nicht für verpflichtet hielt, die Mehrheit der kurmärkischen Stände als maßgebend anzuerkennen, fand er viele Schwierigkeit; die Einwendungen dieser Provinz erscheinen sogar oft in bitteren Ausdrücken. Der König ließ sie unbeantwortet, beharrte aber auf seinem Willen. Einige ergebenen Landräte erwarben sich das

Verdienst, von Rittergut zu Rittergut zu reisen und die Widerstrebenden durch mündliche Vorstellungen zur Einwilligung zu bringen.

Berühren wir überhaupt mit einem Worte, in welcher Lage sich der König zu den Landeseingesessenen befand. Ich finde nicht, daß er den Adel herabgewürdigt habe; er wollte nur, wie er sich ausdrückt, ihm keinen Kondominat zugestehen. In Preußen hatte er durch die Einführung des Generalhufenschosses, wogegen die Kontribution wegfiel, Ordnung und Gehorsam geschaffen. Die alte Macht der Landräte existierte nicht mehr; jede Hinneigung zu Polen, die alte Einmischung polnischer Magnaten, selbst bei der Huldigung, wurden sorgfältig vermieden. Der König findet die Preußen sehr brauchbar für die Armee, die Kollegien und Negoziationen. Doch gibt es noch mancherlei Widerstreben; man müsse, sagt er, ein wachsames Auge auf sie haben. Die Vasallen in Pommern bezeichnet er als „treu wie Gold; gute Behandlung dämpfe bei ihnen jede Widerrede". Auf die Klagen der Neumärker brauche man nicht viel Rücksicht zu nehmen; das sei ihre Landesgewohnheit und, was sie vorbringen, meistens unbegründet; die Vasallen der Mittel- und Uckermark erklärt er für die getreuesten von allen; dagegen beklagt er sich über die Renitenz derer in der Altmark und in Magdeburg, die besonders auch bei der Allodifikation der Lehen hervortrat; auch mit den Halberstädtischen ist er wenig zufrieden. Niemals will er einen Edelmann aus diesen Provinzen mit einer Amtshauptmannschaft innerhalb derselben versehen, wie er ja auch bei der Besetzung der gerichtlichen Ämter in den Provinzen die Eingeborenen auszuschließen liebte; er wollte dieses Provinzialinteresse unter keiner Form dulden. Sollten die Landräte in der Altmark einer Ordre widerstreben, die in der Mittelmark angenommen ist, so ist sein Sinn, daß sie kassiert und an ihrer Stelle andere ernannt werden, ohne daß die Ritterschaft dabei gefragt wird.

An den Vasallen in den westlichen Provinzen tadelt er ihre Halsstarrigkeit, ihre Bequemlichkeit, ihren Mangel an Talent, wohl auch ihre Hinneigung zu Holland und zu dem Kaiser; aber er findet doch, daß sie sich meistens mit Güte regieren lassen.

Überall zeigen sich noch Spuren alter Berechtigungen; aber schon verschwinden sie dem Willen des Fürsten gegenüber. Eben auch bei der Allodifikation der Lehen zeigt sich das. Nachdem die Sache einmal in den Marken durchgegangen, folgten die anderen Provinzen allmählich nach.

Merkwürdig, daß sich einst der Reichshofrat der Widerstrebenden angenommen hat. Er behauptete, die Neuerung laufe der uralten Verfassung des Deutschen Reiches entgegen; der König antwortete, was er getan, gereiche zur Verbesserung seines Adels und geschehe mit dessen Beistimmung; hoffentlich werde ihm niemand wehren wollen, alte, auf die

jetzige Zeit nicht mehr passende Einrichtungen, wenn es ohne Beschwerung geschehen könne, zu verändern.

Allemal war ihm ein Werk von der größten Bedeutung gelungen, die Kräfte des Adels zu dem allgemeinen Zweck der Landesbewaffnung herbeizuziehen, ohne denselben doch zu vernichten.

Dabei waltete nun eine sehr bewußte Absicht vor. Bisher waren fremde Offiziere zu hohen Stellen in der Armee aufgestiegen; einheimische Offiziere dienten in fremden Armeen. Friedrich Wilhelm hielt für notwendig, beides abzustellen: denn wenn das Eine stattfinde, sei das Andere nicht zu vermeiden; die Edelleute würden fremde Dienste suchen und dann den König nur obenhin respektieren; aber man müsse sie dazu anleiten, keinen anderen Herrn zu erkennen als den König; dann werde sich eine Armee aus Einheimischen bilden, wie sie kein Fürst der Welt habe; der König von Preußen werde ruhiger in seinem Lande und formidabler in der Welt werden. In der Organisation der Armee liegt dergestalt ein wichtiges Moment selbst für die innere Entwickelung des Staates. Friedrich Wilhelm I. sah darin das wichtigste seiner Institute. Er erinnert seinen Nachfolger: wenn er einmal sterbe, alle übrigen Zahlungen hintanzuhalten, nur nicht die für die Armee; er beschwört ihn, an deren Besoldung und Verpflegung nichts zu verkürzen; tue er es doch, so gibt er ihm seinen Fluch, leistet er aber Gehorsam, seinen väterlichen Segen.

Friedrich der Große:
Administration und Armee

Fragen wir weiter, welche Stellung nun Friedrich zur Verwaltung selbst nahm, so bietet sich uns ein merkwürdiges Dokument dar, das darüber einiges Licht gibt.

Im Jahre 1748 unterwarf er die alte Instruktion des Generaldirektoriums einer Durchsicht; er verzeichnete seine Anmerkungen am Rande, die dann in den Text einer neuen Redaktion verarbeitet sind; vor allem sieht man daraus, daß er die innere Zucht vielleicht noch zu schärfen suchte.

Als die vornehmsten Eigenschaften der Beamten bezeichnete er: „Wachsamkeit, Arbeitsamkeit, unbestechliche Ehrlichkeit". Er fordert, wie sein Vater, daß sie im Sommer um 8, im Winter um 9 Uhr zusammenkommen und nicht auseinandergehen, bis die Geschäfte abgetan sind, was so lange nicht währen könne, wenn sie nur fleißig arbeiten wollten. Denn auch langes Beraten hieß er nicht gut; wenn sie sich nicht bald vergleichen können, sollen sie nur an ihn, den König, berichten; wie sein Vater, betrachtete er sich als den obersten Präsidenten; ihm soll über alle streitigen Fragen das Für und Wider vorgelegt und die Entscheidung überlassen werden. Auf das strengste schärfte er ihnen das Amtsgeheimnis ein; in verschiedenen Paragraphen kommt er darauf zurück; er will nicht, daß die Beamten oder die Sekretäre in ihren Wohnungen arbeiten. Besonders bekämpft er den Mißbrauch, daß sich die Kassenbeamten in die Geschäfte mischen; er sagt, es sei wohl geschehen, daß sie Extraordinarien ausgeschrieben haben; ein Kreiseinnehmer habe, um einen von ihm selbst veranlaßten Ausfall zu decken, die Kontribution willkürlich erhöht; er gebietet bei Lebensstrafe, keinen Heller zu fordern, der nicht von ihm gutgeheißen sei, und gibt neue Anordnungen für die Kontrolle. Kurz vorher war ein Fall von grober Veruntreuung vorgekommen; Friedrich befiehlt, daß alle Kassen im Lande nachgesehen werden, ob sich nicht ähnliche finden: „jetzt müsse man den alten Sauerteig ausfegen; ob jemand die Stände oder die Bauern betrüge, sei gleich; das Interesse des Landes sei das des Königs; mit aller Schärfe müsse man auf jährlichen Abschluß und richtige Rechnung halten." Um dem Institute seine Unabhängigkeit von allen Nebenrücksichten zu sichern, erneuerte er „aus bewegenden

Ursachen" die Anordnung, daß in den Kammern und Kommissariaten keine Eingeborenen der Provinzen sitzen sollten. Er urteilte, daß ein jeder nach seinem Talent und seiner Einsicht gebraucht werden müsse, der Ökonom beim Verpachten, der ordentliche und zuverlässige Mann bei der Kassenverwaltung, der betriebsame bei der Industrie. Höchlich zuwider war ihm das Unwesen der Rekrutenkasse, das zu einer Art von Stellenkauf geführt hatte: er wollte nur fleißige und geschickte Leute vorgeschlagen sehen und forderte die Kollegien auf, junge Männer zum Dienste heranzuziehen, wozu dann ähnliche Einrichtungen getroffen wurden wie bei der Justiz. Er fordert von der Administration den strengsten Gehorsam von oben nach unten; doch will er zugleich ehrenhafte und gebildete Beamte.

Die Aufgabe war, dem administrativen Institute seine ganze Wirksamkeit zu sichern, seine Schroffheiten und den Druck, den es ausübte, zu vermeiden. In jener Instruktion tritt die Sorge für die verschiedenen Stände auf das lebendigste hervor. Bei neuen Verpachtungen z. B. soll allemal darauf gesehen werden, ob der Amtmann bisher gut mit den Bauern umgegangen sei; unter keinen Umständen soll man die Prästationen der Untertanen erhöhen: „Ich weiß, daß eines von den zu harten Dingen im Lande die Dienste sind, welche Bauern tun müssen, wobei nichts als ihr Verderben herauskommt; unerträglich ist, daß sie fünf oder gar sechs Tage in der Woche dienen sollen. Soviel Geschrei es geben wird, soll man doch darauf sehen, und zwar sowohl bei den königlichen Ämtern als bei den Edelleuten, daß den Bauern ein paar Tage in der Woche abgenommen werden." Überall soll man die wüsten Höfe besetzen und alsdann die Dienste repartieren, so daß den alten Bauern die Dienste der neuen mit zugute kommen. Wo die Güter zu groß sind, soll man sie teilen. Man soll die Herbeiziehung der Bauern zu den Wolfsjagden nicht dem Gutdünken der Jäger überlassen, sondern sie möglichst schonen.

Dabei blieb es, daß die Städte, die nun freilich noch zu keiner selbständigen Entwickelung gediehen waren, von der Kammer und besonders von den Ortskommissären abhingen. Friedrich begnügte sich, ihre Wohlfahrt den Beamten auf das dringendste anzuempfehlen. Es geschehe wohl, sagte er, daß die Amtsleute in der Nähe der Städte die Überlassung von Krügen verlangen und für diesen Fall eine höhere Pacht anbieten: „aber das Plus ist verflucht, welches durch das Unglück anderer Leute gemacht wird; auf alte Privilegien muß allerdings reflektiert werden; der wahre Mehrertrag kommt durch die Industrie." Die Präsidenten sollen sehen, der einen Stadt durch diese, der anderen durch jene Manufaktur aufzuhelfen. Man muß dafür sorgen, daß sie ehrliche und brave Bürger-

meister haben, daß die Kämmereien wohl verwaltet, das Einkommen der Städte zu ihrem Besten angewendet werde.

Bis ins Einzelne war darauf Bedacht genommen, wie ein jeder bei seinem Gewerbe bestehen und sein Auskommen finden möge.

Gern hätte er sie noch mehr erleichtert; das Herz blute ihm, sagt er einmal, wenn er an zwei Auflagen denke, das Servis in den Städten, die Kavalleriegelder auf dem platten Lande, wollte Gott, daß er sie aufheben könnte; aber der Zustand der Kassen gestatte es ihm noch nicht.

Eine der Grundansichten, auf welcher sein Staat beruhte, war nun aber, daß die Trennung der Stände aufrechterhalten würde, und er suchte nur dahin zu wirken, daß keiner den anderen beeinträchtige.

Die Bauern, sagt er, sollen niemals Rittergüter kaufen, die Edelleute niemals die Bauerngüter einziehen, aus dem Grunde, weil jene nicht als Offiziere dienen können, die Edelleute aber, wenn sie Vorwerke aus den Bauergütern machen, die Zahl der Einwohner verringern.

Auch die Bürger sollen keine Güter der Edelleute kaufen; sie würden dadurch nur gehindert werden, ihr Vermögen in Handel und Wandel anzulegen.

Ebensowenig aber sollen die königlichen Kammern daran denken, Rittergüter an sich zu bringen. Es soll selbst in Fällen vermieden werden, wo das königliche Amt dadurch um die Hälfte verbessert werden könnte: „denn der König darf nicht rechnen wie ein Privatmann; er braucht Edelleute, deren Söhne das Vaterland verteidigen, deren Rasse so gut ist, daß sie auf alle Weise erhalten werden muß."

Wenn zwischen einem königlichen Amte und einem Rittergut ein Streit ausbricht, so soll das Direktorium lieber dem Könige Unrecht tun als dem Edelmanne: denn was für ihn ein kleiner, unmerklicher Verlust sei, das gereiche diesem oft zum größten Vorteil und erhalte ihn.

Den Kammern wird in den stärksten Ausdrücken verboten, den Edelmann zu schikanieren, alte Streitigkeiten aufzuwärmen. Keiner soll genötig werden, seinen Besitz auf längere Zeit als das Jahr 1740 hinaus zu beweisen; es möge manchen reicheren Adel geben; aber einen an Tapferkeit und Treue vorzuziehenden gebe es nicht.

Derselbe Sinn herrscht auch bei der Verwaltung der Provinzen vor; jede soll nach ihrer Besonderheit behandelt werden.

Hatte er doch selbst bei einer neu erworbenen Provinz für ratsam gehalten, ihr eine von den alten Einrichtungen abweichende, von dem Direktorium unabhängige Verfassung zu geben: — „alle Provinzen in demselben Sinne zu regieren würde heißen, sie guten Mutes ruinieren." Er suchte einer jeden das zu verschaffen, was sie hauptsächlich bedürfe.

In Preußen vermißte er vor allem Industrie und Gewerbe: das Land

habe eigentlich nichts als einen Überfluß an Getreide; die Krone besitze eine große Anzahl Ämter; aber da das Klima ungesund, das Land häufigen Überschwemmungen ausgesetzt sei, müsse man immer den Beutel in der Hand haben.

In Cleve legte er besonderen Wert auf die Waldanpflanzungen, welche, da das Holz selten werde, sehr wohl zustatten kommen würden, in Schlesien auf die Linnenindustrie, die das Peru der Könige von Preußen sei und soviel wie möglich aufrechterhalten werden müsse, im Magdeburgischen auf Bauwerke und Salinen.

Für Pommern und die Kurmark, welche die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges noch nicht verwunden hatten, schien ihm vor allem eine Vermehrung der Bevölkerung notwendig.

In den dicksten Waldungen von Pommern sah man Dörfer entstehen; der einheimische Bauer erstaunte über die munteren Landesgenossen, denen aber doch ihre Feldarbeit vortrefflich gedieh; im Jahre 1755 zählte man 59 neue Ansiedelungen; in den Jahren 1748 bis 1755 hat sich die Bevölkerung des platten Landes im preußischen Pommern um mehr als 50 000, von 228 549 auf 280 342 Seelen vermehrt.

Was einst schon Friedrich Wilhelm, durch eine Reiherbeize in die Gegend geführt, beabsichtigt hatte, die Entwässerung des Niederoderbruchs, unternahm Friedrich II. im Jahre 1747 mit aller Kraft. Die Berge zwischen Hoch- und Niederwriezen wurden durchstochen und ein Kanal gegraben, in den der Strom, von dem besseren Gefälle angezogen, mit aller Macht sich stürzte. Bald kam eine Landschaft zum Vorschein, auf welche Luft und Sonne damals zuerst einwirkten und die sich nach und nach immer einträglicher erwiesen hat. Der König nahm ähnliche Arbeiten auch an anderen Stellen vor; er trug Sorge, daß die Unternehmer auf dem gewonnenen Boden nicht Vorwerke errichteten, sondern Dörfer: denn nur um der Menschen willen werde das Land angebaut.

Diese staatswirtschaftliche Rücksicht bewog ihn, die Vermehrung der gewerbtreibenden Bevölkerung nicht dem Gange der eigenen Entwickelung zu überlassen, sondern sie durch Staatsmaßregeln zu befördern. Es erschien ihm wie eine glückliche Entdeckung, als ihm vorgestellt wurde, daß man am besten tun werde, das gesponnene Garn nicht mehr aus der Fremde zu beziehen, sondern die Spinner selbst in das Land aufzunehmen. Er setzte fest, daß jede Familie ein Haus, einen kleinen Garten und hinreichende Grasung für zwei Kühe haben müsse, und berechnete sich, daß er jährlich gegen 1000 solcher Familien anzusiedeln imstande sei. In Mecklenburg, Sachsen und Polen fanden sich Leute genug, sein Erbieten anzunehmen. So hielt er für gut, die fremden Maurergesellen, die nach Berlin kamen, daselbst ansässig zu machen; es war dafür gesorgt,

daß sie Arbeit bekamen und zu leben hatten. Wenn ihm daraus Unannehmlichkeiten entsprangen — denn nicht eben die fleißigsten Leute waren die neuen Einwanderer —, so tröstete er sich damit, daß die erste Generation der Kolonisten in der Regel nicht viel tauge, aber die folgende besser sei. Es schien ihm Vorteil genug, daß in den ersten fünfzehn Jahren seiner Regierung die Volkszahl in der Kurmark ziemlich um ein Fünftel stieg: von 476 000 bis auf 580 000.

Das Manufaktursystem, das hierzu besonders beitrug, bestand noch in der ganzen Strenge wie unter Friedrich Wilhelm I. Aus einem Abkommen, welches die vier alten Abteilungen des Generaldirektoriums mit der von Friedrich gegründeten fünften schlossen, sieht man, was sie sich noch vorbehielten, welche Rechte sie ausübten: die Aufsicht über alle im Lande befindlichen Handwerker und Künstler, ihre Vermehrung und Verminderung, ihre Versetzung aus einer Provinz, aus einer Stadt in die andere; es war noch ganz jene, allerdings fürsorgende, aber mit gebieterischer Hand durchgreifende Organisation der Arbeit, deren wir gedachten.

Wenn man die Schafzucht beförderte, so blieb doch die Wollausfuhr auf das strengste verboten, die Ausfuhr der bewollten Felle sogar aus einer Provinz in die andere. Bei der Wollschur kaufte die Regierung, nach dem Vorgange Friedrich Wilhelms, eine Quantität Wolle, die sie den kleinen Fabrikanten für den Kaufpreis überließ. Diese waren nur gehalten, nach gemachter und verkaufter Arbeit den Preis zu erlegen; auch für den Verkauf suchte die Regierung Mittel und Wege zu schaffen. Der große Verzehrer war immer die Armee. Da hätte man auch das an sich Entbehrliche nicht abschaffen dürfen, weil dadurch ein Gewerbe eingehen, die Akzise einen Ausfall hätte erleiden können. Der Zusammenhang des Ganzen wirkt im Kleinsten nach, und gerade die Geringfügigkeit der zu einem großen Zweck zusammengreifenden Dinge erweckt in dem Beobachter Interesse.

Nun faßte aber Friedrich II. noch weitere Gesichtspunkte als Friedrich Wilhelm. Das von ihm eingesetzte Departement des Generaldirektoriums hatte nicht allein die Verbesserung der alten, sondern auch die Einrichtung neuer Manufakturen und das gesamte Kommerzwesen zu besorgen. In den Provinzen wurden Auszüge aus den Zoll- und Akziseregistern gefertigt, um zu sehen, was noch aus der Fremde bezogen werde und was dem Inlande mangele. Friedrich hielt es für einen Nachteil, daß das Land so viel Geld für Zucker, Wein und Seidenwaren verausgabe. Er suchte die Einfuhr der fremden Weine durch starke Imposte und Hebung der Erzeugung von Bier einzuschränken. Was würde er für die Runkelrüben getan haben, wenn die Entdeckung des Zuckerstoffes in dieser Pflanze,

die durch Marggraf unter seinen Augen geschah, schon damals sich Vertrauen erworben und zu praktischen Erfolgen geführt hätte; wenigstens Zuckerraffinerien richtete er ein, um den Preis der Bearbeitung nicht an Fremde zu zahlen. Man begreift, wie wichtig es ihm schien, den Maulbeerbaum zu pflegen, der schon einige überaus strenge Winter im Lande überdauert hatte; wie manchen Platz verschenkte er hierzu an Privatleute; die Gemeinden und Schullehrer, die Amtleute bei Erneuerung ihrer Pacht wurden dazu aufgefordert. Er hoffte, die Seide, deren das Land bedürfe, vielleicht einmal innerhalb desselben zu erzeugen; bis es dahin käme — denn die Staatswirtschaft der Zeit hieß auch solche Manufakturen gut, zu denen man das Material nicht im Lande finde, sondern kaufen müsse —, wurden die Seidenfabriken mit Eifer befördert. Der König war freigebig, die Unternehmer mit Bauplätzen und Baumaterialien auszustatten; er suchte die geschicktesten Arbeiter heranzuziehen; auch kostbare Werkzeuge schaffte er auf seine Kosten an, z. B. eine holländische Marmorrolle zur Glänzung der hier gefertigten Zeuge.

Wir wollen über diese Dinge nicht ausführlich berichten, zumal da das ganze System in seiner charakteristischen Eigentümlichkeit sich erst später entwickelte; erwähnen wir aber noch an einem Beispiele, wie sehr ins Einzelne die Fürsorge ging.

Unter Friedrichs Papieren haben sich Aufzeichnungen gefunden, die er zu seiner eigenen Erinnerung einst auf einer Reise nach Schlesien gemacht hat. In Schweidnitz und Neiße, bemerkte er, fehle es noch an Ziegeldächern; er müsse daran denken, sie zu schaffen; in Schmiedeberg fühle man sich von der Kaufmannschaft gedrückt; diese Sache verdiene Überlegung; eine neue protestantische Kirche sei in Pleß nötig; an anderen Stellen seien Kirchen und Schulen zu weit entfernt, um von den Einwohnern besucht zu werden. Er denke daran, wie das schlechte Land hier und da zu verbessern, das Holz, dessen man sonst einmal entbehren werde, mehr zu schonen sei. Er merkt sich an, wo es in den Gärten an Gemüse oder an Obstbäumen fehle. Striegau bedürfe einer Manufaktur; er wisse nichts anderes, als etwa Vitriol daselbst bereiten zu lassen; aber besonders gebreche es in Oberschlesien an Industrie. In Gleiwitz lasse sich eine Fabrik von Halbbaumwolle und Halbleinen anlegen; in Tarnowitz würden Kunstschreiner beschäftigt werden können; für Waren wie die Nürnberger, zu denen es an Holz nicht fehle, würden Krakau und Teschen einen guten Markt darbieten. Wie ein Hausvater, der sein Besitztum im ersten Frühjahre durchschreitet, um sich die Arbeiten des Sommers zu überlegen, bemerkt er an jeder Stelle, woran es gebricht und was sich tun lasse.

Den inneren Verkehr, besonders zu Wasser, suchte er nach dem Beispiel seiner Vorfahren soviel wie möglich zu befördern. Durch den Plaueschen

Kanal kürzte er die Schiffahrt von der Elbe her um acht Tage, durch den Finowkanal die Fahrt von Stettin nach Berlin um die Hälfte ihrer Dauer ab. Um vieles leichter ließ sich nun das magdeburgische Salz nach Schlesien, das neumärkische Holz nach dem Magdeburgischen schaffen, um hier zur Salzbereitung zu dienen. Die Erwerbung von Schlesien, die Benutzung der Wasserwege gaben dem Handel von Stettin neuen Aufschwung.

Aus den Berichten der Kammern pflegte sich Friedrich den inneren Haushalt einer Provinz zu vergegenwärtigen. Wenn z. B. die Neumark von den 700 000 Talern, die sie jährlich an Abgaben aufbrachte, nur 520 000 innerhalb ihrer Grenzen verwandte und das übrige an die allgemeine Staatskasse ablieferte, so wurde zweifelhaft, wie sie dabei bestehen könne; aber die Tabellen über Ausfuhr und Einfuhr wiesen nach, daß sie jährlich einen bedeutenden Gewinn im Handel mache: man berechnete ihn auf 265 000 Taler. Hierdurch verschwanden alle Bedenklichkeiten.

Man weiß, welche Unzuverlässigkeit Handelsbilanzen ihrer Natur nach immer haben, und für ganz sicher möchte ich die nicht ausgeben, welche aus den Listen der verschiedenen Kammern für Friedrich zusammengestellt wurden; aber wenn man die Ziffern auch nur als annähernd betrachtet, sind sie sehr merkwürdig. Die allgemeine Bilanz ergibt für das Jahr 1752 an Ausfuhr für die alten Provinzen mehr als dreizehnthalb, für Schlesien mehr als zehn Millionen, an Einfuhr für jene zehnthalb, für dieses achthalb Millionen, im Ganzen ungefähr zweiundzwanzig Millionen Ausfuhr, siebzehn Millionen Einfuhr, so daß sich, nach kaum sechs Friedensjahren, ein Überschuß von fünf Millionen Taler herausstellt.

Doch würde es ein Mißverständnis dieses Staates sein, wenn man ihn als auf die möglichste Entwickelung der kommerziellen Kräfte berechnet denken wollte; so sehr sie auch befördert wurde, war das doch nur ein Bestreben zweiter Ordnung; der Sinn des Ganzen ging vielmehr auf die Hervorbringung der Macht und der unmittelbar für dieselbe erforderlichen Mittel.

Friedrich hielt darauf, wie es sein Vater eingerichtet, daß die Abgaben zur bestimmten Zeit, unfehlbar, in barem Gelde in die Kasse kamen und von dieser zu ihren verschiedenen Bestimmungen verwendet wurden. Die Etats durften im Laufe des Jahres nicht verändert, die Kassen niemals vermischt werden.

Die Domänenkasse trug in den ersten Jahren Friedrichs, wie in den letzten Friedrich Wilhelms, ungefähr 3 300 000 Taler ein; die regelmäßigen und eigenen Gefälle der Generalkriegskasse brachten wenig über vier Millionen. Wenn das Einkommen der letzteren doch bei weitem höher

berechnet wird, in der Regel auf nahe an sechs Millionen, so rührt dieser Unterschied, wie unter Friedrich Wilhelm, daher, daß ihr nach verschiedenen Augmentationen der Armee aus der ersteren ein Zuschuß von beinahe zwei Millionen gezahlt ward. Mit dem besonders verrechneten Ertrage von Schlesien, gegen vierthalb Millionen, dem Einkommen der Rentei und den Subsidien von Ostfriesland, im Anfang dritthalbhunderttausend Talern, und einigen außerordentlichen Einnahmen, belief sich die Gesamtsumme der preußischen Einkünfte im Jahre 1752 auf mehr als zwölf Millionen. Die Einrichtung war, daß die Regimenter ihre Assignationen unmittelbar aus den Provinzialkassen empfingen: die preußischen monatlich 64 000 Taler, die magdeburgischen 42 000, die kurmärkischen z. B. im September des Jahres 1741 67 000, im Juni 1744 77 000 und so ferner. Der König prüfte die Rechnungen auf das genaueste; dann aber richtete er, wie wir auch hier aus seinen eigenhändigen Aufzeichnungen sehen, sein persönliches Augenmerk auf diejenigen Geldsummen, die nicht durch die laufende Verwaltung absorbiert wurde. Die Überschüsse kamen ihm persönlich zuhanden: er hielt über ihre Verwendung jederzeit sorgfältig Buch. Im Jahre 1744 beliefen sie sich auf mehr als 300 000 Taler; aber der König bemerkt, daß er, wenn der Krieg ausbreche, wegen der Abwesenheit der meisten Regimenter und des dadurch verursachten Ausfalles in der Akzise sich keine Rechnung mehr darauf werde machen dürfen. Nach einigen Friedensjahren, im Jahr 1750, waren sie bereits auf ungefähr 700 000 Taler gestiegen. Sie kamen auf aus dem Mehrertrage der Posten, der bei dem wachsenden Verkehr nicht ausbleiben konnte, dem Verkauf von Holz aus königlichen Forsten, dem Überschuß der schlesischen Akzise, einzelnen Ersparnissen der Kammern und einem auf die Einkünfte von Ostfriesland gelegten Vorbehalt von 100 000 Talern. Auch auf die regelmäßigen Einkünfte waren unter dem Titel „Reisegelder" oder „Handgelder" verschiedene Summen für den König angewiesen; sie wurden aber sämtlich auf außerordentliche Bedürfnisse, besonders militärischer Art, z. B. den hohen Sold des dritten Bataillons der Garde, Zuschüsse für Uniform und Tafel der Offiziere verwendet. Die Kosten seines Haushaltes, sein Alimentaire, wie er es nannte, zog König Friedrich aus jenem außerordentlichen Aufkommen. Dazu nahm er jedoch nur 120 000 Taler für das Jahr; das übrige verwendete er ebenfalls auf die außerordentlichen Bedürfnisse des Staates, die durch die regelmäßigen Einnahmen nicht gedeckt wurden: zu dem Festungsbau, der Verbesserung der Artillerie, dem Gestütwesen oder zu Landesmeliorationen, z. B. jener Austrocknung der Brüche; zuweilen hat er sie auch in den Schatz gelegt, um eine runde Summe hervorzubringen.

Denn außer dem, was der König persönlich erhielt, floß noch ein

ansehnlicher Teil des allgemeinen Einkommens regelmäßig in den Staatsschatz, der zur Bestreitung der Kriegskosten bestimmt war.

Einen Begriff davon gibt uns die Aufzeichnung Friedrichs vom Jahre 1744. Der Schatz war wieder ergänzt und enthielt 6 200 000 Taler. Davon wurden zu dem Anfang des Krieges zwei Millionen genommen. Eine halbe Million sollte zur Ausrüstung der neugeworbenen Reiterei dienen, eine andere halbe Million zum Unterhalt derselben, für welchen in dem gewöhnlichen Etat noch nicht gesorgt war; mit einer dritten halben Million dachte er die Kosten des Marsches und der Remonte im nächsten Jahre zu bestreiten und noch immer eine ansehnliche Summe für unvorhergesehene Fälle in den Händen zu behalten. Er hoffte damals, die Winterquartiere in Böhmen nehmen zu können, was noch Vorteil für die Kassen bringen werde. Allein wir wissen, wie ganz anders alles ging, wie die Schatzkammer nach und nach völlig erschöpft, die Bitte um Subsidien von Frankreich abgeschlagen wurde; dann mußte doch, so wenig man das liebte, zu einer Anleihe geschritten werden. Die Form der Anleihen Friedrichs war, daß die eigenen Stände — denn das Geld außer Lande verzinsen zu müssen, wäre wider das Prinzip gewesen — die erforderliche Summe vorstreckten, wovon man ihnen die Zinsen, nach der alten Weise der Anlehen, auf bestimmte Gefälle anwies, deren natürliches Steigen den Ausfall nach kurzer Zeit ersetzte. Im Jahre 1745 belief sich die Summe, mit der die kurmärkischen Stände dem Könige einen so großen Dienst erwiesen, auf 1 356 000 Taler. Sie reichte damals hin, weil es in kurzem zum Frieden kam.

Nach dem Frieden aber war die erste Sorge, alles in die frühere Ordnung zu bringen, und bald empfing der Schatz seine regelmäßigen Zuflüsse wieder.

Im Jahre 1752 belief er sich bereits auf sieben Millionen, und die Staatsverwaltung war so eingerichtet, daß alle Jahre zwei Millionen dazukamen. Friedrich berechnete sich, daß sein Schatz im Jahre 1745 elf, 1756 fünfzehn, 1758 neunzehn Millionen betragen werde. Damit dachte er vier bis fünf Kampagnen aushalten zu können. Neben diesem Schatze hatte er noch einen kleinen von 200 000 Talern angelegt, der besonders zur Mobilmachung der Armee dienen sollte.

Man braucht nicht zu erörtern, daß dieses Thesaurieren von finanziellen Gesichtspunkten zu verwerfen gewesen sein würde; notwendig ward es in seiner Lage, wo er jeden Augenblick Feindseligkeiten zu erwarten hatte.

Wir enthalten uns hier, in die Verwickelungen der Politik einzugehen, die endlich zu einer neuen großen Krisis der europäischen Dinge zusammenwirkten.

Aber werfen wir nur einen Blick auf den Osten und Norden, wo die Kombination, die einst bei der polnischen Thronvakanz im Gegensatz gegen Friedrich Wilhelm I. entstanden war, sich wieder erneuerte, die drei Mächte Österreich, Sachsen und Rußland auf das engste zusammenhielten, so zeigt sich, welche Gefahren daraus für Preußen hervorgingen. Friedrich hegte zwar die Überzeugung, daß die feindselige Haltung Rußlands nicht auf wirklichen Interessen beruhe, sondern zufälliger Natur sei, daß selbst Kaiserin Elisabeth keinen Teil daran habe, sondern nur ihr Minister; aber dieser war nun einmal allmächtig und für Maria Theresia gewonnen. Einen Angriff auf Schlesien erwartete Friedrich damals nicht; aber er fürchtete eine Besetzung des polnischen Thrones, vielleicht mit einem österreichischen Prinzen, die ihn nötige, zu den Waffen zu greifen.

Sah er sich nach Hilfe um, so konnte er sie weder im Norden finden, wo Schweden in sich selbst beschäftigt und Dänemark mit aller seiner Kraft auf die Erwerbung von Holstein gerichtet war, noch auch bei den Seemächten, die sich an den Anblick der preußischen Flagge in der Nordsee nicht gewöhnen mochten, noch endlich im Reiche.

Wie sehr sich die Mehrzahl der deutschen Stände zu Österreich hinneigte, erkannte man bei den mancherlei Schwierigkeiten, welche die Garantie Schlesiens durch das Reich fand. Das englische Geld übte auf eine große Zahl einen unwiderstehlichen Einfluß.

Wandte er aber seine Augen nach Frankreich, so bestand zwar der im Jahre 1741 geschlossene Definitivtraktat, und im allgemeinen waltete Freundschaft ob; allein die früheren Ereignisse hatten doch einen großen Gegensatz, namentlich in bezug auf die deutschen Angelegenheiten, zutage gebracht. „Nicht wahr,“ sagte Friedrich einem seiner Gesandten, „mein Vorteil verlangt, daß ich mich mit Frankreich verbinde?“ „Allerdings,“ antwortete dieser und führte eine Menge Gründe an, weshalb man zu Frankreich Vertrauen haben müsse. „Schon gut,“ fiel Friedrich ein; „aber nur auf den Lippen muß das Vertrauen uns schweben.“ Und täglich nahmen dort Schwäche und Unordnung zu. Von einem Könige, der sich einbildete, zu regieren, aber von eigensüchtigen Ministern und von einer Mätresse abhing, die allen Anwandlungen der Eitelkeit zugänglich war, ließ sich mehr fürchten als hoffen.

In der Mitte starker und gefährlicher Feinde, ohne alles zuverlässige Bündnis, sah sich der König von Preußen auf sich selbst, vor allem auf die Kriegsbereitschaft und die Tapferkeit seiner Armee angewiesen.

Auch hielt er die Sorge für sein Kriegsheer fast für seine wichtigste Pflicht; wie sich Friedrich Wilhelm als Feldmarschall, so bezeichnet sich Friedrich II. als Konnetabel. Wir würden ihn nicht kennen lernen, wenn wir diese Seite seiner Tätigkeit unberührt lassen wollten.

Er geht von dem Grundsatz des Vegetius aus, daß der Friede das Studium, der Krieg die Ausübung der Kunst sei. Eine Disziplin, wie die römische, gelte nur noch in der preußischen Armee; sie bilde die Grundlage des Ruhmes, und das Bestehen des Staates hänge davon ab; sie zu erhalten, erklärt er für die Pflicht seiner Generale und seine eigene. Wohl sei es schön, sagte er diesen, sich Ruhm erworben zu haben; aber eine schändliche Sicherheit würde es sein, nicht auch ferner die Mittel vorzubereiten, die man bald gegen die Feinde anzuwenden in den Fall kommen werde; unglücklicherweise seien die Worte „Feind" und „Nachbar" für ihn synonym.

Vor allen Dingen erklärte Friedrich für notwendig, bei der ersten Einstellung der Mannschaften eine strenge Aufsicht zu führen. Nur durch die Vernachlässigung derselben sei Holland, welches einst für Preußen zum Muster gedient, aber später sein Kriegswesen in die Hände einiger verwaltenden Kaufleute habe geraten lassen, so tief herabgekommen.

Der Fürst-Konnetabel muß sich, nach seiner Ansicht, die eingestellten Rekruten selber vorführen lassen und ihren Zustand untersuchen, damit der Abgang jedesmal durch gleich große und starke Leute ersetzt werde. Der vornehmste Beweggrund für die Beibehaltung des Maßes war, daß die hochgewachsensten Menschen in der Regel auch die stärksten seien; doch waltete dabei zugleich die Rücksicht ob, daß diese Bedingung zur Schonung der Kantons beitrage, welche auch übrigens immer aufs neue zur Pflicht gemacht wird.

Die Vorschriften hierüber konnten kaum strenger sein. Den Regimentern, sagt er, seien nur darum Kantons angewiesen, um den gewöhnlichen Abgang, und nicht diesen einmal vollständig, aus ihnen zu ersetzen, hauptsächlich um sich in Notfällen, wie bei der Eröffnung eines Feldzuges, geschwind vollzählig zu machen; aber unerträglich sei es, daß man die Enrollierten gleichsam als Leibeigene betrachte oder denen, die nicht wirklich eingestellt seien, wegen irgendeines Grundes Geld abfordere. Man sieht, welche Mißbräuche noch obwalteten; als eine der Pflichten seines Amtes betrachtete er, sie abzustellen, überhaupt das Gleichgewicht zwischen den bürgerlichen Einwohnern und den Soldaten zu erhalten.

Aber auch unter dieser Bedingung wurden die Hauptleute dafür verantwortlich gemacht, daß sich nicht untaugliche Leute in den Reihen fänden. Von den jungen Offizieren fordert der König nicht allein untadelhaftes Betragen und Kenntnisse, sondern auch Geist; die Hauptleute müssen mit Leib und Seele dienen, die Kommandierenden nicht allein die Manneszucht auf das strengste beobachten, sondern auch die Eigenschaft besitzen, ihren Entschluß in dringenden Fällen für sich selbst zu ergreifen.

Er könnte Obersten nennen, von deren Verfahren der Ausgang einer Schlacht, das Heil des Staates abgehangen habe.

Generale und Obersten müssen dem Fürsten für ihre Regimenter stehen; damit sie das vermögen, muß ihnen ein unbedingter Gehorsam geleistet werden. Ein Soldat, der sich gegen seinen Unteroffizier auflehnt, ein Offizier, der gegen seinen Oberen den Degen zieht, müssen ohne Erbarmen bestraft werden; Gnade ergehen zu lassen, würde große Gefahr bringen.

Die häuslichen Einrichtungen der Soldaten sind auf körperliches Wohlsein und kameradschaftliches Zusammenleben berechnet. Der Friede soll auch in dieser Beziehung auf den Krieg vorbereiten, zur Mäßigkeit gewöhnen. Spielen und Trinken darf man schlechterdings nicht einreißen lassen; ein gutes Regiment muß sich so ordentlich aufführen wie ein Mönchskloster.

Der Fürst-Konnetabel muß sein Regiment selbst zu exerzieren verstehen, um den kleinen Dienst vollkommen innezuhaben und es zu bemerken, wo dagegen gefehlt wird. Die Gleichförmigkeit in allen Äußerlichkeiten hat viel Einfluß auf den mechanischen Teil der Taktik; darin eingeübt, leisten die Truppen auch im Felde unbedingt Folge.

Der französische Gesandte bemerkt, daß die Übungen der Reiterei anfangs nicht ohne ein Gefühl von Demütigung, mit einer gewissen Verdrossenheit vollzogen worden seien; man habe nur den Stock gefürchtet; jetzt aber habe ein jeder ihren Nutzen eingesehen und unterwerfe sich ihnen mit einer von Erwägung getragenen Resignation. Er bewundert besonders, wie die Eskadron im vollen Lauf auf das erste Signal haltmacht und eine treffliche Ordnung behauptet, oder wie, wenn die erste Linie ihren Galopp fortsetzt, die zweite innehält und im Trabe nachfolgt.

Mit einer gleichen kriegsmännischen Befriedigung wohnte Valori auch den Übungen des Fußvolkes bei.

Es erregt Verwunderung, schreibt er nach einer Revue im Mai 1747, Truppen, die so viel gelitten haben, schon wieder in einem so prächtigen Zustande zu erblicken. Die alten Regimenter haben in Hinsicht auf Zucht und militärische Fertigkeit vielleicht noch gewonnen. Wir haben eine Linie von 19 000 Mann vorrücken sehen, 80 Schritt in einer Minute, so gerade, als wenn sie nach der Schnur abgemessen wäre. Ich kenne die Geschwindigkeit ihres Schießens nun seit acht Jahren aus dem Kriege und aus den Übungen; doch setzt sie mich noch jedesmal in Erstaunen.

Valori war kein unbedingter Bewunderer der preußischen Truppen. Er urteilt, daß ihr Feuern in der Regel zu tief gehe und nicht gehörig berechnet werde; wenn die Maschine einmal aufgezogen sei, so schieße der Soldat, ohne zu wissen, wohin. Wenn er aber meint, daß es dem

Könige hauptsächlich auf dieses Schießen angekommen sei, so tut er ihm Unrecht.

„Was heißt," sagt Friedrich, „eine Schlacht gewinnen? Es heißt, den Feind nötigen, das Feld zu räumen. Ich übe die Truppen, so rasch anzurücken wie möglich; sie haben nicht zu schießen, sondern bedienen sich des Bajonetts oder dringen, die Flinte über die Schulter, an; so setzen sie den Feind außer Fassung. Nicht das Feuern gewinnt Schlachten, sondern die gute Haltung der Truppen. Auch von der Kavallerie verlange ich geschlossene, lebhafte Attacken. Da die feindlichen Schwadronen weniger geschlossen sind, können sie diesem Anlauf fast nicht widerstehen; selten kommt es zum Gebrauch der blanken Waffe. Die Infanterie muß den Feind von dem Schlachtfelde, sozusagen, hinuntertreiben; die Kavallerie krönt das Werk durch die Anzahl der Gefangenen, die sie einbringt."

Zu diesem Zweck, dem Siege in der Feldschlacht, waren nun alle Übungen eingerichtet.

Die Truppen lernen sich auf das rascheste und mannigfaltigste formieren, in Linien oder in Kolonnen, bald von dem einen, bald von dem anderen Flügel her; auf das geringste Wort muß das geschehen; die beiden hinteren Linien müssen darin so vollkommen werden wie die vordersten. Die Manöver größerer Truppenkorps sind von Friedrich eingeführt, wie er sagt, um die Offiziere im großen Dienst zu üben.

Aber auch auf alle anderen im Kriege möglichen Fälle waren diese Übungen berechnet. Durch die Gehölze marschieren, ohne die Ordnung zu unterbrechen, — plötzliche Wendungen machen, um dem Feinde in die Flanke zu fallen, — Rückzüge vollziehen, ohne in Verwirrung zu geraten, — bei den Fouragierungen von Husaren angegriffen, sich gegen sie zur Wehre setzen, das hauptsächlich machte sie aus.

Friedrich beschied sich immer, daß er die Kriegskunst nicht allgemein nach ihrem Ideal ausbilden könne, sondern wie sie gegen die Nachbarn, von denen er Feindseligkeiten erwarten müsse, notwendig sei. Der Beschränkung, die es ihm auflegt, daß die Hälfte seiner Truppen aus Soldaten bestand, die keinen rechten Anteil an der Wohlfahrt seines Landes nähmen, blieb er sich jeden Augenblick bewußt.

Um so mehr kam es ihm darauf an, den eigentümlichen kriegerischen Geist, die militärische Tugend der Armee aufrechtzuerhalten.

Er setzt dieselbe in drei Dinge: Ordnung, Gehorsam und Tapferkeit. Die zur Gewohnheit gewordene Ordnung bewirke, daß in den dringendsten Gefahren die Verwirrung der Preußen doch noch mehr Haltung in sich habe als der gewöhnliche Zustand des Feindes; der Gehorsam mache, daß niemals über die Ausführbarkeit einer gebotenen Unternehmung hin- und hergeredet werde, niemand verzweifle. Die Tapferkeit beruhe darauf,

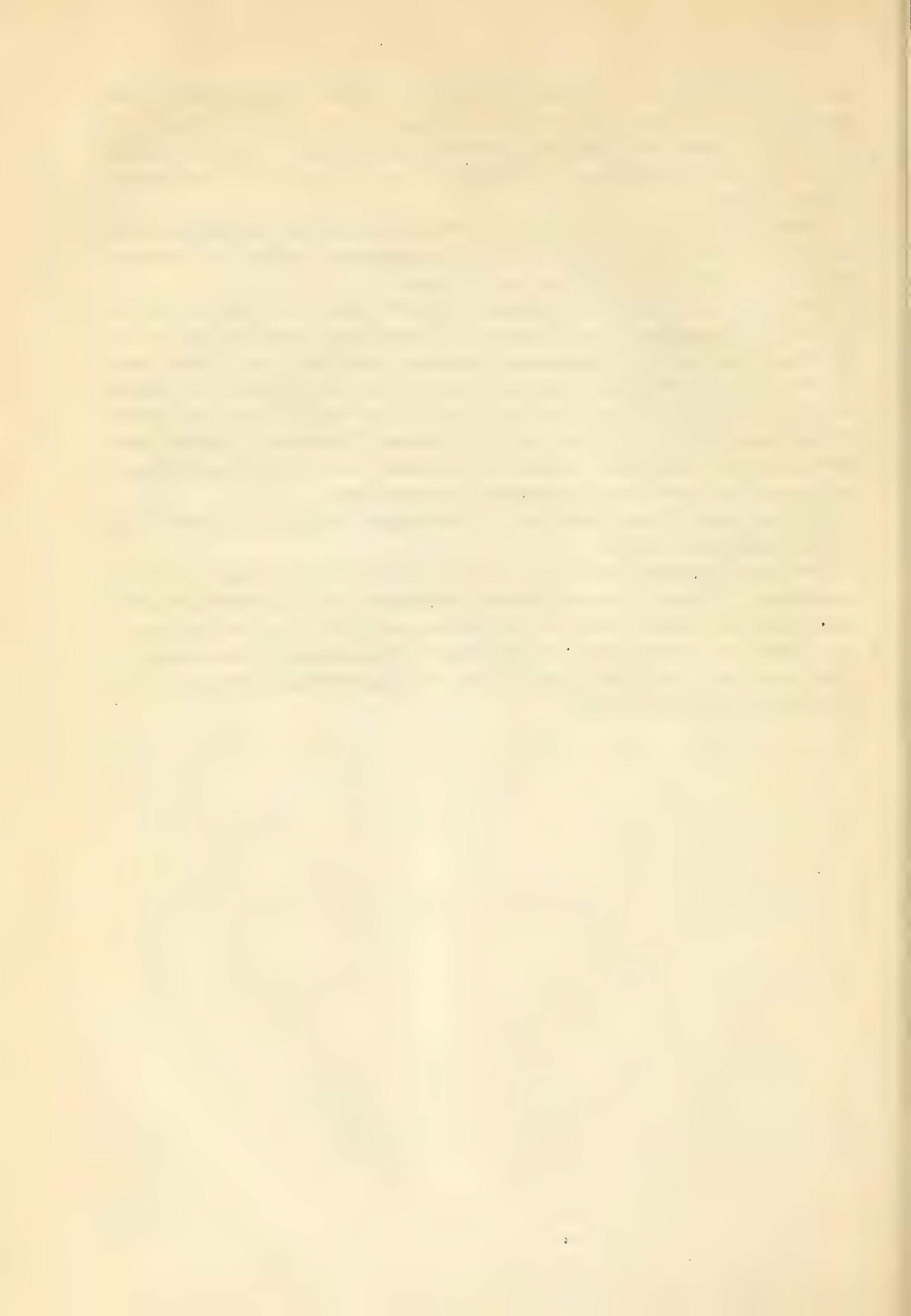
daß die Offiziere nur von den Waffen ihr Glück erwarten und ihren Ehrgeiz darin finden, daß der Soldat Zutrauen zu sich selbst habe und als einen Ehrenpunkt betrachte, niemals zu weichen; jeder Kleinmut mache bei den Kameraden verächtlich; oft habe man noch Verwundete schlagen sehen.

Diesen Geist nun, der im Kriege entwickelt war, in der Zeit des Friedens zu nähren, die Armee in immer vollkommeneren Zustand zu bringen, war das vornehmste Bemühen des Königs.

Um das Jahr 1750 bestand das Fußvolk aus 48 Feldregimentern, 13 Garnisonregimentern, zusammen 122 Bataillonen, jedes zu 880 Köpfen, die Kavallerie aus 8 Regimentern Husaren, jedes zu 1200 Mann, und 130 Eskadrons Kürassieren und Dragonern, jede 158 Mann. Die Armee zählte 133 000 bis 136 000 Mann. Im Verhältnis zu dem Lande war sie doch noch immer stärker als zur Zeit Friedrich Wilhelms I., und bei jeder Steigerung der Einkünfte dachte auch Friedrich II. zunächst immer daran, ob er nicht ein paar neue Regimenter errichten könne.

Die von allen Seiten bedrohte Selbständigkeit ließ sich nur durch diese eiserne Wehr verteidigen.

Von dem Bestreben, sein eigener Herr zu sein, die unter einem Szepter vereinigten Gebiete, Norddeutschland überhaupt nicht zu einem Tummelplatz fremder Interessen werden zu lassen, ging alles aus; dadurch ward die Armee und durch diese die finanzielle Organisation notwendig; — alles bedingte, unterstützte und erhielt sich gegenseitig; eines war ohne das andere nicht zu denken.



Französische Geschichte



Elemente der französischen Nation

Mancherlei Kriege gibt es und mancherlei Heldenruhm; das vornehmste Lob gebührt denen, welche der Kultur der Menschheit durch siegreiche Waffen neue Schauplätze eröffnet und die Barbarei an bedeutender Stelle überwältigt haben. Einen der größten Namen in dieser Hinsicht, für das Abendland ohne Zweifel den größten von allen, hat sich Julius Cäsar erworben; man könnte keinen Krieg nennen, der eine nachhaltigere und großartigere Wirkung für die Ausbreitung und Befestigung der allgemeinen Kultur der Welt gehabt hätte, als seine Feldzüge im transalpinischen Gallien.

Es wird auffallen, wenn wir die Völkerschaften, welche diesen Boden innehatten, iberischen und besonders keltischen Stammes, unter der Bezeichnung Barbaren begreifen. In der Tat zeugen die Arbeiten ihrer Hände, welche aus ihren Gräbern an das Tageslicht kommen, von mannigfaltiger Kunstfertigkeit; sie besaßen städtische Anlagen und andere Anfänge der Gesittung; über ihrem Stammesleben breitete sich eine eigentümliche Gedankenwelt aus, von der nur zu wünschen wäre, daß sie uns durch irgendein authentisches Denkmal näher aufgeschlossen würde: aber zugleich finden sich in ihren Sitten Züge nicht sowohl von Roheit als von Wildheit, die durch eine Religion, welche das Menschenopfer heiligt, und ein angestammtes Selbstgefühl, das alles neben sich verachtet, festgehalten, einen freien Anteil an der Kultur des menschlichen Geschlechts schwerlich hätte aufkommen lassen. Und was auf ethnographischem Standpunkt zweifelhaft sein mag, ist es nicht auf historischem. Die alten Kelten erscheinen als die gefährlichsten Feinde der zivilisierten Nationen, an deren Seite sie leben: Jahrhundertelang haben sie dieselben mit Verderben bedroht. Ihr einziges Geschäft war der Krieg, den sie führten, wie es ihnen ein angeborener Unternehmungstrieb an die Hand gab, durch keine Naturgrenzen aufgehalten, in großen Massen, mit unwiderstehlichem Andringen. Sie überfluteten das obere und mittlere Italien und eroberten Rom; sie warfen die noch unüberwundene Phalanx der Mazedonier auseinander und führten die delphischen Tempelschätze nach Tolosa fort; der Schiffe, die ihnen den Übergang nach Asien wehren sollten, bemächtigten sie sich; eben auf diesen gingen sie hinüber; eine Zeitlang war

das alte Ilion ihre Burg. Es machte eine Lebensbedingung für die gebildeten Völker der alten Welt aus, sich dieser Feinde zu entledigen.

Nachdem dies in langen schweren Kämpfen geschehen war, hat sie Julius Cäsar in ihrer Heimat aufgesucht und in jenen Feldzügen überwunden.

Dadurch endlich wurden die beiden großen Halbinseln des Mittelmeeres und die daranstoßenden Eilande und Küsten, auf denen sich die griechische und römische Bildung entfaltete, wenigstens für einen langen Zeitraum vor aller Gefahr aus dem Innern des europäischen Kontinents her gesichert; aber zugleich wurden der Kultur selbst in der Mitte desselben neue Wohnsitze bereitet, Völkerschaften von unerschöpflicher Lebenskraft, tapfer und sinnreich, in ihren Kreis gezogen, ihren Ideen unterworfen. Erst nach ihrer Niederlage fingen die Gallier an, das Land ihrer Heimat allenthalben anzubauen und die Vorteile seiner geographischen Lage für friedliches Dasein zu genießen. Die Römer erfüllten es mit den großen Bauwerken, die ihre Anwesenheit überall bezeichnen, Amphitheatern, Thermen, Aquädukten, Heerstraßen; diese, die das Land in verschiedenen Richtungen durchzogen, waren fast die Hauptsache, denn sie brachten alles in unmittelbare Verbindung mit den Hauptstätten der römischen Einwirkung: Lugdunum ward das transalpinische Rom. Man sollte wünschen, berechnen zu können, wieviel Menschen lateinischer oder italienischer Herkunft sich in dem Lande angesiedelt haben mögen — die ersten Jahrhunderte waren mit einer kolonisierenden und zivilisierenden Tätigkeit erfüllt, die hier eine neue Welt hervorbrachte — aber kein Zweifel ist, daß sich die Eingeborenen den Anziehenden mit freudigem Eifer anschlossen. Aus den Geschlechtern und Stämmen, die das Land von jeher bewohnt hatten, und den Kolonien der Überwinder, bildete sich ein neues Volk, eine einzige große romanische Nation. Im zweiten Jahrhundert ist Gallien die bevölkertste, im vierten, wiewohl in der Tiefe sich manche ungebrochene Volkstümlichkeit erhielt, eine der gebildetsten römischen Provinzen. Wo das eigentümliche Talent der Eingeborenen mit einem Zweige der lateinischen Kultur zusammentraf, erhoben sie sich sogleich zu einer bemerkenswerten Ausbildung. Nirgends gab es eine Zeitlang besser besuchte Schulen als in Gallien; geborene Römer lernten lateinische Beredsamkeit im Sinne des Jahrhunderts an der Garonne. Das vornehmste Moment der Umwandlung aber lag in der Religion. Man hat bemerkt, daß die Religion der gallischen Druiden die einzige war, welche die Römer in ihrer Besonderheit nicht duldeten; wenn man Altäre findet, auf denen die keltischen Götter zugleich mit den griechisch-römischen abgebildet sind, so erscheinen sie da nur noch als Idole ohne Bezug auf Nationalität und Verfassung; die Menschenopfer mußten

verschwinden. Aber man dürfte dies Verbot nicht bloß als eine Handlung der Politik ansehen. Kaiser Claudius, der das Druidenwesen zerstörte, war, ohne es zu wissen, ein Verbündeter der allgemeinen Religion der Menschheit, die eben damals an anderer Stelle in die Welt eintrat. Als sich dann das Christentum in dem Widerstreit der verschiedenen Götzendienste weiter Bahn machte, wurden auch die romanischen Gallier von seinen Lehren und den Fragen, die es anregte, auf das lebendigste ergriffen. Man hat es sich dort zur Ehre gerechnet, daß das Haus der römischen Imperatoren, welches in dem Gegensatz der Religionen die Entscheidung zugunsten des Christentums gegeben hat, in Gallien seinen vornehmsten Sitz hatte; ebenda, sagt man, habe Constantin das Zeichen des Christentums an das Labarum geheftet. Doch dauerte es dann noch einige Zeit, bis auch das Volk sich bekehrte. Erst in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts erschien der pannonische Kriegsmann, der heilige Martin, der, seine Person einsetzend, vor den Augen des Volkes die Gegenstände seiner Anbetung umstürzte, die konischen Denkmale und heiligen Bäume der einheimischen sowie die Tempel und Bildsäulen der römischen Götter, — denn beide standen und fielen jetzt miteinander — und an ihrer Stelle christliche Kirchen errichtete. Er stiftete das große Münster in Tours, dem zahlreiche andere mönchische Institutionen im Innern des Landes und auf den benachbarten Inseln folgten, Pflanzschulen zugleich für theologische Studien und für den Kirchendienst; Bischöfe der Städte und Bekehrer des Landes gingen aus ihnen hervor. — So vollkommen waren die Gallier der römischen Welt einverleibt, dem Fortschritt und Verfall ihrer Kultur, dem Wechsel ihrer Religion!

Notwendig mußten sie dann auch von den äußeren Schicksalen, welche das Reich erlebte, unmittelbar in aller Stärke mitbetroffen werden.

In den früheren Zeiten, wenn die Unterworfenen etwa einen Versuch der Empörung machten, hatte man ihnen gesagt, daß die römische Herrschaft die Feindseligkeiten der Nachbarn von ihnen abhalte, den allgemeinen Krieg der Nationen verhindere. Nach einigen Jahrhunderten aber besaß das Reich nicht mehr die Kraft, eine so stolze, die Gehorsamen schützende, die Feinde zurückweisende Stellung zu behaupten; die Grenzwälle hörten auf, in den Gebieten der Nachbarn weiter vorzurücken, und bald wurden sie von denselben überschritten. Es war nur eine Auskunft für den Augenblick, daß germanische Volksheere in Dienst genommen wurden, um die Grenze zu verteidigen; mit Notwendigkeit wurden sie von der jenseit derselben flutenden Bewegung einer noch halb nomadischen Welt berührt und fortgetrieben; zugleich in die Streitigkeiten der römischen Machthaber verwickelt, nahmen sie eine selbständige und feindselige Richtung nach den inneren Provinzen, so daß die früher mit aller Macht abgehal-

tenen Elemente zuletzt doch, gleich als könnte es nicht anders sein, in die gallisch-römische Welt vordrangen.

Im südlichen Gallien siedelten sich die einst zur Verteidigung aufgenommenen Scharen als Herren und Meister an. Die Burgundionen ließen sich von den Oberhäuptern der römischen Provinzialen feste Sitze in den sequanischen und lugdunensischen Bezirken bewilligen, und noch glaubt man die Spuren ihrer Ansiedlung in den Gebirgen zu unterscheiden, während die Ebene und die Städte den alten Besitzern blieben. — Im Zerwürfnis mit der höchsten Staatsgewalt, zuweilen versucht, diese im Mittelpunkt des Reiches selbst in die Hand zu nehmen, dann wieder davon abstehend, stellten sich die Westgoten im aquitanischen Gallien auf; die Verwirrung war bereits so groß, daß die Einrichtungen, welche sie bei ihrer gewaltsamen Besitznahme trafen, den Eingeborenen doch noch lieber waren als der Druck der Tribute, dem sie bisher unterlagen.

Im nördlichen Gallien, wo sich schon früher zuweilen ein Streben nach Unabhängigkeit bemerken ließ, war soeben über den Trümmern des zusammenstürzenden Reiches eine sehr unregelmäßige Gewalt, in der sich, wenn wir nicht irren, schon der Einfluß germanischer Ideen zeigt, eine Art römisch-gallischen Königtums errichtet worden; allein der in den angestammten Sitten und Gedanken um vieles fester begründeten Macht der immer vordringenden fränkischen Könige war es nicht gewachsen; Chlodwig stürzte es um durch eine Feldschlacht und bemächtigte sich seines Gebietes. Andere Bestandteile der eingedrungenen Volkshaufen verschwanden wieder; beinahe ausschließend sehen wir die einst durch Cäsar vom gallischen Boden vertriebenen Germanen sich auf demselben einbürgern. Eine frühere Besitznahme wäre von geringer Bedeutung für die Weltgeschichte gewesen, da sie nur barbarische oder halbbarbarische Völker vereinigt hätte; die damalige eröffnete die größte Aussicht, weil Gallien seitdem romanisiert worden war und die Germanen nun mit der Kulturwelt in ein nicht wieder aufzulösendes Verhältnis traten.

Wenn wir fragen, was die Überwältigung einer gewissen Regel unterwarf und der zuweilen allmählich vordringenden, zuweilen gewaltsam daherstürmenden Völkerströmung Einhalt gebot: so war es allerdings auch die Idee des Reiches, die von den Germanen anerkannt wurde und in ihr Bewußtsein überging, sodann aber, und zwar noch bei weitem mehr die Religion in der Form der Kirche, wie sie sich in Gallien, ohne daß man genau sagen könnte, auf welche Weise es allenthalben geschehen ist, zu einem hierarchischen Körper gestaltet hatte.

Es ist ein vielleicht nicht von hohem geistigen Schwung ausgegangenes Ereignis, aber von unausdenkbarer historischer Wirksamkeit so für Gallien

wie für die Welt überhaupt, daß Chlodwig mit seinem Gefolge das Christentum annahm.

Indem diese Kriegsgenossenschaft hierauf den Glauben unter den stammverwandten Franken und anderen Germanen bis an den Rhein und über den Rhein ausbreitete, machte sie der uralten Feindseligkeit der germanischen Völker gegen Römer und Gallier ein Ende. Sonst möchte eine vollkommene Germanisierung, wie sie im Rheintal, in den Niederlanden und Britannien sich vollzog, auch an der Marne und Seine nicht verhindert worden sein. Die Religion glich, wie ihre Bestimmung ist, den schroffsten Gegensatz der Nationalitäten aus; die Franken konnten die Stätten, wo sie anbeteten, nicht mehr zerstören wollen. Vielmehr schlossen sie sich ihren Bekehrern auch in der besonderen Form des Glaubens und des Dienstes, welche diese ihnen überlieferten, mit frischem Eifer an. Noch war der Streit zwischen dem katholischen und dem arianischen Bekenntnis nicht ausgefochten; das letztere, zu dem sich Westgoten und Burgunder hielten, erlangte durch die Einwanderung dieser Völker eine neue Macht in Gallien, zum tiefsten Mißvergnügen der rechtgläubigen Bischöfe. Aber eben bei den Franken, mit denen manche von ihnen schon lange in Verbindung standen, fanden sie Hilfe. Der heilige Remigius, der Chlodwig und sein Volk zu Reims in die Kirche aufgenommen hat, war nicht nur als ein Zerstörer der Götzenbilder, sondern auch als ein glücklicher Streiter gegen die Arianer berühmt. Der Ehrgeiz des fränkischen Heerkönigs und der Religionseifer der romanischen Bischöfe traten in den engsten Bund. Unterstützt von der Bevölkerung des Landes, warfen Chlodwig und seine Söhne die Macht der germanischen Könige, welche Arianer waren, in Gallien nieder und blieben Meister in allen Provinzen, sowie sie ihre Herrschaft weit nach dem inneren Germanien hin ausdehnten. Sie vollzogen, was das römische Reich nicht mehr vermocht hatte, sie wehrten den Andrang des kolonisierenden Germanentums von Gallien ab und bezwangen im Innern die abweichenden Sekten. Die Eroberer beschützten die romanische Nationalität und die Einheit der katholischen Kirche. Als dem römischen Reiche seine Waffen versagten, ward der allgemeine Ruin durch die bekehrten Barbaren verhütet.

Wie mancher von den blondgelockten Königen erschien gleichsam als ein Priester Gottes und wollte so erscheinen! Wenn sie ihre Schätze der Kirche zuwandten, so lag ihnen ohne Zweifel daran, die Pracht des äußeren Dienstes zu vermehren; aber zugleich hatte ihre Freigebigkeit auch eine Beziehung auf das besiegte Volk. Die Schriftsteller der Zeit bezeichnen es als den vornehmsten Beweggrund zu den Schenkungen an die Kirche, daß sie genug haben müsse, um freigebig zu sein, damit diejenigen, welche nichts besitzen, doch etwas besitzen; und man kennt die Satzung des

Konzils von Orleans, nach welcher der Ertrag der von dem Könige geschenkten Ländereien auch zur Ernährung der Armen und zum Loskauf der Gefangenen bestimmt sein soll. Die Kirche brachte die bisher ganz verabsäumte unterste Klasse der Bevölkerung und ihr Bedürfnis mit dem Sieger in Beziehung.

Überhaupt lag eine absichtliche und systematische Zerstörung der römischen Welt außerhalb der Möglichkeit der Dinge. Romanen waren im unmittelbaren Dienste der Könige; sie erscheinen fortwährend fast als die reichsten Besitzer, die Vornehmsten des Landes. Der Gehorsam und die Pflicht der Untertanen wurde von den fränkischen Königen in Anspruch genommen, wie von den römischen Imperatoren, das alte Finanzsystem soviel wie möglich aufrechterhalten, die alte Steueranlage sowohl auf Grund und Boden als auf die Personen, was ein Fortbestehen der früheren Zustände im allgemeinen in sich schließt; hören wir doch, daß die Spiele des Zirkus unter den merowingischen Königen erneuert werden. Man glaubte noch in dem alten Reiche zu leben: die römischen Majestätsgesetze wurden in Anwendung gebracht. Aber zugleich war doch eine Veränderung ohnegleichen, wie in den Zuständen, so in den Gedanken der Menschen eingetreten. Ihre Summe kann man darin sehen, wenn anders überhaupt große Veränderungen durch wenige Worte zu bezeichnen sind, daß die öffentliche Gewalt als ein persönlicher, durch Vererbung und Vergabung zu übertragender und teilbarer Besitz betrachtet wird. Dem alten Volkskönige steht ein unbedingtes Erbrecht zu; von einer Wahl, einer Teilnahme des Volkes oder der Großen an seiner Erhebung ist in gewöhnlichen Fällen nicht die Rede. Ihm sind die öffentlichen Beamten zu persönlicher Treue verpflichtet, Romanen so gut wie Germanen; er besoldet sie durch Verleihung des königlichen Gutes; an den Palast knüpft sich die Regierung; der Vorsteher des königlichen Hauses ist der oberste Reichsbeamte. Indem nun aber das Amt und die damit verbundene Vergabung auch wieder als persönlicher und unwiderruflicher Besitz erscheint, gewinnt alles eine Tendenz der Unabhängigkeit und Eigenmacht. Bald hören wir die Könige klagen, die einen, daß alle ihre Ehre an die Bischöfe der Städte übergegangen sei, die anderen, daß die weltlichen Großen ihnen Gut und Macht entziegen. Sie sehen sich von selbständigen Magnaten umgeben, die für den Anteil, den sie an der Errichtung des neuen Reiches genommen haben mögen, einen Mitgenuß der Macht in Anspruch nehmen. Das Prinzip der persönlichen Gewalt, nachdem sie einmal auf andere übertragen worden, lehnt sich gegen den Fürsten auf, der sie im Ganzen als sein Eigentum betrachtet. Es ist beinahe, als ob der alte gallische Geist der Klientel unter Stammesführern und der Unterwürfigkeit unter die Priester, welcher der römischen Herrschaft gegenüber verschwunden war,

aus der Tiefe wieder hervortauchte und sich in dieser Macht der Bischöfe und der Großen erneuerte; — auch die einheimischen Volkstümlichkeiten erscheinen wieder.

Allerdings gewann Gallien unter den Nachfolgern Chlodwigs eine bei weitem größere Mannigfaltigkeit des Lebens, als es unter den Römern gezeigt hatte; allenthalben regten sich freie Kräfte und erwuchsen in den durch die Dynastie zugleich zusammengehaltenen und getrennten Teilfürstentümern zu besonderen Gestaltungen; aber damit entfernte man sich auch von dem Zusammenhang und von der Unterordnung, ohne welche sich ein Staat nicht denken läßt; die Gewaltsamkeit, mit der die Könige sie von Zeit zu Zeit geltend zu machen suchten, brachte nur ihre Schwäche an den Tag, und bald war es zweifelhaft, ob dieses fränkische Königreich sich würde behaupten können.

Denn noch ganz andere Weltmächte gab es, besser geschlossen, oder auf einer freieren Bewegung der männlichen Tapferkeit beruhend, welche die Erde als einen freien Boden zur Erkämpfung der Herrschaft ansahen.

Aus den Wüsten Arabiens hervorgebrochen, wälzte sich die Macht der Nachfolger Mohammeds mit unwiderstehlichen Waffen daher, überwältigte das römisch-griechische Syrien, Ägypten, Afrika, warf das vorliegende germanische Königreich in Spanien in raschem Anlauf über den Haufen und faßte bereits im Bunde mit den Eingeborenen diesseits der Pyrenäen Fuß. Wie ließ sich erwarten, daß die an Tatkraft verkommenen, durch innere Parteiung gelähmten Merowinger diesen Sturm bestehen würden? In Gallien schien es gehen zu müssen, wie es in Spanien gegangen war.

Es ist das Verdienst des Hauses, das man später das Karolingische nannte, an der Spitze seines austrasischen Kriegsgefolges diesen mit dem äußersten Verderben bedrohenden Angriffen Widerstand geleistet, die fränkisch-christliche Welt vor denselben errettet zu haben. Jede Gewalt, die sich erheben will, muß sich auf ein großes Verdienst gründen; erst wirkliche Verdienste gewähren Autorität. Dieser Verteidigung verdankten die Karolinger ihr Emporkommen zur königlichen Würde; die Reihe der Schwächlinge verschwand wie von selbst vor einer Sukzession großer Männer.

Auch die Karolinger waren im Bunde mit der Kirche, nicht jedoch mit der gallikanischen, die damals nur hauptsächlich auf Vermehrung ihres Güterbesitzes und eine unabhängige Stellung bedacht war — dieser legten sie vielmehr die härtesten Pflichten des Gehorsams auf —, sondern mit der allgemeinen Kirche des Abendlandes, die sich soeben von der morgenländischen losriß, und die von der Gefahr, mit welcher der Islam den christlichen Namen bedrohte, einen vollkommenen Begriff hatte; sowohl

gegen den Kaiser zu Konstantinopel, als gegen die Nachfolger Mohammeds bedurfte sie der Hilfe dieses mächtigen Geschlechts und war ihm dankbar dafür, daß es sie leistete; auf den siegreichen Waffen nicht allein, sondern auf der Sanktion der Kirche beruhte seine Macht.

In diesen Kämpfen erhielt das fränkische Gallien einen neuen Zusatz germanischer Kräfte durch die Kriegsscharen, welche hauptsächlich die Schlachten lieferten und dann zur Abwehr der Feinde und Erhaltung des Gehorsams angesiedelt wurden. Alles gewann eine größere und strengere Gestalt; die Verbindung mit Deutschland gab einen kriegerischen, die Verbindung mit Italien einen geistigen und wissenschaftlichen Antrieb; jedermann wurde inne, mit seinem Willen oder wider denselben, daß er zu einem umfassenden religiösen und politischen Ganzen, dem wiederhergestellten Kaisertum, gehörte, dem er mit seiner ganzen Persönlichkeit verpflichtet war. Abermals, wie vorzeiten, war der Krieg das einzige Geschäft; aber nicht mehr von freiem Gutdünken der Völkerschaften und ihrer Häupter hing er ab, er bedrohte die Kultur nicht mehr; er diente zur Verteidigung der Religion und zur Erweiterung eines großen Reiches, zwei Begriffe, die sich durchdrangen; eine alles umfassende, unbedingten Gehorsam erheischende Organisation war darauf gegründet.

So wohlgeordnet aber auch das Kaisertum der Karolinger erschien, so fehlte es ihm doch eigentlich an dem Schlußsteine seiner Verfassung: die Frage über die Fortsetzung der Gewalt in dem herrschenden Hause war nicht erledigt. Und wie mächtig das Reich auch sein mochte, so war es doch nicht mächtig genug; auf dem Festlande hatte es alle Feinde bezwungen und hinter wohlbefestigten Marken zunächst nichts zu fürchten; aber es mangelte ihm die Hälfte aller Macht, die Seemacht.

Es ist zuweilen, als ob ganze Generationen mit Blindheit geschlagen wären; indem sie untereinander streiten, bahnen sie dem gemeinschaftlichen Feinde den Weg. Während die Nachfolger Karls des Großen sich über die Vererbung des Reiches entzweiten, die Völker wieder auseinandertraten, der gewaltige Heerbann sich trennte, die mächtigen Männer des Reiches verschiedene Parteien ergriffen und ein Kampf entbrannte, der alle ihre Kräfte beschäftigte und aufrieb, ergossen sich die seebeherrschenden Germanen des Nordens, in denen das zurückgedrängte Heidentum noch einmal seine ganze Energie gesammelt hatte, über alle Küstenländer des Reiches, vom Ausfluß der Elbe bis zum Ausfluß der Garonne.

Was den westlichen Provinzen an sich einen geographischen Vorteil über die östlichen, den französischen über die deutschen gibt, ist der mannigfaltigere Lauf der Flüsse, die das Land in verschiedenen Richtungen mit der See in Verbindung halten; aber daraus entsprang ihnen jetzt auch die größere Gefahr. Die Normannen nahmen die Mündungen und Inseln

der Ströme, die benachbarten Ufer in Besitz; die Somme führte sie nach Amiens, die Seine vor Paris, die Loire bis Tours und Amboise, die Garonne bis vor Toulouse; das Land zwischen den Flüssen war weit und breit wüst gelegt; hier und da fielen die Eingeborenen vom Christentum ab und gesellten sich ihnen zu.

Die Karolinger vermochten diesem Unheil nicht Einhalt zu tun. Die deutschen Länder, auf denen ihre Macht beruhte, waren kaum imstande, sich selbst vor ähnlichen Anfällen zu retten, besaßen aber weder die Kräfte noch die zusammenhaltenden Einrichtungen, die dazu gehört hätten, um auch den entfernteren Nachbarn ausreichende Hilfe zu leisten. Noch einmal ward die allgemeine Gewalt in einer Hand vereinigt: aber diese war die allerunfähigste. Man kann es als den letzten Akt der unbestrittenen karolingischen Herrschaft ansehen, daß Karl, genannt der Dicke, nachdem er mit einem großen Heere von beiden Zungen, der deutschen und der lateinischen, vor Paris den vereinigten Normannen gegenübergestanden, es nicht wagte, mit denselben zu schlagen, sondern ihnen einen höher zurückliegenden Landstrich für den Winter überließ und sich außerdem zu einer ansehnlichen Geldzahlung anheischig machte.

Endlich war es nicht anders, die Normannen mußten in das Reich aufgenommen oder vielmehr in ihrer eigenmächtig begonnenen Ansiedelung anerkannt werden, unter der Bedingung, wie es in einer Urkunde heißt: daß sie nun das Reich beschützen sollten. Auch sie wurden Christen, und bald übertrafen sie an Eifer alle anderen. Auf dieser Bekehrung mehr als auf jenem Versprechen beruhte der Schutz, den sie dann allerdings dem Reiche gegen jeden weiteren Angriff heidnischer Seekönige gewährten.

Wie wirksam und für die Weltgestaltung entscheidend erscheint auch in diesen Ereignissen der Begriff der Religion! Die gesamte Entwickelung des Abendlandes hängt davon ab, daß Gallien nicht ebenfalls unter die Herrschaft der Sarazenen geriet, welche Spanien so manches Jahrhundert hat ertragen müssen. Diejenigen Feinde aber, die man mit keiner Gewalt zurückschlagen konnte, wurden durch die Bekehrung gewonnen und traten in die Gemeinschaft der Kirche, die wenigstens eine bedingte Erhaltung des Staates notwendig machte, und deren Einfluß mit dem Glauben auch das Bedürfnis des Friedens über die entfernten Stammesgenossen ausbreitete. Was Grenzwälle und Meere nicht mehr gewährten, verschaffte die Religion: ein Gebiet der Sicherheit. Soweit das die Weltgeschichte betrachtende Auge reicht, nimmt es nichts mehr wahr, was dem in Gallien nunmehr zustande gekommenen Wesen von Grund aus entgegengesetzt, ihm hätte verderblich werden können.

Merkwürdig aber, wie mannigfaltige Volkselemente infolge dieser Ereignisse nun in Gallien zusammentrafen.

Der Grundstamm über den ganzen Boden des Landes hin blieb die romanisierte Bevölkerung: in Sprache, Erinnerungen, einzelnen Instituten der italienischen und der unter der fremden Botmäßigkeit sich erhaltenden spanischen nahe verwandt. Neben ihr erscheinen jene Überreste der alten Stämme, des keltischen in den Bretonen, die, durch Zuzüge aus Altbritannien verstärkt, sich darin gefielen, aller Gesetze und Beziehungen zu spotten; des iberischen in den Basken, die ihre immer zweifelhafte Unterordnung von Zeit zu Zeit mit heftigen Feindseligkeiten unterbrachen. Dagegen hatten sich die germanischen Einwanderer den Ideen von Kirche und Staat lebendig angeschlossen. Noch konnte man meistens ihre Herkunft unterscheiden; die Goten selbst erneuerten ihren Stamm und Namen an den Grenzen der spanischen Mark. Am innigsten durchdrangen sich fränkische und romanische Elemente an der mittleren Seine, wo die merowingischen Könige besonders gern verweilt hatten und sich jetzt um Paris her ein mächtiges Herzogtum unter dem Namen Franzien bildete; nur allmählich rissen sich die latinisierten Franken von den deutschen los, mit denen sie durch Sitte, Denkweise und die Grundlage ihrer Einrichtungen zusammenhingen. Endlich waren die Normannen eingedrungen und hatten diese französischen Küsten mit dem hohen Norden in Verbindung gesetzt.

Die Urbevölkerung des europäischen Westens, die romanische Welt, welche noch immer einen so großen Teil desselben innehatte, und die germanische, welcher jetzt die Weltherrschaft zu Lande und zur See gehörte, begegneten sich auf diesem Boden innerhalb dieser Grenzen.

Die Geschichte der Völkerbildungen hat etwas von der Geschichte der Erde, sie trägt, wenn man so sagen darf, einen geologischen Charakter an sich; man unterscheidet die Formationen der verschiedenen Bildungsepochen. Aber in der Geschichte der Menschen gibt es nichts Unbelebtes; Völkerelemente, die sich berühren oder in gemeinschaftliche Grenzen eingeschlossen sind, wirken unaufhörlich aufeinander, bestreiten sich oder streben nach einer organischen Verbindung. Unsere Aufmerksamkeit richtet sich auf die Verhältnisse, in welche diese Menschen so mannigfaltiger Herkunft miteinander gerieten.

Ursprung der Konflikte Frankreichs mit dem Deutschen Reiche

Das erste Tagewerk der bourbonischen Monarchie war gewesen, die Unterwerfung von Frankreich unter die Herrschaft oder doch die beherrschenden Einwirkungen eines mächtigen Nachbars zu verhindern und zugleich dem bürgerlichen Krieg ein Ende zu machen. Heinrich IV. vollbrachte dies Werk; er gab der französischen Nation ein Gefühl ihrer Einheit zurück.

Als er aber weiter schreitend den Kampf um das Übergewicht in Europa, den seine berühmtesten Vorgänger aus dem Hause Valois gegen Spanien geführt hatten, wieder aufnehmen wollte — womit er die religiösen Vorurteile, welche diese Macht für sich hatte, gegen sich aufreizte, — traf ihn der Mordstahl eines Fanatikers.

Darauf war der bürgerliche Krieg in Frankreich wieder ausgebrochen, die Monarchie in mannigfaltige Bedrängnis geraten: wenig gestört, zuzeiten sogar unterstützt, hatte Spanien seine alten Rechte behaupten, erweitern können, und war eben in einer großen politischen Kombination begriffen, welche sie auf immer befestigen sollte, — als in Frankreich ein Mann an die Spitze der Geschäfte gelangte, der, von dem nationalen Ehrgeiz, nicht die zweite Rolle in der Welt zu spielen, wie von einer persönlichen Leidenschaft erfüllt, auf den Kampfplatz eintrat, an dessen Schwelle Heinrich IV. gefallen war. Noch fehlte viel daran, daß Richelieu der Faktionen so gut Meister, des Landes so vollkommen Herr gewesen wäre wie dieser Fürst; aber wir sahen, wie wenig ihn dies kümmerte; eben in dem inneren Streite ward der Gedanke der auswärtigen Politik eine Waffe für ihn; die einheimischen und äußeren Feinde mußten zugleich bezwungen werden. Und in bezug auf die geistlichen Antipathien, die sich allerdings auch gegen ihn regten, war er gegen Heinrich IV. in großem Vorteil. Man kannte ihn als Verteidiger der Hierarchie, eifrigen Bischof, Bekämpfer der protestantischen Doktrinen: man sah ihn mit dem Purpur der römischen Kirche bekleidet, mit dem Papst eher einverstanden: er hatte Rochelle überwältigt, vielleicht mehr aus politischen als aus religiösen Gesichtspunkten; aber es war der heißeste Wunsch der katholisch Gläubigen gewesen: mit Genugtuung sahen sie die letzten

Burgen der hugenottischen Unabhängigkeit zertrümmert. Wie hätte sich gegen ihn das Mißtrauen des Fanatismus mit derselben Leidenschaftlichkeit erheben sollen, das den gewesenen Hugenotten traf? Wenn die katholische Einheit wieder gebrochen, der alte Kampf der Franzosen gegen die Macht, die nun einmal als die Vorfechterin des Glaubens galt, wieder erneuert werden sollte, so war der Priester dazu geeigneter als der König.

Keineswegs aber war es die Meinung Richelieus, den Feind mit offenem Visir in der Front anzugreifen, wie das Heinrich IV. beabsichtigte; er hätte es schon um der Persönlichkeiten willen, die ihn am Hofe umgaben, nicht wagen können: er hatte nur den italienischen Fürsten Luft machen, den Einfluß von Frankreich jenseits der Alpen erneuern wollen. Aber jeden Augenblick verwickelten sich diese Dinge weiter; allmählich mußten sie zu einem allgemeinen Konflikt führen.

Die Spanier machten die Bemerkung, daß es dem Kardinal Richelieu bei seiner Intervention in Mantua nicht so sehr auf die Einführung von Nevers-Gonzaga angekommen sei, denn darüber würde sich haben unterhandeln lassen, es wäre nicht unmöglich gewesen, die Investitur dem Kaiser abzugewinnen; er habe vielmehr die Grundlage der spanischen Macht in Italien erschüttern wollen. Worauf beruhe die Macht als auf der Reputation? Nirgends sei dies mehr der Fall als in Italien. Zugleich das Ansehen Spaniens und die jurisdiktionelle Autorität des Kaisertums habe Richelieu angegriffen; er denke offenbar die alten systematischen Feindseligkeiten von Frankreich gegen das Haus Österreich zu erneuern.

Ohne Zweifel war durch die Einmischung in die mantuanische Sache des Kaisers Oberlehensherrlichkeit verletzt worden: Ferdinand II. schickte sich nicht ohne den Antrieb der Spanier an, die ihm geschehene Beleidigung abzuwehren.

Im Sommer 1629 zogen Aldringer, Gallas und Colalto mit 20 000 Mann alter Truppen, die sich ganz im geheimen in Lindau gesammelt, durch Graubünden, dessen feste Plätze und Pässe sie besetzten, nach Italien gegen Mantua. Die Befestigungen, in welche Nevers seine Truppen zerstreut hatte, fielen ohne viel Widerstand in ihre Hände, und es schien nicht, als würde er Mantua behaupten können. Der König von Spanien seinerseits schickte den berühmtesten seiner Generale, Ambrosio Spinola, hinüber, der in kurzem ebenfalls 20 000 Mann ins Feld brachte und Casale abermals bedrohte, das jetzt von Franzosen verteidigt ward. Ohne neue Unterstützung von Frankreich her schien es verloren zu sein.

Richelieu war von seinem Könige soeben zum Prinzipal-Minister ernannt worden mit ausdrücklichem Bezug auf die Erfolge seiner Ratschläge in Italien zugunsten der Freiheit dieses Landes und der unterdrückten Fürsten; nun aber machten die Umstände einen neuen Feldzug dahin nötig,

und da es nicht ratsam schien, den König mitten in der rauhen Jahreszeit abermals über die Alpen zu führen, ließ sich der Kardinal zugleich die oberste Heerführung übertragen; man schildert ihn, wie er zu Pferd, in blauangelaufenem Harnisch von Stahl, eine prächtige Feder auf dem Hut, zwei Pistolen am Sattel, gesehen worden sei: Streithandschuhe und Helm habe man vor ihm hergetragen. Unter ihm dienten die Marschälle Schomberg, Crequi und la Tour; ohne Widerstand überstiegen sie die Alpen: Anfangs März waren sie in Susa. Die Welt erwartete, er werde unverzüglich nach der Ebene ziehen, um die bedrohten Plätze, es koste, was es wolle, zu beschützen, und darauf wirklich einen Angriff auf Mailand unternehmen, wie Heinrich IV. im Verein mit dem Herzoge von Savoyen beabsichtigt hatte. Es ist gewiß, daß Karl Emanuel darauf drang und ehrgeizige Pläne daran knüpfte, aber ebenso gewiß, daß er unmittelbar, ehe die Franzosen anrückten, Colalto und Spinola aufgefordert hat, sich ihrem Eindringen an den Eingängen der Gebirge mit bewaffneter Macht zu widersetzen. Denn sein Sinn war, es zum Ausbruche des offenen Krieges zwischen den Mächten zu bringen: in den großen Konflikten, meinte er, werde ihm eine bedeutende Rolle zufallen. Aber von keiner Seite vertraute man ihm. Die beiden Generale lehnten ab, auf seine Aufforderungen einzugehen. Richelieu besorgte, wenn er mit dem Heere vorwärts rücke, werde der Herzog eine feindliche Stellung in seinem Rücken nehmen. Nicht eine Sache der Eitelkeit war es, wenn Richelieu selbst die oberste Heerführung in seiner Hand behielt; die Lage war so zweifelhaft und schwierig, daß die Politik und die strategische Führung in jedem Momente zusammenzuwirken hatten. Die Anordnung der militärischen Bewegungen mußte zugleich das Geheimnis des obersten Staatsmannes sein. Richelieu ging von der Ansicht aus, daß die französischen Waffen sich in Italien behaupten müßten; sollte sich dies nicht im Einverständnisse mit dem Herzoge von Savoyen erreichen lassen, so müsse es, im Widerspruche mit ihm, durch offene Gewalt geschehen. Denn in Richelieu, wenn in irgendeinem anderen, beherrschte der politische Gedanke jede andere Rücksicht. Nicht gegen die Spanier in Mailand, was noch nicht ratsam schien, vielmehr gegen den Herzog selbst wandte er seine Waffen. An einer der großen Pforten der Westalpen, durch welche man vom Dauphiné nach Piemont gelangt, am Eingange des vornehmsten der von den Waldensern bewohnten Täler liegt Pinerolo, das die Franzosen schon im vorigen Jahrhundert besaßen, bis Heinrich III. zu ihrem Verdruß es aufgab; die Befestigungen des Platzes waren meistens ihr Werk: Karl Emanuel hatte dieselben keineswegs vernachlässigt; aber mehr Festungen gehörten ihm, als ihm Truppen zur Verteidigung derselben verfügbar waren. Dahin warf sich Richelieu unerwarteterweise und nahm es ein

(30. März 1630). Die Welt erstaunte, daß der, welcher gekommen war, Unterdrückte zu beschützen, selbst zur Unterdrückung eines Verbündeten schritt. Die italienischen Fürsten säumten nicht, ihn zur Herausgabe von Pinerolo aufzufordern; er antwortete, er hätte vielmehr erwartet, von ihnen zur Behauptung dieses Platzes ermahnt zu werden; denn wenn Italien nicht unbedingt von Spanien regiert werden wolle, so müsse Frankreich einen sicheren Zugang in dieses Land haben. Konnte er den Pförtner der Alpen nicht beherrschen, so war er entschlossen, sich der Gebiete desselben soweit als möglich zu bemächtigen. Im Mai 1630 führte er seinen König an der Spitze eines Heeres nach Savoyen und däuchte sich glorreich, als er demselben einst in Pierre d'Albigny einen Anblick zeigte, wie ihn kein früherer König noch gehabt habe: drei Plätze auf einmal von französischen Truppen belagert; von allen Seiten hörte man den Donner der Geschütze. — Bald war ganz Savoyen, ausgenommen Montmelian, erobert. Im Juli 1630 überstieg ein neues französisches Heer von Saint-Maurienne her die Alpen; jenseits Susas vordringend, unter dem Herzoge von Montmorency, stieß es in der Nähe von Avigliana auf einen piemontesisch-deutschen Heerhaufen — endlich waren, aber zu spät, ein paar deutsche Regimenter den Piemontesen zu Hilfe gekommen — und warf denselben auseinander. Karl Emanuel mußte erleben, daß jenes Saluzzo, das er von den Franzosen um einen so hohen Preis erworben hatte, von diesen wieder besetzt wurde. Diese schien es weniger zu kümmern, daß Mantua in die Hände der kaiserlichen Truppen geriet; so weit reichte ihre Macht nicht, um dies zu verhindern; schon genug, wenn nur indes Casale nicht verloren ging, welches den nun von ihnen besetzten Gebieten so viel näher war. Denn nicht auf die Verteidigung eines oder des anderen Fürsten kam es an, sondern auf die eigene große Position. Richelieu suchte, bewußt oder unbewußt, die politisch-militärische Stellung wiederzugewinnen, welche einst Franz I. durch die Eroberung von Piemont und Savoyen einnahm; er wagte, die Grenzen, welche sich Heinrich II. durch die Verträge von Château Cambresis hatte ziehen lassen und Heinrich IV. im ganzen ebenfalls angenommen hatte, aufs neue zu überschreiten. Das zweideutige Verhalten des Herzogs von Savoyen und der Hader mit diesem waren ihm eben recht, um diesen großen Machtinteressen Raum zu schaffen.

Nun leuchtet an sich ein, daß eine so rücksichtslose Gewaltsamkeit mächtige Gegenwirkungen hervorrufen müßte. Wie hätte die spanische Monarchie, die noch über den Ertrag von Amerika gebot, mit ihrer Landmacht im Osten und im Westen die französischen Grenzen gefährdete, das Mittelmeer mit ihren Flotten beherrschte, eifersüchtig auf ihr Übergewicht in Italien, eine so empfindliche Beeinträchtigung ruhig hin-

nehmen sollen? Aber der vornehmste Gegensatz kam diesmal von einer anderen Seite.

Wenn die Kriege von Frankreich infolge der geographischen Lage dieses Landes von jeher das ganze kontinentale Europa in Bewegung gesetzt haben, so läßt sich doch der Unterschied bemerken, daß die großen Kämpfe und Entscheidungen in der ersten Epoche der neueren Geschichte mehr in dem südlichen und westlichen Europa, in der zweiten mehr an den östlichen Grenzen, im Rheintal und in Deutschland ausgefochten worden sind. Die belgischen Niederlande, so unzähligemal der Gegenstand französischer Angriffe, haben die Kraft zum Widerstande früher aus Spanien und Italien, später meist aus Deutschland gewonnen.

Fragt man noch, woher dies kommt, so ist es vor allem das Emporkommen von Österreich zu selbständiger Macht. In den politisch-religiösen Irrungen seiner Erblande hatte Ferdinand II. die Gelegenheit gefunden, sich innerhalb derselben eine Autorität zu verschaffen, wie sie noch nie einer seiner Vorfahren besessen hatte; von denselben Bewegungen war nach und nach auch das Deutsche Reich allenthalben, und zwar mit dem gleichen Erfolg ergriffen worden. Ferdinand war mächtiger im Reiche, als Karl V. in dem größten Momente seiner Siege gewesen war: vielleicht nicht so sehr er selbst, aber der Führer seines Heeres erneuerte die Idee des alten waffengewaltigen Kaisertums.

Ich wüßte nicht nachzuweisen, daß Richelieu von vornherein den Plan gefaßt hätte, diese Macht anzugreifen oder wieder zu zerstören; eher dürfte man sagen, daß sich in dem Kaisertum der Gedanke regte, die letzten Verluste, die Karl V. erlitten, wieder herbeizubringen; doch war auch darüber keine bestimmte Absicht gefaßt. Man begnügte sich auf der deutschen Seite damit, daß in den drei Bistümern die Autorität des Reiches noch nicht völlig erloschen war: das Recht ward noch in den alten Formen gesprochen, nicht ohne Rekurs an das Reichskammergericht; noch in dem siebzehnten Jahrhundert war die Belehnung der Bischöfe mit dem weltlichen Gebiet nachgesucht und vom Kaiser erteilt worden; noch waren die Reichsadler in Metz angeschlagen. Frankreich besaß die Protektion, nicht die Herrschaft.

Da traten nun diese italienischen Verwickelungen ein. Für ihre Macht in Oberitalien fand die spanische Krone nicht allein ihre legale Grundlage und Autorisation in der Lehenshoheit des Kaisers, sondern auch an seiner Kriegsmacht unmittelbare Hilfe. Die kaiserlichen und die spanischen Heerführer waren keineswegs ohne Eifersucht gegeneinander: Wallenstein mißbilligte sogar die italienische Politik seines Hofes, zumal da Nevers-Gonzaga sein großer und guter Freund sei; aber wie hätte er etwas dagegen tun können? Auch die deutschen Generale fanden es unerträglich,

daß die Hoheit des kaiserlichen Namens von Richelieu vernachlässigt, beleidigt worden sei. Wallenstein zählte die Regimenter zu Fuß und die Schwadronen auf, über welche er zugunsten einer italienischen Unternehmung verfügen könne und wolle. Indem er sein Auge nach Italien richtete, war er doch auch der Meinung, daß ein Angriff auf Frankreich selbst die größten Erfolge verspreche. Die Spanier rüsteten sich in Luxemburg und dehnten ihre Quartiere in die Gebiete von Toul aus; die Kaiserlichen besetzten Moyenvic und traten mit dem Herzoge von Lothringen in Verbindung. Es war von einem Einfall in die Champagne die Rede, den die Spanier, von Roussillon vorrückend, unterstützen sollten.

In der Natur der Sache liegt es, daß die beiden Gewalten, die auf dem Grunde der alteuropäischen Bildungen beruhten, jede in ihrem besonderen Gebiete plötzlich erhoben und erstarkt, aneinanderstießen.

In jenem Zeitpunkte hätten die Franzosen und ihre Führer nicht gemeint, mit ihren nur des inneren Krieges und seiner momentanen Anstrengungen gewohnten Truppen die in großen Schlachten und umfassender Kriegsübung ausgebildeten deutschen Heerscharen in offenem Felde zu bestehen. Aber noch war auch das Kaisertum in sich selbst nicht zu fester Begründung gelangt und von anderer Seite von wachsenden Feindseligkeiten bedroht. Wenn sich Frankreich gefährdet sah, so brauchte es sich nur an diese zu wenden.

Das Deutsche Reich, seit Jahrhunderten mehr eine Genossenschaft von Territorien als ein Staat, war eine Institution des Friedens und der Erhaltung. Seine Aufgabe war: nach außen Behauptung seiner Grenzen und seiner Würde, im Innern mannigfaltige und gesetzmäßige Entwickelung. Nicht selten ist die Friedfertigkeit der großen Genossenschaft so weit gegangen, daß ihre allgemeinen Interessen in Vergessenheit gerieten: den Nachbarn ist das nicht anders als angenehm gewesen. Im Laufe der Zeit aber ist es doch auch ein paarmal geschehen, daß sich im Reiche eine Gewalt erhob, welche die Kräfte der Nation anzustrengen und zu großen auswärtigen Unternehmungen aufzureizen suchte: dann hat sich in der Regel halb Europa dagegen geregt; denn den vereinigten Kräften des alten Reiches zu widerstehen, wäre auf dem Kontinente vielleicht niemand stark genug.

Damals nun war der König von Schweden, Gustav Adolf, in alte nationale und dynastische Gegensätze mit Polen verwickelt, zugleich mit dem Kaisertum, das sich Polens annahm, in feindselige Berührung geraten und von der Überzeugung erfüllt worden, was er auch immer in der Welt unternehme, allemal und überall werde er doch das Haus Österreich gegen sich haben. Er war der einzige protestantische Fürst, der sich nicht hatte besiegen lassen. Mit dem kaiserlichen Generalissimus, der

ihm die Herrschaft über die Ostsee bestritt, befand er sich bereits in Feindschaft und Fehde.

Wenn man nun in Frankreich daran dachte, mit diesem Fürsten in Verbindung zu treten, so gehörte nicht gerade ein tiefer politischer Blick dazu, sondern nur der Entschluß, den katholischen Tendenzen in diesem Falle zu entsagen. Man hat in der katholischen Welt immer dem Kapuzinerpater Joseph schuld gegeben, daß er diesen Entschluß ohne die Rücksicht auf das Heil der Kirche, die von ihm zu erwarten gewesen wäre, befördert habe, und wer möchte leugnen, daß es auf den König Eindruck gemacht haben wird, wenn der verehrte Religiose einer von der Beziehung auf die Religion absehenden Politik das Wort redete! Man wird nicht voraussetzen, daß ihm an der Rettung des im Deutschen Reiche so tief herabgebrachten Protestantismus viel gelegen habe; selbst die Absicht einer schon in bestimmten Umrissen vorschwebenden Eroberung dürfte sich kaum nachweisen lassen; das Nächste war das Dringendste. Wie das innere Zerwürfnis auf die Haltung gegen Spanien und diese auf das Kaisertum zurückwirkte, so konnte Richelieu die nunmehr einmal ergriffene Politik nicht fallen lassen, ohne sich selbst und seine Partei und vielleicht das Land dem Verderben preiszugeben. In den Memoiren hat er selbst den einfachen Beweggrund aufgezeichnet oder aufzeichnen lassen. Er wollte, sagt er, sich des Königs von Schweden bedienen, um die Streitkräfte des Kaisers von Italien oder von Frankreich abzulenken.

So sah auch Gustav Adolf seine Rettung und Sicherheit darin, wenn er dem Kaiser selbst auf den Leib gehe. Ihm war an dem Bunde der Franzosen nicht weniger gelegen als diesen an dem Bunde mit ihm.

Bei den Unterhandlungen, welche ein Blutsverwandter des Kardinals, Hercule de Charnacé, mit dem König von Schweden eröffnete, suchte sich dieser, der von der Gefahr, in die er sich stürzte, wenn er es wage, mit Kaiser und Reich zu brechen, den größten Begriff hatte, vor allen Dingen der Mitwirkung der Franzosen von ihrer Seite her zu versichern. Er forderte die Zusage, daß sie ohne seine Einwilligung keinen Frieden in Italien eingehen würden. Charnacé lehnte dies ab: denn er wisse nicht, welche Verpflichtungen sein König gegen die Italiener selbst übernommen haben möge; aber ungefähr ebensoviel hatte es zu bedeuten, daß Richelieu sich entschloß, zum zweitenmal in Person über die Alpen zu gehen und den Krieg in Piemont und Savoyen zu erneuern. Wahrscheinlich war die Rücksicht auf den König eines der Motive, die ihn dazu bestimmten. Und ohne Zweifel hat dann sein Übergang über die Alpen das meiste dazu beigetragen, den König zu einem definitiven Entschlusse zu bringen; denn an dem Ernst der italienischen Verwickelungen ließ sich nun nicht mehr zweifeln: Charnacé sagte ihm, daß sein Angriff auf das Deutsche

Reich hinwieder den Kardinal bei seinen kriegerischen Gesinnungen festhalten werde.

In dem Vertragsentwurf, der damals abgefaßt ward, findet sich ein Artikel, nach welchem der Kaiser aufgefordert werden sollte, die neu errichteten Befestigungen sowohl in Graubünden als an der Ostsee zu schleifen — so eng hingen die italienischen und die nordischen Angelegenheiten zusammen, wir finden einen schwedischen Abgeordneten in Mantua und in Venedig, — doch war die Abkunft noch nicht eigentlich zustande gebracht oder unterzeichnet. Nicht ein bestimmtes Versprechen, sondern das Zusammentreffen seiner Politik mit der französischen trug zu dem Entschlusse des Königs bei. Er erschien in Pommern, als Richelieu eben Savoyens Meister geworden war und jenen Zug nach Saluzzo unternehmen ließ.

Dadurch gerieten nun aber Kaiser und Reich in eine sehr bedrohte Lage. Von den entferntesten Grenzen her, zugleich in Italien, Lothringen und an den Küsten der Ostsee, waren sie gefährdet, und zwar in einer Zeit, wo alle einzelnen Landschaften voll von Bitterkeit und Gärung waren.

Denn ebensowenig im Innern wie nach außen entsprachen gewaltsame Unternehmungen der Natur der Reichsgewalt. In einer jener Aufwallungen, welche die österreichische Macht dann und wann ergriffen haben, wo ihr alles, was sie wünschte, auch erreichbar schien, hatte der Kaiser, weniger von seinen Staatsmännern geleitet als von seinem Beichtvater und einigen anderen Geistlichen, welche die völlige Wiederherstellung des Katholizismus für möglich hielten, die Zurückgabe der von den Protestanten eingezogenen Kirchengüter verfügt und Anstalt getroffen, sie auch in Norddeutschland durchzuführen. Hier, wo die große welthistorische Tat des deutschen Geistes, die Reformation der Kirche, vollzogen worden war, hatten die protestantischen Ideen die Gemüter in ihrer tiefsten Tiefe ergriffen. Die gesamte politische Gestaltung hatte die Voraussetzung des guten Rechtes der ergangenen Veränderungen zu ihrer Grundlage und mußte mit ihrer Zurücknahme ebenfalls rückgängig werden. Fürsten und Völker wollten es nicht dahin kommen lassen. Weder den einen noch den anderen kam es in den Sinn, sich von dem Reiche loszureißen; wenn sie aber zwischen dem Gehorsam gegen den Kaiser und dem evangelischen Bekenntnisse wählen sollten, so zweifelten sie nicht, daß sie nach dem Beispiel ihrer Altvordern unter allen Umständen an dem Bekenntnisse festzuhalten hätten. Welch eine Bewegung mußte die Ankunft des Königs von Schweden in ihnen erregen, der die unbesiegte Standarte ihres Glaubens wieder an ihrer Küste aufrichtete, zu der sie sich nur zu scharen brauchten! Alle protestantisch Überzeugten atmeten auf.

So sehr die katholischen Kurfürsten die religiöse Richtung, die das Kaisertum genommen hatte, billigten, so waren doch auch sie übrigens keineswegs mit ihm einverstanden. Unerträglich war ihnen die Erneuerung der alten Ansprüche der kaiserlichen Gewalt, verfochten durch einen General, der, als wäre er ebenbürtig, seinen Sitz unter den Fürsten nahm und den monarchischen Ideen auch in Deutschland im Kampfe mit den uralten Landesselbständigkeiten Raum zu machen Anstalt traf. Sie forderten den Kaiser auf, wenn er ihrer Zustimmung in seinen Angelegenheiten genießen wolle, den Generalissimus ohne weiteres zu entlassen.

Wenn die kaiserliche Gewalt in Italien und in Polen dem Protestantismus und dem deutschen Fürstentume gegenüber sich wieder geltend zu machen suchte, so sieht man, welche Feindseligkeiten sie auf allen Seiten gegen sich aufregte. Und auch in dieser Fülle der Macht war die Monarchie in Deutschland mit dem Königtum in Frankreich nicht zu vergleichen. Auf dem Kurfürstentage zu Regensburg, auf welchem über die Wahl eines neuen römischen Königs verhandelt werden sollte, machten die katholischen Kurfürsten die Fortsetzung der Verhandlungen von der Gewährung jenes ihres Wunsches abhängig. Der Kaiser mußte in ihr Begehren willigen. Ohne Murren, der Zukunft gewärtig, entfernte sich Wallenstein. Es war, als wenn der König von Frankreich genötigt worden wäre, Richelieu aus seinem Dienst zu entlassen.

Von der kurfürstlichen Versammlung erwartete nun aber noch eine andere Frage, wenn nicht durch förmliche Beratung, doch durch die Beschlüsse, die man überhaupt fassen würde, ihre Entscheidung.

Der Krieg in Italien war noch im Gange; einen zweiten hatte der König von Schweden nach Deutschland getragen; davon war jedermann durchdrungen, daß man nicht beide zugleich führen könne; aber welchen von beiden sollte man aufgeben?

Der italienische war als ein auswärtiger Krieg anzusehen, bei dem es darauf ankam, die Autorität des Reiches aufrechtzuerhalten, vor Frankreich, das sie angetastet hatte, nicht zurückzuweichen. Der schwedische hatte wenig Bedeutung, wofern er nicht ein innerer Krieg wurde, was sich noch vermeiden ließ.

Denn das verbargen sich namentlich die beiden protestantischen Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen nicht, daß der König von Schweden, wenn er im Reiche vordringe, den Fürsten und Ständen ebenfalls überaus gefährlich werden könnte; sie waren nicht blind dagegen, daß er ein fremder Fürst war, und zögerten, sich mit ihm zu verbinden. Noch einmal beschwor der Kurfürst von Sachsen den Kaiser, das Restitutionsedikt entweder ganz aufzuheben oder doch so weit zu ermäßigen, daß es erträglich werde, nicht zu verursachen, daß das heilige Reich deutscher

Nation ins Verderben gerate. Hätte der Kaiser diesem Verlangen Gehör gegeben, so würden sie sich mit Schweden niemals verbunden haben; ohne ihre Unterstützung aber hätte der König nur wenig vermocht. Durch Wiederherstellung der verjagten Fürsten, welche selbst die katholischen Kurfürsten verlangten, würde er den vornehmsten Anlaß, sich in diese Angelegenheit zu mischen, verloren und sich leicht zu einem für alle annehmbaren Frieden verstanden haben. Man muß dem obersten Minister des Kaisers, Fürsten von Eggenberg, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen, daß er die ganze Bedeutung der Nachgiebigkeit in diesem Augenblick ermaß und diese anriet. In seinem Sinne ward eine Antwort abgefaßt, die alles Gute erwarten ließ, wie er denn auch die Schuld des Edikts von dem kaiserlichen Hof abzulehnen suchte. Der spanische Gesandte, welcher die Waffen des Kaisers nach Italien zu lenken wünschte, war sehr auf seiner Seite.

Man sieht die deutschen Geschicke zwischen zwei großen Aussichten schwanken. Wenn das Kaisertum auf die gemäßigte Politik zurückkam, welche es unter Maximilian II. beobachtet hatte, so konnte es noch die deutsche Nation zusammenhalten. Man konnte die Schweden entfernen und die Franzosen in ihre Schranken zurückweisen. Wenn das aber nicht geschah, so durfte man nicht zweifeln: die Fürsten traten dem Könige von Schweden bei; die Protestanten samt und sonders erklärten sich für ihn: es mußte über die schon einmal im langjährigen Streite durchgekämpfte Frage zum zweitenmal, und zwar unter der Mitwirkung fremder Mächte, durch Kriegsgewalt entschieden werden.

Die katholischen Kurfürsten schienen von alledem nichts zu bemerken; sie ließen sich in der religiösen Sache zu keinerlei Nachgiebigkeit vermögen. Viel zu eng waren sie mit dem römischen Stuhle verbunden und vielleicht zu sehr durchdrungen von dem Begriffe der allgemeinen katholischen Kirche, als daß sie die besonderen Anliegen der Nation hätten berücksichtigen mögen. Der Nuntius, der in dem Vorhaben eine dringende Gefahr für die Kirche erblickte, ließ sich von ihnen zusagen, in allen die Religion betreffenden Dingen sich an ihn halten zu wollen; er schreibt es dem Kurfürsten von Bayern zu, daß auf dem Konvent die Widerrufung des Restitutionsediktes gar nicht ernstlich in Erwägung gezogen worden ist.

Wenn die Frage war, auf welcher Seite der Kaiser den Frieden durch Nachgiebigkeit erkaufen solle, so gaben die katholischen Kurfürsten nicht allein den Rat, sondern sie drangen darauf, daß es auf der italienischen geschehe. Denn eigentlich nicht ohne sie hätte der Krieg unternommen werden dürfen. Was liege so Großes an Mantua? Aber alles liege an dem guten Vernehmen mit dem Könige von Frankreich, der sich sonst mit Schweden verbinden und diese Macht gefährlich machen werde. Eine

französische Gesandtschaft, die in Regensburg anlangte, bei welcher der durch seine geistliche Autorität und seine politische Befähigung doppelt einflußreiche Pater Joseph alles tat, bestärkte die Kurfürsten in dieser Gesinnung. Der Kaiser wurde in der Tat zu einer Abkunft vermocht, in welcher er den Herzog von Nevers-Mantua, dessen Hauptstadt er soeben erobert hatte, mit diesem Lande zu belehnen versprach und sich verbindlich machte, seine Truppen aus den von ihnen besetzten Plätzen in Graubünden und Valtellin herauszuziehen und die errichteten Befestigungen zu schleifen.

Dagegen ward in der Sache der geistlichen Güter weder damals noch später die mindeste Milderung getroffen; vielmehr bekämpfte das Heer der Ligue die Versuche der Protestanten, sich mit bewaffneter Hand der Exekution zu widersetzen, mit äußerster Gewalt und warf sie nieder.

Nach einiger Zeit sahen sich die protestantischen Kurfürsten, so ungern sie sich dazu entschließen mochten, durch die Pflicht der Selbsterhaltung dahin getrieben, sich mit dem Könige von Schweden zu vereinigen; die Franzosen dagegen ließen sich durch den Traktat von Regensburg, gegen dessen Formen und Bestimmungen sie mannigfaltige Ausstellungen zu machen fanden, mit nichten abhalten, den früher entworfenen Bund mit dem Könige von Schweden zu vollziehen.

Von Pater Joseph existiert ein Gutachten aus dieser Zeit, worin er als die Regel der französischen Politik aufstellte, zwischen den beiden Bekenntnissen in Deutschland vollkommene Neutralität zu beobachten und beide Parteien gegen den Kaiser zu unterstützen. Als den Triumph seiner Unterhandlungen betrachtet er, daß er die Ligue von dem Kaiser getrennt habe; sonst würden sich auch die Protestanten haben dem Kaiser unterwerfen müssen.

Nicht der dunkle Trieb der Dinge, noch der unberechenbare Urgrund der Lebenskräfte ist es immer, was die Geschicke der Nationen bestimmt. Die Überlegenheit des Gedankens, der die Macht besitzt, die Politik, spielt eine entscheidende Rolle in den großen Angelegenheiten.

Die Summe lag hier nicht in den Zweizüngigkeiten, die ein verschlagener Mönch für erlaubt hielt, sondern in dem Übergewicht der allgemeinen Richtung.

In dem ideologischen Deutschland stürzte man sich noch einmal in die Entzweiungen, welche die Restauration des Katholizismus überall hervorgebracht hatte; die Auffassung eines allgemeinen Interesses ward darüber unmöglich. Dagegen lebte der Kardinal Richelieu nur noch in den Ideen der Einheit und der politischen Macht. Die Partei, welche die Sache der Herstellung des Katholizismus als die erste in der Welt ansah, war in Frankreich nicht viel weniger lebendig als in Deutschland: in Deutschland siegte sie, in Frankreich ward sie besiegt.

Familie und Hof Ludwigs XIV.

Für die unbedingte Autorität Ludwigs XIV. bildete es ein Moment, daß er einen Sohn hatte, der sich seinen Ideen vollkommen anschloß, und einen Bruder, der weit davon entfernt war, sich denselben zu widersetzen. Welche Verwirrungen hatte unter den letzten Valois der Gegensatz der jüngeren Brüder gegen den älteren, der an der Regierung war, z. B. Alençons gegen Heinrich III., hervorgerufen. Wieviel hatte noch Gaston von Orleans Ludwig XIII. und dem Minister desselben, Kardinal Richelieu, zu schaffen gemacht! Aber der Bruder Ludwigs XIV., Philipp, der seinen Titel Anjou nach dem Tode Gastons mit dem eines Herzogs von Orleans vertauschte und diesen auf seine Nachkommen vererbt hat, fühlte und betrug sich nur als gehorsamer Untertan. Er nahm an den Kriegen des Königs Anteil und hat eine und die andere seiner Schlachten mitgefochten; er ahmte ihm nach in seinen Bauten, übrigens aber sah er in seinem hohen Range nur gleichsam die Berechtigung, seinen persönlichen Gelüsten freien Lauf zu lassen, und zwar zufrieden, darin nicht gestört zu werden; in die Politik mischte er sich nicht. Zwei sehr verschiedene Motive wirkten zu seiner Unterwürfigkeit zusammen: fortwährendes Geldbedürfnis, für sich und seine Günstlinge, das nur eben der König befriedigen konnte, und dessen angeborene, anerkannte geistige Überlegenheit.

Die erste Gemahlin des Herzogs von Orleans, Henriette von England, stand dem König Ludwig in seinen politischen Unterhandlungen mit glücklichstem Erfolge bei; die Rechte der zweiten, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, dienten ihm, um seine Angriffe auf die deutschen Grenzländer zu begründen, wie wir wissen, zu ihrem tiefsten Herzeleid. Einen größeren Gegensatz wird es selten gegeben haben als den zwischen diesen beiden Prinzessinnen. Die erste, vollkommen schön und liebenswürdig, glücklich in der französischen Lebensweise, von französischen Gefühlen durchdrungen, wie überhaupt die spätern Stuarts, Kinder einer französischen Prinzessin; — die andere, wovon niemand mehr als sie selbst zu sagen weiß, ohne alle Schönheit noch Anmut; ein kräftiges Kind der Natur, unverbildet und derb, gegen jedermann und über alle Dinge grad heraus, unversöhnlich, wenn man sie beleidigte, überhaupt nicht leicht in der Stimmung, die Dinge zum Besten zu kehren, nur wenig gefügig, durch und durch deutsch, so daß sie kaum einen Anflug französischer Gesinnung in sich aufnahm.

Mitten im Gewühle des Hofes einsam, fühlte sie sich mit ihrem Bedürfnis vertraulicher Mitteilung auf entfernte Verwandte angewiesen, denen sie warme und ausschließende Sympathien widmete: ihre Briefe gehören zu den merkwürdigsten Denkmalen der deutschen Sprache, die dort in Versailles in ihrer ureigenen Kraft geschrieben wurde; auch durch die philosophisch-religiöse Gesinnung, die sie atmen, sind sie bemerkenswert. Elisabeth Charlotte war überzeugt, daß ihre Vorgängerin durch die Günstlinge ihres Gemahls umgebracht worden sei und ihr ein ähnliches Schicksal zugedacht werde. Die Feindseligkeiten, mit denen diese Menschen sie umstrickten, der schlechte Ruf, den sie ihr zu machen suchten, fielen ihr so unerträglich, daß sie einst, nach zehnjähriger Ehe, den Entschluß faßte, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Der König suchte ihr das Vorhaben durch gute Gründe auszureden; als sie darauf bestand, verbot er es ihr als ihr König, denn sie sei die Gemahlin seines Bruders, dessen Ehre dadurch Abbruch leiden würde, sie habe eine hohe Stellung am Hofe und müsse dieselbe behaupten; er selbst wolle sie nicht entbehren. Nachdem er als König geredet, erfüllte er auch die Pflichten eines Schwagers und versöhnte sie mit ihrem Gemahl. Er hatte schon einst durch seine Teilnahme ihre Anhänglichkeit gewonnen: als sie auf der Jagd vom Pferde stürzte, und er, von Schreck ganz blaß geworden, herbeikam und Sorge für sie trug. So wenig sie seine Politik billigte oder seinen religiösen Bestrebungen beipflichtete, so widmete sie ihm doch zeit seines Lebens eine reine und dabei von lebhafteren Gefühlen weder gehobene noch gestörte Hinneigung; sie erklärt ihn nicht allein für den wohlgesittetsten, höflichsten Mann in seinem Reich, sondern auch für den bestgesinnten und wohlwollendsten, wenn er nur seinen eigenen Ansichten folge.

Der Dauphin, Ludwig, auf dessen Herkunft und Rechte sich alle jene Verwickelungen der spanischen Sukzession begründen, war mit vieler Strenge erzogen und sehr methodisch unterrichtet worden. Er ward von seiner Umgebung behandelt wie ein Bürgersohn; sein Gouverneur galt als ein Mann von rauhen Sitten und hatte jede Schmeichelei verpönt. Der Dauphin ist derselbe, zu dessen Gebrauch die einst in den Schulen wohlbekannten Ausgaben der Klassiker in usum Delphini bestimmt waren; sie sollten dem unmittelbar bei der Lektüre hervorspringenden Bedürfnis der Erläuterung schwieriger Stellen dienen und dabei keinen moralischen Anstoß geben; denn einen allseitig gebildeten, sittlich reinen, tatkräftigen und ruhmliebenden Fürsten wollte man für Frankreich erziehen. Bossuet hat seinen Entwurf einer Universalgeschichte, eine Art Handbuch der Politik, und eine Einleitung in die Philosophie eben für den Dauphin, dessen Lehrer er war, geschrieben. Es scheint aber, als habe man durch die Strenge der Disziplin und diesen Umfang des Unterrichts den

Schwung der Seele und des Talents, der einen Menschen bedeutend machen kann, eher zurückgedrängt als belebt. Dem Lehrer selbst, der sich erst hierbei recht ausbildete, und dem großen Publikum sind diese Studien und Schriften bei weitem mehr zustatten gekommen als dem Zögling, der das mit nichten wurde, was man aus ihm machen wollte. Nur den monarchisch-kirchlichen Gesichtspunkten, in denen sich die Lehre Bossuets und die Staatsverwaltung seines Vaters begegneten, schloß er sich mit ganzer Seele an; die dynastischen Tendenzen faßte er fast mit noch größerem Feuer auf als dieser selbst. Übrigens konnte es einen gehorsameren, verehrungsvolleren Sohn nicht geben, als der Dauphin war; vor der mächtigen und angebeteten Persönlichkeit des Königs trat er nicht nur vor der Welt, sondern in seinem eigenen Bewußtsein in Schatten; er hatte keinen Willen gegen den Willen seines Vaters.

Elisabeth Charlotte hegte den Wunsch, daß die Tochter ihrer Tante von Hannover, deren Namen sie trug, Sophie Charlotte, später erste Königin von Preußen, mit dem Dauphin vermählt werden möchte; sie überwand sich sogar so weit, um darüber mit ihrem Gemahl und mit Louvois zu sprechen. Aber schon war das Augenmerk auf eine andere deutsche Prinzessin, Christine, aus dem auch hier mit dem pfälzischen rivalisierenden bayerischen Hause gerichtet; als Elisabeth Charlotte durch einige Schwierigkeiten, auf welche diese Unterhandlung stieß, mutig gemacht, dem König von ihrem Vorschlag sprechen wollte — sie hatte sich in Gedanken alle Gründe dafür zurechtgelegt —, fand sie denselben doch so entschieden für Bayern, daß sie gar nicht wagte, ihren Wunsch zu äußern. Aus der Ehe des Dauphins und der bayerischen Prinzessin entsprang im August 1682 ein Knabe, durch welchen die Sukzession weiter festgestellt wurde. Es ist charakteristisch, welchen Enthusiasmus dies Ereignis erweckte. Der König, dem die Geburt des Enkels noch größere Freude machte als einst die Geburt seines Sohnes, verkündigte sie in Person dem in den Vorzimmern des Dauphins zu Versailles versammelten Hofe, wo sich dann alles drängte, ihm die freudigste Teilnahme zu bezeugen; er ließ geschehen, daß man ihn umarmte, jeder, der da war; so ward er von der Menge nach seinen Zimmern begleitet, fast getragen. Man betrachtete sich eben wie eine einzige Familie. In Paris wiederholten sich Szenen des Jubels, wie sie einst bei der Geburt des Königs selbst vorgekommen waren. Den Titel von Burgund empfing das Kind zum Andenken an die vor kurzem wiedereroberte und mit dem Herzogtum vereinigte freie Grafschaft Burgund. Eine Medaille bezeichnete ihn als die zweite Hoffnung des Reiches.

Deutsche Prinzessinnen sind nicht glücklich in Frankreich: auch die Dauphine war es nicht. Treulosigkeiten ihres Gemahls während ihrer

Schwangerschaften und Kindbetten, die Unordnungen, die hierüber in ihrem Hofhalte ausbrachen, trübten ihr Leben, das nur kurz war, und erfüllten es mit Unlust. Sie setzte den Unannehmlichkeiten Geduld und Gutmütigkeit, in schwierigen Fällen eine wohlüberlegte kluge Schonung entgegen. Bei weitem liebenswürdiger und weicher als Elisabeth Charlotte trat sie doch mit derselben in das innigste Verhältnis. Alle Antipathien verschwanden in der Fremde, wo sich beide noch von andern, ihnen gleich widerwärtigen, fast unverständlichen Zuständen umgeben sahen.

Eines Tages lustwandelte Elisabeth Charlotte in St. Germain mit dem Erzbischofe von Reims, der sich zugleich als Herzog und Pair bezeichnete. Auf seine Frage verhehlte sie ihm nicht, daß sie zwischen dem, was man in Deutschland, und dem, was man in Frankreich Herzog nenne, einen ungeheuren Unterschied wahrnehme: dort bezeichne das Wort geborene Fürsten und freie Herren, hier nur einen von der Regierung gegebenen Rang, wie ihn ein Wesir in der Türkei bekleide.

Selbst die Prinzen von Geblüt, soviel höhere Ansprüche sie auch machten, setzte sie tief unter die deutschen Fürsten. War doch der große Condé mit einer Nichte des Kardinals Richelieu, der Prinz von Conty mit der Nichte des Kardinals Mazarin vermählt, die beide nichts weniger als von großer Herkunft waren. Man prahle, sagte die Herzogin, in diesen Häusern mit Größe, wisse aber nicht, worin dieselbe bestehe; bei weitem besser fühle das ein deutscher Fürst, welcher keine bürgerlichen Verwandten habe und niemandes Untertan sei.

Denn die Autorität der Krone, welche keine Selbständigkeit neben sich duldete, die Zentralisation der Gewalt, welche denen, die sie verwalteten, ein hohes persönliches Ansehen verlieh, dem sich alles unterwarf, hatten der französischen Gesellschaft eine ganz andere Gestalt gegeben, als die deutsche, in der jene wirksamen Elemente eben fehlten, annehmen konnte. In Deutschland beherrschte das Geburtsrecht die Verfassung, wie an den Höfen, so im Adel und in den Städten bis in die Bauerschaften hinab; in Frankreich überwog der Anteil an der Macht das Recht der Geburt oder war ihm gleich: Bastarde und Emporkömmlinge hatten eine glänzende Stellung.

Und wenn man bisher in dem obersten Kreise, aus dem die sukzessionsfähigen Prinzen hervorgingen, an dem Prinzip der Ebenbürtigkeit festgehalten hatte: so kam man soeben auch da mit dem entgegengesetzten in auffallende Beziehungen.

Ludwig XIV. hielt sich als Vater für verpflichtet und als König für berechtigt, den Kindern, die aus seinen illegitimen Verbindungen entsprungen waren, den höchsten Rang zu verschaffen. Er wollte die Herkunft derselben öffentlich nicht zur Erscheinung kommen lassen und von

nichts hören, als daß sie seine Kinder seien; in der Akte, durch welche er seine Söhne von Frau von Montespan legitimierte, war der Name der Mutter absichtlich nicht genannt; sie erhielten den Namen Bourbon, wie die Prinzen von Geblüt, und einen Teil von französischen Landschaften: der ältere den nämlichen, welchen einst die stolzen Guisen geführt hatten, von dem Herzogtume Mayenne oder Maine; der jüngere den eines Grafen von Toulouse. Jener ward als der Träger der Familie betrachtet und mit Gunstbezeigungen überhäuft. Mademoiselle de Montpensier, die der königlichen Gnade gerade in einem besonderen Falle bedurfte, ward durch die Rücksicht auf die Vorliebe Ludwigs XIV. für Maine bewogen, einen Teil ihrer reichen Besitzungen, z. B. das Schloß Eu, an welches ihr Gedächtnis sich so besonders knüpfte, demselben zu hinterlassen; auch das Gouvernement von Languedoc erhielt er, das früher für die echten Prinzen so oft ein Gegenstand des Ehrgeizes gewesen war. Eine Nachwirkung, die niemand ahnen konnte, hatte es, daß ihm unter andern großen Stellen auch die eines Kolonel-General der Schweizer zuteil wurde. Der Graf von Soissons hatte sie bisher besessen und man meinte damals, daß sie dem französischen Herkommen gemäß an dessen Sohn gelangen würde; doch ward dieser übergangen. Wer ist es aber, der hier dem unechten Sohne des Königs nachgesetzt wurde? Es war der Prinz Eugen von Savoyen, der hierüber und über einige andere Zurücksetzungen mißvergnügt den französischen Hof verließ und in die Dienste des Kaisers trat, in denen er jene wundervolle und für Frankreich verderbliche Tätigkeit entwickelte, deren wir gedacht haben. Zur Rechtfertigung Ludwigs mag sich manches sagen lassen: die historische Tatsache ist, daß er durch diese Begünstigung einen Offizier aus seiner Armee verlor, dessen damals freilich unter unangenehmen Formen verborgenes Talent ihm ebenso nützlich hätte werden können wie später seinen Feinden.

Besonders durch die engste Verbindung mit den Prinzen von Geblüt suchte Ludwig XIV. seinen natürlichen Kindern eine hohe Stellung für immer zu sichern. Seine Tochter von Frau von Lavalliere vermählte er mit dem Prinzen Louis Armand von Conty; die älteste Tochter von Frau von Montespan schon in sehr frühen Jahren mit dem Enkel des großen Condé Louis de Bourbon, der als Monsier le Duc erscheint. Die erste galt als eine der schönsten Frauen von Frankreich; auch als sie durch die Blattern einigermaßen entstellt wurde, fiel sie durch ihre Gestalt und hohe Miene in die Augen. Die zweite war voll von Geist und Ehrgeiz. Der Duc de Maine ward mit einer Enkelin des großen Condé verheiratet, der König drückte seine Genugtuung über diese Verbindung durch seine Anwesenheit bei der Hochzeit aus.

Welch ein Abstand von den Zeiten, als die Condés einem König den

Thron streitig machten, einem andern, dem jungen Ludwig XIV. selbst, den Eintritt in die Hauptstadt verwehrten! Jetzt aber war ihr Stolz gebeugt, und sie wünschten nur der Gnade teilhaftig zu werden, die aus einer so nahen Verbindung mit dem König selbst hervorging; wie ihnen denn sogleich sehr namhafte Vorteile zuflossen. All ihr Glück und ihre Macht sahen sie in der königlichen Gunst.

Es war, als ob der König die großen Minister, von denen die Verwaltung des Staates auf ihn übergegangen war, sich auch hierin zum Muster genommen hätte. Wie sie ihre Stellung benutzt hatten, ihre Angehörigen emporzubringen, und denen die Vorteile des Staates zuzuwenden, die mit ihnen in verwandtschaftliche Beziehungen traten, so verfuhr auch er. Die Prinzen von Geblüt und seine legitimierten Kinder bildeten nun eine einzige große Familie, die durch Reichtum und Stellenbesitz ungemein mächtig, doch vor allem ihn mit unbedingter Hingebung verehrte.

Immer weiter schreitend, zumal da die Erbfolge aus ebenbürtiger Ehe durch die Geburt eines Enkels gesichert war, zog Ludwig XIV. auch das Haus Orleans in diese Verbindung. Er vermählte den Sohn seines Bruders mit seiner jüngsten Tochter von Frau von Montespan. Man kann denken, was Elisabeth Charlotte dabei litt; aber ihr Gemahl war dafür, und bei ihrem Sohne wirkten ihre Gegenvorstellungen nicht; sie mußte erleben, daß eine Schwiegertochter in ihr Haus kam, welche ihr dessen unwürdig schien und deren Ansprüche ihr doppelt lästig fielen. Sie war nur glücklich, daß sie ihre eigene Tochter vor einer ähnlichen Verheiratung bewahrte.

In diesem Familienkreise engster Verwandtschaft war doch der Rang eines jeden nach dem Grade, in dem er dem König näher oder ferner stand, genau festgesetzt.

Die erste Klasse bildeten die königlichen Kinder und Enkel; nicht jedoch ohne eine gewisse Abstufung. Der Sohn des Königs, voraussetzlicher Thronfolger, durfte von dem Bruder desselben kleine Dienstleistungen erwarten; Madame schlechthin würde die Tochter des Königs gewesen sein: Elisabeth Charlotte bemerkt, hätte eine solche gelebt, so würde sie, die Gemahlin seines Bruders, Madame Duchesse d'Orleans geheißen haben; ihre Schwiegertochter würde durch Hinzufügung des Artikels als Enkelin von Frankreich bezeichnet worden sein.

Mit den Kindern der Enkel Frankreichs fing die Klasse der Prinzen von Geblüt an: sie standen um vieles tiefer. Sie durften nur in großer Zeremonie mit dem König speisen; im Schlosse hatten sie keine Garden, in der Messe keine eigenen Kapellknaben, welche für die Mitglieder der engeren Familie Fackeln in der Hand hielten; nur diesen reichte der Priester

das Korporale zum Kusse dar. Den Prinzen von Geblüt gebührte nur das Prädikat hochfürstliche Durchlaucht (Altesse sérénissime); es war ein Mißbrauch, wenn man sie königliche Hoheit nannte, und da sich derselbe nicht wohl abstellen ließ, so verbat sich der König diese Bezeichnung für seinen dritten Enkel, den Herzog von Berry, auch die Herzogin von Orleans hatte an derselben keine Freude.

Für die Damen war unter den Prinzen von Geblüt die Einrichtung getroffen, daß die Unverheirateten hinter den Verheirateten hergingen. Es wurde ein Gegenstand sehr ernster Streitigkeiten, daß man den Damen aus dem Haus Orleans, das nur ungern den Rang der Kinder und Enkel verließ, anmutete, sich diesem Gebrauch zu fügen.

Die nächste Stelle nach den Prinzen von Geblüt nahmen die Ducs und Pairs ein; doch war der Abstand sehr merklich. In dem Parlament wurden die Prinzen von zwei Huissiers empfangen und zu ihren Karossen zurückgeführt; den Ducs und Pairs ward diese Ehre nur ein einziges Mal, bei ihrer Aufnahme, erwiesen. Jene wurden bei der Umfrage mit dem Hut in der Hand begrüßt und gleichsam demütig gebeten, ihre Meinung zu sagen; diese wurden bei ihren Namen aufgerufen.

König Ludwig XIV. stellte seine legitimierten Söhne den Prinzen von Geblüt nicht in allen Dingen gleich. Die Herzogin von Maine, aus dem Hause Condé, galt immer für vornehmer als ihr Gemahl; wenn sie ihre Namen gemeinschaftlich zu unterzeichnen hatten, so zeichnete sie zuerst. Aber er wollte sie doch auch von den Ducs und Pairs unterscheiden; endlich gab er ihnen einen zwischen beiden liegenden Rang. Bei dem Besuch des Parlaments z. B. sollten sie allezeit empfangen und zurückbegleitet werden, aber nur von einem Huissier, man sollte sie bei ihrem Namen aufrufen, aber zugleich den Hut in der Hand behalten.

Diese kleinen Bestimmungen wären unwürdig, in ein Geschichtsbuch aufgenommen zu werden, wenn sie nicht das Augenmerk der ganzen Gesellschaft, die sich nach dem beherrschenden Mittelpunkte richtete, gebildet, die Leidenschaften erweckt und in dem Zusammengreifen aller Dinge auch historisch bedeutende Folgen hervorgerufen hätten. Bei St. Simon kann man sehen, wie tief jeder den Legitimierten gewährte Vorzug die Ducs und Pairs verletzte und ihnen eine oppositionelle Stimmung gab.

Kehren wir wieder zu dieser Familie und ihrer Lebensweise zurück, so finden wir die selbständigen Mitglieder derselben beschäftigt, sich wenigstens auf dem Lande einen eigenen Hofhalt zu bilden.

Der Dauphin baute Meudon; er machte sich eine Ehre daraus, aufzuzählen, wieviel er darauf wende. In St. Cloud wetteiferte Philipp von Orleans mit seinem Bruder, dem König; was Le Brun für diesen, sollte Mignard für ihn leisten; auch mit einigen Gemälden aus der Heidel-

berger Erbschaft seiner Gemahlin schmückte er das Schloß. Der Garten, der durch eine Anzahl einzelner Erwerbungen erst gebildet wurde, ist ein Meisterstück von Le Notre. So suchten Duc und Duchesse de Maine die alten Anlagen von Sceau zu vollenden; neue Galerien entstanden im Schloß, neue Springbrunnen, umschlossene schattige Gehege im Park.

Alles dies trat jedoch vor den Schlössern und Anlagen des Königs selbst in den Hintergrund. Der Ursprung des Schlosses zu Versailles ist zufällig; sehr allmählich ist es ausgebaut worden, und wie hätten sich die Mängel beseitigen lassen, die hiermit unvermeidlich verbunden waren? Wie das Ganze vor Augen steht, ein Mittelschloß, von beiden Seiten und im Rücken von zwei mächtigen Flügeln umgeben, nach der Front hin offen, nach den verschiedenen Seiten von weiter Aussicht, reich an Sälen und Galerien, in denen sich ein zahlreicher Hof mit Behagen bewegen kann, ist es doch eins der großartigsten Gebäude, das je ein Fürst für seinen Hofhalt aufgerichtet hat. Man befand sich wohl daselbst; es war für alles Raum. Für den König bildete es fast die größte Lebensfreude, auch seine Gärten auszuschmücken: wie in Versailles, so in Marly und Trianon; wie ein Meister, der sein Kunstwerk vollkommen machen will, fand er unaufhörlich daran zu bessern. Elisabeth Charlotte beschreibt, wo sie in Marly bei der Abreise einen Weiher gelassen, da habe sie bei der Wiederkunft einen Wald gefunden, und umgekehrt; der König selbst liebte im Park herumzuführen, die Hügel und Kaskaden zu zeigen. Das Eigentümliche bestand daselbst in der Verbindung zwischen Gesellschaft und Landleben. Man fuhr durch die Alleen des Tiergartens, die sich bereits wie Gewölbe schlossen, nach der Maillebahn, wo man in der Mittagshitze spielen konnte, ohne von der Sonne belästigt zu werden; die Felder, die sich öffneten, und ihre ländlichen Beschäftigungen boten das Bild einer flandrischen Landschaft dar. Unfern erhob sich Trianon, dem die Quellen und kleinen Bäche, in deren Mitte man es sich bequem machen konnte, um der erfrischenden Kühle zu genießen, einen besonderen Reiz gaben.

Man sagte von diesen Schlössern, Versailles habe der König für den Hof gebaut, Marly für seine Freunde, Trianon für sich selbst. Es galt schon für eine große Gunst, in Marly aufgenommen zu werden: Trianon behielt der König nur den engsten Kreisen vor.

Daß nun aber das Leben in diesen Palästen gesellschaftlich angenehm oder mit Geist gewürzt gewesen wäre, läßt sich nicht sagen. Bei Tafel ward kein Wort gesprochen; Unterhaltungen über öffentliche Angelegenheiten wurden nicht gerne gesehen und schienen nicht schicklich. Die Konversation beschränkte sich immer mehr auf die kleinen Vorfälle des täglichen Lebens. Ein Glück, daß das Schauspiel bei Hof nicht abgeschafft

wurde, wie man zuweilen vorhatte. Elisabeth Charlotte rühmt es an ihrem freudenlosen Dasein, daß sie nur eine Treppe herabzusteigen brauche, um in den Schauspielsaal zu treten, wo man hauptsächlich alte bewährte Stücke gab und einen und den andern guten Sänger hörte. Sie merkt an, daß das Neue, was man vortrage, bei Hofe häufig eine andere Beurteilung finde als in der Stadt. Denn diese Elemente schieden sich täglich mehr. In der Stadt verschwand unter anderem in der Kleidung, was man den großen Anzug nannte, in Versailles hielt man ihn fest. Eine falsche Vorstellung wäre es, die Anregungen, welche der Geselligkeit aus einem unbestimmten oder wechselnden Verhältnis der beiden Geschlechter entspringen, an diesem Hofe vorauszusetzen. Alles, was hieran erinnern könnte, gehört der Stadt an und berührt den Hof nur als Erzählung und Gerücht.

Wenn man fragt, worauf sich noch am meisten die Unterhaltung richtete, so waren das den Briefen zufolge die Konfinien des irdischen und des jenseitigen Lebens, mit denen sich die der Beschränkung ihres Daseins bewußten Menschen so gern beschäftigen. Erscheinungen nach dem Tode zur bestimmten Zeit, eingetroffene Träume, ob an den Erzählungen davon etwas Wahres sei oder nicht; Zauberkünste, die sich zuweilen mit dem Meßopfer vergesellschafteten, Einwirkungen der Genien, welche das Verborgene entdecken, nach langem Zeitraume wiederkehrend den Tod verkündigen. Aber dazwischen treten dann die Nachrichten von den Schlachten und Feldzügen. Die Aufmerksamkeit ist nicht allein auf den allgemeinen Ausschlag, sondern auf das mehr oder minder tapfere Verhalten der Prinzen gerichtet. Zu dem Ruhme der einen sahen die andern scheel. Zuweilen schien es wohl, als erlaube sich der Kommandierende bei seinen Berichten auf persönliche Verhältnisse Rücksicht zu nehmen und eben solche Dinge zu schreiben, die man gerne hörte.

Bald aber war das Interesse aller von den großen Unfällen gefesselt. Wie Unzählige wurden durch die mörderischen Schlachten in Trauer versetzt. Alle empfanden das Mißgeschick als ein gemeinschaftliches.

Um die Prinzen und Prinzessinnen gruppierten sich in Versailles die Männer von vornehmer Abkunft, denen ihre gesellschaftliche Stellung den Aufenthalt am Hofe erwünscht und ratsam machte. Ein jeder hielt sich vorzugsweise an eine oder die andere Persönlichkeit oder Familie und betrachtete deren Interessen als seine eigenen. Untereinander sahen sie sich besonders bei dem Oberstallmeister Duc d'Armagnac, der täglich, mittags und abends, offenes Haus hielt; da wurden dann die öffentlichen Angelegenheiten besprochen; die politischen Handlungen und hauptsächlich die militärischen, die Bewegungen der Heere, die Eigenschaften der Führer, auch nicht selten die diesen erteilten Befehle einer scharfen

Kritik unterworfen. In den Memoiren von St. Simon besitzt man ein Abbild dessen, was gesprochen wurde, wie man es zuweilen kombinierte, wie die Parteistellung eines jeden sich mit seinem Urteil verflocht. Was in Wahrheit die Absichten, Entschlüsse, bewegenden Gründe waren, davon wußte man nur wenig. Dies blieb dem höchsten Kreise vorbehalten, der weder von den Prinzen, noch von den Hofleuten erreicht wurde, dem König mit den vertrautesten Ministern und Generalen. Hier ward alles in tiefem und unbedingtem Vertauen beraten und in ein unverbrüchliches Stillschweigen verhüllt. Niemand sonst hatte davon Kunde als Frau von Maintenon.

Es ist der Mühe wert, daß wir uns die Stellung dieser Frau noch besonders vergegenwärtigen.

Sie war, wie wir wissen, die Pflegemutter der natürlichen Kinder des Königs, denen sie Ehrfurcht und Liebe für sich selbst und für ihn eingeflößt hatte. Eine Erzieherin von Profession, hatte sie sich zum Gesetz gemacht, mit Kindern sobald als möglich vernünftig zu sprechen, was, sobald es nur auf angenehme Weise geschehe, immer den besten Erfolg habe. Auf diesem Wege hatte sie die legitimierten Kinder des Königs gewonnen, denen sie lieb war, selbst wenn sie bestrafte, während sie die Launen ihrer Mutter unerträglich fanden. Frau von Montespan ward in Entfernung gehalten; die Kinder durften ihre Mutter nicht Mutter nennen. Und größere Dienste, als diese jemals vermocht hätte, leistete ihnen die Erzieherin in der Stellung, die sie ihr wieder durch ihre Anhänglichkeit behaupten halfen. Auch der Sohn und der Bruder des Königs, die nur durch ihre Vermittlung eines und das andere auszuwirken vermochten, schlossen sich ihr an. Gerade daß sie keinen äußerlichen Rang besaß, ward ihr vorteilhaft. Hätte sie sich zur Königin wollen erklären lassen, so würde sie Eifersucht hervorgerufen, das Vertrauen der Prinzen verloren haben.

Im November 1696 langte Maria Adelaide von Savoyen kraft jener Abkunft, die dem damaligen Krieg eine andere Wendung gab, zur Gemahlin des Herzogs von Bourgogne bestimmt, am französischen Hofe an; sie ward wie ein neu aufgehendes Gestirn begrüßt. Noch war sie, so wie ihr Bräutigam, fast ein Kind, auch die Vermählung, welche im Dezember 1697 zugleich mit dem Verlöbnis gefeiert wurde, konnte nichts weiter für sie sein als Zeremonie.

Vom ersten Augenblick an fiel es auf, wie ausschließend selbst mit Vernachlässigung des Herzogs von Orleans, aus dessen erster Ehe ihre Mutter stammte, die junge Herzogin sich an Frau von Maintenon und die legitimierten Kinder des Königs hielt. Sie trat in ein ähnliches Verhältnis zu ihr wie diese selbst. Man urteilte, ihr seiner politischen

Klugheit halber berühmter Vater habe sie wohl instruiert. Frau von Maintenon leitete die Vollendung ihrer Erziehung, und zwar nach ihrem eigentümlichen Gesichtspunkte. Sie tadelte an der bisherigen Methode, daß man die Prinzen zu strenge behandelt und unter den Augen ihres Gouverneurs und ihrer Lehrer von den Menschen zu ferne gehalten habe. Für die Herzogin von Bourgogne ordnete sie nun das Gegenteil an. Sie führte sie alle Wochen auf ein paar Tage nach St. Cyr, wo sie die Kleidung der Zöglinge trug, an ihren gottesdienstlichen Übungen, ihren Vergnügungen und Arbeiten Anteil nahm und Freundschaften, wie es schien für das Leben, schloß: kam sie dann an den Hof zurück, so ließ man ihr vollkommene Freiheit. Ältere Damen von strenger Schule, wie Elisabeth Charlotte, nahmen Anstoß daran, zumal da sich Leute fanden, die ihre Unarten sogar bewunderten. Dadurch aber wurde ihr eine Unbenommenheit und Frische des Betragens bewahrt, die vor allem dem König selbst Vergnügen machte. Sie durfte ihn zu jeder Zeit unterbrechen und den ganzen Tag bei ihm aus und ein gehen. Durch ihre Torheiten, die oft nicht ohne Geist und niemals ohne Anmut waren, wußte sie ihn immer zu erheitern.

Der Zauber, mit welchem Frau von Maintenon den König an sich fesselte, lag darin, daß sie ihn verstand, sich in ihn schickte, seine nächsten täglichen und häuslichen Beziehungen in seinem Sinne vermittelte.

König Ludwig XIV. war ein sehr fleißiger Arbeiter, in seinem Alter wie in seiner Jugend; die Arbeit begleitete ihn von einem seiner Lustschlösser nach dem andern; hätte er sie einen Tag versäumt, so würde er haben fürchten müssen, den andern von der Last überwältigt zu werden. Alle Tage zwischen Messe und Mittagstafel hielt er Konseil; nach Tische ging er auf die Jagd oder besichtigte die Bauten, die eben im Werke waren; wenn er von da zurück kam, begab er sich in die Gemächer der Frau von Maintenon, nicht jedoch etwa, um sich zu erholen, sondern um seine Arbeit auf eine neue Art fortzusetzen. Da erschienen die Staatssekretäre für den Krieg und die Marine, um ihm über die vorgefallenen Ereignisse zu berichten, die Schreiben der Generale wurden verlesen und die darauf zu gebenden Antworten verabredet. Sie hatte die Klugheit, sich entfernt zu halten, bis sie herbeigerufen ward. Der Grundsatz des Königs war, in Geschäften nur die Meinung seiner Minister zu hören; er hat einmal den Nuntius darüber getadelt, daß er sich an Frau von Maintenon gewandt hatte. Und wie oft, auch in den vertrautesten Briefen, beklagt diese sich selbst, daß alle Geschäfte ausschließend in den Händen der Minister seien, daß sie nichts vermöge. Zuweilen war sie, wo man sie für die Urheberin hielt, mehr das Werkzeug, wie in der Sache Fenelons; der König war von anderer Seite her auf dessen abweichende Meinung aufmerksam geworden und machte die Pflegemutter der Kinder

dafür verantwortlich, daß diese in der rechten Religion erzogen würden. Sie hätte nicht gewagt, von den Gesichtspunkten des Königs wesentlich abzuweichen. Wie Fenelon, so hat sie später ihren Freund Noailles fallen lassen, weil er beim König gefallen war.

Indem Ludwig XIV. die Geschäfte in ihrer Gegenwart verhandelte, suchte er nur bei ihr jenes persönliche Behagen, das die Nähe einer durch innere Sympathie verwandten Persönlichkeit hervorbringt; allein wie hätte bei der Vertraulichkeit dieses Verhältnisses einer Frau von Verstand und Haltung nicht ein unberechenbarer Einfluß zuteil werden sollen? Ein im rechten Augenblick vorgetragenes Fürwort, ein auf das Erlebte begründete Urteil über die Persönlichkeiten, die man eben gesehen, über die Anträge, die man eben vernommen hatte, konnten nicht anders als bestimmend auf den König wirken. Es war ein Glück, in ihrer Gunst zu stehen, und jedermann bewarb sich darum. Es gab nichts, worin man ihre Vermittelung nicht in Anspruch genommen hätte. Finden wir doch Marschälle, welche sie ersuchten, eine Veränderung in der Disziplin der Truppen bei dem König zu befürworten. Und sie selbst hielt es für ihre Pflicht, wenn jemand zurückgestoßen und nicht wohl behandelt ward, dies auf die eine oder die andere Art wieder gutzumachen.

Sonderbare Mischung von Einfluß und Unterwürfigkeit. Ihre Art und Weise, zu sein, zu denken, sich auszudrücken, übte auf den König immer die gleiche Anziehungskraft. Man erstaunte, wenn man in Gesellschaft bemerkte, daß er nicht eine Viertelstunde sein konnte, ohne mit ihr zu sprechen, ihr etwas ins Ohr zu wispern. Aber dieser fortwährende nicht allein äußere, sondern auch innere Umgang hätte doch nicht stattfinden können ohne die vollkommene Übereinstimmung der Ideen, wo das Gespräch mit einem andern wie ein erweitertes Selbstgespräch erscheint, ohne Störung durch etwas Fremdartiges. Wenn diese Übereinstimmung nicht vollkommen frei aus gleicher Ansicht der Dinge hervorging, so ordnete Frau von Maintenon ihre Gefühle und Meinungen denen des Königs unter. Nicht immer ward ihr das leicht. Sie sagt, sie sei freimütig von Natur, ungeduldig und habe oft eine ihr sehr schwere Zurückhaltung üben müssen; zuweilen sei sie so weit gebracht gewesen, alles verlassen zu wollen; aber sie habe sich immer besonnen, daß Gott sie an ihre Stelle gesetzt habe, nicht um den König zu betrüben, sondern um ihn zu heiligen: ohne Gefälligkeit gegen ihn und Gleichmut hätte sie das nicht erreichen können: nie habe sie ihn ihre Verstimmung und Ungeduld bemerken lassen. In der Religion hätte sie ihrer Eigentümlichkeit nach sich besondere zu individueller Vertiefung in das Heilige führende Wege vorgezogen, sie opferte jede Abweichung und persönliche Vorliebe

der kirchlichen Orthodoxie des Königs auf, der an dem Hergebrachten festhielt.

Der Papst und die Kirche hatten das Verhältnis, in welchem sie zu dem König stand, sanktioniert, aber davon durfte nicht viel die Rede sein, und in den Augen der Welt ward das Zweideutige desselben niemals ganz gehoben. Es erschien vielen doch als ein innerer Widerspruch, den man nur äußerlich verdecken wolle, wenn nun die strengste Zucht und sittliche Unbescholtenheit von jedem, der sich den höchsten Kreisen näherte, gefordert und eine Devotion, welche die Heuchelei nicht immer ausschloß, zur Bedingung des Vertrauens wurde. Notwendig wuchs in demselben Grade der Gegensatz und die Afterrede.

Auch abgesehen hiervon hatte die Stellung der Frau von Maintenon am Hofe etwas sehr Anomales. Sie war an dem Platz einer Königin, doch ohne allen Rang, nicht viel mehr als eine Bürgersfrau. Zuweilen hat sie doch ein Gefühl davon zu erkennen gegeben. Als ihr einst das Leben Bayards vorgelesen wurde, machte ihr die Stelle Eindruck, wo diesem Ritter vorausgesagt wird, er solle zwar bei seinem Fürsten zur höchsten Gnade und Würdigung gelangen, jedoch selbst niemals über das Mittelmäßige erhoben werden: das ist mein Fall, rief sie mit Lebhaftigkeit aus. Dieser Widerspruch aber, nicht zu sein und doch viel zu vermögen, war die Bedingung ihrer Existenz.

In den Erinnerungen aus St. Cyr liest man, wie sie einst selbst einer ihrer dortigen Freundinnen ihr tägliches Leben geschildert hat.

Der Tag begann mit einem Besuch der Ärzte des Königs, denn von der leiblichen Fürsorge für denselben ging alles aus, des Chirurgen Marchal und des Leibarztes Fagon. Fagon war eine auffallende Erscheinung, von langem, gelbschwarzem Gesicht, bedeckten Augen, dicken Lippen; aber er besaß Weltklugheit, Umsicht, Witz und selbst Gelehrsamkeit; in medizinischen Dingen galt er für unfehlbar. Mit seinem System wiederholter Reinigungen bei gesunden und häufiger Blutentziehung bei kranken Zuständen beherrschte er das tägliche Leben aller Mitglieder der königlichen Familie: seine Aussprüche wurden als Orakel befolgt. Mit denen ward die medizinische Tagesordnung festgestellt.

An das Persönliche schloß sich das Allgemeine. Generale erschienen, welche zur Armee gehen und sich der Freundschaft der mächtigen Dame für die Dauer der Abwesenheit versichern wollten; der Erzbischof, der über Geistliche, ein Minister, der über eine Schwierigkeit in der Verwaltung, die zur Sprache kommen mußte, vorläufig ihre Beistimmung zu gewinnen suchte. Indem sie sich zu ihrer Korrespondenz niedersetzt, denn sie schrieb gut und daher gern, wird sie durch neue Besuche, die sie nicht abweisen kann, unterbrochen; der Geringere verließ sie immer, wenn der Vor-

nehmere gemeldet wurde, aber selbst dem Duc du Maine ist begegnet, halbe Stunden lang in der Antichambre zu warten; zuweilen zeigte sich schon der König, wenn er zur Messe ging oder von derselben zurückkehrte. So kam die Zeit ihres Mittagessens heran, die zu sehr früher Stunde, noch vor der königlichen Tafel, angesetzt war; doch war damit keine Erholung verknüpft. Während sie aß, erschien die Herzogin von Bourgogne mit ihren Damen bei ihr. Dann nahm es ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, wie die Herzogin sich betrug, ob sie nicht etwa durch Indiskretionen verletzte, ob sie sich bemühe und es lerne, einem jeden etwas Freundliches zu sagen, wie das, was sie sage, aufgenommen werde. Nach der königlichen Tafel strömte der größte Teil der Gesellschaft wieder in ihre Gemächer. Eine allgemeine Konversation bildete sich; doch hatten überdies die meisten ein persönliches Anliegen; ein falsches Gerücht sollte widerlegt, ein Verdacht gehoben, ein Eindruck verlöscht, dem König eine Bitte vorgetragen werden. Andere mochten sie beneidenswert finden, daß sie von so vielen hochstehenden Männern und Frauen gesucht, in ihr Vertrauen gezogen wurde; sie sagt, sie hätte lieber an der lebhaften Unterhaltung der Jüngern teilgenommen, das Vergnügen verlasse sie, nur von Geschäften werde sie gesucht: aber im Innern ihrer Seele fühlte sie sich doch geschmeichelt, daß alle sich an sie wandten, die Geringere von Herkunft, die alte Frau; daß jedermann ihr Zuvorkommenheit und Zuneigung bewies; mit höherem Akzent preist sie sich glücklich, daß sie etwas Gutes tue, besonders daß sie zur Erhaltung der Eintracht, was fürwahr nicht leicht war, beitragen konnte.

Wenigstens war sie nun über alles, was in allgemeinen und besonderen Angelegenheiten vorging, vollkommen unterrichtet, wenn der König, von seiner Promenade oder seiner Jagd zurückkommend, gegen Abend bei ihr eintrat. Die Türen wurden für alle übrigen geschlossen: aber die Minister erschienen, und jene Arbeit begann, deren wir gedacht haben. Die Arbeit verwandelte sich wohl in Konversation, an der dann Frau von Maintenon, wenn sie herbeigezogen wurde, teilnahm. Oder es wurde eine Schrift vorgelesen, die etwa in das Parlament geschickt werden sollte: Frau von Maintenon erlaubte sich wenigstens ein literarisches Urteil darüber auszusprechen. Zuweilen dauerte das bis tief in den Abend und störte die kleinen Verrichtungen der Häuslichkeit: denn der König wollte nicht, daß ein Dienstbote eintrat, während ein Minister zugegen war. In der Regel kam man früher zu Ende und der König begab sich in sein Zimmer, wo nur die Vertrautesten der Familie zusammentrafen: das Allerheiligste, von dem Elisabeth Charlotte, wie sie klagt, den größten Teil ihres Lebens ausgeschlossen blieb.

Man begreift es, wenn Frau von Maintenon es liebte, sich aus dieser

aufregenden Unruhe zuweilen nach St. Cyr zurückzuziehen, in die Zelle, die sie sich dort vorbehalten hatte, wo der Tag nach der stillen Ordnung des Hauses und den gottesdienstlichen Zeiten verfloß, unter Beschäftigungen, die ihrer Natur besonders zusagten und ihr, denn sie meinte damit für die künftigen Generationen des französischen Adels etwas unendlich Heilsames zu leisten, selbst wichtiger schienen als jene Teilnahme an so vielen persönlichen und vorübergehenden Interessen. Auch dahin kam der König gern zur gewohnten Stunde. Er wohnte der Vesper bei, sprach mit den jungen Damen; sie lustwandelten dann im Park oder machten eine Spazierfahrt.

Auf das engste waren dergestalt die beiden Individualitäten vereinigt; sie lebten in- und miteinander. Die eine erscheint allezeit herrschend, aber mit Zartheit, die andere dienend, aber mit einem höheren Zwecke; jene in ihren Grundsätzen und Meinungen unerschütterlich, diese sich soviel wie möglich anschließend und folgend, beugsamen Geistes, nicht ohne ihre eigenen Bestrebungen, aber sich bescheidend, wenn sie nicht zu erreichen sind. Daran kann kein Zweifel sein, daß die Dame etwas von ihrem Sinn in die Ausübung der höchsten Gewalt brachte; es wäre nicht anders möglich. Allein man sollte sie z. B. nicht beschuldigen, sie habe, von der Herzogin von Burgund gewonnen, zugunsten des Vaters derselben gearbeitet: König Ludwig hätte vielmehr gerade diesem Fürsten größere und längere Schonung beweisen sollen, als er tat. Andere Dinge, die ihr vorgeworfen werden, darf man nicht so entschieden in Abrede stellen. Mit großer Bestimmtheit und unleugbarer Kunde der Sache wird behauptet, daß sie ein Interesse bei den Lieferungsgeschäften gehabt habe. Das könnte nicht anders als in den in Frankreich herkömmlichen gesetzlichen Formen geschehen sein, und reich ist sie dabei nicht geworden: der König machte sich selbst einen Vorwurf darüber, daß sie so wenig besitze; aber wieviel besser hätte sie jede Berührung mit gewinnverheißenden Geschäften vermieden! Bei einer solchen Stellung innigsten Vertrauens, wie die ihre war, ist der geringste Anlaß, von Eigennutz zu reden, verderblich. Wenn es undenkbar ist, daß sie, wie man ferner sagt, den König über den Zustand des Reiches in Unkunde gehalten habe, da er alle Tage mit den Ministern der verschiedenen Zweige arbeitete, so sind doch allerdings aus einer oder der andern Rücksicht, hauptsächlich aus Besorgnis für den Gesundheitszustand des Fürsten, Verzögerungen dringender Mitteilungen vorgekommen, die dann schädliche Folgen nach sich zogen. Wohl klagt sie oft, daß sie mit ihren Empfehlungen nicht durchdringe, selbst nicht bei der Besetzung der Bistümer, wieviel weniger in andern Anstellungen: aber kein Zweifel ist, daß sie ihre Schützlinge hatte (denn auch um sie bildete sich eine Familie) und sie zu fördern wußte. Sie war

eben eine Frau wie andere. Die Gebrechlichkeiten und Rücksichten des Privatlebens traten auch durch sie mit den öffentlichen Dingen in eine allzu nahe Berührung. Man hat das auf gehässige Weise, alle Verhältnisse mißkennend, übertrieben: was daran Wahres ist, darf doch nicht hindern, auch die seltenen und bedeutenden Eigenschaften anzuerkennen, die Frau von Maintenon an den Tag legte. Überall, wo wir ihr begegnen, finden wir sie voll Verstand und Einsicht, ruhig, maßvoll, in einer gewissen Höhe der allgemeinen Bildung, mit der sich ein echtes Wohlwollen vereinigt, wie es ihr Ideal ist, durch und durch Vernunft. Alle ihre Briefe atmen den Ernst eines tiefen, inneren Lebens: ihr Gesicht erglänzt, wenn sie besonders vor Kindern, auch solchen, die sie nicht verstehen, von Gott redet. Es ward einmal als ihr Lebensziel bezeichnet, von den dritthalbhundert Fackeln der Zöglinge von St. Cyr zu Grabe begleitet zu werden; sie lächelte darüber, die guten Werke, die man in einer Stellung wie die ihre vor sich her schicke, seien vielmehr, daß man die Religion ehre, die Großen in ihren guten Gesinnungen bestärke, den aufwachsenden Prinzen gleiche Gesinnungen einflöße.

Auch von den bösen Tagen, die nun eintraten, ward Frau von Maintenon, zumal da man sie ihr zum Teil zur Last legte, unmittelbar und besonders in bezug auf den König betroffen. Wie oft mußte sie bei den Vorträgen der Minister Nachrichten des Unglücks mit anhören, welche ihr, wie sie sagt, das Herz zerschnitten. Sie ziehe sich dann, so erzählt sie, in einem Winkel zurück, um zu beten, bis sie sich so weit erhole, um den Schmerz des Königs lindern zu können. Der stolze Fürst, der gegen andere nichts als Selbstgefühl und Zuversicht an sich blicken ließ, hat in der Gegenwart der Freundin zuweilen Tränen vergossen.

Bei den Vorstellungen von Gott und Welt, kirchlichem Verdienst und dem Verbrecherischen der Häresie erregte es geistliche Skrupel, daß das Glück die protestantischen Waffen begünstigte. Es schien unbegreiflich, daß nicht die Länder siegreich seien, wo Gott am besten verehrt werde, noch die würdigen, religiösen Fürsten, Ludwig XIV., Philipp V. und der Prätendent, den man als König von England betrachtete: Gott erkläre sich vielmehr — man brauchte dies Wort — für die Ketzer und die Usurpatoren. In den Kirchen begleitete man jede Kriegshandlung, jede Wendung des Waffenglücks mit Gebeten. Die Herzogin von Burgund betete für den Ruhm ihres Gemahls in St. Cyr; während der Belagerung von Lille wurden die vierzig Stunden allenthalben gehalten; die Frauen, deren Männer im Felde standen, erfüllten die Kirchen: aber mit allem dem war Frau von Maintenon noch nicht zufrieden. „Monseigneur," schreibt sie einmal an den Erzbischof von Paris, „es drängt mich, Ihnen meinen Schmerz, meine Unruhe auszudrücken. Die heilige Genoveva hat, wie man

sagt, das Königreich immer beschützt, und was auch die Freidenker sagen, einst sind Wunder vorgekommen, das Volk hegt noch immer großes Vertrauen zu der Heiligen." Sie will es nicht eigentlich vorschlagen, aber ihr Sinn ist, trotz aller rigoristischen Anklänge des Kalvinismus, mit denen sie ihren Katholizismus durchdrungen hat, wieder den uralten kirchlich-kindlichen Vorstellungen von der unmittelbaren Hilfe der Heiligen zugewandt. „Auch die Freigeister glauben, daß Gott über uns wache; warum soll man nicht annehmen, daß man seinen Zorn besänftigen könne!"

Alles menschliche Tun und Lassen hängt von dem religiösen Begriff ab, in welchem man lebt. Die Idee der objektiv das Heilige repräsentierenden Kirche, mit dem unbedingten Verdienst, welches in seiner Förderung liegt, die Überzeugung, daß dieselbe die Gnade Gottes an und für sich auf die Reiche und Staaten herabziehe, hatte die antiprotestantische Politik Ludwigs XIV. hauptsächlich hervorgebracht, und sie war ein Beweggrund seiner ganzen Haltung in der Welt. Es ist nicht mehr Christus, den Chlodwig vor der Schlacht anruft, um ihm den Sieg zu geben; diese Vorstellungen sind längst verworfen; aber man erwartet den Sieg als Belohnung kirchlicher Verdienste und vermeint durch Lokalheilige den Zorn der Gottheit zu beschwichtigen.

Doch würde es unrecht sein zu behaupten, daß man in den Kreis dieser Gedanken gefesselt gewesen sei. Unser König, sagt Frau von Maintenon einmal, war allzu ruhmsüchtig, Gott will ihn demütigen; unsere Nation ist anmaßend und regellos: Gott will sie züchtigen; Frankreich hatte sich, wohl ungerechterweise, zu weit ausgedehnt: Gott will es in engere Grenzen einschließen, was ihm vielleicht besser sein wird. In dieser Stimmung lebte man fortan. Man beugte das Haupt unter die Gerichte und den Willen Gottes.

Englische Geschichte



Johann ohne Land und die Magna Charta

Bei aller Gemeinschaftlichkeit der Interessen zwischen den Fürsten der Eroberung und ihren Vasallen hatte es doch auch nie an Gegensätzen zwischen ihnen gefehlt. Die Söhne des Eroberers mußten sich zu Zugeständnissen gegen die großen Herren schon darum verstehen, weil ihre Sukzession nicht sicher war; sie bedurften einer freiwilligen Anerkennung, deren Preis in der Milderung der strengen Gesetze bestand, mit denen das Königtum ursprünglich alles Leben fesselte. Wenn aber die Großen Thronstreite vermittelt oder entschieden hatten, sollten sie sich dann dem, der durch ihre Beihilfe erhoben worden war, zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet fühlen? Dazu kam, daß Heinrich II. in seinem geistlichen Hader der Beistimmung seiner Vasallen bedurfte; seine Hoftage waren nicht mehr Verkündigungen einseitiger Gebote; Beratungen wurden gepflogen, die zu Entschließungen führten, welche allen angehörten.

Da ist nun das Auffallende, daß schon die Genossen der Eroberung, noch mehr aber ihre Nachkommen die Rechte in Anspruch nahmen, welche die angelsächsischen Großen einst besessen hatten. Auch sie provozierten unaufhörlich auf die Laga, die Gesetze Edward des Bekenners, womit man die Gesamtheit der alten Rechtsgewohnheiten verstand, deren Beobachtung von Anfang an verheißen worden war. Nach dem Vorgang ihrer Könige selbst betrachteten sich die durch die Eroberung emporgekommenen Geschlechter als die Erben der untergegangenen angelsächsischen Großen, an deren Stelle sie getreten waren. Die Rechte der alten Witan und der Vasallen des neuen Lehnstaates fielen ihnen zusammen.

Ein größeres Gewicht, als gemeinhin geschieht, muß man nun wohl auf die Vorgänge legen, die während der Abwesenheit des Königs Richard stattfanden. Er hatte die Verwaltung des Reiches einem Manne geringer Herkunft anvertraut, dem Bischof Wilhelm von Ely, der sie mit allem Nachdruck ausübte, nicht ohne den Pomp und die Pracht, welche die Herrschaft schmücken, aber die Eifersucht gegen sie reizen. Eben gegen ihn vereinigten sich weltliche und geistliche Magnaten: den Bruder des abwesenden Königs, Grafen Johann, an ihrer Spitze, entfernten sie den Verhaßten mit Gewalt und setzten eigenmächtig einen andern ein. Die Stadt London, der bereits von Heinrich II. das Wahlrecht ihrer Obrigkeiten bestätigt worden war, hatte damals nach dem Muster flan-

drischer und nordfranzösischer Städte eine sogenannte Communia errichtet; Bischöfe, Grafen und Barone beschworen, sie dabei zu schützen.

Ein neues Gewicht gewannen diese Anfänge und Versuche ständischen Widerstrebens, als beim Tode Richards sich abermals ein Streit über die Thronfolge erhob. Graf Johann nahm sie für sich in Anspruch; aber ein besseres Recht schien Arthur, der Sohn eines älteren Bruders, zu haben: wie er denn auch in den südfranzösischen Gebieten sofort anerkannt wurde. Die englischen Großen befestigten ihre Burgen und erschienen eine Zeitlang in einer beinahe drohenden Haltung; sie erkannten Johann erst auf die Versicherung an, daß allen und jedem ihr Recht zuteil werden sollte. Johann hat hierauf den Besitz seiner Krone nicht allein von seinem Erbrecht, sondern auch von ihrer Wahl hergeleitet.

Allmählich war dergestalt der königlichen Macht gegenüber eine territoriale Vereinigung mit dem Anspruch unabhängiger Berechtigungen entstanden, als Ereignisse eintraten, welche sie zu vollem Leben brachten. König Johann lud den Verdacht auf sich, daß er Arthur, der ihm in die Hand fiel, um sich seiner Ansprüche zu entledigen, habe umbringen lassen; er ward dessen von den Pairs von Frankreich angeklagt und schuldig erkannt; worauf die plantagenetischen Provinzen, die unter der französischen Krone standen, bei dem ersten Angriff zu dem König von Frankreich übergingen. Der englische Adel wollte für einen Fürsten, auf dem ein so gräßlicher Verdacht lastete, wenigstens nicht fechten: unter anderm Vorwand verließ er ihn.

Dann aber brach ein neuer Hader mit der Kirche aus. Der mächtigste von allen, die jemals auf dem Römischen Stuhle gesessen, Papst Innozenz III., hielt für gut, eine streitige Wahl in Canterbury dadurch zu entscheiden, daß er die beiden Kandidaten, auch den des Königs, vorbeiging und einen seiner Freunde von der hohen Schule zu Paris her, Stephan Langton, wählen ließ oder eigentlich ernannte. Da König Johann denselben nicht anerkannte, so belegte Innozenz England mit dem Interdikt.

Nachlässig zugleich und grausam, hastig und unzuverlässig von Natur, von zweifelhaftem Erbrecht und nun von der Kirche verworfen, wie sollte Johann von den Großen des Reiches nicht mehr Widerstand als Hilfe zu erwarten haben? Er suchte sich der Verdächtigten durch Geiseln aus ihrer Verwandtschaft zu versichern; der Geistlichkeit, welche dem Papste Folge leistete, entzog er ihre Güter und nahm sie unter seine Verwaltung; er brachte alle Mittel in Anwendung, welche der noch unbeschränkte Umfang der höchsten Autorität gestattete, um sich Geld und Krieger zu verschaffen; gewaltig und glücklich schwang er sein Schwert. Allein auf die Länge konnte er sich auf solche Weise nicht behaupten. Als in Wales

auf die offene Einwirkung des Papstes ein Aufruhr ausbrach und die königlichen Lehnsleute zur Bekämpfung desselben zusammenberufen wurden, ließ sich unter diesen selbst ein allgemeines Murren vernehmen; Johann mußte fürchten, wenn er mit solch einem Heere in die Nähe des Feindes komme, in dessen Hände geliefert oder umgebracht zu werden: er wagte nicht, seinen Kriegszug auszuführen. Und indem sah er sich auch von außen her bedroht. König Philipp August von Frankreich rüstete sich, den alten Gegner, den er schon in den Gebieten seiner Oberlehnsherrschaft bezwungen, in dem eigenen Reiche aufzusuchen, um die Exkommunikation des Papstes an ihm zu vollstrecken. Er rühmte sich, wahrscheinlich mit gutem Grund, von den englischen Baronen Brief und Siegel zu haben, daß sie ihm beitreten würden. Alle Geflüchteten und Verjagten hätte er zurückgeführt; das kirchliche Element hätte sich um so kräftiger erhoben, je mehr es niedergedrückt worden war; ein allgemeiner Aufruhr würde sich seinem Angriff zugesellt haben, die englische Regierung allem Anschein nach verloren gewesen sein.

Wohl fühlte das König Johann; um nicht geradehin zugrunde zu gehen, ergriff er eine Auskunft, die höchst unerwartet war, aber vollkommen entscheidend; er trug sein Reich dem Papst zu Lehen auf.

Was Wilhelm I. so nachdrücklich zurückgewiesen, ward nun doch in einem Momente der äußersten Bedrängnis angenommen. Denn nur hierdurch ließ sich diese heben. Sobald der Papst als Oberlehnsherr anerkannt ward, mußte nicht allein seine Feindseligkeit aufhören, er hatte vielmehr die Pflicht, das Reich in Schutz zu nehmen. Dem König von Frankreich, welchen er früher zur Eroberung desselben angetrieben, untersagte er jetzt den schon bereiten Angriff.

Es scheint wohl, als seien die Barone ursprünglich mit der Handlung des Königs — die sie gleichwohl nicht in aller Form gebilligt hatten — einverstanden gewesen. Sie behaupteten, sich für das Recht der Kirche erhoben zu haben, und sahen in dem Papst einen natürlichen Bundesgenossen. Sie meinten um so sicherer zu ihrem besonderen Ziele zu kommen, da nun Stephan Langton den Sitz von Canterbury einnahm, ein Mann, der zugleich die päpstliche Autorität repräsentierte und ihre Sache mit Eifer zu der seinen machte.

Gleich in dem Augenblick, als der Erzbischof den König von dem Banne lossprach, ließ er ihn schwören, daß er die guten Gesetze, vornehmlich die des Königs Edward, wiederherstellen und alle nach dem gerechten Spruch seiner Gerichte behandeln wolle. Es dürfte als die erste, auf einer übernommenen Verpflichtung beruhende Einwirkung auf die Staatsverwaltung eines normannisch-plantagenetischen Königs zu betrachten sein, daß König Johann, im Begriff, sich gegen einige Barone,

die er für Rebellen hielt, ins Feld zu begeben, durch die Erinnerung des Erzbischofs, er würde damit seinen letzten Eid verletzen, der ein gerichtliches Verfahren vorschreibe, daran gehindert wurde. Die Überlieferung, daß ein in Vergessenheit geratener Freibrief Heinrichs I. von dem Erzbischof, der allerdings, wie seine Schriften zeigen, ein forschender Gelehrter war, hervorgezogen und als eine Rechtsurkunde, auf die man fußen könne, zur Anerkennung gebracht worden sei, mag einigem Zweifel unterliegen; unbezweifelt ist es, daß Stephan Langton es war, der die Großen zu gegenseitiger Verpflichtung, die alten Freiheiten und Gerechtsame, die sie aus den angelsächsischen Zeiten herleiteten, selbst mit Gefahr ihres Lebens zu verteidigen, um sich versammelte.

Es bedeutete doch in der Tat etwas, daß sich der Primas, auf dessen Zusammenwirken mit dem König der normannische Staat ursprünglich beruhte, in dieser Sache auf das engste mit den Magnaten vereinigte; in diesen selbst erhob sich ohne Rücksicht auf ihren Ursprung, ob aus Frankreich oder aus England, die Absicht, die Krone zu beschränken, wie sie in angelsächsischer Zeit beschränkt gewesen war.

Da mußten sie jedoch erfahren, daß der Papst den König, seinen Lehnsmann, nicht allein gegen die äußeren Angriffe, sondern auch gegen die inneren Bewegungen in Schutz zu nehmen gesonnen war. Die Verbindungen, welche die Barone geschlossen hatten, als er sie von ihrem Eid der Treue gegen den König lossprach, erklärte er jetzt für ungültig und aufgehoben. Der in England anwesende Legat berichtete ungünstig über ihr Verfahren und man sah, daß er in genauer Verbindung mit dem König stand. Dieser selbst war in dem Kampfe, der sich auf dem Kontinente fortsetzte, aufs neue geschlagen worden — bei Bouvines 1214, 27. Juli —; mißmutig war er zurückgekommen, aber nicht ohne Söldnerscharen zu Pferd und zu Fuß, welche den verbündeten Großen Besorgnis einflößten. In dieser bestärkte sie, daß er nach dem Tode eines ihnen geschlechtsverwandten und mit ihnen einverstandenen Kanzlers einen Fremden, Peter des Roches, zu dieser Würde erhob, ein Mann, dem man zutraute, er werde zu jedem Versuch, den früheren Zustand wiederherzustellen, die Hand bieten. Gewaltsamkeiten in alter Art, selbst Gelüste des Königs, welche die Familien entehrten, scheinen hinzugekommen zu sein. Genug, die Barone, weit entfernt, ihre Verbindung aufzulösen, verstärkten dieselbe mit neuen Eidschwüren. Indem sie in den König drangen, die Forderungen anzunehmen, die sie ihm vorlegten, schickten sie einen der Vornehmsten aus ihrer Mitte, Eustachius de Vescy, nach Rom, um den Papst durch Erinnerung an die Verdienste, die sie sich um die Sache der Kirche erworben, für die ihre zu gewinnen. Als Herr von England — denn als solchen ihn zu bezeichnen, trugen sie kein Bedenken — möge er

König Johann ermahnen, und wenn es nötig sei, zwingen, ihre alten durch die Charten früherer Könige gewährleisteten Rechte ungeschmälert wiederherzustellen.

Aber nicht so verstand Papst Innozenz III. sein Recht der Oberherrlichkeit über England; nicht denen trat er bei, die ihm den Sieg über den König hatten erfechten helfen, sondern diesem selbst, dessen plötzlichem Entschlusse er den Preis desselben, die Übertragung der Lehnsherrschaft, verdankte. Er tadelte den Erzbischof, daß er die Bewegungen der Barone ihm verheimlicht, ja sie vielleicht selbst genährt habe, da er doch wisse, daß sie gefährlich seien; zu welchem Zweck rege er Fragen an, von denen weder unter dem Bruder noch unter dem Vater des Königs die Rede gewesen sei? Den Baronen verwies er die Verweigerung des Schildgeldes, das von alten Zeiten her gezahlt worden sei, ihr drohendes Vorschreiten mit den Waffen in der Hand. Er wiederholte ihnen seinen Befehl, ihre Verbindung aufzulösen, unter Androhung des Kirchenbannes.

Wie eine Stufe tiefer Primas und Magnaten, so vereinigten sich in den obersten Kreisen Innozenz und Johann. Das Papsttum, zugleich in dem Besitz der weltlichen Oberhoheit, machte gemeinschaftliche Sache mit dem Königtum. Sollten die Magnaten, die einen aus Verehrung gegen die hohepriesterliche Autorität, die anderen aus geistlicher Pflicht, nicht vor dieser Verbindung zurückweichen? — Sie waren nicht der Meinung.

Der König bot den Baronen ein Schiedsgericht an, dessen Obmann der Papst sein möge, oder schlechthin die Heimstellung der Sache an den Papst, der dann kraft der apostolischen Gewalt festsetzen werde, was Rechtens sei. Unmöglich konnten sie nach den ihnen bekanntgewordenen Äußerungen des Papstes das eine oder das andere annehmen. Da sie in ihrer feindseligen Haltung beharrten, so forderte der König den Erzbischof auf, die Weisung eines päpstlichen Breves in Ausführung zu bringen, und die Exkommunikation über die Barone auszusprechen. Stephan Langton antwortete, er wisse besser, wohin die wahre Meinung des Heiligen Vaters gehe. Der päpstliche Name blieb diesmal vollkommen unkräftig. Vielmehr hat man in London gepredigt, daß die oberste geistliche Macht nicht in die weltlichen Angelegenheiten eingreifen sollte; Petrus, lautete ein sinnvolles Wort jener Zeit, könne nicht zugleich Konstantinus sein. Nur unter den kleinen Bürgern hat es eine dem König günstige Partei gegeben, aber diese wurde durch einen Handstreich der mächtigen Barone und der reichen Bürger unterdrückt. Die Hauptstadt gesellte sich mit ihrem ganzen Gewicht den Baronen bei. Diese erhoben sich in ihren Waffen und sagten dem König in aller Form den Gehorsam auf; sie kündigten ihm als das Heer Gottes, das sie seien, Krieg an.

Dem gesamten Reiche gegenüber, in welchem nur noch eine Meinung zu herrschen schien, blieb dem König kein Mittel des Widerstandes, keine Wahl übrig.

Er kam — 15. Juni 1215 — von Windsor herab, nach der Wiese bei Runnemede, auf der die Barone lagerten, und unterzeichnete die Artikel, die man ihm vorlegte; glücklich genug, daß man ihm einige Milderungen in denselben bewilligte. Der große Freibrief kam zustande, wahrhaft die Magna Charta, vor welchem alle früheren nicht allein, sondern auch die späteren Charten in Schatten treten.

Es ist das Aktenstück, welches die verschiedenen Epochen der englischen Geschichte am meisten verknüpft. Mit der Erneuerung der uralten Grundsätze der germanischen persönlichen Freiheit verbindet sich darin eine Festsetzung der ständischen Rechte des Lehnsstaates; auf beiden ist das stolze Gebäude der englischen Verfassung errichtet worden. Vor allen Dingen suchten die weltlichen Großen sich gegen den Mißbrauch der oberlehnsherrlichen und der mit der höchsten Gerichtsbarkeit verbundenen Befugnisse des Königstums sicherzustellen; aber auch die kirchlichen und städtischen Gerechtsame wurden darin gewährleistet. Besonders durch gewaltsame Eintreibung außerordentlicher Hilfsgelder war König Johann seinen Ständen beschwerlich gefallen: da man dies nicht ferner ertragen, die Krone aber außerordentliche Leistungen nicht entbehren konnte, so traf man die Auskunft, daß zu ihrer Erhebung die Beistimmung des großen Rates, der aus geistlichen und weltlichen Magnaten bestand, erforderlich sein sollte. Man suchte der Willkür der Verhaftungen, die bisher an der Tagesordnung gewesen war, durch bestimmte Verweisung auf das Recht des Landes und das Urteil der Geschworenen Schranken zu ziehen. Eben dies aber sind die wichtigsten Momente, auf welchen die persönliche Freiheit und die Sicherheit des Eigentums beruht, und deren Vereinigung mit einer starken Staatsgewalt fast die vornehmste Aufgabe aller Landesverfassungen bildet.

Zweierlei mag man noch an dieser Urkunde bemerken. Auch in anderen Ländern haben sich Kaiser und Könige in dieser Epoche zu sehr umfassenden Bewilligungen an die verschiedenen Stände herbeigelassen: das Unterscheidende in England ist, daß sie nicht jedem Stande für sich, sondern allen zugleich gemacht wurden. Während nun anderwärts jeder Stand für sich selbst sorgte, bildete sich hier ein gemeinschaftliches Interesse aller, welches sie auf immer zusammenband. Sodann: die Charte wurde im bewußten Gegensatz zugleich gegen die oberste geistliche Gewalt eingeführt: die erste Grundlage der populären Freiheit atmete einen antirömischen Geist.

Doch fehlte viel, daß sie als befestigt hätte betrachtet werden können.

Einiges enthielt sie doch, worin die gerechten und unentbehrlichen Befugnisse der königlichen Gewalt geschmälert wurden: die Barone maßten sich sogar eine Zwangsgewalt gegen den König an. Es war nicht zu erwarten, daß König Johann oder irgendeiner seiner Nachfolger sich das ruhig gefallen lassen sollte. Und stand es nicht überdies in des Papstes Macht, die Verpflichtung, die er mißbilligte, wieder aufzulösen?

Wir haben den ersten Entwurf der Charte übrig, der denn gar manche Abweichungen von der wirklich vollzogenen Urkunde darbietet, unter andern die folgende. Nach dem Entwurfe sollte der König die Versicherung geben, daß er niemals vom Papst einen Widerruf der getroffenen Bestimmungen ausbringen werde; der Erzbischof, die Bischöfe und der päpstliche Bevollmächtigte, Meister Pandulph, sollten diese Versicherung gewährleisten. Man sieht, wohin die Besorgnisse der Magnaten gingen, wie sie sich vor allem Sicherheit gegen die Einwirkungen des Römischen Stuhles verschaffen wollten. Sie haben dies jedoch nicht erreichen können. In der Urkunde wird weder der Bischöfe noch des Meisters Pandulph gedacht; der König versprach im allgemeinen, einen solchen Widerruf von niemand auszubringen; den Papst zu nennen, ward vermieden.

In der Tat war es gleichgültig, was in dieser Beziehung versprochen oder getan werden mochte. Innozenz III. war kein Mann, der ruhig hingenommen hätte, was im Gegensatz gegen seinen erklärten Willen geschehen war, oder der vor der vollbrachten Tatsache zurückgewichen wäre. Auf den Grund des Wortes: „Ich habe dich über die Völker und Reiche gesetzt", welches ihm sein oberherrliches Recht hinreichend zu begründen schien, sprach er das Urteil der Verwerfung über den ganzen Inhalt der Charte aus; er suspendierte Stephan Langton, exkommunizierte die Barone und die Bürger von London, welche die wahren Urheber der Verkehrtheit seien, und verbot dem König bei seinem geistlichen Fluch, die Charte, die er ausgestellt, zu beobachten.

Und schon ohnehin war König Johann gerüstet, um alles, was er versprochen hatte, mit offenen Waffen rückgängig zu machen. Ein Krieg brach aus, der besonders dadurch eine für das Reich verderbliche Wendung nahm, daß die Barone den Thronerben von Frankreich auf den englischen Thron beriefen und ihm Huldigung leisteten. So wenig waren die Gefühle der Nationalität noch entwickelt, daß die Barone, auf die Anwesenheit und Kriegsmacht eines fremden Prinzen gestützt, den Krieg gegen ihren König durchfochten. Für die Sache der englischen Krone war es vielleicht ein Vorteil, daß König Johann inmitten der Verwirrung starb und sein Recht an seinen Sohn Heinrich überging, ein Kind, dem die Verschuldung des Vaters nicht zur Last gelegt werden konnte. In dessen

Namen sammelte sich unter den zusammenwirkenden Anstrengungen des Reichsmarschalls Pembroke und des päpstlichen Legaten eine königlich gesinnte Partei, welche auch im Felde Vorteile erfocht, so daß der französische Prinz bewogen wurde, seine Sache, die er schwerlich selbst für eine gute hielt — in seiner Umgebung sind die Engländer als Verräter bezeichnet worden —, aufzugeben und die Barone ihrer Huldigungspflichten wieder zu entlassen. Aber er tat das nur unter der Bedingung, daß ihnen nicht allein ihre Besitztümer, sondern auch die gerechten Gewohnheiten und Freiheiten des Reiches gesichert würden. Auf einer Zusammenkunft zwischen Heinrich III. und dem französischen Prinzen zu Mereton in Surrey ist man dann übereingekommen, der Magna Charta eine Form zu geben, in der sie mit dem Königtume vereinbar erachtet wurde. In dieser Fassung findet sich jener Artikel über die persönliche Freiheit; dagegen fehlt alles, was eine gegen den König auszuübende Zwangsgewalt in sich schließen würde; auch von der für den Empfang des Schildgeldes nötigen Bewilligung ist nicht weiter die Rede. Ihre größten Ansprüche ließen die Barone für damals fallen.

Eigentlich diese Charte ist es, welche im neunten Jahre Heinrichs III. als Magna Charta erneuert und dann zu wiederholten Malen bestätigt worden ist. Das Steuerbewilligungsrecht schloß sie, wie wir sehen, nicht ein.

Ob die menschlichen Staatsverbindungen überhaupt auf einem ursprünglichen Vertrag beruhen, ist eine Frage der spekulativen Politik, der wir ihre Lösung überlassen. Dagegen aber dürfte man wohl behaupten, daß die englische Verfassung, wie sie sich allmählich bildete, den Charakter des Vertrages annahm. Er liegt schon in den ersten Zusagen, welche Wilhelm der Eroberer bei seinem Einzug in London und seiner Abkunft mit den Anhängern Haralds gegeben hat. Einen ähnlichen haben die Versicherungen seiner Söhne, besonders des zweiten: sie waren der Preis einer sehr bestimmten Gegenleistung. Mehr als alles Vorhergegangene aber trägt ihn die Magna Charta. Die Barone stellen ihre Forderungen auf: König Johann unterhandelt darüber und sieht sich endlich genötigt, sie anzunehmen. Wohl greift er sogleich darauf zu den Waffen, um sich von der übernommenen Verpflichtung zu befreien. Es kommt zum Kampf; in diesem aber behält weder die eine noch die andere Partei entschieden die Oberhand, und man vereinigt sich zu einer vermittelnden Auskunft. Es ist wahr, die neue Charte ist nicht die ausgesprochene Bedingung, unter welcher sich die Barone dem Sohne Johanns — denn mit diesem selbst hätten sie sich wohl nie versöhnen können — unterwerfen; aber unleugbar ist doch, daß ohne dieselbe deren Unterwerfung nicht stattgefunden hätte, der Friede nicht eingetreten wäre.

Wie es aber zu geschehen pflegt, mit der Abkunft war auch der Streit darüber gegeben. Der eine Teil vergaß nicht, was er verloren, der andere nicht, was er beabsichtigt und nicht erreicht hatte. Die Magna Charta enthält nicht etwa ein abschließendes Ergebnis, durch welches der Gehorsam gegen den Fürsten und die Sicherheit der Vasallen wirklich ausgeglichen worden wären; sie ist weniger ein zu voller Gültigkeit gelangter Vertrag, als ein Vertragsentwurf, über dessen Vollziehung Jahrhunderte hindurch gestritten werden sollte.

Katastrophe Maria Stuarts

Wie mißkennt man die Zustände dieser Zeiten so ganz, wenn man den Maßstab einer friedlichen Epoche daran legt! Sie war vielmehr mit Feindseligkeiten erfüllt, in denen sich Politik und Religion vermischten, der äußere Krieg zugleich ein innerer wurde. Die Konfessionen waren ebensowohl politische Programme.

Nicht um Eroberungen zu machen, sondern um ihr Dasein gegen eine täglich anwachsende, sie unverhohlen bedrohende Macht zu sichern, ehe dieselbe vollkommen überlegen geworden sei, griff die Königin zu den Waffen; sie provozierte den offenen Krieg; aber es war noch nicht damit getan, wenn sie nun, wie das in ähnlichen Fällen notwendig ist, auf Einübung der Kriegsmannschaften, Sicherung der Häfen, Befestigungen wichtiger Plätze, Förderung der Marine Bedacht nahm: die dringendste Besorgnis entsprang aus der allgemeinen katholischen Agitation im Lande.

Wohl empfanden die Staatsmänner Elisabeths, daß die scharfe Verfolgung der Seminarpriester nicht hinreichte, derselben ein Ende zu machen. In bezug auf die Laien rät der Lordschatzmeister, so streng er sonst ist, seiner Fürstin ein ganz anderes Verfahren an. Niemals, sagt er, dürfe man zu einer Hinrichtung gegen solche schreiten: man möge vielmehr den Eid ermäßigen, der ihnen auferlegt werde: man müsse besonders die Magnaten nicht zur letzten Entscheidung zwischen ihrer religiösen Hinneigung und ihren politischen Pflichten drängen, sie nicht zur Verzweiflung treiben. Aber zugleich warnt er davor, die Hoffnung in ihnen zu erwecken, als könnten ihre Forderungen jemals befriedigt werden, denn das würde sie nur hartnäckiger machen. Und um keinen Preis dürfe man ihnen Waffen in die Hände geben. „Töten will man sie nicht, zwingen mag man sie nicht, aber trauen darf man ihnen nicht." Nichts wäre gefährlicher, als ein Zutrauen zu heucheln, das man nicht hat.

Schon seither hatten die geheimen Räte der Königin empfohlen, daß sie ihren Staat nur mit Protestanten verwalten, alle Katholiken von der Teilnahme an demselben ausschließen solle. Das erwähnte Gutachten Lord Burleighs ist dadurch merkwürdig, daß es das protestantische Interesse erweitert und demselben ein populares hinzufügt. Er findet es unerträglich, daß die Hintersassen und Pächter der katholischen Lords

auch dann, wenn sie sonst ihre Pflichten erfüllen, von denselben der Religion wegen schlechte Behandlung erfahren: unmöglich könne man viele tausend getreue Untertanen von solchen abhängen lassen, welche feindselig gesinnt seien. Worauf es schon Heinrich VIII. abgesehen hatte, die Autorität der Lords zu vermindern, das bringt der Lordschatzmeister in dieser Krisis aufs neue in dringende Erinnerung. Die Königin soll die Gemeinen an sich selbst binden, ihre Herzen gewinnen. Und auch die Anhänger abweichender protestantischer Kirchenformen, besonders die Puritaner, rät Burleigh gewähren zu lassen: in Predigt und Katechese seien sie eifriger als die Episkopalen, unendlich wirksamer in der Bekehrung des Volkes, unentbehrlich zur Schwächung der papistischen Partei. Man sieht, wie die Notwendigkeit des Kampfes in die inneren Verhältnisse eingreift. Der leitende Minister begünstigte die über die bisherigen Formen des Staates hinausdrängenden Elemente.

In dieser allgemeinen Spannung der Geister fielen die Augen nun auch wieder auf die Königin von Schottland in ihrem Gefängnis. Was wäre wohl in andern Zeiten von einer in strengem Gewahrsam befindlichen, von aller Welt abgeschnittenen Fürstin zu fürchten gewesen? In den Aufregungen der damaligen Zeit konnte sie auch so noch ein Gegenstand der Besorgnis werden. Ihre persönlichen Freunde hatten von Anfang an in ihrem, wiewohl gezwungenen Aufenthalt in England nicht eben ein großes Unglück gesehen: denn durch tadellose Führung widerlege sie den schlechten Ruf, der sie von Schottland her verfolgt habe, und ihr Recht als Erbin der Krone komme der ganzen Nation zum Bewußtsein. Von den Zeiten, in denen wir stehen, wissen wir mit Bestimmtheit, daß ihre Anwesenheit im Lande ein großes Motiv der katholischen Agitation bildete. Aus den päpstlichen Archiven ist ein Bericht bekanntgeworden, aus welchem erhellt, wieviel Förderung man sich für jede entschlossene Unternehmung von ihr versprach. Denn sie habe, so heißt es darin, unzählige Anhänger und stehe, obgleich im Gefängnis, mit denselben in ununterbrochenem Zusammenhang: sie werde immer Mittel finden, wenn es Zeit sei, ihnen von der kommenden Gelegenheit Nachricht zu geben: sie sei entschlossen, für die große Sache jedes Ungemach zu bestehen, selbst den Tod zu erleiden.

Nach allen Seiten mit Verteidigungsmaßregeln beschäftigt, hatte die englische Regierung schon längst Bedacht darauf genommen, dieser Gefahr zu begegnen. Eigentlich dies war der Grund gewesen, weshalb von einer Vermählung Elisabeths so oft mit popularer Beistimmung die Rede war: hätte sie Nachkommen gehabt, so würden die Ansprüche Marias in nichts zerfallen sein. Allmählich mußte sich jedoch jedermann eingestehen, daß das nicht zu erwarten, aus anderen Gründen kaum zu

wünschen sei. Man dachte alsdann daran, der Sache auf eine andere Weise beizukommen.

Wie die vornehmste Gefahr darin lag, daß, wenn ein Attentat auf Elisabeth gelang, die höchste Gewalt an Maria kommen mußte, die zur Stelle war, eine ganz entgegengesetzte Gesinnung hegte und dieselbe sofort zur Geltung gebracht haben würde, so geriet man schon 1579 auf den Gedanken, durch förmliche Parlamentsakte solche Personen, durch welche die regierende Königin auf irgendeine Weise persönlich gefährdet oder verletzt werde, des Anspruches, den sie an die Krone haben möchten, verlustig zu erklären; allgemeine Worte, die doch eben nur die Königin von Schottland treffen; damals hat man dem Vorschlag keine Folge gegeben.

Noch nicht vollkommen aufgehellt sind die Unterhandlungen, welche 1582—83 mit Maria über ihre Herstellung in Schottland gepflogen worden sind. Die Engländer haben noch einmal ihre alte Forderung wiederholt, daß Maria auch jetzt noch den Vertrag von Edinburg ratifizieren und alles vernichten solle, was durch ihren ersten Gemahl oder sie selbst dawider geschehen sei. Sie sollte ferner nicht allein jedem Anschlag gegen die Sicherheit und die Ruhe von England absagen, sondern sich verpflichten, einem solchen zu widerstreben: überhaupt solange Elisabeth lebe, kein Recht auf den englischen Thron in Anspruch nehmen: ob ihr ein solches nach deren Tode zustehe, darüber sollte das Parlament von England zu entscheiden haben. Auch hier tritt jene Absicht in den Vordergrund: das Parlament sollte zum Richter über das Erbrecht erhoben werden. Die Unterhandlung scheiterte durch die schottischen Verwickelungen dieser Jahre, bei denen vielmehr eine gewaltsame Durchführung des Erbanspruchs beabsichtigt wurde.

Und von Tag zu Tag kamen neue Attentate zum Vorschein. Im Jahre 1584 mußte Francis Throkmorton sterben, der eben an diesen schottischen Entwürfen teilgenommen: im Jahre 1585 Parry, der mit den Bevollmächtigten Marias in Frankreich in Verbindung gestanden zu haben bekannte, und, um die Königin Elisabeth zu ermorden, herübergekommen war. Man verbreitete Bücher, in denen die Umgebung derselben aufgefordert wurde, an diesem weiblichen Holofernes das im Buch Judith verzeichnete Beispiel nachzuahmen.

Das protestantische England sah in der Gefahr der Fürstin seine eigene. In allen Kirchen ward für ihre Rettung gebetet. Der merkwürdigste Ausdruck dieser Stimmung ist in einer persönlichen Assoziation zur Verteidigung der Königin enthalten, die damals weit und breit im Lande unterschrieben wurde. Man geht in derselben davon aus, daß zur Förderung gewisser Ansprüche an die Krone höchst verräterischerweise das

Leben der Königin bedroht werde, und schließt im Namen Gottes einen Verein, worin sich einer gegen den andern verpflichtet, alle, welche etwas gegen die Person der Königin vornehmen würden, durch Rat und Tat zu bekämpfen und selbst mit den Waffen zu verfolgen; nicht zu ruhen, bis diese Ruchlosen vollkommen vertilgt seien. Würde das Attentat ausgeführt, um darnach einen Anspruch auf die Krone zu erheben, so verpflichten sie sich, einen solchen niemals anzuerkennen: wer diesen Eid breche und sich von der Assoziation trenne, sollte von den übrigen Mitgliedern als ein Meineidiger behandelt werden.

Hauptsächlich darauf war es hierbei abgesehen, einem Versuch zugunsten der Königin von Schottland alle Aussicht auf Erfolg abzuschneiden: ein großer Teil der Nation verpflichtete sich, einen auf diese Weise zur Geltung gebrachten Anspruch als durch und durch verwerflich zurückzuweisen. Das Parlament von 1585, von dessen Mitgliedern viele der Assoziation angehört haben werden, bestätigte sie nicht allein feierlich: es setzte nun auch in der Tat ausdrücklich fest, daß Personen, zu deren Gunsten eine Rebellion versucht, ein Attentat gegen die Königin unternommen werde, ihres Rechtes an die Krone verlustig sein sollten: würden sie selbst Anteil an einem solchen nehmen, so sollten sie ihr Leben verwirkt haben. Die Königin ward ermächtigt, eine Kommission von mindestens 24 Mitgliedern niederzusetzen, um über diese Verschuldung das Urteil zu fällen.

Beschlüsse und Vereinbarungen von einer Tragweite, die über den vorliegenden Fall, so wichtig er ist, noch hinausreichen. Wie ist doch der kirchliche Streit auch für alle Fragen über die höchste weltliche Gewalt so bedeutend! Daß die von dem Papst ausgesprochene Entsetzung der Königin Elisabeth keine Wirkung hatte, beruhte auf der Religion des Landes und dem durch keine anderweite Satzung antastbaren Erbrecht, das sie besaß. Nun aber war es das gleiche Erbrecht, das in der Königin Maria zwar nicht förmlich anerkannt, aber auch nicht verworfen war, worauf die Anhänger dieser Fürstin ihre vornehmste Hoffnung gründeten. Maria selbst, die mit ihren religiösen Hinneigungen allezeit die lebhaftesten dynastischen Gefühle verband, dringt in ihren Briefen und Kundgebungen auf nichts mit größerem Eifer, als auf die unbedingte Gültigkeit des Erbanspruchs an die Throne. Wenn z. B. ihr Sohn die Regierungsgemeinschaft, welche sie ihm antrug, von sich ablehnte, so bemerkte sie mit treffendem Scharfsinn, daß darin eine Verletzung der Grundsätze des erblichen Rechts liege; denn er weise ihre Ermächtigung zur Mitregierung von sich und erkenne die Verweigerung des Gehorsams, die sie von ihren rebellischen Untertanen erfahren habe, als gültig an. Einst hatte sie in einer Flugschrift gelesen, daß man der Königin Elisabeth die Befugnis

absprach, einen Nachfolger zu ernennen, der nicht protestantischen Glaubens sei: sie schrieb ihr, daß die höchste Gewalt von göttlichem Rechte und über alle diese Rücksichten erhaben sei, und warnt sie vor derartigen Meinungen, die man in ihrer Nähe bekenne, und die zu dem Wahlrecht führen, ihr selbst gefährlich werden könnten. Notwendig mußte dies auf Elisabeth einen entgegengesetzten Eindruck machen. Durch das streng dynastische Recht, das ihr eigenes war, sah sie sich gleichwohl auch wieder bedroht: sie bedurfte einen Rückhalt dagegen. Sie entschloß sich, aller anderweiten Abneigung zum Trotz, einen solchen in dem Parlament zu suchen. Denn dahin zielt doch ihr Vorschlag, daß Maria im voraus die Gültigkeit ihres Anrechtes an die Krone dem Ausspruch desselben unterwerfen solle. Sie mußte dankbar dafür sein, daß ihre Untertanen sich verpflichteten, ein Erbrecht nicht anzuerkennen, das man durch ein Attentat gegen ihre Person zur Geltung bringen wolle, und billigte die Akte, durch welche das Parlament diesen Gefühlen eine gesetzliche Form verlieh. Jedermann sieht, wie mächtig hierdurch die parlamentarischen Ansprüche dem unbedingten Recht des erblichen Königtums gegenüber gefördert wurden. Infolge der Entwickelung der Ereignisse sollte das sofort noch in höherem Grade geschehen.

Maria wies den Verdacht, als könne sie an einem Versuch auf das Leben Elisabeths teilnehmen, mit Abscheu von sich: sie wünschte selbst in die Assoziation zur Sicherheit derselben einzutreten. Und wer hätte nicht wenigstens glauben sollen, daß die für den Fall der Wiederholung eines Attentates ausgesprochenen Bedrohungen ihres Rechtes und ihres Lebens sowohl ihre Anhänger als sie selbst von jedem Gedanken an ein solches zurückschrecken würden! Denn man kannte den Nachdruck, mit welchem das Parlament seinen Gesetzen Geltung zu verschaffen wußte.

Aber es ist vergeblich, die menschlichen Leidenschaften durch Vorstellung ihrer Folgen in Zaum halten zu wollen. Wenn das Attentat gelang, war ja dieses Parlament sowie die Königin selbst vernichtet, und eine andere Ordnung der Dinge brach an.

Im Seminar zu Reims überredeten die Priester einen ausgewanderten Engländer namens Savage, der in der Armee des Prinzen von Parma gedient hatte, er könne sich der Gemeinschaft der ewigen Seligkeit nicht besser versichern, als wenn er die durch den Heiligen Vater exkommunizierte Feindin der Religion aus der Welt schaffe. Ein anderer ausgewanderter Engländer, Thomas Babington, ein junger Mann von Bildung und Ehrgeiz, in dem eine Ader ritterlicher Hingebung für Maria schlug, ward durch einen Priester des Seminars von diesem Vorhaben in Kenntnis gesetzt und zu einer Art von Wetteifer entzündet, der etwas höchst Phantastisches an sich trägt. In der Meinung, ein so großes Unternehmen

dürfe nicht einem einzigen anvertraut werden, suchte und fand er noch neue Teilnehmer zu demselben; wenn der Mord vollzogen, die spanischen Heere gelandet wären, wollte er es sein, der mit hundert handfesten Gefährten seine katholische Königin aus dem Gefängnis befreie und auf ihren Thron führe. Mendoza war damals, und zwar, wie Maria Stuart behauptet, auf ihren Vorschlag Gesandter von Spanien in Frankreich geworden: er stand mit Babington in Verbindung und bestärkte ihn in seinem Vorhaben. Von allen bedeutenden Männern der Zeit ist Mendoza vielleicht der, welcher die Verbindung der katholischen und spanischen Interessen am lebendigsten ergriffen hatte und am feurigsten verfocht. Auch König Philipp II. wurde von dem Vorhaben in Kenntnis gesetzt. Wie vor fünfzehn Jahren, erklärte er auch diesmal die Absicht, wenn dasselbe gelinge, zugleich von Spanien und von Flandern her zum Angriff zu schreiten. Die Ermordung der Königin, die Erhebung der Katholiken und in demselben Augenblick ein doppelter Anfall mit geübten Truppen hätten allerdings einen allgemeinen Umsturz herbeiführen können. Noch war die Ligue in Frankreich siegreich: Heinrich III. hätte sich anschließen müssen: die Tendenzen des strengsten Katholizismus würden einen vollkommenen Sieg erfochten haben.

Und fragt man nun, ob Maria Stuart um diese Entwürfe wußte, damit einverstanden war, so kann daran kein Zweifel sein. Sie stand mit Babington, den sie als ihren großen Freund bezeichnet, in Korrespondenz. Der Brief ist noch vorhanden, worin sie ihn in seiner Absicht, eine Erhebung der Katholiken in den verschiedenen Grafschaften hervorzurufen, und zwar eine bewaffnete, unter wahren und falschen Motiven bestärkt und ihm die Mittel angibt, sie selbst zu befreien. Sie rechnet darauf, daß ein stattliches Heer zu Pferd und zu Fuß zusammenkommen und sich einiger Hafenplätze bemeistern werde, um die Hilfe aufzunehmen, die sie von Flandern und Spanien nicht allein, sondern noch von Frankreich erwartete. In dem Briefe stößt man sogar auf eine Stelle, welche eine Kunde von dem Anschlag auf das Leben der Königin Elisabeth verrät und kein Wort dagegen, eher eine wenngleich indirekte Billigung enthält.

Und noch ein anderes Dokument ihrer damaligen Stimmung und Gesinnung liegt vor. Da der Eifer der Katholiken für ihren Erbanspruch dadurch gelähmt werden konnte, daß ihr Sohn in Schottland, auf welchen derselbe natürlicherweise forterbte, nach allen den Hoffnungen, die man seinethalben gehegt hatte, doch protestantisch blieb, so kam sie auf einen Gedanken zurück, der ihr schon früher durch den Kopf gegangen war: sie machte sich anheischig, die Sachen in Schottland dahin einzuleiten, daß ihr Sohn aufgehoben und in die Hand des Königs von Spanien gebracht

werde: er müsse dann im katholischen Glauben unterrichtet werden und denselben annehmen; würde Jakob, wenn sie sterbe, das noch nicht getan haben, so sollte ihr Erbrecht auf England an Philipp II. übergehen. Tag und Nacht, so sagte sie, beweine sie die Hartnäckigkeit ihres Sohnes in seinem Irrglauben: sie sehe ein, daß seine Thronfolge in England das Unglück dieses Landes sein würde.

So steht in ihren Briefen geschrieben: es ist unleugbar; aber war das wirklich ihr letztes wohlbedachtes Wort? War es ihr wahrhafter Wille, daß Elisabeth umgebracht, ihr Sohn ihren dynastischen Gefühlen zum Trotz enterbt und Philipp II. König von England werden sollte? Wiederholten sich in ihr so vollkommen die katholisch-spanischen Tendenzen der Vorgängerin Elisabeths, der Königin Maria Tudor?

Ich denke doch, daß man das nicht mit voller historischer Sicherheit behaupten kann. Von heißem Religionseifer war überhaupt Maria Stuart nicht belebt: wie hätte sie bei einem solchen einst die protestantischen Lords, so lange als sie es tat, im Besitz der Gewalt lassen und sogar einmal daran denken können, sich mit dem protestantisch gesinnten Leicester zu vermählen? Ihr Sohn hat versichert, Briefe von ihr zu besitzen, in denen sie seine religiöse Gesinnung gebilligt, ihn darin bestärkt habe. Nicht die religiöse Überzeugung und der Abscheu vor einer andern wie in Maria Tudor, sondern das dynastische Recht, das fürstliche Selbstgefühl waren in Maria Stuart das bewegende und überwiegende Motiv aller ihrer Handlungen. Und wenn sich in ihren Äußerungen Widersprüche finden, so dürfte man sie nicht für fähig halten, zwei einander entgegengesetzte Pläne zugleich zu fassen und geheimnisvoll zu fördern, wie Katharina Medici; ihre verschiedenartigen Tendenzen erscheinen nacheinander, nicht nebeneinander, je nachdem sie eben angeregt ist. Denn keinen Augenblick war Maria Stuart ruhig: auch in ihrem Gefängnis teilte sie die Bewegung der Welt: unaufhörlich arbeitete es in ihrem Kopf; sie brütete über ihren Zustand, ihr Elend und ihre Hoffnungen, die Mittel, jenem zu entgehen, diese zu erreichen: zuweilen kam wohl auch ein Moment der Resignation, um sogleich wieder vorüberzugehen. Alles, was sie denkt, wirft sie in ihre Briefe, die, wenn sie sich auch auf einen naheliegenden Zweck richten, doch zugleich momentane Aufwallungen sind, leidenschaftliche Ergüsse, Produktionen mehr der Phantasie als des Verstandes. Wer sollte ein Schreiben für möglich halten wie das, in welchem sie einst der Königin Elisabeth von der bösen Nachrede Kunde geben wollte, welche ihr die Gräfin Shrewsbury mache, und eine Menge anstößiger Anekdoten aufzählte, die sie von dieser gehört habe. Die Mitteilung sollte die Gräfin verderben: Maria bemerkte nicht, daß sie zunächst ihr selbst den Haß der Königin zuziehen mußte. Niemand hätte dieser den Brief

auch nur vorzulegen gewagt. Maria war eine leidenschaftliche und zugleich literarisch begabte Natur: sie ließ ihrer Feder den Lauf, ohne etwas zu sagen, was sie nicht in dem Moment auch gedacht hätte, aber ohne sich im mindesten dessen zu erinnern, was jenseits ihrer momentanen Stimmung lag. Wer will Frauen dieser Art bei dem festhalten, was in ihren Briefen steht? Sie sind oft nicht weniger unbedacht und widerspruchsvoll als ihre Worte.

Indem Maria jene Briefe schrieb, war sie von den Vorschlägen, die man ihr gemacht hatte, übernommen. Sie hütete sich, etwas einzumischen, was die Ausführung derselben hätte hindern können: durch die eventuelle Übertragung der Rechte ihres Sohnes auf den fremden König sollte jeder Widerspruch der eifrigen Katholiken gehoben werden. Ihre Hoffnungen und Wünsche rissen sie mit sich fort, so daß sie die Gefahr, der sie sich dabei selbst aussetzte, aus den Augen verlor. Und war sie nicht eine Königin, über das Gesetz erhaben? Wer wollte es auf sich nehmen, sich an ihr zu vergreifen?

Maria Stuart stand damals unter der Obhut eines strengen Puritaners, des Sir Amyas Paulet, von welchem sie geklagt hat, daß sie von ihm wie eine Kriminalgefangene behandelt werde und nicht wie eine Königin. Die Regierung ließ jetzt in den Äußerlichkeiten der Haft eine gewisse Erleichterung eintreten, aber nicht in der Schärfe der Aufsicht. Einen schneidenderen Kontrast zwischen Entwürfen und wirklichem Zustand hat es kaum ein zweites Mal gegeben. Maria faßt vermeintlich im tiefsten Geheimnis jene Briefe voll weitaussehender und gefährlicher Anschläge ab und läßt sie sorgfältig in Chiffren umschreiben: sie zweifelt nicht daran, daß sie auf verborgenem Wege sicher an ihre Freunde gelangen werden: aber die Anstalten sind so getroffen, daß jedes Wort, das sie schreibt, dem Manne vorgelegt wird, dessen Amt es ist, den Verschwörungen nachzuspüren: dem Staatssekretär Walsingham. Der kennt ihre Chiffre; er sieht auch die an sie eingehenden Briefe früher, als sie ihr überbracht werden: indem sie dieselben mit Hast und Hoffnung kommenden besseren Glücks liest, wartet er nur darauf, was sie antworten wird, um dies als entscheidenden Beweis ihrer Schuld gegen sie zu brauchen.

Walsingham befand sich bereits im Besitz aller Fäden der Verschwörung; als nun auch jener Brief an Babington in seinen Händen war, zögerte er nicht länger, die Schuldigen einziehen zu lassen: sie bekannten, wurden verurteilt und hingerichtet. Durch weitere gehässige Mittel — indem man die Gefangene unter anderem Vorwand aus ihren Gemächern entfernte, und diese dann durchsuchte — hatte man sich in den Besitz noch anderer Papiere gesetzt, welche gegen sie zeugten. Dem geheimen Rat konnte alsdann die Frage vorgelegt werden, ob man sie

nun vor Gericht stellen und ihre Verurteilung in aller Form herbeiführen sollte.

Wer hatte dem englischen Parlamente das Recht gegeben, Gesetze zu machen, durch welche eine fremde Fürstin verpflichtet, kraft deren sie, wenn sie dieselben übertrat, mit dem Tode bestraft werden konnte? In der Tat haben sich diese Bedenken damals geregt. Man führte dagegen aus, daß Maria, die von ihren Untertanen zur Abdankung genötigt, ihrer Würde entsetzt war, nicht mehr als Königin betrachtet werden dürfe: ein abgesetzter Fürst aber sei an die Gesetze des Landes gebunden, in dem er sich aufhalte. Wäre sie noch Königin, so würde sie der Oberlehensherrlichkeit von England und vermöge ihres Anspruches an die Krone dieses Reiches auch der Souveränität desselben unterworfen sein. — Zwei einander widerstrebende Argumente, das eine von feudalistischer, das andere von populärer Natur, nahe zusammenhängend mit dem Begriff der Volkssouveränität. Ob das eine oder das andere jemand überzeugt habe, hören wir nicht; ohnehin kam es nicht mehr auf Argumentationen an.

Denn wie hätte sich überhaupt etwas anderes erwarten lassen als die Ausführung des seit mehreren Jahren vorbereiteten Verfahrens? Man hatte ein Gesetz gegeben, das auf diesen Fall, wenn er eintrete, berechnet war. In juridischer Evidenz lag der Fall vor. Zur Genugtuung des Landes und des Parlaments gehörte es — und besonders Walsingham drang darauf —, daß er nun auch in voller Öffentlichkeit erörtert würde.

Die in der Akte des Parlaments vorgesehene Kommission ward ernannt: sie bestand aus den vornehmsten Staatsmännern und Rechtsgelehrten des Landes. In Fotheringhay, wohin auch die Gefangene gebracht worden war, dem altväterisch-prächtigen Sitze der Prinzen des Hauses York, in welchem viele von ihnen beerdigt waren, dort in der Halle, traten sie am 14. Oktober zusammen. Maria ließ sich durch die Betrachtung, daß man sie für schuldig halten werde, wenn sie nicht Rede und Antwort gebe, hierzu bewegen: wohlverstanden, unter dem Vorbehalt, daß sie dabei nichts von dem Rechte einer freien Fürstin aufgebe. Das meiste von dem, was ihr zum Vorwurf gemacht wurde, gestand sie nach und nach zu, nur eines nicht: Einwilligung in ein persönliches Attentat auf Elisabeth. Der Gerichtshof urteilte, daß das in der Sache nichts ändere. Denn die Rebellion, welche Maria begünstigt zu haben eingestand, lasse sich nicht denken, ohne die Königin von England, wie in ihrer Regierung, so an ihrem Leben zu gefährden. Der Hof erkannte, daß Maria die Schuld auf sich geladen habe, auf welche in dem parlamentarischen Statut die Todesstrafe gesetzt war.

Man kann hierin nicht ein regelmäßiges Kriminalverfahren sehen: die Formen eines solchen wurden wenig beobachtet; es war der Ausspruch

einer Kommission, daß der Fall eingetreten sei, in welchem das von dem Parlamente gegebene Statut seine Anwendung finde. Das Parlament selbst, das soeben einberufen worden, ließ sich die Verhandlungen der Kommission vortragen und billigte ihren Spruch.

Damit war aber die Sache noch nicht zu Ende gebracht. Königin Elisabeth zögerte, das Urteil zu vollziehen. Denn ein ganz anderes Verhältnis hatte sie doch zu der Sache als das Parlament.

Von mehr als einer Seite her ward sie erinnert, daß sie durch Ausführung des Spruches das göttliche Recht des Fürstentums verletzen würde; denn in diesem liege, daß der Fürst nicht von Untertanen gerichtet und angetastet werden dürfe. Wie unnatürlich, wenn eine Königin, wie sie, zur Herabwürdigung des Diadems die Hand biete.

In dem geheimen Rat hatten einige die Meinung geäußert: da Maria nicht als Urheberin, sondern nur als Mitwissende der letzten Komplotte angesehen werden könne, so würde strengere Haft eine genügende Strafe für sie sein. Diesem Vorschlag schloß sich auch Elisabeth an. Das Parlament, meinte sie, möge nun dieser Fürstin ihr Recht auf den englischen Thron feierlich absprechen, es für Hochverrat erklären, ein solches Recht noch zu verteidigen, für Hochverrat, sie aus dem Gefängnisse befreien zu wollen: dies werde ihre Anhänger von einem alsdann hoffnungslosen Unternehmen abschrecken und die fremden Nationen befriedigen. Aber man erwiderte ihr: das Recht Maria Stuarts nun erst verwerfen, würde heißen, es als ursprünglich gültig anerkennen; ein englisches Gesetz werde weder auf Maria noch auf ihre Anhänger Eindruck machen. Die Erinnerung an die schottischen Ereignisse lebte wieder auf, an den Mord Darnleys, den man ihr unbedenklich zuschrieb; man verglich sie mit Johanna I. von Neapel, die an der Ermordung ihres Gemahls teilgenommen hatte; man sagte, Maria habe die alte Schuld durch Attentate gegen die geheiligte Person der Königin verdoppelt: nachdem ihr vergeben worden, sei sie in dasselbe Verbrechen zurückgefallen, sie verdiene den Tod aus vielen Gründen.

Spenser hat in dem großen Gedicht, das ihn unsterblich gemacht hat, den Widerstreit von Anklagen und Entschuldigungen, welche diese Sache hervorrief, geschildert. Eine seiner allegorischen Gestalten, Eifer, klagt die schöne und prächtige Lady der Absicht, die Königin von dem Thron zu stürzen und der Berückung edler Ritter zu diesem Zwecke an. Sorge für das Reich, Autorität, Religion, Gerechtigkeit stimmen ihm bei. Dagegen erheben Mitleid, Rücksicht auf ihre hohe Herkunft und ihr Geschlecht, selbst Besorgnis ihre Stimmen und bringen einen entgegengesetzten Eindruck hervor. Aber noch einmal erneuert Eifer seine Anklage: er führt Ehebruch und Mord, Gottlosigkeit und Aufruhr gegen sie auf. Die

Richterin auf dem Throne erkennt die Schuld der Angeklagten, doch scheut sie sich, das Wort auszusprechen: man sieht Tränen in ihren Augen: sie verbirgt das Angesicht in ihren Purpurmantel.

Spenser erscheint auch hier als das, was er überhaupt ist, ein enthusiastischer Bewunderer seiner Königin. Aber auch Heuchelei dürfte man nicht in den Bedenklichkeiten Elisabeths sehen, die vielmehr aus Motiven entsprangen, die sie sehr nahe angingen. Sie hielt sich von der Gesellschaft entfernt: man hörte sie dann ihr einsames Sinnen mit alten Sprüchen unterbrechen, die den vorliegenden Fall berührten. Mehr als einmal redete sie mit den Deputierten des Parlaments, welche auf Entscheidung drangen. Sie stellte ihnen hauptsächlich vor, wie schwer es ihr werde, nachdem sie so viele Rebellionen verziehen, so viele Verrätereien mit Stillschweigen übergangen habe, eine Fürstin bestrafen zu lassen, die ihre nächste Blutsverwandte sei: man werde sie, die jungfräuliche Königin, der Grausamkeit anklagen; sie bat, ihr ein anderes Mittel anzugeben, eine andere Auskunft: nichts unter der Sonne würde ihr lieber sein. Das Parlament blieb dabei, daß es keine andere Auskunft gebe; es erörterte in ausführlichen Vorstellungen, daß in der Exekution der Sentenz die Rettung des Landes liege. Die eigene Sicherheit der Königin, die Erhaltung der Religion und des Staates mache dieselbe unbedingt notwendig. Das Leben der Königin Maria bilde die Hoffnung aller Mißvergnügten: deren Anschläge seien nur dahin gerichtet, daß dieselbe den Thron von England besteigen, die Bekenner der wahren Religion vertilgen, selbst den Adel des Landes — wir verstehen den protestantischen — verjagen solle. Und müsse nicht der Assoziation, welche ein neues Attentat gegen die Königin bis auf den Tod zu verfolgen verpflichte, Genüge geschehen? „Die Feindin nicht zu strafen, würde grausam gegen die Getreuen sein: sie zu schonen, würde heißen uns verderben."

Indem kam man noch einem neuen Attentat auf die Spur. In Gegenwart des älteren französischen Gesandten, Aubespine, eines Anhängers der Guisen, war davon die Rede gewesen, daß man, um Maria in dem letzten Augenblick zu retten, Elisabeth töten müsse. Einer seiner Beamten hat mit einem Menschen gesprochen, der in dem Palast bekannt war und sich anheischig machte, unter dem Wohnzimmer Elisabeths eine hinreichende Masse Pulver anzuhäufen und sie in die Luft zu sprengen; man hatte ihn Belohnungen von Guise und Mayenne hoffen lassen, deren Sache dadurch allerdings gewaltig gefördert worden wäre. Aber auch diesmal ward Elisabeth von dem Vorhaben in Kenntnis gesetzt, ehe es noch zur Reife gekommen war. Sie schrieb ihre neue Gefahr dem Stillschweigen, wo nicht der Veranstaltung des guisardischen Gesandten zu: in der Entdeckung sah sie die Hand Gottes. „Ich nähre", ruft sie aus,

„die Schlange, die mich vergiftet; um sie zu retten, würden sie mir das Leben genommen haben: soll ich mich zur Beute für jeden Bösewicht hergeben?“ In einem Augenblick, da sie von der Gefahr, die ihr durch das bloße Dasein der Nebenbuhlerin drohte, besonders ergriffen war, nach einem Gespräch mit dem Lord-Admiral, ließ sie den schon lange bereitgehaltenen Befehl zur Hinrichtung herbeibringen und unterzeichnete ihn mit raschem, resolutem Federzug.

Die Bemerkung des Parlaments, daß ihre Sicherheit und der Friede des Landes den Tod der Gegnerin erheische, gewann endlich auch bei ihr die Oberhand. Aber damit war nicht gesagt, daß ihre widerstrebenden Gefühle zu vollem Schweigen gebracht worden wären. Elisabeth ward in ihren Träumen von dem Bilde der Hinrichtung verfolgt. Sie geriet wohl einmal auf den Gedanken, daß ihr irgendeine dienstfertige Hand die letzte Autorisierung ersparen möge, durch eine geheime Vollziehung des Richterspruchs: wozu sogar die Worte der Association ein Recht zu geben schienen; dem Hüter der Gefangenen, Sir Amyas Paulet, ist die Anmutung dazu in aller Form gemacht worden; er wies sie — und wie wäre von dem gewissenhaften Puritaner etwas anderes zu erwarten gewesen! — mit dem Ausdruck des Erstaunens und der Entrüstung von sich. Dem Sekretär Davison hatte Elisabeth, als sie den Befehl unterschrieb, den Auftrag gegeben, ihn mit dem großen Siegel versehen zu lassen. Ihr Gedanke scheint gewesen zu sein, daß nach Vollziehung aller Formen ihr um so leichter der Dienst einer geheimen Hinrichtung geleistet oder daß in dem dringenden Augenblick diese alsdann sofort vollzogen werden könne; doch meinte sie die Sache noch immer in der Hand zu behalten; denn das Herkommen war, vor dem letzten Schritt noch einmal bei ihr anzufragen. Das hielt nun aber Davison, der ihr Schwanken bemerkte, in diesem Augenblick nicht für ratsam. Durch Hatton setzte er Lord Burleigh von der Sache in Kenntnis, dieser fragte bei den übrigen Mitgliedern des geheimen Rates an: sie nahmen es auf sich, den Hinrichtungsbefehl nunmehr, unterzeichnet und gesiegelt wie er war, ohne weitere Zögerung nach Fotheringhay abgehen zu lassen.

Am 8. Februar 1587 ward er dort in der Halle, wo die Gerichtssitzungen gehalten wurden, an Maria vollstreckt. Der peinlichen Unruhe Elisabeths gegenüber, welche sich scheute, das zu tun, was sie für notwendig hielt, und als sie es endlich getan hatte, es doch wieder nicht getan haben wollte, es noch zurücknehmen zu können meinte, macht die Fassung und Seelenruhe, in welcher Maria das nun einmal entschiedene Schicksal über sich ergehen ließ, einen großartigen Eindruck. Das Unglück ihres Lebens war ihr Anspruch auf die englische Krone. Dieser hat sie in ein politisches Labyrinth, auch in jene Verwickelungen, die mit ihrer

unglückseligen Vermählung verbunden waren, geführt und dann, mit dem religiösen Gedanken gepaart, in alle Schuld, die ihr mit mehr oder minder Recht zugeschrieben wird. Er hat ihr das eigene Land, er hat ihr das Leben gekostet. Noch auf dem Schafott brachte sie ihre hohe Stellung, die den Gesetzen nicht unterliege, in Erinnerung: sie meinte, das Urteil der Ketzer über sie, eine freie Königin, werde dem Reiche Gottes Nutzen bringen. Sie starb in den fürstlichen und religiösen Ideen, in denen sie gelebt hatte.

Es ist unleugbar, Elisabeth ist von der Nachricht hiervon überrascht worden; man hörte sie seufzen, gleich als wäre ein schweres Schicksal über sie selbst ergangen. Mag es sein, daß ihre Bekümmernis durch geheime Genugtuung gemildert wurde: wer wollte es unbedingt leugnen? Aber Davison mußte seine Eigenmächtigkeit in langer Verhaftung büßen: kaum erlangte der unentbehrliche Burleigh Verzeihung. In der Stadt dagegen läutete man mit den Glocken und zündete Freudenfeuer an. Denn wie es der Gerichtshof ausgesprochen, so war die allgemeine populare Überzeugung, daß Maria das Reich an die Spanier zu bringen gesucht habe.

Die unüberwindliche Armada

In diesem Augenblick beschäftigte der Krieg mit den Spaniern — der Widerstand, den ihnen die englische Hilfsmacht in den Niederlanden leistete, so wie der Angriff, den man auf ihre Küsten machte — um so mehr alle Gemüter, da der Erfolg des einen und des andern sehr zweifelhaft und der gefährlichste Rückschlag davon zu erwarten war. Der Löwe, den man hatte binden wollen, war nur gereizt worden. Der Seekrieg namentlich rief die äußerste Gefahr hervor.

Schon längst waren Feindseligkeiten im Gange, die zunächst aus dem Piratenwesen entsprangen, welches überhaupt den westlichen Ozean erfüllte. Die englischen Kauffahrer hielten für ihr gutes Recht, jede Unbill zu rächen, die ihnen an den Küsten der Nachbarn angetan ward — denn in dem Menschen wohne, so sagten sie, nun einmal die natürliche Begier, sich Genugtuung zu verschaffen —, und verwandelten sich in Seeräuber. Durch die Gegenanstalten der Spanier geschah es, daß dieser Privatseekrieg immer größeren Umfang gewann, dabei aber auch nach und nach rühmlichere Antriebe entwickelte, wie man an Franz Drake sieht, der zuerst nur eben an den Raubzügen gekränkter Kauffahrer teilnahm und sich dann zur Idee einer maritimen Rivalität der Nationen erhob. Es ist ein welthistorischer Augenblick, wie Drake auf der Landenge von Panama zuerst der Südsee ansichtig wurde, und Gott um die Gnade bat, dieses Meer einmal auf einem englischen Schiff zu durchsegeln: eine Gnade, die nicht allein ihm selbst, sondern im reichsten Maße seiner Nation zuteil geworden ist. Mannigfaltige Genossenschaften bildeten sich zur Wiederaufnahme der bereits einmal begonnenen und dann wieder unterlassenen Entdeckungsreisen. Und wenn die Spanier ihr ausschließendes Recht auf den Besitz der andern Hemisphäre auf den Ausspruch des Papstes gründeten, so trugen nun auch die protestantischen Ideen, welche dieser Weltsuprematie des Römischen Stuhles spotteten, dazu bei, zu einer Besitznahme in diesen Regionen anzutreiben. Die Hauptsache geschah allezeit durch freiwillige Anstrengung begüterter Kaufhäuser oder unternehmender Mitglieder des Hofes und Staates, denen die Königin ermächtigende Patente gab. Auf diese Weise gründete Walter Raleigh im

politischen und religiösen Gegensatz mit den Spaniern eine englische Kolonie auf dem transatlantischen Kontinent, in Wingandacoa: die Königin hatte so viel Freude daran, daß sie dem Gebiet einen Namen gab, der an die Eigenschaft, auf die sie fast am stolzesten war, erinnern sollte: sie nannte es „Virginien".

Endlich unternahm sie den Seekrieg in aller Form; er war zugleich ein Motiv für den Bund mit den Holländern, welche in demselben treffliche Dienste würden leisten können: in Westindien hoffte sie das Fundament der spanischen Größe umzustürzen.

Franz Drake ward damit beauftragt, ihn zu eröffnen. Als er — Oktober 1585 — an den Islas de Bayona an der galicischen Küste anlangte, ließ er den Governador derselben, Don Pedro Bermudez, wissen, er komme im Namen seiner Königin, um den Beschwerden ein Ende zu machen, welche die Engländer von den Spaniern erleiden müßten. Don Pedro antwortete, er wisse von solchen Beschwerden nichts: wolle aber Drake Krieg anfangen, so sei er bereit, ihn anzunehmen.

Franz Drake richtete damals seinen Lauf sofort nach Westindien. Er hat St. Domingo und Karthagena überrascht, einen Augenblick das eine und das andere in Besitz gehabt und große Brandschatzungen davongebracht. Dann führte er die Kolonisten von Virginien, die sich noch nicht gegen die Eingeborenen behaupten konnten, nach England zurück. Und noch verderblicher wurde er den Spaniern im nächsten Jahre. Er drang in den Hafen von Kadiz ein, der voll von Fahrzeugen lag, die von beiden Indien kamen oder dahin gingen: er bohrte sie in den Grund oder verbrannte sie. Seine Korsaren bedeckten die See.

Wie oft war schon in Spanien von einer Invasion von England die Rede gewesen. Dringender als jedes andere war das Motiv, das in diesen maritimen Unternehmungen dafür lag. Die Spanier bemerkten, daß der Bestand und die Kraft ihrer Monarchie nicht so sehr auf den festen Plätzen beruhe, die sie in allen Landschaften besitze, als auf den beweglichen Werkzeugen der Herrschaft, durch welche dieselben in Verbindung gehalten würden; die Störung der Kommunikation, welche Franz Drake mit seinen Korsaren eben zwischen den wichtigsten Punkten an den spanischen und den niederländischen Küsten verursachte, schien ihnen unerträglich: sie wollten ihr um jeden Preis abhelfen. Und dazu kam nun der allgemeine Racheruf wegen der Hinrichtung der Königin von Schottland, der sich vor dem König selbst auf den Kanzeln vernehmen ließ. Doch war dies nicht die einzige Einwirkung dieses Ereignisses. Das Leben der Königin Maria und ihr Erbanspruch hatten immer dem spanischen Ehrgeiz entgegengestanden: jetzt konnte Philipp II. daran

denken, den englischen Thron selbst in Besitz zu nehmen. Er hat mit dem Papst Sixtus V. einen Vertrag geschlossen, nach welchem er die Krone von England von dem römischen Stuhle zu Lehen tragen sollte: dieser würde auf diese Weise mit der Herstellung der kirchlichen Autorität zugleich auch die Erneuerung seiner alten Oberlehnsherrlichkeit über England durchgesetzt haben.

Noch einmal waren die spanische Monarchie und das Papsttum in ihren geistlichen und politischen Ansprüchen auf das engste vereinigt. Papst Sixtus V. sprach aufs neue die Exkommunikation über die Königin aus, erklärte sie für abgesetzt, entband nicht allein ihre Untertanen von dem Eid der Treue, sondern forderte jedermann auf, dem König von Spanien und seinem Heerführer, dem Herzog von Parma, Hilfe gegen sie zu leisten.

Zwischen spanischen und englischen Bevollmächtigten ist jedoch im Jahre 1587 noch über den Frieden unterhandelt worden. Hauptsächlich die Kaufmannschaften von London und von Antwerpen drangen darauf; und da die Spanier damals das offenbare Übergewicht besaßen, den Niederrhein und die Maas beherrschten, in Friesland eindrangen, Sluis trotz aller Gegenwehr belagerten und endlich bezwangen, so ist es begreiflich, wenn die englischen Bevollmächtigten zu unerwarteten Zugeständnissen bewogen wurden. Sie würden die Herstellung der Oberherrschaft der Spanier über Nordniederland nachgegeben haben, wenn Philipp den Einwohnern Gewissensfreiheit hätte bewilligen wollen. Alexander von Parma brachte in Vorschlag, denselben zwar die Rückkehr zum Katholizismus zur Pflicht zu machen, aber mit der Versicherung, daß keine Inquisition über sie verhängt, niemand für seine Abweichung von diesem Glauben gestraft werden würde. Selbst wenn es mit der Unterhaltung nicht vollkommen ernst gewesen sein sollte, so ist doch bemerkenswert, woran sie scheiterte. Philipp II. wollte weder eine solche Versicherung, die doch die Gewissensfreiheit dem Wesen nach enthalte, noch vollends diese selbst in besserer Form bewilligen. Darin bestand gerade seine Stärke, daß er das katholische System mit unnachsichtiger Energie behauptete: dadurch erwarb er sich die Anhänglichkeit der Priester und der glaubenseifrigen Laien. Und wie hätte er vollends in einem Augenblick, in welchem er so enge mit dem Papst verbunden war und für seine Unternehmung auf die im Kastell St. Angelo angesammelten Millionen rechnen durfte, von der Strenge des exklusiven Glaubens abweichen sollen. Er meinte bei der Verweigerung jeder religiösen Konzession in seinem Recht zu sein, wie ja auch jeder andere Fürst in seinen Gebieten für die Religion maßgebende Gesetze erlasse.

Mußte nun der Krieg fortgesetzt werden, so hätte Alexander von Parma gewünscht, daß alle Anstrengungen zunächst gegen Vlissingen gerichtet

worden wären, wo sich eine englische Besatzung befand: von dem dortigen Hafen aus werde man England selbst um vieles leichter und sicherer angreifen können. Aber in Spanien wurde erwidert, daß dieses Unternehmen ebenfalls sehr weitaussehend und kostspielig sei und doch keinen entscheidenden Erfolg herbeiführen werde. Und Alexander hielt doch auch selbst einen Angriff auf England für unbedingt notwendig; seine Gutachten trugen vornehmlich dazu bei, den König in dieser Idee zu bestärken; Philipp II. beschloß ohne längere Zögerung zu dem Unternehmen zu schreiten, das für den Augenblick notwendig war und für die Zukunft weltumfassende Aussichten eröffnete.

Er zog in Betracht, daß die Monarchie in diesem Augenblick nichts von den Osmanen, die ein persischer Krieg vollauf beschäftige, zu fürchten brauche, hauptsächlich, daß Frankreich durch den ausgebrochenen innern Krieg an jeder Einwirkung verhindert werde. Man hat dies wohl als den vornehmsten Zweck der Verbindung des Königs mit den Guisen bezeichnet, und einen Grund dafür mag es allerdings gebildet haben. Allein gelassen, auf sich selbst angewiesen, — so urteilten die Spanier ferner — werde die Königin von England nicht sehr furchtbar sein: sie habe nicht mehr als vierzig Kriegsfahrzeuge; einst bei einem Zusammentreffen an den Azoren, im portugiesischen Streit, habe man die Engländer zuerst weichen sehen: komme es zu einer Seeschlacht, so würde die überlegene spanische Armada ohne Zweifel die Oberhand behalten. Auch zu einem Landkrieg aber sei sie nicht vorbereitet, sie zähle nicht mehr als sechstausend Mann wirklicher Soldaten im Lande: mit denen werde sie den krieggeübten spanischen Heerhaufen im offenen Feld nicht begegnen noch widerstehen können. Man müsse nur geradezu auf London losgehen; selten vermöge sich eine große Stadt, die lange Zeit unbelästigt geblieben, einem raschen Angriff gegenüber zu halten: die Königin werde entweder zu einem für Spanien ehrenvollen Frieden gebracht werden oder dem König durch langen Widerstand Gelegenheit geben, aus dem spanischen Adel, der ohnehin sonst in heimischer Bequemlichkeit entarte, eine junge Schar tapferer Kriegsleute zu bilden. Er werde die Katholiken für sich haben und mit ihrer Hilfe die Oberhand gewinnen, er werde sich der festen Plätze, vor allem der Häfen bemächtigen; alle Nationen der Welt würden nicht vermögen, sie ihm wieder zu entreißen; er würde Herr des Ozeans und dadurch Herr und Meister des Kontinents werden.

Philipp II. wäre am liebsten schon im Spätjahr 1587 ans Werk geschritten. Er hoffte damals, daß ihm Schottland, wo die katholischen Lords und das Volk eine lebhafte Sympathie mit dem Schicksal der Königin Maria kundgaben, von dem Sohne derselben, von welchem man voraussetzte, daß er ihren Tod zu rächen wünschte, geöffnet werden

würde. Aber andern schien das nicht so gewiß; besonders machte der erfahrene Admiral Sta. Cruz den König aufmerksam, in welche Gefahr die Flotte in jenen Meeren geraten könne: sie werde mit widrigen Winden, dem Nachteil kurzer Tage und tiefer Nebel zu kämpfen haben. Sta. Cruz wollte seinen Ruhm, den einzigen Erwerb eines langen Lebens, nicht durch ein unzeitiges oder doch sehr gewagtes Unternehmen gefährden. Er hielt einen Angriff auf England für schwieriger als die meisten andern und verlangte solche Vorbereitungen, daß dadurch der Sieg unzweifelhaft würde. Inmitten der Herbeischaffung derselben starb er, nicht mehr eben im Besitz der Gnade seines Fürsten. Sein Nachfolger, der Herzog von Medina Sidonia, den der König deshalb wählte, weil er sich bei der letzten Verteidigung von Kadiz hervorgetan hatte, machte nicht so unerfüllbare Forderungen: die Flotte, die unter ihm und durch ihn zustande kam, war aber dennoch, wenn nicht an Zahl der Segel — etwa 130 —, aber an Tonnengehalt, Größe der Fahrzeuge und an Zahl der Kriegsmannschaften, welche sie aufnahm — bei 22 000 Mann —, die bedeutendste, die noch jemals von einer europäischen Macht in See gebracht worden war. Alle Landschaften der pyrenäischen Halbinsel hatten wetteifernd dazu beigesteuert, nach denselben war die Flotte in Geschwader geteilt: das erste war das portugiesische, dann folgten die Geschwader von Kastilien, Andalusien, Vizcaya, Guipuscoa, dann das italienische: denn auch aus Italien waren Schiffe und Mannschaften in guter Anzahl herübergekommen. Wie die Geschwader, so waren auch die Kriegsmannschaften gesondert; es gab einen Maesse de Campo von jeder Provinz.

Mit nicht minderem Eifer ward in den Niederlanden gerüstet; allenthalben in flamländischen und wallonischen Provinzen ward die Trommel gerührt: alle Straßen waren mit militärischen Zügen bedeckt. Auch in den Niederlanden fand sich eine große Anzahl Italiener ein, Korsen und Einwohner des Kirchenstaates, Neapolitaner in prächtigem Aufzug; man sah die Brüder des Großherzogs von Toskana und des Herzogs von Savoyen: König Philipp hatte dem Sohn eines maurischen Fürsten vergönnt, sich an dem katholischen Feldzug zu beteiligen. Auch aus dem katholischen Deutschland waren Fußvölker und Reiter angelangt.

Es war ein gemeinsames Unternehmen der spanischen Monarchie und eines großen Teiles der katholischen Welt, unter dem Papst und dem König, zum Umsturz der Fürstin, die als das Oberhaupt, und des Staates, der als der vornehmste Rückhalt des Protestantismus und der antispanischen Politik betrachtet wurde.

Eine ausführliche und zugleich authentische Kunde von dem Plane der Invasion findet sich nicht; doch teilt ein in den militärischen und politischen

Geschäften der Zeit viel gebrauchter und des Vertrauens der höchsten Personen gewürdigter spanischer Kriegsmann und Diplomat, J. Baptista de Tassis, eine Notiz mit, welche man wohl für zuverlässig halten kann. Man weiß, daß in Antwerpen, Nieuwport und Dünkirchen mit Beirat hanseatischer und genuesischer Werkmeister Transportschiffe für die gesammelten Kriegsmannschaften angefertigt wurden: von Nieuwport, wohin auch die in Antwerpen gebauten Fahrzeuge geschafft wurden, sollten 14 000, von Dünkirchen 12 000 Mann nach England geschafft werden. Wo aber sollten sie untereinander und mit den Spaniern zusammentreffen? Tassis versichert, man habe dafür die Reede von Margate, an der Küste von Kent, ausersehen, wo ein sicherer Hafen sei: da habe unmittelbar nach der spanischen Armada oder möglichst gleichzeitig mit ihr auch die Transportflotte von den Niederlanden her anlanden und Alexander von Parma alsdann den Oberbefehl über die sämtlichen Landtruppen übernehmen, sie geradeswegs gegen London führen sollen.

Alles, was Philipp II. jemals gesonnen und beabsichtigt hatte, sammelte sich in einem Brennpunkt. Der Moment war gekommen, wo er England niederwerfen, Meister der europäischen Welt werden, den katholischen Glauben in den Formen, wie er ihn bekannte, wiederherstellen konnte. Als die Flotte (am 22. Juli 1588) von Corunna auslief und das lange überlegte, lange vorbereitete Unternehmen nun ins Werk gesetzt wurde, zeigten der König und die Nation eine tiefe religiöse Bewegung: in allen Kirchen des Landes hielt man die vierzigtägigen Gebete; in Madrid wurden feierliche Prozessionen zu U. L. F. von Atocha, der Schutzpatronin von Spanien veranstaltet: Philipp II. brachte alle Tage ein paar Stunden im Gebete zu. Er war in der lautlosen Aufregung, welche ein ungeheures Vorhaben und die Erwartung einer großen Wendung in den Geschicken hervorruft. Man wagte kaum ein Wort an ihn zu richten.

Erst in diesen Tagen war man in England der drohenden Gefahr eigentlich inne geworden. Eine Abteilung der Flotte unter Heinrich Seymour beobachtete mit holländischer Hilfe die beiden Häfen des Prinzen von Parma: die andere, größere, soeben aus Spanien zurückgekommen und schon bereit zu entwaffnen, setzte sich unter dem Admiral Howard von Effingham zu Plymouth in Bereitschaft, den Feind zu empfangen. Indessen sammelte sich das Landheer, auf den Rat Leicesters, in der Nähe von London. Noch einmal ward die alte feudale Organisation der Streitkräfte des Landes in dieser Gefahr lebendig. Man sah die Edelleute an der Spitze ihrer Pächter und Hintersassen in das Feld ziehen und freute sich, wie gut sie zusammenhielten. Es war ohne Zweifel ein Vorteil, daß der drohende Angriff sich jetzt nicht mehr an ein im Lande anerkanntes Erbrecht anschließen konnte; er erschien als das, was er war, eine große, auf

die Unterwerfung Englands berechnete Invasion einer fremden Macht. Auch die katholischen Lords erschienen, unter andern Viscount Mountague, der einst im Oberhause allein dem Supremat widerstrebt und sich auch seitdem der religiösen Haltung der Königin nicht beigesellt hatte, mit seinen Söhnen und Enkeln, auch dem präsumtiven künftigen Erben, noch einem Kinde, das aber zu Pferd gestiegen war; Lord Mountague sagte, seine Königin wolle er mit seinem Leben verteidigen, wer sie auch immer angreife, König oder Papst. Kein Zweifel, daß diese Rüstungen noch viel zu wünschen übrigließen, aber sie wurden von nationalem und religiösem Enthusiasmus belebt. Einige Tage später begab sich die Königin in das Lager zu Tilbury: mit geringem Geleit ritt sie von einem Bataillon zum andern. Ein Tyrann, sagte sie, möge sich vor seinen Untertanen fürchten: sie habe ihre vornehmste Stärke allezeit in dem guten Willen derselben gesucht: mit ihnen wolle sie leben und sterben. Sie ward überall mit Freudengeschrei empfangen: dann wurden Psalmen angestimmt; die Königin gesellte sich dem Gebete bei.

Denn was auch der Glaube der Menschen sein mag, in großen Kämpfen und Gefahren wenden sie ihre Blicke unwillkürlich auf die ewige Gewalt, welche das Schicksal lenkt und von der sich alle gleich abhängig fühlen. Die beiden Nationen, die beiden Oberhäupter riefen die Entscheidung Gottes in ihrem religiös-politischen Streite an. Die Geschicke der Menschheit lagen auf der Wagschale.

Am 31. Juli — eines Sonntags — langte die Armada, in weiter Ausdehnung die See bedeckend, auf der Höhe von Plymouth im Angesicht der englischen Küste an. Man hielt auf der Flotte selbst für das Angemessenste, unmittelbar dort eine Landung zu versuchen: denn da sei zur Abwehr keine Vorkehrung getroffen und das englische Geschwader nicht mit Kriegsmannschaften versehen. Das lag aber außerhalb des Planes, und hätte, besonders wenn es mißlang, zu Verantwortung führen können. Nur dann war der Herzog ermächtigt und bereit, eine Seeschlacht anzunehmen, wenn die Engländer sie anbieten würden. Seine nach dem Vorgang der Venetianer verbesserten Galeeren und besonders seine Galeonen, ungeheure Segelschiffe, die auf ihren verschiedenen Decken nach allen Seiten hin Geschütze führten, waren den Fahrzeugen der Engländer ohne Zweifel überlegen. Als diese aus dem Hafen hervorkamen, etwa sechzig Segel stark, ließ er die große Standarte von dem Fockmast des Admiralschiffes fliegen, zum Zeichen, daß sich ein jeder zum Kampf bereiten solle. Aber der englische Admiral hegte nicht die Absicht, es zu einer eigentlichen Schlacht kommen zu lassen. Er kannte vollkommen die Überlegenheit der spanischen Ausrüstung und hat sogar verboten, die feindlichen Fahrzeuge zu entern. Sein Sinn ging nur dahin, der Armada die Wind-

seite abzugewinnen und sie in ihrem Lauf zu stören, in Unordnung zu bringen. In vier Geschwadern folgten die Engländer dem Zuge der Armada nach und ließen keinen Vorteil, der sich ihnen darbieten mochte, unbenutzt. Sie waren dieser See vollkommen mächtig und lenkten ihre beweglichen Fahrzeuge mit voller Sicherheit und Meisterschaft: die Spanier bemerkten mit Mißvergnügen, daß es in ihrem Belieben gestanden habe, vorzudringen, anzugreifen, den Kampf wieder abzubrechen. Medina Sidonia bemühte sich vor allen Dingen, seine Armada beisammenzuhalten: ein großes Schiff, welches zurückgeblieben war, hat er nach gepflogenem Kriegsrat in die Hände des Feindes geraten lassen, weil dieser Verlust weniger schade als die Auflösung der Ordnung, die aus dem Versuch, das Schiff zu retten, entspringen werde: er hat seine Sargentes mayores zu den Kapitänen herumgeschickt, um sie zu bedeuten, nicht aus der Ordnung zu weichen, bei Lebensstrafe.

Im ganzen waren die Spanier mit ihrer Fahrt nicht unzufrieden, als sie nach einer Woche fortwährender Seescharmützel, ohne doch sehr erhebliche Verluste erlitten zu haben, die englische See durchmessen hatten und Sonnabends, den 6. August, vor Boulogne vorüberfuhren und auf der Höhe von Calais anlangten: es war das nächste Ziel, das sie hatten erreichen wollen. Aber sich nun, wie es die ursprüngliche Absicht gewesen zu sein scheint, nach der nahen Küste von England zu wenden, wurde dadurch unendlich schwer, daß die englische Flotte sie schützte, mit deren gelenken Fahrzeugen die spanischen Galeonen sich in der Meerenge noch weniger messen konnten als anderswo. Und jeden Augenblick wurde sie verstärkt; der junge Adel wetteiferte, sich an Bord zu begeben. Aber auch nach Dünkirchen konnte der Admiral nicht vorgehen, da der Hafen damals noch viel zu enge war, um seine gewaltigen Fahrzeuge aufzunehmen, und seine Piloten in die Seeströmungen nach dem Norden hin zu geraten fürchteten. Dort an der Reede, östlich jenseits Calais, in der Richtung Dünkirchen, ging er vor Anker.

Schon früher hatte er den Herzog von Parma davon benachrichtigt, daß er auf dem Wege sei, und dann unmittelbar vor seiner Ankunft in Calais einen Piloten nach Dünkirchen abgeschickt, um denselben aufzufordern, mit einer Anzahl kleiner Fahrzeuge zu ihm zu stoßen, damit man den Engländern besser begegnen könne, auch Kanonenkugeln von einem gewissen Kaliber, woran er Mangel zu leiden anfing, mitzubringen. Es ist klar, daß er noch von dort aus, wenn er in seinem Sinne unterstützt wurde, den großen Landungsversuch, mit dem er beauftragt war, unternehmen wollte. Allein Alexander von Parma, den die erste Botschaft einige Tage zuvor in Brügge gefunden, war noch gar nicht in Dünkirchen angekommen, als die zweite eintraf: man begann dort nur

eben erst die Vorbereitungen zur Einschiffung; und kaum ließ sich wagen, sie ins Werk zu setzen, da noch immer englische und holländische Kriegsfahrzeuge vor dem Hafen kreuzten.

Man hat von jeher das Nichtzusammentreffen Alexander Farneses mit Medina Sidonia aus persönlichen Beweggründen hergeleitet; in England hat man sogar späterhin gesagt, Königin Elisabeth habe ihm die Hand der Lady Arabella Stuart angetragen, was ihm selber den Weg zum englischen Thron eröffnen könne. Es ist wahr, seine niederländischen Unternehmungen schienen ihm am meisten am Herzen zu liegen; auch Tassis, der ihm nahe stand, bemerkt doch, er habe seine Vorbereitungen mehr aus Gehorsam als mit eigenem Eifer betrieben. Aber die vornehmste Ursache, daß die Dinge nicht zusammengingen, lag in ihrer Natur. Das geographische Verhältnis der spanischen Monarchie zu England hätte zwei verschiedene Angriffe, den einen von der pyrenäischen Halbinsel, den andern von den Niederlanden her, gefordert. Daß man die Streitkräfte so entlegener Landschaften zu einem einzigen Angriff kombinieren wollte, gab dem Unternehmen, besonders bei den unzulänglichen Kommunikationsmitteln der Zeit, eine drückende Unbehilflichkeit. Wind und Wetter hatte man bei dem Entwurf wenig berücksichtigt. Zu beiden Seiten waren mit äußerster Anstrengung ungeheure Kriegsmittel zusammengebracht; sie waren einander jetzt bis auf wenige Seemeilen genähert, — aber vereinigen konnten sie sich nicht. Nun erst kam die volle Überlegenheit zutage, die den Engländern aus ihrer noch korsarenhaften kecken Kriegführung und der Bundesgenossenschaft der Holländer entsprang. Man sah, daß ein rascher Anfall hinreichen würde, um die ganze Kombination zu sprengen: Königin Elisabeth soll die Art und Weise eines solchen selbst angegeben haben.

Die Armada lag, Nachrichten von Alexander Farnese erwartend, noch in der Nacht von Sonntag zu Montag (7. bis 8. August) in ihrer Kriegsordnung vor Anker, als die Engländer einige Brander, an Zahl etwa acht, auf sie losließen. Es waren die schlechtesten Schiffe, die Lord Howard dazu hergab, aber ihr bloßer Anblick brachte einen entscheidenden Erfolg hervor. Medina Sidonia konnte seinen Schiffen die Erlaubnis nicht versagen, die Anker zu lösen, damit ein jedes der drohenden Gefahr ausweichen könnte: er verordnete nur, daß sie hernach ihre bisherige Ordnung wieder einnehmen sollten. Wie so ganz anders aber sah es am andern Morgen aus. Die Flut hatte die Fahrzeuge in einer Richtung, die sie nicht einschlagen wollten, nach dem Lande zu getrieben; nun erst waren ihnen die Angriffe der Engländer verderblich: ein Teil der Schiffe war dienstunfähig geworden: der Befehl des Admirals, in die alte Position zurückzukehren, zeigte sich vollkommen unausführbar. Vielmehr trieben ungünstige Winde die Armada wider ihren Willen die Küste entlang; in

kurzem gaben auch die Engländer die Verfolgung des nicht eigentlich geschlagenen, aber doch flüchtigen Feindes auf und überließen ihn seinem Schicksal. Der Wind trieb die Spanier an die Sandbänke von Seeland: sie hatten einmal ein so geringes Fahrwasser, daß sie zu scheitern fürchteten: einige ihrer Galeonen sind in der Tat den Holländern in die Hände geraten. Zu ihrem Glück setzte der Wind erst in Westsüdwest, dann in Südsüdwest um, aber in den Kanal vermochten sie auch dann nicht wieder zu gelangen, noch hätten sie es gewollt; nur auf dem weitesten Umweg, die Orkaden umfahrend, konnten sie nach Spanien zurückkehren.

Ein verderbenschwangeres Ungewitter hatte sich über England gelagert: es ward zerteilt, ehe es seine Donner entlud. Wie so ganz wahr ist, was eine holländische Denkmünze ausspricht: Der Sturmhauch Gottes hat sie zerstreut!

Philipp II. sah die Armada, von der er gehofft hatte, sie werde die Weltherrschaft in seine Hand bringen, ohne daß sie etwas, das der Mühe wert gewesen wäre, wir sagen nicht ausgerichtet, sondern auch nur versucht hätte, in trümmerhaftem Zustand wieder nach Hause kommen. Er leistete darum nicht auf sein Vorhaben Verzicht. Er sprach davon, daß er sich mit gelenkeren Fahrzeugen versehen und die Gesamtleitung des Unternehmens dem Prinzen von Parma anvertrauen wolle. Die kastilianischen Cortes forderten ihn auf, sich die erlittene Schmach nicht gefallen zu lassen, diese Frau zu züchtigen: das ganze Vermögen und die Kinder des Landes boten sie dazu an. — Auch die Möglichkeiten großer Unternehmungen aber gehören nur einem Momente an: in dem folgenden sind sie schon vorübergegangen.

Zunächst wurden die spanischen Streitkräfte in die Verwickelungen von Frankreich gezogen. Die große katholische Bewegung, die daselbst schon lange gärte, bekam endlich die Oberhand und war ganz dazu angetan, der Oberherrschaft Philipps II. den Weg zu bahnen. Aber Königin Elisabeth hielt dafür, daß der Tag, an welchem Frankreich in dessen Hände falle, der Vorabend ihres eigenen Unterganges sein werde. Auch sie wendete ihre besten Kräfte nach Frankreich, um die Widersacher Philipps II. aufrecht zu halten. Als Heinrich IV., an die äußerste Küste der Normandie zurückgedrängt, beinahe verloren war, ist er durch ihre Hilfe in den Stand gesetzt worden, sich zu behaupten. Bei den Belagerungen der großen Städte, mit denen es ihm noch oft zu mißlingen drohte, haben die englischen Truppen hie und da das Beste getan. In dieser Politik konnte es die Königin nicht irren, daß Heinrich IV. sich genötigt sah, und es mit seinem Gewissen vereinbar fand, zu dem Katholizismus überzutreten. Denn offenbar ward er dadurch um so mehr fähig, ein politisch un-

abhängiges Frankreich herzustellen, und zwar im Gegensatz und Kampf mit Spanien. Auf diesem Gegensatz aber eben beruhte die politische Freiheit und Unabhängigkeit von England selbst. Wie der Wechsel der Religion, so war der Friede, zu welchem Heinrich IV. schritt, der Königin widerwärtig; sie setzte ihren Einfluß gegen den Abschluß desselben ein. Aber da dabei die Spanier die Plätze aufgaben, welche sie an den französischen Küsten innehatten, in deren Besitz sie auch für England gefährlich wurden, so konnte sie doch in der Tat nicht von Grund aus dagegen sein.

Den großen Kämpfen zu Lande gingen wiederholte Angriffe der englischen und holländischen Seemacht zur Seite, von denen es zuweilen schien, als würde dadurch die spanische Monarchie in ihren Grundfesten erschüttert werden. Elisabeth hat einen Versuch gemacht, Don Antonio auf den Thron zurückzuführen, von dem ihn Philipp II. verdrängt hatte. Aber noch waren die Gemüter der Portugiesen selbst für einen Abfall bei weitem nicht hinreichend vorbereitet: das Unternehmen scheiterte in den Vorstädten von Lissabon. Auf das lebendigste beschäftigte dieser Krieg die Engländer. Das Parlament verstand sich zu immer reichlicheren Bewilligungen: von zwei Funfzehnten und einer einfachen Subsidie (ungefähr 30 000 Pfund), welche es zu gewähren pflegte, stieg es 1593 zu drei Subsidien und sechs Funfzehnten auf; — freudig rüsteten die Städte auf ihre eigenen Kosten, und man fand Leute genug, um die Schiffe zu bemannen: die nationale Tatkraft nahm ihre Richtung auf die See. Auch ist den Engländern einiges gelungen. In dem Hafen von Corunna haben sie die dort aufgehäuften Vorräte, die wahrscheinlich zu einer Erneuerung der Expedition dienen sollten, vernichtet. Einst ist der Hafen von Kadiz eingenommen und die Stadt selbst besetzt worden: mehr als einmal hat man Westindien aufgeschreckt und gefährdet. Mit alledem war noch nichts eigentlich Entscheidendes geschehen: die spanische Monarchie behauptete ein unzweifelhaftes Übergewicht in Europa und den ausschließenden Besitz der andern Hemisphäre: sie bildete die große Macht der Epoche. Aber ihr gegenüber nahm nun auch England eine gewaltige und furchtbare Stellung ein.

Auf die Niederlande übten die französischen Ereignisse eine große Rückwirkung aus; unter ihrem Einfluß wurde die Wiedereroberung der vereinigten Provinzen den Spaniern unmöglich. Auch zu den Siegen, durch welche Prinz Moritz von Oranien denselben feste Grenzen gab, trug Elisabeth mächtig bei. Dadurch konnte nicht verhindert werden, daß nicht in den belgischen Provinzen eine auch ihrerseits starke katholische Regierung entstanden wäre: und wenn diese zunächst von Spanien abgesondert wurde, so entging der Königin nicht, daß das nicht immer dauern würde: sie scheint die Bestrebungen geahnt zu haben, die später

in diesen Landschaften ihren Mittelpunkt finden sollten. Wie dem aber auch immer sei, der prinzipielle Gegensatz der katholischen von dem Haus Österreich-Spanien fortwährend beherrschten und der protestantischen Niederlande, in denen sich die Republik behauptete, und der zwischen beiden fortdauernde Krieg verschaffte der Königin die Sicherheit für England, um derentwillen sie mit Spanien gebrochen hatte. Die Absichten Burleighs waren im allgemeinen erreicht worden.

Staatsschulden und Bank von England. — Feldzug von 1694

Vor einiger Zeit, als man noch die Hilfsquellen Frankreichs für unerschöpflich hielt und Bedenken trug, einen Krieg zu beginnen, dessen Dauer sich nicht absehen lasse, hatte Wilhelm III. dem Kurfürsten von Brandenburg die Überzeugung ausgesprochen, daß Frankreich den Krieg nicht länger als ein paar Jahre aushalten könne; wenn man diese überdauere, werde es genötigt sein, auf Frieden zu denken.

In dem Antagonismus der großen, um die Weltherrschaft kämpfenden Mächte kann es nicht allein auf Waffenfertigkeit und die Stärke der Armeen, die man ins Feld führt, ankommen; es ist zugleich ein Wettkampf der innern Gesamtkraft der einen mit der andern, ihrer Entwickelungs- und Leistungsfähigkeit. Frankreich hatte sich mächtiger erwiesen als die spanische Monarchie: ob es aber mächtiger sein würde als England, von welcher Macht auch die Verbündeten derselben größtenteils ihren Impuls empfingen, das mußte sich nun entscheiden.

Da alles auf den Heeren, die im Felde, und den Flotten, die in See erscheinen, beruht, so ist die Frage vor allen Dingen eine finanzielle, eine Frage der praktischen Staatswirtschaft.

Durch die rücksichtslose, aber sehr wohl berechnete Strenge, mit welcher Colbert das französische Einkommen dem Privateigennutz entriß, hatte er dem König Ludwig bis auf einen gewissen Grad freie Hand verschafft, um in die europäischen Angelegenheiten nach Gutdünken einzugreifen; aber da die Erträge des Systems nicht allein ihre sehr bestimmten Grenzen hatten, sondern auf blühende Manufakturen und steigenden Handel begründet waren, so mußten Kriege von langer Dauer vermieden werden. Wie der Devolutionskrieg, so war auch der Krieg gegen Holland im Jahre 1672 und selbst der Angriff auf Deutschland im Jahre 1688 auf eine raschere Durchführung berechnet. Schon die lange Dauer des holländischen hatte das System, noch bei Lebzeiten Colberts, in Unordnung gebracht. Man hatte auf die von ihm längst verworfenen fiskalischen Maßregeln zurückgreifen und Anleihen zu hohen Zinsen aufnehmen müssen. Seitdem war durch die Gewaltsamkeit der Truppen, die das Land durchzogen, der Ertrag der vornehmsten Auflage, der Taille, geschmälert

worden: durch die Verfolgung und erzwungene Flucht der Reformierten hatten Handel und Gewerbe die empfindlichsten Nachteile erlitten. Die feindlichen Mächte schlossen jetzt die französische Produktion aus: der Seekrieg führte unvorhergesehene Verluste ohne Zahl herbei. Von dem Ausfall unterrichtet, der hierdurch in den Finanzen entstand, konnte Wilhelm III. jene Behauptung wagen, daß man nur ein paar Jahre aushalten müsse, um die Übermacht Frankreichs erschüttert zu sehen. Der Kriegführung selbst wurden von finanziellen Rücksichten Schranken vorgezeichnet; aber auch so reichten die Hilfsquellen für das Bedürfnis nicht zu. Noch war an eine durchgreifende, allumfassende Staatswirtschaft in Frankreich nicht zu denken. Der Adel genoß seine alten Exemtionen; Provinzialstände, Geistlichkeit und Städte glaubten alles, was man von ihnen erwarten könne, zu tun, wenn sie sich zu Donativen verstanden. Das Übel des Ämterverkaufs, das zugleich eine Auflage auf das Volk in sich schloß, hatte nicht abgestellt werden können: man mußte es aus Not wieder vergrößern. Die Renten des Hotel de Ville verloren zusehends; die Steuern, auf welche man neue Anleihen gründen wollte, konnten nicht aufgebracht und demgemäß diese selbst nicht ausgeführt werden. Es folgte, daß die Truppen nicht mehr regelmäßig bezahlt wurden. Gegen Ende des Jahres 1693 vernehmen wir die Klage aus Piemont, daß die Armee sechs Monate lang ihre Bedürfnisse habe erborgen müssen.

Wollte man nun England in finanzieller Beziehung im allgemeinen mit Frankreich vergleichen, so fällt zuerst in die Augen, daß das Parlament, von dem die Festsetzung der Geldleistungen abhing, absoluter war als der absolute König. Von hoher Bedeutung ist die sonst beinahe übersehene Tatsache, daß der anglikanische Klerus sein Recht, sich selbst zu besteuern, aufgegeben hatte. Es war 1665, in den Zeiten des ersten Krieges gegen Holland, geschehen. Eine mündliche Übereinkunft zwischen Erzbischof Sheldon und Lord Clarendon hatte die Sache eingeleitet; in der darauf bezüglichen Parlamentsakte ist das Recht des Klerus zwar noch vorbehalten worden; er hat es aber niemals wieder zur Geltung zu bringen versucht. Man hat mit Recht bemerkt, darin liege die größte Veränderung der Verfassung, die jemals ohne ausdrückliches Gesetz durchgegangen sei. Die Idee der Reformation war dadurch erst vollkommen ausgeführt worden. So hatte das Parlament auch keine Exemtionen des Adels zu berücksichtigen. Das Parlament konnte — und auch darum war die Prüfung der Vorschläge wesentlich — die Leistungen nach dem Bedürfnis bestimmen: nicht etwa die Leistungsfähigkeit zum Maßstabe dessen nehmen, was man ausführen könne.

Doch trat auch dabei eine Rücksicht von großer Bedeutung ein. Niemand durfte sich den Beschlüssen des Parlaments entgegensetzen: aber man mußte

sich doch hüten, in den Steuerpflichtigen Antipathien zu erwecken, welche den innern Hader hätten aufregen können. Der immer wachsende Druck, der auf die Bevölkerung gewälzt wurde, bildete eins der vornehmsten Argumente der Anhänger Jakobs II. wider Wilhelm III.

Und gewiß, es wäre auf die Länge unmöglich gewesen, den gesamten Bedarf des Krieges durch direkte Auflagen zu decken.

Schon im Jahre 1690 fühlte man, daß es notwendig sei, zu Anleihen zu schreiten. Darauf beruhte es, wenn ein Teil des für die Zivilliste bestimmten Einkommens dem König Wilhelm nur auf einige Jahre gewährleistet wurde. Es war zur Begründung einer Anleihe bestimmt, welche leichter kontrahiert werden konnte, wenn ihre Abzahlung sich in wenigen Jahren voraussehen ließ.

Im Jahre 1692 ging man einen Schritt weiter. Wie man hierbei überhaupt das Muster von Holland vor Augen hatte, so schritt man demgemäß zur Errichtung einer Leibrentenbank, von der man erwartete, sie werde eine Million für den öffentlichen Dienst einbringen. Zur Begründung derselben wurde eine neue Steuer auf Bier und einige andere Getränke bewilligt, deren Erträge von den Einnehmern beiseitegelegt, wöchentlich in die Schatzkammer gebracht und hier besonders verrechnet werden sollten. Die Einrichtung wurde in einer Weise getroffen, daß die Sicherheit durch keinen neuen Umsturz der Regierung gefährdet werden könne.

Die Anleihe war aber bei weitem nicht vollständig untergebracht worden; worauf es zum Teil beruht, daß noch eine so große Summe von Rückständen zu decken blieb. Aber im Jahre 1693 war eine noch viel größere Lücke in dem Bedarf auszufüllen. Man erneuerte die Landtaxe zu vier Schilling vom Pfund und suchte das ungeschmälerte Eingehen derselben dadurch zu sichern, daß die Einschätzungskommission durch einen neuen Eid verpflichtet wurde, sich dabei keine Begünstigung irgendeiner Art zuschulden kommen zu lassen, eine Vorkehrung, welche in der Erfahrung der letzten Jahre ihren Grund hatte. Bei anderen Auflagen war ein noch größerer Ausfall zu besorgen. Mehr als je war man zu dem Beschluß gedrängt, von einem unmittelbaren Aufbringen des Bedarfs abzusehen und zu neuen Anleihen, welche diesmal mehr als zwei Millionen betragen sollten, zu schreiten.

Mannigfaltige Erwägung kostete es schon, die Auflagen ausfindig zu machen, durch welche die regelmäßige Verzinsung sicherzustellen war.

Die Menschen fürchteten jeden Schritt weiter zu einer allgemeinen Akzise, über deren Druck man aus Holland laute Klagen hörte. Ein paar Auflagen waren jetzt in Vorschlag, die auf das tiefste in das Manufakturwesen eingriffen, — auf Leder und Seife. Um mit voller Kenntnis der Sache

darüber beraten zu können, wurden die zufällig abwesenden Mitglieder herbeibeschieden und erschienen mit wenigen und nur gut gerechtfertigten Ausnahmen. Nach langen Debatten, in denen Edward Seymour durch eine sehr pathetische Rede zur Verteidigung der altenglischen Freiheit gegen den Druck der Akzise hervorleuchtete, wurden die vorgeschlagenen Auflagen verworfen.

Nochmals war zur Deckung einer Million eine Lotterie beschlossen und zur Begründung derselben eine Auflage auf Salz vorgeschlagen worden: diese war so mäßig und erträglich, daß sie angenommen wurde. Aber sie reichte bei weitem nicht hin. Man brauchte 120 000 Pfund, um die weiter für den Bedarf unentbehrlichen Anleihen zu begründen. Gar manches kam dafür in Vorschlag, ein neuer Weinimpost oder die Herstellung der von Wilhelm III. abgeschafften Herd- und Schornsteinsteuer; aber man fürchtete damit populares Mißvergnügen aufzuregen. Man blieb zuletzt bei einer Stempelsteuer und einer Auflage auf Mietskutschen stehen, welche doch nur die Wohlhabenderen in bestimmten Fällen trafen, nicht die Population im allgemeinen.

Bei aller Fürsorge, die man nach der altherkömmlichen Weise trug, die Zinsen jeder Anleihe, die zugleich sehr hoch, in der Regel auf acht Prozent normiert wurden, besonders zu fundieren, und wiewohl es in dem reichen England an Geld nicht fehlte, war es doch nicht leicht, dies herbeizuziehen.

Die ersten Anleihen unter Wilhelm III. hatten anfangs sehr geringen Sukzeß. In der Hauptstadt haben sich die Magistrate mehr ehrenhalber als aus Wahl zur Annahme wenigstens eines Teiles verstanden. Aber wenn sie ihre Quittungen, die Rezepisses, welche einen Anspruch auf Rückzahlung in sich hielten, an die Börse brachten, so zeigte sich erst, wie wenig Vertrauen die Regierung noch genoß. Sie konnten kaum um die Hälfte des Betrages negoziiert werden.

Die französischen Refugiés haben immer das Verdienst in Anspruch genommen, diesen Anleihen zuerst Kredit verschafft zu haben. Es wirkte zusammen, daß sie mit ihrem ganzen Dasein und allen ihren Hoffnungen auf die Erhaltung des durch Wilhelm III. gegründeten englischen Staates angewiesen waren, und daß sie Geld besaßen, welches sie unterzubringen wünschten. Mit 100 Pfund konnte man sich, da der Kurs auf 50 Prozent, selbst zuweilen auf 45 gefallen war, 16 Pfund Zinsen sichern. Sie kauften die ausgebotenen Rezepisses um diesen Preis und erweckten dadurch wenigstens einige Nachfolge bei den Engländern.

Bemerkenswert fürwahr, daß der große Impuls, der aus dem Gegensatz der Religion entsprang, und der Haß der Refugiés gegen Ludwig XIV. auch bei diesen finanziellen Maßregeln einwirkten. So hatten vor einigen

Jahren die von den Refugiés mitgebrachten Kapitalien dem Geldverkehr in Amsterdam und Rotterdam einen besonderen Aufschwung gegeben.

Für England war es, wie erwähnt, aus verwandten Gründen notwendig, die Kriegskosten zum Teil durch Anleihen aufzubringen, und diese auf die mindest fühlbaren Auflagen zu basieren, weil ein sehr schwerer unmittelbarer Druck den Jakobiten und Katholiken Anlaß gegeben hätte, eine ungünstige Einwirkung auf die Nation auszuüben.

Der Unterbringung der Anleihen standen jedoch Schwierigkeiten im Wege, die noch auf eine ganz andere Weise gehoben werden mußten.

Noch immer war der große Verlust unvergessen, welchen die Privatleute durch die Schließung der Schatzkammer unter Karl II. erlitten hatten; die damals verlorengegangenen Kapitalien waren zuletzt nicht einmal mehr verzinst worden. Wir vernehmen, daß die Bankiers der Zeit, die Goldsmiths, um so mehr an Kredit verloren, je mehr sie mit der Regierung zu schaffen hatten. Nur dann vertraute ihnen das Publikum sein Geld an, wenn das nicht der Fall war. Die Geschäfte derselben waren so umfassend, daß sie sechs Prozent zahlen konnten, wenn man ihnen das hinterlegte Kapital auf mehr als ein Jahr in den Händen ließ. Das Publikum zog ein solches Geschäft der Teilnahme an den Staatsanleihen auch deshalb vor, weil da niemand gehindert wurde, das Geld, wenn er dessen bedurfte, zurückzufordern, während der Staat sich vorbehielt, es entweder in bestimmten Jahren, oder auch nach Belieben abzuzahlen.

Aus dem Wunsche nun, eine bereits in Aussicht genommene Staatsanleihe von 1 200 000 Pfund zu decken und dabei zugleich dem Publikum in den Bedürfnissen des Privatverkehrs gerecht zu werden, ist die Bank von England entsprungen. Eine Gesellschaft bildete sich, um die Anleihe zu übernehmen; dafür erhielt sie das Recht, eine Bank für die Vermittelung des Privatverkehrs zu errichten.

Vorlängst war von dem Bedürfnis einer Bank für den englischen Handel die Rede, wie eine solche nach venezianischem Vorbild damals in Amsterdam in voller Wirksamkeit bestand. Man hat in Holland sagen hören: solange nicht eine solche errichtet sei, was sich bei den Irrungen in England kaum erwarten lasse, werde der holländische Handel das Übergewicht über den englischen behaupten. Unter denen, welche sich mit Plänen, eine englische Bank zustande zu bringen, beschäftigten, machte sich besonders der Schotte Wilhelm Paterson bemerklich, ein Mann, der sich viel in der Welt umgesehen und noch manches andere umfassende Projekt für neue Handelsunternehmungen im Kopf hatte; damals nahm er sein Muster weniger von Amsterdam und Venedig als von Genua, wo die Bank von St. Giorgio, was bei den andern nicht der Fall war, den Geldverkehr durch Zettel auf den Betrag des eingelegten

Kapitals, welche Umlauf hatten, erleichterte. Die Bank oder vielmehr das Amt von St. Giorgio erhielt sich durch seinen Reichtum und seine Besitzungen im allgemeinen Kredit; es verwaltete zugleich die Einkünfte und Ausgaben der Republik. So weit wollte man es nun in England nicht kommen lassen. Man fürchtete nicht so sehr, daß die Bank nicht zustande kommen, als im Gegenteil, daß sie zu stark und einflußreich werden möchte. Das Parlament wollte der Regierung, der Paterson seinen Entwurf schon vor einigen Jahren mitgeteilt, und die damals viel Neigung gezeigt hatte, darauf einzugehen, nicht Gelegenheit geben, das ganze bare Vermögen der Nation in ihre Hand zu bringen. Die Regierung ihrerseits trug Bedenken, ein Institut von so großer Bedeutung für den Staat ins Leben treten zu lassen, ohne es in Abhängigkeit zu halten. Innerhalb des Parlaments aber standen das Interesse des Landeigentums, welches torystisch, und das merkantile, welches whiggistisch war, einander entgegen; keine Partei gönnte der andern den Zuwachs an Macht, der ihr durch die neue Bank zufallen würde. Auch die Verhältnisse der Ostindischen Kompagnie wirkten darauf ein; Paterson war einer ihrer eifrigsten Gegner: die geldmächtigen Kaufleute, mit denen er in Verbindung stand, galten als die Nebenbuhler derselben.

Allein eine andere Auskunft, um zu der Summe von 1 200 000 Pfund zu gelangen, welche für die Vorkehrungen zur Verteidigung des Landes unbedingt erforderlich war, gab es nicht; vor der Notwendigkeit, welche in den großen Verhältnissen lag, schwiegen zunächst die Parteirücksichten.

Ein Komitee, an dessen Spitze Thomas Littleton stand, hat die Bill vorbereitet, in welcher die Bewilligung eines Aufschlages zum Tonnengeld und anderen Auflagen als Fonds für eine durch Subskription zusammenzubringende Anleihe mit der Erhebung der Unterschreibenden zu einer Korporation verbunden wurde, die den Titel: Bank von England führen sollte. Auf eine willkürliche Rückzahlung des Kapitals leistete man von vornherein Verzicht: man setzte fest, daß eine solche erst im Jahre 1705 eintreten könne, in welchem Falle auch die Gesellschaft aufhören würde. Diese machte sich anheischig, keine andere Anleihe zu übernehmen außer auf den Grund parlamentarischer Fonds.

Die Bill, auf deren Durchführung besonders Charles Montague, früher Schüler, dann Förderer und Gönner Isaak Newtons — ein durch Beschäftigung mit der Literatur und Wissenschaft vorgebildetes und jetzt rasch emporkommendes, zugleich parlamentarisches und administratives Talent — Einfluß ausübte, wurde in dem Unterhause, nachdem sie noch im letzten Augenblick mancherlei Amendements erfahren hatte, am 18. April 1694 angenommen; der Tag mag als der der eigentlichen Gründung der englischen Bank betrachtet werden.

Einen schweren Stand hatte die Sache noch im Oberhause.

Die Lord Rochester, Halifax, Nottingham begegneten der Bill mit einem wohlüberlegten Widerstand. Sie behaupteten, die Errichtung der Bank gereiche weder zum Vorteil der Regierung, aus dem schon berührten Grunde, noch zum Vorteil des Handels, denn die meisten würden ihr Geld lieber in der Bank mit Sicherheit anlegen, als in Handelsunternehmungen auf das Spiel setzen wollen; sie sei gegen das Interesse der Landeigentümer. Denn die Leichtigkeit, Geld in die Bank zu bringen und daraus zurückzuerhalten, werde es um so schwerer machen, ein Darlehn auf Hypotheken aufzunehmen; die Ländereien würden sich nicht mehr verkaufen lassen. Die Minister setzten dieser Argumentation weniger Gründe entgegen — Männer, wie Caermarthen, mochten ihr vielmehr beistimmen —, als die Erinnerung an die unbedingte Notwendigkeit der Anleihe für die Regierung, denn der Krieg würde sonst nicht mit Nachdruck geführt werden können; sie wollten auch von keinem Aufschub hören, weil die Abreise des Königs nach Holland nicht verzögert werden dürfe; alle Freunde der Regierung waren zur Abstimmung herbeibeschieden. Am 25. April wurde die Bill mit einer Mehrheit von zwölf Stimmen auch im Oberhause genehmigt.

So wurde im Widerstreit der Parteien und Interessen, im Gedränge des Moments, ein Institut gegründet, das zwar manches schwere Probejahr zu bestehen hatte, das aber im Laufe der Zeit das Zentrum des Geldverkehrs von London und England, vielleicht der Welt geworden ist. Man hatte gemeint, daß Banken in großem Stil nur in Republiken möglich seien. Es zeigte sich doch, daß die parlamentarische Verfassung, aus der die englische Bank hervorgegangen und an die sie ausdrücklich geknüpft war, indem ihre Operationen auf die parlamentarischen Fonds beschränkt wurden, eine gleiche Sicherheit gewährte. Und andererseits war die Bank der Administration sehr willkommen: denn sie verschaffte ihr, wie von Anfang, so noch vielmehr in späteren Zeiten die Möglichkeit, die ihr bewilligten Geldsummen im Augenblick des Bedürfnisses unmittelbar flüssig zu machen. Hätte die Regierung auch die Macht dazu besessen, so würde es doch ihr Vorteil nicht gewesen sein, die Bank wieder aufzuheben. Diese wurde vielmehr ihr großer Geschäftsführer für Auflagen und Anleihen. Überdies bemerkte man gleich damals, wie sehr es zur Befestigung der durch die Revolution geschaffenen Ordnung der Dinge diene, daß die Beteiligung an den Anleihen eine möglichst allgemeine wurde: in demselben Maß wuchs die Zahl ihrer Anhänger: die Gläubiger des Staates, nach dem damaligen System, wurden schon durch ihre persönlichen Interessen angetrieben, dies aufrechtzuhalten; ein Umsturz würde sie zunächst selbst betroffen haben.

Denselben Charakter hatten auch die beiden anderen Anleihen, zu denen man sich damals entschloß: eine Million sollte durch Annuitäten in Form einer Lotterie und 300 000 Pfund durch ein Leibrentengeschäft aufkommen. Die neue Bank übernahm 1 200 000 Pfund; dafür wurden ihr von dem Ertrag der neuen Auflage 100 000 Pfund, wovon 96 000 für die Zinsen zu acht Prozent, bewilligt. Der ursprüngliche Plan war, die Operation mit 200 000 Pfund zu beginnen, welche die Unternehmer einzuzahlen hatten: und das übrige durch Bills, welche in Umlauf gesetzt werden konnten, aufzubringen; diese sollten sechs Prozent tragen. Man berechnete, daß die Bank, wenn sie ihren Fonds in Umlauf setze, ohne davon mehr als ein Vierteil liegen zu haben, sie 900 000 Pfund unter die Nation bringe, — ein unschätzbarer Vorteil für den Kredit und den Verkehr. Die Subskriptionen und dann die Zahlungen der subskribierten Summen erfolgten unverzüglich.

Diese finanziellen Vorkehrungen aber gehörten dazu, um den Krieg mit einigem Erfolg zu führen.

Wilhelm wurde instand gesetzt, in den Niederlanden eine Armee ins Feld zu stellen, welche stärker war als alle bisherigen. Man berechnet sie auf 31 800 Mann zu Pferde, eingeschlossen die Dragoner, welche ein Korps bildeten, wie man es noch nie gesehen zu haben sich erinnerte, und auf 58 000 Mann zu Fuß. Alle die vornehmsten Heerführer, welche bisher an den Kriegen im westlichen Europa teilgenommen hatten, und ihre Truppen waren um ihn geschart. Die französische Armee, bei der diesmal nicht der König, aber der Dauphin erschien, war nicht viel geringer; sie wurde nochmals von Marschall Luxemburg geführt.

Die beiden Heere standen einander ein paar Monate lang in zwei Feldlagern gegenüber, ohne daß ein Teil den andern zum Kampfe herausgefordert hätte. Der Grundsatz der Franzosen, daß eine verlorene Schlacht bei weitem mehr schaden als eine gewonnene nützen könne, war jetzt auch in England angenommen: die englischen Minister bringen ihn dem König in Erinnerung. Für die militärische Kunst ist der Feldzug durch die Geschicklichkeit, mit der man einander verfolgte oder vermied, bemerkenswert; der Erfolg aber beschränkte sich darauf, daß die Verbündeten das unbedeutende Huy wieder eroberten. Im vorigen Feldzug hatte sich Wilhelm III. glücklich gepriesen, daß er ohne Nachteil davongekommen war. In diesem waren die Franzosen stolz darauf, daß sie ihre Linien einem überlegenen Feinde gegenüber behaupteten.

Auch an der Seeküste gelang es den Franzosen, den schwersten und gefährlichsten Angriff zurückzuweisen. Sie waren unterrichtet, daß sich die Engländer gegen Brest wenden würden; Vauban war dahin geeilt, um die Verteidigung zu organisieren, womit es ihm auf das beste

gelang. Als die Engländer von der Bai Camaret — denn zunächst sollte das Fort dieses Namens eingenommen werden — an die Küste traten, wurden sie von ein paar ihnen unbemerkt gebliebenen Batterien begrüßt, die so wohl aufgestellt waren, daß jeder Schuß traf, und die Kartätschen beinahe einen jeden verwundeten, der sich an die Küste gewagt hatte.

Von diesem Mißgeschick wurde auch der tapfere Anführer Talmash erreicht, der bald darauf seinen Wunden erlag. Die englische Flotte, welche gekommen war, um Brest zu bombardieren, wurde selbst von Brest aus bombardiert.

Wenngleich ihr aber dieser große Anfall mißlang, so beherrschte sie doch die englisch-französische See; sie hielt die nördliche Küste von Frankreich gleichsam im Belagerungszustand. Von Brest wendete sie sich gegen Dieppe, das sie fast ganz in Asche legte, Havre, St. Molo, Calais, Dünkirchen. Auch dies war für die Kriegführung von großem Wert. König Wilhelm bemerkt, wenn die Küste nicht alamiert würde, so würde alles dort zur Verteidigung aufgestellte Kriegsvolk sich in die Niederlande werfen. Aus diesem Grunde hielt er darüber, daß die Schiffe immer mit Landungstruppen bemannt waren.

Der wichtigste Erfolg des maritimen Krieges aber lag noch auf einer andern Seite.

Im Mai 1694 drang Noailles in Katalonien ein, unterstützt von Tourville, der mit seiner Flotte in der Bai von Rosas vor Anker ging; beim Überschreiten des Ter brachte er den Spaniern eine Niederlage bei, durch welche sie unfähig wurden, sich im Felde zu behaupten. Aber auch ihre festen Plätze zu verteidigen waren sie nicht mehr imstande. Zuerst fiel Palamos, bald darauf auch Girona, das bisher für unüberwindlich gegolten hatte, in die Hände der Franzosen. Was in den Niederlanden schon längst in die Augen gefallen, trat nun auch in Spanien zutage; die große Monarchie war nicht mehr fähig, sich ohne fremde Hilfe zu behaupten. Von unschätzbarem Wert wurde es dann für sie, mit den Seemächten verbunden zu sein. Von holländischen und einigen spanischen Fahrzeugen verstärkt, erschien Admiral Russel im Mittelmeer. Er machte es den Franzosen unmöglich, Barcelona zu nehmen, woran die Spanier allein sie nicht würden haben verhindern können. Die Nähe der englischen Flotte trug dann am meisten dazu bei, den Herzog von Savoyen bei der Konföderation festzuhalten.

In Deutschland hatte damals die Erhebung des Hauses Hannover zur kurfürstlichen Würde die widerwärtigsten Irrungen veranlaßt. Eine Anzahl deutscher Fürsten, an deren Spitze der König von Dänemark als deutscher Reichsfürst trat, neigte sich, über diese Bevorzugung entrüstet, wenn nicht zu einem Bunde mit Frankreich, doch zur Neutralität im

Kriege, so daß die Franzosen nun doch die Hoffnung faßten, zu einem Friedensschluß in ihrem Sinne zu gelangen. Man hat keine Vorstellung davon und es ließe sich an dieser Stelle nicht ausführen, welch eine ununterbrochene Aufmerksamkeit König Wilhelm, mit Heinsius vereinigt, den deutschen und den nordischen Höfen zugewendet hat, um diese Mißhelligkeiten nicht auf den großen Krieg zurückwirken zu lassen. Gehörte doch der Führer der deutschen Streitkräfte in diesem Krieg, Markgraf Ludwig von Baden, selbst zu den Mißvergnügten. Aber mit dem Einfluß des Kaisers und der Seemächte wirkte noch einmal die große Sache des Reiches, für welche alle noch ein lebendiges Gefühl hatten, zusammen. Einer der eifrigsten Opponenten, der Herzog von Wolfenbüttel, wurde doch bewogen, seine Truppen zu dem Prinzen von Baden stoßen zu lassen. Von vieler Bedeutung war, daß auch Sachsen der großen Allianz beitrat und seine Truppen nach dem Oberrhein vorrücken ließ. Als die Franzosen im Juni 1694 den Rhein überschritten, in der Hoffnung, wie sie mit altgallischem Übermut rühmten, ihre Schwerter bald an der Donau zu schwingen, fanden sie den Prinzen von Baden so gut gerüstet in einer festen Stellung bei Wisloch, daß sie ihn nicht anzugreifen wagten. Sie waren nicht so gut geführt wie früher, noch auch sonst so gut in Ordnung. Auch hier bemerkte man, daß die finanziellen Erträge nicht mehr hinreichten. Der Soldat, der nicht regelmäßig bezahlt wurde, hielt keine Manneszucht mehr.

Das Resultat ist: noch immer war von den beiden Mächten keine der andern eigentlich überlegen; aber die französische ward auf allen Punkten durch die Waffen und den Einfluß Wilhelms III. in Zaum gehalten und in ihre Schranken gebannt.

Die Umwandlung der europäischen Politik im Jahre 1701

Bis in das Spätjahr 1700 beherrschte das Einverständnis zwischen Frankreich und England oder vielmehr den beiden Königen, dem der Legitimität und des Katholizismus und dem des Protestantismus und der englischen Revolution, die Welt. Über ihren großen, nicht zu beseitigenden Differenzen schwebte das Bedürfnis des Friedens und der Wunsch, ihn zu erhalten.

Auch dafür bildeten die inneren Zerwürfnisse von England ein wesentliches Moment. Der französische Botschafter hat Ludwig XIV. öfter die Überzeugung ausgesprochen, wie nun einmal die Sache liege, sei Wilhelm der beste König in England, den sich Frankreich wünschen könne. Denn er habe kein Recht der Geburt auf den Thron; er sei nicht allein ein Fremder im Reiche, sondern durch die Vorliebe für die Holländer, mit denen er alle wichtigen Geschäfte abmache, den Engländern, deren Interesse dem holländischen entgegenlaufe, widerwärtig. In König Ludwig ist wohl einmal der Gedanke erwacht, daß Wilhelm der inneren Konflikte halber ebensogut dahin zu bringen sein werde, sich an ihn anzulehnen, wie seine Vorgänger aus dem Hause Stuart. So weit ging Tallard nicht, der Personen und Dinge in der Nähe sah. Es schien ihm eine genügende Grundlage für die Politik, daß Wilhelm durch die englischen Zustände in die Notwendigkeit versetzt sei, mit Frankreich in gutem Vernehmen zu stehen. Denn der in England ohnmächtige König habe doch eine so große Autorität in Holland und bei den deutschen Fürsten, daß man der Annahme jeder mit ihm getroffenen Stipulation sicher sein könne. Er warnte seinen Herrn nur davor, etwas zu unternehmen, was die englische Nation gegen die französische aufreizen würde; denn sonst könne sie doch wieder den militärischen Anmutungen Wilhelms, denen sie jetzt widerstrebe, Gehör geben.

Ludwig XIV. war von dem kundigen Berichterstatter gewarnt; als der Fall eintrat, der diesem dabei vorschwebte und den er deutlich bezeichnet hatte, hat der König doch eben das getan, wogegen er gewarnt worden war, und zwar mit vollem Vorbedacht, in einem Gefühl seiner allgemeinen

Lage und in der Meinung, daß die englische Nation darum doch nicht mit ihm brechen werde.

Die Voraussetzung bei den Teilungsverträgen war allezeit, daß das Interesse des Hauses Österreich in Spanien stark vertreten sein und von der dortigen Regierung selbst behauptet werden würde. Wir erörtern hier nicht, wie es kam, daß sich das doch in der Tat nicht so verhielt. Das wichtigste Moment ist ohne Zweifel, daß das alte spanische Staatsrecht das Erbrecht der Frauen anerkannte; die Verzichtleistungen der Töchter erschienen den spanischen Rechtsgelehrten und der Nation ungültig: dasselbe Recht, durch welches das Haus Österreich auf den spanischen Thron gekommen war, stand ihm jetzt entgegen und entschied für den Anspruch des Dauphin von Frankreich und seiner Söhne.

Gegen eine Teilung aber, wie sie von den Mächten im Gegensatz gegen Österreich beabsichtigt worden, erhob sich das Selbstgefühl der Nation — vor allem der Stolz der Kastilianer, welche den Rang, den sie eingenommen hatten, noch immer zu behaupten gedachten — und das religiöse Gefühl. Man wollte nicht so viele rechtgläubige Provinzen dem Einfluß der Protestanten eröffnen. Papst Innozenz XII. ist darüber zu Rate gezogen worden und hat sich in diesem Sinne erklärt. Für den Römischen Stuhl lag ein Moment darin, daß der mächtige Fürst, der seine den geistlichen Prärogativen entgegengesetzte Haltung, durch die er früher mit ihm zerfallen war, wieder aufgegeben hatte, von der Verbindung mit den Seemächten losgerissen und ausschließend an das Interesse der katholischen Kirche geknüpft werden möchte.

Als nun der König von Spanien starb und sein Testament eröffnet wurde, in welchem der jüngere Sohn des Dauphin — denn die Spanier wünschten keine Vereinigung mit Frankreich, sie dachten vielmehr selbständig zu bleiben — zur Nachfolge in Spanien berufen ward: sollte Ludwig XIV. dies Testament annehmen oder nicht?

Es war eine Lebensfrage auch für Frankreich. Denn in den Teilungsverträgen war ihm eine so große Machterweiterung zugestanden, daß Ludwig XIV. auf dem Kontinent die entscheidende Rolle, nach der sein Ehrgeiz strebte, wahrscheinlich zugefallen wäre. Aber auf der andern Seite fiel in die Wagschale, daß es die Erfüllung des vornehmsten Gedankens der Politik war, die er von Mazarin überkommen und immer beobachtet hatte, daß Frankreich durch die Abhängigkeit der spanischen Monarchie von seinen Ratschlägen einen Zuwachs an Macht bekam, der durch nichts anderes aufgewogen werden konnte; endlich das große religiöse Interesse. Es entsprach seiner Gesinnung und Natur, daß er den Entschluß faßte, das Testament anzunehmen.

England hielt er in diesem Augenblick auch deshalb nicht für gefährlich,

weil Wilhelm Niederlage auf Niederlage im Parlament erlitten hatte, und dieses eine vollkommen friedliche Gesinnung hegte.

Wie oft hat ihm Tallard geschrieben, Wilhelm sei so verhaßt in England, daß sich die Nation noch immer für Jakob II. erklären könnte! Für die Teilungsverträge werde gewiß kein Mensch die Hand erheben.

Dem König Ludwig schien es möglich, noch alle die dynastischen und religiösen Absichten zu erreichen, mit denen er sich jemals getragen hatte.

Wilhelm III. war eben damit beschäftigt, die erwähnten ministeriellen und parlamentarischen Kombinationen durchzuführen, bei welchen die Erhaltung des Friedens vorausgesetzt wurde, als er die Nachricht von dem spanischen Testament und dessen Annahme empfing. Die Meldung brachte ihn nicht aus seiner gewohnten Fassung; er sagte nur, er hätte nicht geglaubt, daß man geschlossene Traktate brechen werde, eben in dem Augenblick, als sie zur Anwendung kommen sollten. So vor den Menschen. Aber in seiner Seele ist das Bewußtsein seiner ursprünglichen Feindseligkeit gegen Ludwig XIV. sofort erwacht. In seinen Briefen an Heinsius drückt er das äußerste Erstaunen aus — denn in der Tat hatte er das nicht erwartet und noch zuletzt die Hoffnung festgehalten, Österreich zum Beitritt zu vermögen — und zugleich eine Art von Beschämung, daß er sich in den Augen von Europa habe betrügen lassen. Wie habe er vergessen können, daß die französische Regierung sich niemals durch ihr Wort gebunden achte? „Wenn ich meinem eigenen Antrieb folgen dürfte," sagte er, „so würde ich alle europäischen Höfe auffordern, sich energisch entgegenzusetzen. Aber ich erlebe die Demütigung, daß ich nicht mit gutem Beispiel vorangehen könnte!"

In seinem ersten Eifer meinte Wilhelm III., daß es möglich sein würde, den zweiten Teilungsvertrag, auch nachdem Frankreich ihn gebrochen hatte, doch noch zur Ausführung zu bringen, und zwar im Einverständnis mit dem Kaiser, der auch jetzt noch bewogen werden müsse, ihm beizutreten.

Er wußte nicht, wie sehr der Vertrag in England selbst verhaßt war. Denn man meinte nicht anders, als daß der ganze Vorteil, der aus dem vorigen Kriege entspringe, dadurch verloren gehe. Durch die Erwerbung des südlichen Italiens und der Küsten von Toskana werde Frankreich Meister des Mittelmeers und des levantinischen Handels: aus den dortigen Häfen werde kein Fahrzeug ohne seine Erlaubnis auslaufen können; und wer kenne nicht die Tätigkeit und Anschlägigkeit dieser Nation? Sie werde in kurzem eine sehr furchtbare Seemacht erlangen: im Besitz von Guispuscoa werde sie auch die westlichen Küsten von Spanien und dadurch die Schiffahrt nach Westindien und Südamerika an sich bringen, Die Herrschaft zur See fehle den Franzosen nur eben noch, um die allgemeine Monarchie aufzurichten: solle England sich in der Tat verpflichten,

dazu mitzuwirken? Es laufe dabei Gefahr, seiner Seefahrt durch die Meerenge, seines Handels in Amerika und selbst in Ostindien verlustig zu gehen. Der Widerwille gegen Frankreich trug dazu bei, die Verwaltung der Whigs, der man alles zuschrieb, den König selbst unpopulär zu machen und den Torys ihr Übergewicht zu verschaffen. Ein Unparteiischer versichert, das Volk von England würde der Annahme des Teilungsvertrags selbst einen Krieg vorgezogen haben.

Weit entfernt, sich durch den Bruch desselben gekränkt zu fühlen, erblickte die Nation darin vielmehr eine Art Befreiung von einer schweren Last und Gefahr. Man billigte es selbst, daß die Spanier einen französischen Prinzen auf ihren Thron berufen hatten. Denn jede andere Wahl würde unfehlbar einen schweren Krieg hervorgerufen haben: diese sei das einzige Mittel für sie, um ihre Monarchie ungeteilt zu halten und ihren mächtigen Nachbar zur Verteidigung derselben zu verpflichten. Insofern fand man das Testament des verstorbenen Königs weise und wohlerwogen; zumal der junge Prinz, den er zu seinem Erben eingesetzt habe, noch ein Kind sei; er werde sich von der spanischen Regierungsjunta leiten lassen und die alten Grundsätze der Monarchie in sich aufnehmen.

Daß aber Ludwig XIV. das Testament angenommen hatte, fand man natürlich und klug. Denn er entziehe dadurch dem Hause Österreich einen immerhin mächtigen Verbündeten; er mache den Aufstachelungen der Spanier gegen die französische Monarchie ein Ende; er befördere deren Sicherheit und mehre den Glanz seines Hauses; zugleich befestige er den Frieden. Man setzte es nicht in Zweifel, daß er bei allen seinen politischen Verhandlungen diesen Zweck im Auge gehabt, und bewunderte die Klugheit und Gewandtheit, mit der er ihn erreicht habe. Man fühlte eine gewisse Genugtuung, daß der eigne König und dessen Ratgeber sich hatten täuschen lassen.

Dabei war aber vom ersten Augenblick an die Voraussetzung, daß die Trennung von Spanien und Frankreich vollkommen aufrechterhalten und den Franzosen kein Anlaß gegeben werde, den englischen Handel zu beeinträchtigen: weder auf der Pyrenäischen Halbinsel noch in Westindien, wo er sich eben von Jamaika her sehr vorteilhaft entwickelte. In dieser Forderung waren alle einstimmig. Unter dieser Bedingung wäre es vielen gleichgültig gewesen, was sonst auf dem Kontinent vor sich gehe: allerdings nicht allen; die Kundigeren fügten die zweite Bedingung hinzu, daß der König von Frankreich sich nicht dürfe beikommen lassen, in den Niederlanden um sich zu greifen.

Wie nun aber, wenn das doch geschah und die Verbindung zwischen Spanien und Frankreich so enge wurde, um England zu gefährden? Der König verheimlichte nicht, daß er das besorge. In der Nation antwortete

man, man müsse es erst geschehen lassen, um etwas dagegen zu tun. Denn noch herrschte der Wunsch vor, den Frieden zu erhalten. Man erschrak vor dem Joch der Auflagen, das man dann erneuern und verewigen würde, und war nicht im mindesten geneigt, den gewinnreichen Handel mit den spanischen Provinzen durch einen Krieg einzubüßen, welcher gegen beide Monarchien gerichtet sein müsse.

In dieser Stimmung der Nation war es, daß sich der König entscheiden mußte, ob er das Parlament beibehalten und wie er seine nächste Administration zusammensetzen wolle.

Er konnte auf die Whigs nicht zurückkommen, weil sie überhaupt unpopulär geworden und ihrer Partei nicht mächtig genug waren, um ihn gegen widrige Anmutungen zu schützen. Dagegen waren die Torys in der Frage über die Festsetzung der englischen Sukzession auf seiner Seite gewesen und überdies in diesem Augenblick populär. Der König liebte sie nicht, aber er hielt für ratsam, sich mit ihnen zu verbinden. Er gab Rochester ein hohes Amt und stellte Godolphin an die Spitze der Schatzkammer: Montague wurde mit dem vor kurzem vakant gewordenen Titel „Halifax" ausgestattet und in das Oberhaus versetzt. Bei den übrigen Veränderungen trug man Sorge, soviel als möglich Männer zu wählen, von denen sich erwarten ließ, daß sie ihre Pflicht gegen die Krone ihrer Parteistellung vorziehen würden. Wie früher die gemäßigten Whigs, so hatten damals die gemäßigten Torys das Übergewicht. Trotz dieser Veränderung konnte der König nicht hoffen, mit dem bisherigen Parlament zu gutem Verständnis zu kommen: schon deshalb nicht, weil es im letzten Jahre seines Bestehens war, in welchem die Mitglieder, um ihre Wiederwahl zu sichern, um so geneigter waren, neue Prätensionen zum Vorteil des Landes zu erheben und dem Hof Widerstand zu leisten: was man bei einem neuen weniger zu besorgen brauchte. Nach einigen Bedenken schritten der König und seine Minister zur Auflösung des alten und zur Berufung eines neuen Parlaments.

Die Wahlen waren so stürmisch wie jemals: man wollte für jede Stelle fünf Kandidaten zählen; und jeder hatte seine Anhänger: auf das heftigste bekämpften sich die beiden Parteien: hie und da ist es zu Tätlichkeiten zwischen ihnen gekommen. Besonders bemerkte man den Einfluß der beiden ostindischen Kompagnien, von denen sich die eine auf die Whigs, die andere auf die Torys stützte. Die anglikanische Kirche entwickelte eine erfolgreiche Tätigkeit. Doch waren die Torys mit der Einwirkung der neuen Minister, die ihnen nicht energisch genug war, nicht zufrieden. In den Grafschaften wurden meistens Landedelleute gewählt, welche den alten patriarchalischen Zustand, ohne Auflagen, aufrechtzuerhalten oder herzustellen trachteten und aus diesem Grund gegen den

Krieg waren; in den Städten vornehmlich Männer des Geldinteresses, welche durch die Vorteile, die ihnen im letzten Kriege zuteil geworden waren, auch zugunsten eines neuen gestimmt wurden.

Denn diese Fragen über Krieg und Frieden beschäftigten die Nation während der Wahlen vor allen andern. Man brachte auf der einen Seite die Weltstellung Englands, seinen Beruf, das Gleichgewicht zu erhalten und den Protestantismus vor der wachsenden Übermacht der vereinten katholischen Mächte zu beschützen, zur Sprache; auf der andern wollte man das nicht so unbedingt gelten lassen, denn dann seien Armeen notwendig, in denen, wie man sich überzeugt habe, ein für die Freiheit gefährliches Element liege; die eifrigen Protestanten wurden der Hinneigung zu einem absoluten Regiment verdächtig. Eine Meinung, die später zu bitterem Ausdruck gelangt ist, regte sich bereits, die nämlich, daß es bei dem Krieg und den damit unvermeidlich verbundenen Auflagen und Anleihen darauf abgesehen sei, so viele Menschen wie nur möglich an die Regierung zu binden, durch das Geldinteresse der City wie die Hauptstadt so das Land zu beherrschen, die höchste Gewalt durch die ihrer Verwaltung anvertrauten ungeheuren Summen und die Scharen der zur Aufbringung derselben erforderlichen Beamten zu verstärken: das stete Anwachsen dieses Systems bringe die alten Freiheiten nach der Revolution in größere Gefahr, als in der sie vor derselben gewesen seien. Was der König von der Notwendigkeit des Widerstandes gegen Frankreich sagte, fand wenig Glauben, da der Krieg in seinem Interesse liege.

In kurzem aber stellte sich mit erleuchtender Evidenz heraus, wie sehr recht der König mit seinen Besorgnissen hatte.

Worauf zunächst das meiste ankam, das war die Aufrechthaltung der holländischen Besatzungen in den spanischen Niederlanden. Wir erinnern uns, wie einst bei dem plötzlichen Fall von Mons die Holländer darauf aufmerksam wurden, daß die niederländischen Festungen in den Händen der Spanier nur eine schwache Schutzwehr für sie seien; durch Vertrag mit dem Generalgouverneur, Kurfürsten von Bayern, hatten sie erreicht, daß in einigen der wichtigsten Festungen ihre eigenen Truppen aufgenommen wurden. König Wilhelm hielt dies bei der Übermacht und leichteren Beweglichkeit der Franzosen für unbedingt notwendig; daß es geschah, darin sah er einen der großen Erfolge seines Lebens; die englischen Staatsmänner und das englische Publikum, wenigstens zum großen Teile, waren derselben Meinung; noch schien ihnen ihre eigene Sicherheit mit der Sicherheit der Republik unauflösbar verbunden zu sein. König Wilhelm meinte nun die Aufrechthaltung dieser Vorkehrung, an der um so mehr liege, da Frankreich dynastisch mit Spanien verbunden

werde, bei der Junta, welche die Regierungsgewalt in Madrid besaß, durch Übereinkunft auszuwirken: wenn es Ernst damit sei, die beiden Reiche auseinanderzuhalten, so müsse man diese Besatzungen eher verstärken als schwächen: sein Bevollmächtigter in Spanien, Schonenberg, hielt das selbst für erreichbar und leitete in gutem Glauben eine Unterhandlung darüber ein; an die Gewährung dieser Forderung sollte sich die Anerkennung des neuen Königs knüpfen.

So wurde aber das durch die Annahme des Testaments begründete Verhältnis weder in Spanien noch in Frankreich verstanden. Man hat in jener Epoche selbst in den Kreisen der unterrichteten Diplomaten angenommen, die Junta, erschreckt durch die allenthalben auftauchenden Kriegsgerüchte, habe den König Ludwig um seinen Schutz für die spanischen Landschaften ersucht; aus der Korrespondenz Ludwigs XIV. mit Harcourt, seinem früheren Gesandten in Spanien, den er jetzt wieder dahin gehen ließ, ergibt sich jedoch, daß er eine solche Aufforderung nicht abgewartet hat; schon am 17. November spricht er nicht allein aus, daß es seine Absicht sei, die Provinzen der Monarchie mit der Krone vereinigt zu erhalten: er bringt selbst jene holländischen Besatzungen zur Sprache. „Die spanischen Plätze in den Niederlanden“, sagt er, „sind mit fremden Truppen angefüllt; sollten die Spanier einer Unterstützung bedürfen, um sie zu verjagen, so werden die Hilfstruppen, die sie verlangen, stets bereit sein.“ Noch ehe der neue König nach Spanien kam, begegneten einander in Madrid die entgegengesetzten Aufforderungen der Engländer und der Franzosen. Die Junta, oder vielmehr der engere Rat derselben, den man Despacho nannte, nahm keinen Anstand, dem König Ludwig beizutreten; er befahl den militärischen und bürgerlichen Autoritäten, den Weisungen des Königs von Frankreich Folge zu leisten; der englische Gesandte in Paris berichtet, Ludwig XIV. habe bei dieser Nachricht ausgerufen, er werde dadurch selbst der erste Minister seines Enkels. Man kann nicht ausmachen, ob das wörtlich wahr ist: genug, so glaubte und berichtete der Gesandte, und fand damit Glauben: augenscheinlich war es, daß der Wunsch der Spanier, ihre Monarchie in ihrer Integrität wiederhergestellt zu sehen, und der Ehrgeiz Ludwigs XIV., indirekt ihrer mächtig zu werden, einander die Hand boten.

Gleich in ihrer ersten Antwort auf die Notifikation von der Annahme des Testaments brachten die Holländer diese Angelegenheit, die Sicherheit ihrer Barriere, zur Sprache und trugen auf Konferenzen über deren Erhaltung an; der englische Gesandte trat dieser Erinnerung bei und deutete an, daß eine Entzweiung hierüber den allgemeinen Frieden bedrohe; er erklärte sich überzeugt, daß diese Besorgnis den französischen Hof von jedem eigenmächtigen und feindseligen Schritt zurückhalten werde.

Außer allem Zweifel ist es, Ludwig XIV. wünschte den Frieden zu erhalten; wie denn zunächst sein Enkel in der Besitznahme der Monarchie nirgends Widerstand fand. Man sollte meinen, er hätte die holländischen Besatzungen bis auf weiteres dulden können, da ihre Anwesenheit auf einem Staatsvertrag beruhte, der nicht einseitig aufgehoben werden konnte; aber dieser Vertrag war gegen ihn selbst geschlossen worden und konnte noch einmal gefährliche Folgen haben, wenn der Friede doch nicht erhalten wurde. Denn indes rüste man sich, so sagt er in einem Schreiben an Tallard, auf der andern Seite und schließe Allianzen: wenn man damit zustande gekommen sei, so könne die Anwesenheit jener Garnisonen, von denen er schon höre, man rechne für diesen Fall auf sie, zu großem Nachteil gereichen; er ließ den Kardinal Portocarrero, der in dem Despacho die höchste Stelle einnahm, wissen, man dürfe keinen Augenblick versäumen, die Garnisonen zu entfernen, und hielt für ratsam, unverzüglich dazu zu schreiten, ehe man nämlich noch in förmliche Unterhandlung darüber getreten sei.

Wilhelm III. sah das kommen, hielt jedoch nicht für gut, sich zu widersetzen. Ihm stand, wie man aus einem seiner Briefe sieht, der ganze Nachteil, in den England dadurch gerate, vor Augen: denn es überlasse damit die Niederlande den Franzosen: — und im ersten Augenblick wäre es den Garnisonen vielleicht möglich gewesen, sich vollkommen zu Meistern der Plätze zu machen und sie zu verteidigen; aber damit, sagte er, würde man den Krieg beginnen, wozu man nicht imstande sei.

In seiner Seele gekränkt, mit Bitterkeit erfüllt, und von der Notwendigkeit des Krieges durchdrungen, trat doch Wilhelm in diesem Augenblick einen Schritt zurück: er ließ geschehen, was er nicht verhindern konnte. Ohne alle Rücksicht ging Ludwig XIV. auf seinem Wege vorwärts. Um, wie er sagte, seinen Enkel, König von Spanien, mehr zum Meister der niederländischen Festungen zu machen, als er es sei, gab er, einverstanden mit der Junta von Madrid, den bereits in der Nähe aufgestellten französischen Truppen den Befehl, die spanischen Garnisonen in denselben so weit zu verstärken, daß sie den Holländern überlegen würden. Auf das leichteste ward die Sache vollzogen. Der Generalgouverneur, Kurfürst von Bayern, machte keine Schwierigkeiten, die Hand dazu zu bieten. Auf seine Anordnung fanden die französischen Truppen, welche am 6. Februar 1701 vor den festen Plätzen erschienen — es waren ihrer sieben, darunter Luxemburg, Mons und Charleroi —, bereitwillige Aufnahme in denselben: die holländischen Garnisonen hatten für diesen Fall bereits die Weisung erhalten, sich ohne Widerstand zu entfernen.

Ludwig XIV. trug kein Bedenken, auch in die Hafenplätze, Ostende und Nieuport, französische Truppen einrücken zu lassen.

Bisher hatten die spanischen Niederlande zur Schutzwehr gegen Frankreich dienen sollen; und bei der Idee, daß Spanien und Frankreich vollkommen getrennte Potenzen bleiben sollten, war die Meinung gewesen, die holländischen Garnisonen durch englische Truppen zu verstärken: wie so ganz anders wurde die Lage der Dinge in einem Moment! Diese festen Plätze, um deren Besitz man ein halbes Jahrhundert mit dem König von Frankreich, während der ganzen Zeit seiner Regierung, gerungen hatte, gerieten jetzt, ohne allen Widerstand, faktisch in seine Hände und wurden ebenso viele Angriffspunkte gegen Holland. Daß dabei die Eventualität eines Krieges ins Auge gefaßt war, liegt am Tage; den Spaniern ist die Maßregel auch damit empfohlen worden, daß man ihnen gesagt hat, der Krieg werde dadurch in das Gebiet der Republik gespielt werden: doch nur als von einer Eventualität war davon die Rede; denn das Eigentümliche der Situation ist, daß Ludwig XIV. noch immer der Meinung blieb, es werde nicht zum Kriege kommen: die Engländer würden das schon deshalb vermeiden, weil die Kriegführung in den inneren Zerwürfnissen dem Könige zugute kommen müßte, die Holländer würden nicht wagen, gegen eine Verbindung von Frankreich und Spanien anzugehen.

Niemand wird diesem Fürsten außerordentliche Regentengaben, Geschicklichkeit und Feinheit absprechen; aber von dem Glanz, den er um sich verbreitete, war er gleichsam selbst benommen; die Idee seiner Größe und Macht beschränkte seinen Blick für die unausbleiblichen Folgen seines Tuns und Lassens.

Indem er die Engländer in einer alle Jahrhunderte hindurch konstanten Richtung ihrer Politik angriff, verletzte er sie zugleich in dem Punkt, wo sie am allerempfindlichsten waren. Er hatte keinen Augenblick Hehl, daß er ihnen jetzt erfolgreiche Konkurrenz im Welthandel zu machen gedenke. In einer seiner ersten Instruktionen spricht er davon, daß es der Vorteil von Spanien einmal notwendig machen werde, die Engländer und Holländer von dem südamerikanischen Handel auszuschließen. Als die wirksamste Maßregel für den Fall, daß der Krieg ausbreche, bezeichnet er es, daß die sämtlichen spanischen Häfen den beiden Seemächten geschlossen werden sollten. Erst ein paar Monate später hat man in Frankreich Kompagnien für den Handel mit Spanien und seinen Kolonien gegründet; aber schon damals wurde über eine enge kommerzielle Verbindung zwischen beiden Ländern verhandelt; die Auflagen auf die eingeführten Waren sollten zu beiden Seiten aufgehoben, — man hörte

wenigstens in England, die amerikanischen Häfen sollten für Engländer und Holländer geschlossen und nur für Franzosen eröffnet werden.

Das alles brachte nun in England eine nicht geringe Aufregung hervor. Das Ereignis in den Niederlanden erweckte die alten Antipathien gegen Frankreich; die kommerziellen Besorgnisse übten eine sehr empfindliche Wirkung auf den Preis der Waren und den Geldverkehr aus. Ein allgemeiner Schrecken griff um sich. Wir hören, daß ein paar Tage hindurch so gut wie keine Geschäfte gemacht werden konnten.

Auch fand das seinen Widerhall in den Versammlungen, die der Eröffnung des Parlaments (11./22. Februar 1700/1) vorangingen; jedoch wollte der König darum noch nicht seine volle Gesinnung mit einem Male aussprechen. Er vermied in seiner Thronrede der Teilungsverträge und der Beleidigung, die im Bruche derselben für ihn lag, so tief er sie empfand, auch nur zu gedenken; er meinte nur zu wohl zu wissen, daß das Parlament darauf keine Rücksicht nehmen werde. Außer der Notwendigkeit, die englische Sukzession festzustellen, erwähnte er dann allerdings mit einem gewissen Nachdruck die Veränderung in den allgemeinen Angelegenheiten, die durch den Tod des Königs von Spanien und die Aufstellung seines Nachfolgers erfolgt sei, ein Ereignis, welches die reiflichste Überlegung fordere: aber auch in dieser Beziehung äußerte er sich mit großer Vorsicht. Er forderte keine Vermehrung der Landmacht, worauf er an sich den meisten Wert legte, er sprach nur von der Verstärkung der Flotte, als des Bollwerks von England. Vor allem drückte er die Erwartung aus, daß man solche Beschlüsse fassen werde, welche für das Interesse und die Sicherheit von England, die Erhaltung der protestantischen Religion und den Frieden von Europa zuträglich seien.

Man sah damals viele Louisdore in London und schloß daraus, daß der französische Botschafter reichliche Geldgeschenke an Mitglieder des Parlaments verteile. Der Schluß war ohne Zweifel falsch. Die Affluenz des Goldes rührte daher, daß es damals in England höher im Preise stand als auf dem Kontinent. Wahr ist es jedoch, daß der Botschafter Beziehungen mit einigen der leitenden Mitglieder unterhielt, von denen er besonders Howe nennt; er versah sie mit Argumenten, um die auswärtige Politik des früheren Ministeriums anzugreifen. Auch ist der Antrag gemacht worden, vor allen Dingen die Vorlegung der geschlossenen Traktate zu verlangen. Vernon bestand darauf, daß man vielmehr mit der Erklärung, den König unterstützen zu wollen, beginnen müsse. Und dieser Vorschlag behielt die Oberhand über den entgegengesetzten. Unverzüglich faßte das Unterhaus den Beschluß, den König zu den von ihm angegebenen Zwecken, die es wörtlich wiederholte, wirksam zu unterstützen. Ein leichtes Bedenken erregte nur die Erwähnung des europäischen

Friedens, denn manchen schien dies über das unmittelbare Interesse von England hinauszugehen: — eine nicht eben bedeutende Majorität entschied dafür.

Man dürfte diesen Beschluß nicht zu hoch anschlagen. In jenen vorläufigen Versammlungen war die Meinung, einen Bruch mit Spanien zu vermeiden, noch immer die überwiegende gewesen; man wollte vor allem Sicherheiten für die Erhaltung des bisherigen Zustandes fordern; der Krieg erschien als eine entfernte Möglichkeit. Und an der Thronrede des Königs bemerkte man besonders, daß er der europäischen Interessen keine Erwähnung tat, daß er sogar von der Abzahlung der Schulden sprach, die doch unmöglich sei, wenn es zum Kriege komme. Unter diesen Voraussetzungen, die dadurch bestätigt wurden, daß die königlichen Minister sich sehr unentschieden und ungleich darüber aussprachen, wurden die der Thronrede entsprechenden Beschlüsse gleich bei ihrer Wiederverlesung am 14. Februar gefaßt.

Das hinderte nicht, daß nicht am folgenden Tage die Opposition gegen die frühere Verwaltung und den König selbst losgebrochen wäre. In einer donnernden Rede legte Howe alle Schuld an den Verlegenheiten der Nation auf die Partitionsverträge, durch die das spanische Testament veranlaßt worden: es befriedigte ihn nicht, wenn Vernon erwiderte, daß man, wenn ein Brand ausgebrochen sei, denselben erst lösche, ehe man nachforsche, wie er entstanden sei: er erging sich in so heftigen Invektiven gegen den König selbst, daß die Berichterstatter nicht für ratsam halten, sie zu wiederholen. Niemand antwortete weiter; niemand nahm für die Teilungsverträge Partei; jetzt wurde der Beschluß gefaßt, den König zur Mitteilung aller seit dem letzten Frieden mit auswärtigen Potenzen geschlossenen Verträge aufzufordern.

Die Beschlüsse widersprechen einander nicht eigentlich: aber sie haben doch sehr verschiedene Tendenzen, die gleichmäßig in dem Hause vertreten waren und erst zusammengenommen seine Meinung ausdrückten.

Die vorwaltende torystische Partei war allerdings entschlossen, die englischen Interessen nach allen Kräften zu verteidigen, wenn sie angegriffen würden; aber sie schlug diese Gefahr doch viel geringer an, als der König, sie fuhr sogar fort, dessen bisherige Politik aus Haß gegen die Werkzeuge, deren er sich bedient hatte, zu bekämpfen. Sie fürchtete vor allen Dingen, in einen Krieg verwickelt zu werden, wie der letzte gewesen war: von den universalen Gesichtspunkten, aus denen Ludwig XIV. die Sukzession in Spanien ansah, hatte sie keinen Begriff.

Von doppeltem Wert für Wilhelm III. war es unter diesen Umständen, daß ihm ein Brief Melfords in die Hände fiel, in welchem

die Wiederaufnahme der im Jahre 1696 gescheiterten Invasionspläne Jakobs II., mit Unterstützung von Frankreich, mit voller Zuversicht in Aussicht gestellt wurde; denn schon sei Ludwigs XIV. Flotte so gut im Stande, daß sie im nächsten Sommer ohne Zweifel die See beherrschen werde. Die Regierung verlor keinen Augenblick, den Brief den beiden Häusern des Parlaments mitzuteilen, wo man nun doch sah, daß die Gefahr einer Restauration der Stuarts, gegen die man mit so großer Anstrengung angekämpft hatte, und eines Umsturzes des bestehenden Systems noch immer obwaltete. Man ward dadurch nicht allein veranlaßt, zur Festsetzung der Sukzession von England, wofür alles vorbereitet war, zu schreiten: denn dem Prinzen von Wales müsse man den Weg verschließen: sondern die Verhandlungen gewannen überhaupt einen neuen Impuls, den Wilhelm III. sofort benutzte.

Mit der Anerkennung des neuen Königs von Spanien, zu der die Holländer schritten, hatten sie zwar keine Bedingung verbunden, aber dabei doch die Negoziation über die für die Fortdauer des Friedens zu gebende Sicherheit in Anregung gebracht, mit dem Bemerken, daß der König von England, welcher an den früheren Verhandlungen teilgenommen, auch zu dieser herbeigezogen werden möge. Davon säumte nun Wilhelm III. nicht, dem Parlament in bester Form Mitteilung zugehen zu lassen. Es geschah auf seine Anregung, daß der holländische Gesandte, Geldermalsen, ein Memorial einreichte, in welchem er dem Bericht über diesen Beschluß und der Versicherung, seine Republik werde nie etwas ohne England tun, noch das Ansuchen beifügte, daß die englischen Bevollmächtigten instruiert werden möchten, um an den Verhandlungen teilzunehmen. Aber wie dann, wenn man mit denselben nicht zum Ziele komme, sondern sie abbrechen müsse? — die französischen Truppen würden alsdann Holland in einem Augenblick überfluten können: Holland müsse wissen, ob es den bestehenden Traktaten gemäß in diesem Fall auf den Beistand von England rechnen dürfe.

Da kam nun dem König die Forderung, welche von den eifrigen Torys mit einer gegen ihn gerichteten Intention durchgesetzt worden war, daß er dem Parlament die zuletzt geschlossenen Traktate vorlegen möge, sogar zustatten. Er hatte keinen Anstand genommen, ihr zu entsprechen; bereits am 20. Februar wurden die mit Holland im Jahre 1677/78 geschlossenen Traktate und alle andern damit zusammenhängenden Vereinbarungen dem Hause vorgelegt und verlesen. Die dann folgende Beratung mußte entscheidend werden. Man durfte erwarten, daß der König zur Teilnahme an der Unterhandlung ermächtigt werden würde, aber ob auch zu der in der Abkunft vorgesehenen Hilfe, für den Fall, daß sie scheitern sollte, war doch sehr zweifelhaft. „Eben das aber“, ruft König Wilhelm aus,

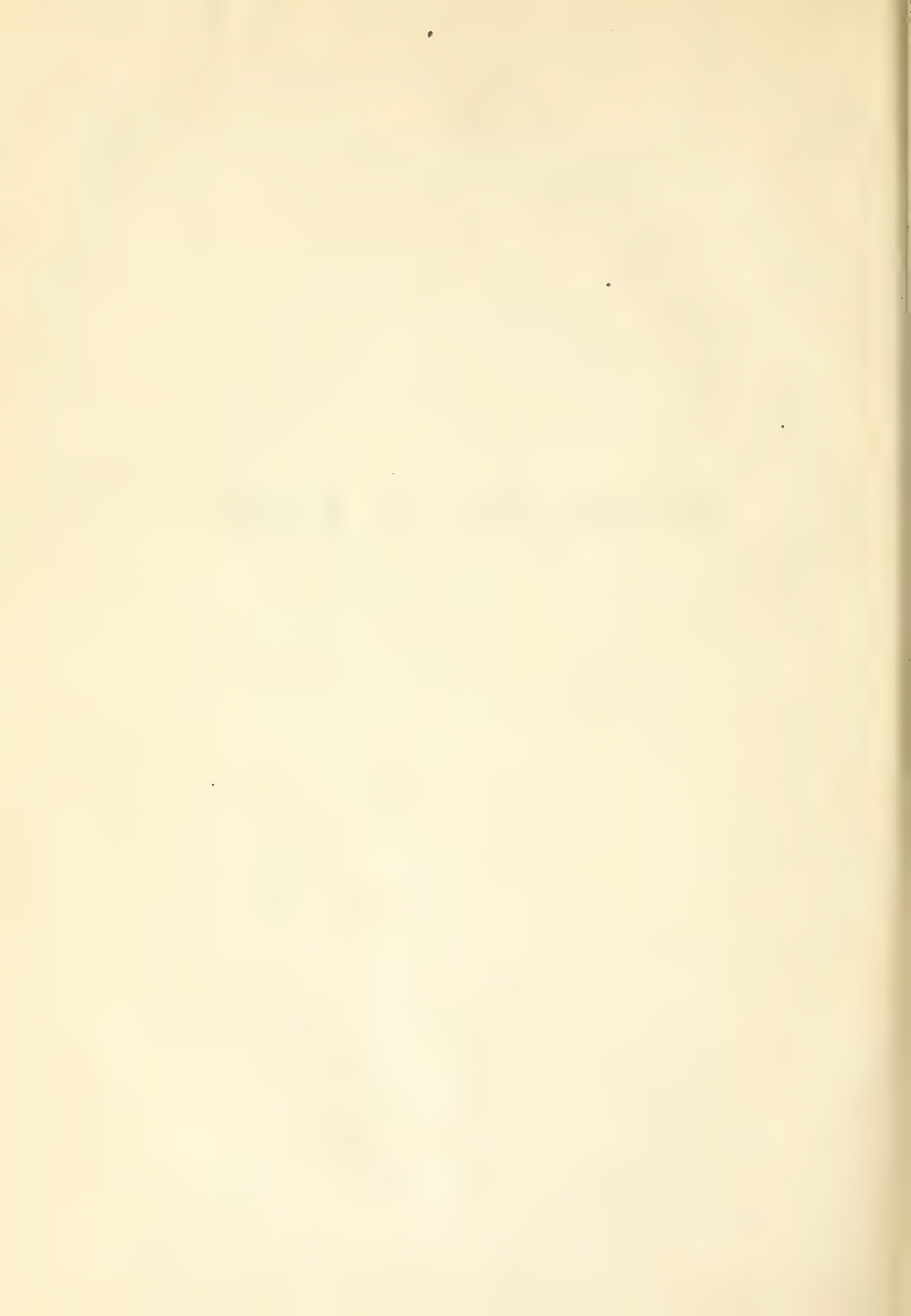
„ist der große Punkt: wenn er erreicht wird, kann ich eine gute Session erwarten."

Über das Notwendige noch hinausgreifend, machte Vernon den Antrag, daß der König nicht allein zur Negoziation, sondern zum Abschluß von Allianzen autorisiert würde, wie dies bereits eine Resolution der Lords aussprach: aber nicht einmal alle Mitglieder der Regierung forderten das. Ein anderer Vorschlag war, daß die Negoziationen die Erhaltung nicht allein des Friedens, sondern des Gleichgewichts in Europa betreffen sollten. Der französische Gesandte versichert, durch den Einfluß seiner Freunde sei die Erwähnung des Gleichgewichts vermieden worden. Aber auch darauf kam es in diesem Augenblick nicht an. Es genügte, daß der König zu Negoziationen ermächtigt wurde, durch welche die gemeinschaftliche Sicherheit der britannischen Königreiche und der Generalstaaten und der Friede von Europa behauptet werden möge. Torys und Whigs stimmten hierin zusammen: die einen mehr in der Hoffnung, den Frieden zu erhalten, die anderen in dem Wunsch, den Krieg herbeizuführen. Howe blieb allein mit seiner abweichenden Meinung; er fühlte sich isoliert und wagte kaum zu sprechen. Dagegen schloß sich Seymour den vorwaltenden Tendenzen sogar mit Eifer an. Der König erreichte, was ihm am meisten am Herzen lag, und was er doch kaum zu hoffen gewagt hatte: die Commons versprachen ihm zugleich ihre Mitwirkung zur Ausführung der Allianz zwischen England und den Generalstaaten. Vernon versichert, er habe noch nie einen so großen Eifer zur Erhaltung der beiden Länder und ihrer Verbindung wahrgenommen wie damals.

Der brandenburgische Resident wiederholt seinem Fürsten die Bemerkung einsichtsvoller Mitglieder des Parlaments, daß es bei dem Votum über die Negoziationen nicht gedacht habe, den König zu Verhandlungen aller Art zu ermächtigen, sondern bloß zu solchen, die zu dem vorgesetzten Zweck, dem Frieden, dienen würden: es verlange Vorlegung derselben, bevor man noch die Allianzen schließe. Übrigens ein großer Verehrer der Prärogative, hält doch der Resident das nicht für nachteilig, weil man damit ein um so kräftigeres Zusammenwirken beider Teile erziele. Er bezeichnet es als die vorwaltende Absicht, eine Stellung zu nehmen, durch welche Frankreich vermocht werde, der spanischen Monarchie und ihren Landschaften eine vollkommen unabhängige Regierung in der alten Weise zuzugestehen; wenn das nicht zu erlangen sei, so werde man sich zum Krieg entschließen und denselben mit allem Nachdruck führen.



Serbien und die Türkei



Grundzüge der osmanischen Einrichtungen in Serbien

Die Aufgabe einer Geschichte der Religionen wäre, nicht allein Vorstellungen, Gebräuche, hierarchische Institute, sondern auch den politischen Einfluß nachzuweisen, den sie auf die verschiedenen Nationen ausgeübt haben.

So lange Jahrhunderte haben Islam und Christenheit miteinander in Kampf gelegen, sich einander gegenüber entwickelt. Welches ist politisch der vornehmste Unterschied der Zustände, die unter ihrer Einwirkung hervorgegangen sind?

Man kann an dem Gange, den die Dinge in der abendländischen Christenheit genommen haben, vieles aussetzen, verwerfen: aber das läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Kirche zur Bildung der Nationalitäten unendlich viel beigetragen hat.

Wie ließe sich, um ein Beispiel anzuführen, bei den verschiedenartigen Elementen der Bevölkerung, die im Altertum in Gallien vorhanden waren, bei alle den mannigfaltigen Einwanderungen und Eroberungen, welche dieses Land in dem Mittelalter erfahren hat, die Begründung einer so starken nationalen Einheit, wie die französische ist, ohne den Einfluß der christlichen Religion und Kirche nur denken!

Freilich gehörte zu der vereinigenden Kraft der Hierarchie auch der Gegensatz gegen ihre Übermacht, zu der Einwirkung von außen die freie Bewegung von innen her, zu dem Gehorsam der Widerspruch. Nachdem die Nationalität einmal fest begründet war, konnte sie durch keine Meinungsverschiedenheit zerstört werden, die auf der Grundlage derselben erst möglich wurde.

Ganz anders im Orient!

Wie einst unter den Kalifen, wie in dem mongolischen Reiche in Indien, so finden wir in den weiten Gebieten, welche die Osmanen beherrschen, überall den Gegensatz der Gläubigen, denen die Religion den Anspruch auf die Herrschaft gibt, und der Ungläubigen, welche ebenfalls der Religion halber zur Dienstbarkeit verdammt sind.

Der Islam verstärkt die Ansprüche der herrschenden Kriegsleute durch die Einbildung, ausschließlich die wahre Religion zu besitzen; er könnte,

wie die Dinge sich einmal gestaltet haben, die Existenz einer unterworfenen ungläubigen Nation gar nicht entbehren; auch ist er damit bei allem sonstigen Eifer im allgemeinen zufrieden: „denn wen Gott dem Irrtum übergibt," sagt der Koran, „für den wirst du kein Mittel der Erleuchtung ausfindig machen." Wenn wirklich, wie man behauptet, einst ein Sultan den Gedanken gehegt hat, seine christlichen Untertanen auszurotten, so ist er durch die Vorstellung zurückgehalten worden, daß die Dienste derselben ihm unentbehrlich seien. In diesem Gegensatz des Glaubens und Unglaubens geht dann alles Staatswesen auf: die beiden Grundbestandteile desselben werden einander ewig widerstreiten; an die Bildung einer Nation ist nicht zu denken.

Wir wollen nicht tiefer untersuchen, wie dies mit den Prinzipien der beiden Religionen zusammenhängt, mit dem charakteristischen Unterschied, daß das Christentum seinem inneren Wesen nach populärer Natur ist und im Gegensatz gegen die heidnischen Staatsgewalten zuerst im Volke Platz griff, während der Islam von Anfang an mit dem Schwert ausgebreitet wurde, — mit der ursprünglichen, nur zuweilen verdeckten, aber immer durchwirkenden Wahrheit des einen, der Unwahrheit des anderen Glaubens; genug, es ist so und gibt den beiden Systemen ihren Charakter.

Das Christentum sucht die Nationen zu bekehren; der Islam sucht die Erde zu erobern: denn „die Erde ist Gottes und er verleiht sie, wem er will".

Was in dem altrömischen Reiche mehr als eine juridische Hypothese erscheint, daß das Grundeigentum dem Staate oder dem Kaiser gehöre, dem einzelnen nur Besitz und Genuß, ist in dem osmanischen Reiche voller, auf die religiöse Vorstellung gegründeter Ernst: „Alles Land gehört dem Kalifen, dem Schatten und Stellvertreter Gottes auf Erden."

Einst, als er den Willen Gottes und des Propheten vollzog, den reinen Glauben auszubreiten, hat er das Land, welches er eroberte, unter die rechtgläubigen Kriegsleute ausgeteilt, die ihm dabei Dienste leisteten, wohl auch einigen erblich, den meisten als Besoldung in Form des Lehens.

Wie viele Veränderungen in friedlicheren Zeiten auch eingetreten sein mögen, so blieb das doch im allgemeinen immer, wie es anfangs eingerichtet worden.

Die ganze Oberfläche des Reiches war im achtzehnten Jahrhundert, wie im sechzehnten, den Timarli und Spahi ausgeteilt: man wollte ihrer gegen 132 000 Mann zählen.

Die Truppe der Janitscharen, dei man auf anderthalbhunderttausend Eingeschriebene rechnete, wiewohl sie freilich bei weitem weniger diensttuende Mitglieder in sich schloß, bildete eine große, alle Provinzen des

Reiches zusammenhaltende Gemeinschaft. Die von jeher dazu berechtigten Ortas aus der Abteilung Dschemaat standen den Paschas in den Festungen zur Seite; die Schlüssel derselben waren ihnen anvertraut.

Das angesiedelte rechtgläubige Heer, eine Kriegerkaste, deren Vorrecht auf der Religion beruht, zu unterhalten, ihm zu dienen, war nun, wie in allen anderen Provinzen, so auch in Serbien die Bestimmung der Rajah: sie hatte das Land zu bauen, die Lasten zu tragen. Betrachten wir, welches diese waren.

Dem Sultan zahlt der Untertan, der durch seine Widersetzlichkeit dem Tode oder der Gefangenschaft verfallen wäre, den Satzungen des Korans gemäß das Kopfgeld. „Bedrängt sie," heißt es dort von den Ungläubigen, „bis sie Kopfsteuer geben und gedemütigt werden." Auf diesen Vers haben sich die osmanischen Sultane ausdrücklich bezogen, wenn sie einmal, wie Ahmed II., in den Fall kamen, die Steuer aufs neue in Ordnung bringen zu müssen. Alles, was männlich, von dem siebenten Jahre bis in das hohe Alter, war verpflichtet, dieselbe zu zahlen. Die Teskern, bestempelte Quittungen, die aus Konstantinopel gesendet wurden, dienten zugleich denen, welche sie empfingen, als Beweise anerkannter Untertänigkeit, als Sicherheitskarten und Reisepässe.

In den serbischen Gebieten gab es noch einzelne Bezirke, welche unter christlichen Knesen standen, wie die Kraina unter der erblichen Herrschaft der Karapandschitsch, die dann ein fürstliches Ansehen genossen und, wenn auch nicht, wie man sagt, das Privilegium, daß nie ein beschlagenes Türkenpferd ihren Boden betreten dürfe, doch das Recht hatten, keinen Spahi noch die Ansiedelung eines geborenen Türken in ihrem Gebiete zu dulden; einem Beg, der in Kladowo wohnte, zahlten sie den herkömmlichen Tribut. Nicht viel anders besaßen die Raschkowitsch eine Zeitlang Stariwla. Von wechselnden Knesen ward Kliutsch regiert. In dem eigentlichen Paschalik Belgrad aber, dem vorzugsweise sogenannten Serfwijaleti, waren die Spahi als Grundbesitzer der Dörfer angesehen. Gegen früher hatten sie den Vorteil, daß ihre Rechte nach und nach erblich geworden; aber daher mochte es auch rühren, daß solche genauer als früher bestimmt waren. Die Spahi empfingen den Zehnten von allem, was das Feld oder der Weingarten oder der Bienenkorb ertrug, und eine kleine Abgabe von jedem Stück Vieh. Auch sie ihrerseits hatten eine Steuer, die man Glawnitza nannte, von jedem Ehepaar zwei Piaster, zu fordern. Um widerwärtigen Nachforschungen nach dem Ertrage zu entgehen, schlug man bereits einen Teil der Zehnten zu der Glawnitza. Es gab Gegenden, in welchen man übereingekommen war, dem Spahi von jedem Ehepaare, es mochte reich oder arm sein, für alle seine Gebühren zehn Piaster des Jahres zu zahlen, was sich auch

dieser gern gefallen ließ, da er nun wußte, worauf er zu rechnen hatte. Nur sehr uneigentlich können die Spahi als ein Adel betrachtet werden. In den Dörfern hatten sie weder eine Wohnung noch ein abgesondertes Gut; sie hatten keinen Anspruch auf Gerichtsbarkeit und Frone; sie konnten die Untertanen nicht nur nicht eigenmächtig verjagen, sondern denselben auch nicht einmal verbieten, wegzuziehen und sich anderswo anzusiedeln. Was sie zu fordern hatten, war gleichsam eine erbliche Besoldung, für welche die Verpflichtung, in den Krieg zu gehen, unverändert fortdauerte. Nie waren ihnen eigentliche Eigentumsrechte bewilligt worden: für einen bestimmten Dienst war ihnen eine bestimmte Nutzung gewährt.

Eine Anzahl Dörfer hatte der Großherr sich selbst vorbehalten.

Überdies war der Pascha zu unterhalten, und die Verwaltung des Paschaliks machte einige allgemeine Einkünfte notwendig.

Wie die Fronen überhaupt anfangs sehr drückend gewesen sind, so finden wir wohl, daß die Bauern in Serbien auch dem Pascha aus jedem Dorfe hundert Tage des Jahres fronen mußten. In Konstantinopel hielt man ein Register der fronepflichtigen Häuser im Reiche. Von so beschwerlichen Pflichten hören wir gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts nichts mehr. Auch eine Naturalabgabe an Getreide, die der Pascha früher immer zu Weihnacht einzog, war abgekommen. Dagegen hatte er jährlich eine gewisse Summe Geldes von der Landschaft zu fordern. Sie war im allgemeinen durch das Herkommen festgesetzt; doch konnte sie nach Befinden wohl auch erhöht werden. Mit Beirat der Knesen ward sie auf die verschiedenen Bezirke und in diesen alsdann auf die Dörfer, auf die Haushaltungen umgelegt. Einen Kataster hatte man nicht: man richtete sich nach dem im allgemeinen und persönlich bekannten Verhältnis.

Von diesem Einkommen ward ein Teil nach Konstantinopel gesendet; hauptsächlich aber diente es zur Bestreitung der Provinzialbedürfnisse, unter anderen auch zur Besoldung der Janitscharen, die aber, seitdem man ihnen Vorteile bei den Eingangszöllen gewährt hatte, sich zugleich dem Gewerbe widmeten und die angesehensten, reichsten Leute im Lande waren.

Nun aber ist der Großherr nicht allein das Haupt des Krieges, sondern als der Kalif des Propheten auch der Ausführer des Korans, in welchem sich Religion und Gesetz durchdringen. Als er 1784 auf die weltliche Herrschaft der Krim Verzicht leisten mußte, behielt er sich doch die geistliche vor und fuhr fort, Molla und Kadi zur Handhabung derselben dahin zu senden. In Serbien hatte ein Molla der zweiten Ordnung seinen Sitz zu Belgrad; in kleineren Städten waren die Kadi zur Rechtspflege

über Moslimen und Christen. Für ihren Unterhalt waren die Kadi hauptsächlich auf die letzteren angewiesen, auf die Gefälle, die ihnen aus juridisch-administrativen Befugnissen bei dem Absterben eines Hausvaters oder bei gerichtlichem Kauf und Verkauf zukamen, auf die Sporteln bei den Händeln, die vor sie gebracht wurden. Man sah, daß es ihnen lieb war, wenn Unordnungen vorfielen. Dem Kadi stand ein von dem Pascha eingesetzter Vollstrecker der Urteile, ein Mussellim zur Seite, der gar oft, da er die Gewalt ausübte, ein größeres Ansehen genoß als der friedliche Richter.

Die religiösen Geschäfte der Christen besorgte der Bischof; doch hatte auch dieser, seitdem das Bistum an die Griechen gekommen, ein engeres Verhältnis zur Staatsgewalt als zu seinen Pflegebefohlenen.

Schon in seiner äußeren Erscheinung gesellte er sich mehr den Türken zu. Man sah ihn prächtig einherreiten, mit den Zeichen der Macht, die ihm durch großherrliches Berat verliehen worden, dem Schwert und dem Busdowan, ausgerüstet.

Was seiner Stellung aber ihren Charakter verlieh, war das finanzielle Interesse.

Der Patriarchat zu Konstantinopel, die heilige Kirche, bildet zugleich ein Kreditinstitut, bei dem die Kapitalisten gern ihre Gelder anlegen. Man bestreitet damit die Tributzahlungen an die Pforte, regelmäßiger und unregelmäßiger Art, die ansehnlichen Geschenke, mit denen man die Gunst der Mitglieder der Verwaltung zu erkaufen gewohnt ist. Die Zinsen kommen, wie aus manchen anderen Gefällen, so hauptsächlich aus den Beiträgen der Bischöfe auf. Jeder eintretende Bischof muß sich als Schuldner einer bestimmten Summe bekennen, die sich nach dem Ertrage seiner Diözese richtet, und für die richtige Abtragung der Zinsen derselben haften. Die Scheine, die er darüber ausstellt, Hofschuldscheine genannt, gehen als eine Art von Staatspapier von Hand in Hand und sind sehr geschätzt, da der Stellvertreter des Patriarchen oder auch des Bischofs, auf dessen Namen sie lauten, nicht versäumen darf, die Zinsen abzutragen. Es wäre den Bischöfen nicht zu raten, das Schuldkapital abzuzahlen, zu dem sie sich bekennen; sie würden dadurch die Verwaltung der heiligen Kirche eher in Verlegenheit setzen: nach ihrem Ableben bleibt dasselbe auf der Kirche haften. Da nun die Bischöfe überdies einen nicht unbedeutenden Aufwand machen müssen, um ihren Rang in der Reihe der Herren aufrechtzuerhalten, so ward ihre Verwaltung schon für die griechische Rajah drückend, wieviel mehr aber für die serbische, der sie als Fremde erschienen! Sie ließen sich nicht allein von den Popen, die sie weihten, ebenfalls eine Kaufsumme geben, für die sie dieselben auf ihre Pfarrgebühren anwiesen, sondern sie hoben in Serbien auch eine eigene Steuer

von jedem Haushalt, genannt Dimnitza, Rauchfangsteuer, kraft eines Fermans, worin deren Beitreibung durch bewaffnete Diener gestattet und gegen jeden entgegenlaufenden Anspruch der Grundherren in Schutz genommen ward.

Es ist bekannt, daß auch bei Besetzung der Paschaliks das Geldgeschäft lange Zeit die vornehmste Rücksicht bildete, daß reiche Fanarioten oder armenische Wechsler, sich für die Zahlung der von den Bezirken für die Pforte aufzubringenden Gelder verbürgend, auch auf die Ernennung der Paschas den größten Einfluß ausübten und dann deren Verwaltung durch Sekretäre, die sie ihnen mitgaben, beaufsichtigten; — vom Scheik-el-Islam kauften sie die Patente der Kadis zu Hunderten und verkauften sie dann mit großem Gewinn an solche, welche die juridische Schule bis zu dem erforderlichen Grade durchgemacht hatten. Der Unterschied für die bischöflichen Stellen bestand hauptsächlich darin, daß die Fanarioten sie an ihre eigenen Glaubensgenossen bringen konnten.

Wenn man überlegt, daß diese drei Ämter, des Pascha, des Kadi und des Bischofs, Administration, gerichtliche und geistliche Gewalt darstellen, sämtlich um Geld zu haben, und die Besitzer derselben angewiesen sind, sich durch die Rechte, die ihnen gegen das Volk zustehen, schadlos zu halten, daß auch die Gebühren der Spahi eine Besoldung für bestimmte Dienste bleiben, so erscheinen Land und Leute staatswirtschaftlich gleichsam als ein großes Kapital, dessen Zinsen in höchstem Bezuge der Regierung gebühren, welche dieselben einigen für die Landesverteidigung als Besoldung, anderen Beamten aber fast als Pächtern verliehen hat.

Die Rajah, allen Anteils an der öffentlichen Gewalt entkleidet, erscheint nur noch als ein Gegenstand der Verwaltung, als das Mittel, den Staat zu realisieren, der sie unterjocht hatte, durch Erhaltung seiner Miliz, seiner Beamten, ja des Hofes.

Nicht immer ward auch nur diese Ordnung der Dinge vollkommen ins Werk gesetzt.

Oft sehen wir die Osmanen untereinander in Entzweiung. Die Spahi, die immer im Lande bleiben, haben ein anderes Interesse als der Pascha, der nur eine kurze Zeit daselbst verweilt; die Janitscharen, die durch den Zusammenhang der Korporation, der sich über das ganze Reich erstreckt, stark sind, stehen mit beiden in Widerspruch; und ein Glück, wenn sie sich gegenseitig in Zaum halten! Wo nicht, so macht ein jeder seinen Anspruch, den er als ein persönliches Recht begreift, mit aller Gewaltsamkeit geltend.

Auch auf der christlichen Seite unterwarf sich nicht ein jeder. Wer vor dem Kadi nicht erscheinen mochte, wen die Türken, sei es, daß er etwas verbrochen hatte oder daß man ihm ohne rechtlichen Vorwand übel-

wollte, mit dem Tode bedrohten, der floh in die Wälder und wurde Räuber, Heiduck. Die Heiducken sind mit den italienischen Fuorusciti, Banditi, mit den Bandolieren einiger spanischen Provinzen zu vergleichen. Daß es aber Ungläubige waren, wider deren Staat sie sich auflehnten, gab ihnen ein noch stärkeres Gefühl der Berechtigung, als diese haben konnten. Sie lauerten den Türken, welche die Straße zogen, vornehmlich den Geldsendungen, welche nach Konstantinopel gingen, auf; das hinderte sie aber nicht, auf das Lob der Ehrlichkeit und Treue Anspruch zu machen. Es kamen ihrer nicht zwei zusammen, ohne daß der eine Arambascha, Hauptmann, geworden wäre; oft aber sammelten sie sich zu kleinen Scharen. Sie hatten ihre Jatatzi, Hehler, bei denen sie im Winter einzeln Aufnahme fanden und die Dienste von Tagelöhnern oder Hirten versahen. Mit dem Frühjahre begaben sie sich wieder in die Wälder, sammelten sich zu ihren Scharen, und wenn aus ihrer Zahl einer fehlte, hielten sie sich alle in Gemeinschaft für verbunden, seinen Tod zu rächen.

Kein Zweifel, daß dies Heiduckenwesen eine gewisse Bewegung in die Nation brachte, Erinnerungen weckte, die Kriegslust lebendig erhielt; aber bisher war es noch allemal beiseitegebracht worden. In der Regel nahm auch die christliche Bevölkerung, die selbst nicht sehr gewissenhaft geschont ward und den angerichteten Schaden nur immer wieder ersetzen mußte, gegen sie Partei.

Trotz dieser Unordnungen blieb es doch im ganzen bei dem einmal eingerichteten Zustande: der Herrschaft der Bekenner des Islams, der Unterwerfung der Christen.

Der Unterschied, den die Religion machte, war um so auffallender, da er mit dem Unterschiede des Stammes nicht zusammenfiel. Die Spahi wenigstens, obwohl sie keineswegs von dem alten Landesadel stammten, waren doch größtenteils von serbischer Herkunft und Sprache.

Niemand aber hielt es für eine willkürliche, von persönlichem Affekt herrührende Ungerechtigkeit, wenn die christlichen Untertanen von Staat und Krieg und öffentlichem Leben ausgeschlossen wurden. So war es immer gewesen; es hing, wie gesagt, mit dem Prinzip des Islams zusammen.

In dem Buch der sultanischen Befehle, welches ein Oberrichter zu Bagdad im fünften Jahrhundert der Hedschra verfaßt hat, werden die Pflichten der Gauern, d. i. der nichtmoslimischen Untertanen, angeführt. „Sie müssen sich durch ihre Kleider unterscheiden; ihre Gebäude dürfen nicht höher sein als die der Moslimen; man darf den Schall ihrer Glocken nicht hören; sie dürfen weder Pferde noch Dromedare besteigen.“ Noch im achtzehnten Jahrhundert ist ein Befehl Omars erneuert worden, worin den Ungläubigen verboten ward, das gelehrte Arabische zu lernen oder

ihren Kindern den Koran zu lehren. Vor allem aber, und dies versteht sich so sehr von selbst, daß es kaum mehr erwähnt wird, sie dürfen keine Waffen tragen. Sie sind die waffenlose Herde, die Rajah, deren Pflicht Gehorsam ist und niedriges Wesen.

So war es im allgemeinen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Serbien.

Die Türken im Lande, sowohl die Vornehmeren als die Geringeren, die sich allmählich um sie gesammelt, betrachteten sich doch in Masse als die Herren der Rajah. Wie den Krieg, so behielten sie sich auch die Gewerbe vor, die damit zusammenhängen, gleich unseren nordischen Altvordern oder ihren eigenen orientalischen Vorfahren, unter denen wohl einmal der Sohn eines Schmiedes eine Dynastie gegründet hat.

Manchen sah man seinen seidenen Ärmel zurückstreifen und das Pferd beschlagen; er schien sich dennoch eine Art von Edelmann. Andere Gewerbe überließen sie mit Verachtung christlichen Handwerkern: kein Türke wäre z. B. Kürschner geworden. Alles, was gut läßt und anständig ist, zierliche Waffen, reiche Kleidung, große Häuser, nahmen sie ausschließlich in Anspruch; ihnen blieb die grüne Farbe vorbehalten.

Am drückendsten war die persönliche Begegnung. Nie durfte ein Serbe in die Stadt einreiten; nur zu Fuß zu erscheinen war ihm erlaubt, und jedem anrufenden Türken mußte er Handdienste leisten. Begegnete er einem Türken draußen, so mußte er anhalten, ausweichen, wenn er etwa, um sich gegen die Räuber zu wehren, kleine Waffen trug, diese bedecken. Beleidigungen hinzunehmen, war seine Pflicht, sie zu erwidern, strafwürdiges Verbrechen.

Glücklicherweise machte die Landesverfassung eine Trennung der beiden Bevölkerungen möglich. Wenn gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein Fremder Serbien betrat, so mußte ihm nichts so sehr auffallen als der Unterschied zwischen Stadt und Land. In den Städten, größeren und kleineren, Festungen und Palanken, wohnten die Türken, auf dem Lande die Serben.

Wie der Pascha, um seines Vorteils willen, nicht litt, daß einzelne Türken das Land durchstreiften, so hatten die Serben in der Lage der Dinge Antrieb genug, um die Städte zu vermeiden. Mancher Serbe ward sechzig Jahre alt, ohne je eine Stadt gesehen zu haben.

Da geschah nun aber, daß sich in dieser Entfernung Lebensformen ausbilden konnten, welche den nationalen Geist ununterjocht und lebendig erhielten.

Alexander Kara Georgewitsch. — Allgemeine Betrachtung

Durch offenen Angriff, zu dem sich die türkischen Machthaber und die serbischen Mißvergnügten vereinigten, war dergestalt die persönliche Frage zur Entscheidung gebracht. Wäre es den Obrenowitschen mit ihrem Vorhaben gelungen, so würden sie eine Stellung erworben haben wie jene Familien der erblichen Paschas zu Skutari oder Uskub, die jahrhundertelang von keinem Großherrn wieder haben beseitigt werden können. Allein wie Milosch selbst, so waren nun auch sein Sohn, seine Brüder und ihre unmittelbarsten Anhänger verjagt. Daß sie sich untereinander nicht verstehen konnten, daß einer dem andern insgeheim oder offen entgegenarbeitete, führte notwendig dazu, sie alle ins Verderben zu stürzen und ihren Gegnern die Oberhand zu verschaffen.

Diese waren entschlossen, nicht noch einmal einen Mittelweg einzuschlagen, sondern nun die Regierung vollkommen in ihrem Sinne zu organisieren.

Mochte Michael den Konsuln der europäischen Mächte, die ihm folgten, die Gewalt klagen, die ihm wider Fug und Recht geschehen sei — wir werden noch viel von dem Eindrucke zu berichten haben, den dies Ereignis in Europa hervorbrachte —, in Serbien versäumten die siegreich gebliebenen Gegner keinen Augenblick, im Einverständnis mit dem türkischen Kommissar, eine provisorische Regierung einzurichten, in der Wutschitsch, Simitsch und Petroniewitsch saßen, und dann eine Skupschtina zu berufen.

Wir erinnern uns, daß unter Kara Georg die Skupschtina eigentlich nur dazu diente, das Maß der Gewalt zur Anschauung zu bringen, wie es sich im Lande festgesetzt hatte. Unter Milosch pflegte die Skupschtina allemal zu bestätigen, was er ihr vorlegte. So unangenehm es ihm fiel, einen Senat zur Seite zu haben, — mit einer Skupschtina, wie sie bis dahin gewesen war, hätte er gern regiert. Regelmäßige Beratungen fanden auf diesen Landtagen nicht statt; dieselben entsprachen jenen Parlamenti der italienischen Städte im Mittelalter, wo die im

Übergewicht befindliche Partei mit Ausschluß der Besiegten das Gesetz vorschrieb. Dem allgemeinen Impulse der von der Gewalt gutgeheißenen Meinung gegenüber dürfte niemand versuchen, seine eigne persönliche Ansicht geltend zu machen.

So bestand denn auch die Skupschtina, die am 14. September 1842 zusammentrat, hauptsächlich aus den Gegnern der Obrenowitschen, die den Sieg über dieselben behauptet hatten.

Eine Proklamation — worin man verkündigte, das Volk, welches nichts beabsichtigte, als dem Effendi des Großherrn einige Beschwerden zu überreichen, sei von dem Fürsten auf dem Wege angegriffen worden, habe ihn aber besiegt, und darauf sei derselbe aus dem Lande geflüchtet — hatte die Gemüter vorbereitet.

Als alle beisammen waren, erschien Wutschitsch im Geleite des türkischen Paschas und Effendis. Die Anwesenden wurden gefragt, ob sie den geflüchteten Michael länger zu ihrem Fürsten haben wollten. Kiamil Pascha richtete wohl selbst diese Frage in gebrochenem Serbisch an einen und den andern Haufen. Sie antworteten alle verneinend.

Keinen Augenblick aber war man in Verlegenheit, wen man an seine Stelle setzen sollte.

Hätte Kara Georg gelebt, so würde er wohl schon lange das einst von ihm gegründete Fürstentum von Milosch zurückgefordert haben. Aber auch die bloße Erinnerung an ihn, sein Schatten sollte den Obrenowitschen verderblich werden.

Der Sohn Kara Georgs, Alexander, geboren in jenem entscheidenden Feldzuge des Jahres 1806, nach seines Vaters Tode samt seiner Mutter von Milosch mit einem Jahrgehalt unterstützt, war dann nach Serbien gekommen und hatte bisher als Adjutant in Michaels Diensten gestanden. Ein junger Mann, ohne allen Anteil an den Irrungen der Parteihäupter, unbescholten, gutes Mutes und angenehm. Den hatte Wutschitsch seinen Anhängern schon längst als den künftigen Fürsten bezeichnet, und diese hatten die Menge ohne viele Mühe für ihn gestimmt. Nachdem sich die Versammelten von Michael losgesagt, fragte Wutschitsch: „Wen wollt ihr nun?" Sie riefen alle: „Kara Georgewitsch." Man brachte ihn unverweilt herbei, und er ward mit allgemeinem Freudengeschrei empfangen.

Wutschitsch, der sich als Minister des Innern aufstellte und allmächtig war, hütete sich wohl, in den Fehler zu fallen, welcher der letzten Regierung verderblich geworden, und seine Gegner im Lande zu dulden. Der bedeutendsten war er durch die Flucht entledigt: aber er hielt für nötig, noch eine ganze Anzahl minder namhafter aus ihren Ämtern zu

entlassen; auch Kneten von Ansehen und ausgesprochener Gesinnung entfernte er; andere hielt er gefangen, andere verwies er aus dem Lande; seine Gewalt fürchtend, flüchteten manche erst jetzt über die Grenze.

Die Pforte zögerte nicht, die Absetzung Michaels auszusprechen, ohne daß sie ihn vor Gericht gestellt oder irgendein Verfahren gegen ihn beobachtet hätte; sie erkannte den Neugewählten als Knias von Serbien an.

Wir halten hier inne, um zunächst die Lage der Pforte in den benachbarten Provinzen und in ihrer allgemeinen Stellung auch nach andern Seiten hin zur Anschauung zu bringen, hauptsächlich aber, um die Teilnahme der europäischen Mächte, die jetzt zu der Pforte eine andere Stellung genommen hatten als bisher, an dem Fortgange dieser Angelegenheiten darzulegen. Hier sei nur noch gestattet, die Erörterung über die Lage von Serbien und den Inhalt der wirklich vollzogenen Umgestaltung der Dinge, wie sie um jene Zeit, in welcher die zweite Auflage dieses Buches veröffentlicht wurde, im Jahre 1844, erschien, mit denselben Worten zu wiederholen.

Erinnern wir uns zunächst — um den Zusammenhang im allgemeinen zu übersehen —, in welchem Zustand wir das Land innerlich und äußerlich antrafen, und was es seit dem Beginn der Unruhen gewonnen hat. Der Unterschied ist unermeßlich.

Alles konzentriert sich darin, daß die unmittelbare Herrschaft der auf der Prärogative der Religion beruhenden Kriegerkaste in dieser Provinz gebrochen worden ist. Der Großherr zieht die Kopfsteuer nicht mehr, in welcher er ein Loskaufen von dem durch den Unglauben verwirkten Tode sah; die Spahi haben die Dorfschaften nicht mehr unter sich ausgeteilt; die Türken sind auf die Festungen beschränkt. Man verstand das anfangs so, daß keiner außerhalb der eigentlichen Festungswerke wohnen dürfe; so ist es in Schabaz und Kladowo; so, meinte man, sollte es auch in Belgrad werden, und es gab einen Augenblick, wo die Türken schon anfingen, auch dort ihre Besitztümer zu verkaufen und sich zur Auswanderung anzuschicken; bald aber bekamen sie von Konstantinopel die Weisung, dies nicht zu tun, indem die ganze Stadt Festung sei, und so sind sie dort in ziemlicher Anzahl wohnen geblieben; sie stehen unter osmanischer Jurisdiktion; allein irgendeines jener persönlichen Vorrechte, die sie einst genossen, geltend zu machen, könnte ihnen nicht in den Sinn kommen: mancher alte Spahi muß sich jetzt bequemen, in christlichen Häusern Handdienste zu tun.

Man sollte nie vergessen, daß es zu diesem Grade von Unabhängigkeit nicht eigentlich durch Empörung gegen den Sultan, sondern vielmehr

durch die Entwickelung eines Kampfes, der ursprünglich gegen die Rebellen desselben unternommen wurde, gekommen ist, und daß insofern ein gutbegründeter Anspruch, wenngleich im blutigsten Kriege, verfochten worden ist.

Nun aber war das noch nicht genug.

Die nationalen Ideen, wie sie in den Liedern ausgesprochen sind, dienten vortrefflich, um den Krieg anzufachen; aber sie reichten nicht hin, einen Staat darauf zu gründen und die Nation in ihren öffentlichen Einrichtungen auch von der geistigen Herrschaft der Osmanen zu befreien.

Dazu mußte der Sultan jetzt selber beitragen, indem er das Grundgesetz gab, welches in der Hauptsache auf okzidentalischen Begriffen beruht. Um eine Herrschaft zu stürzen, die ihm widerwärtig war, aber viele Analogien des alttürkischen Wesens beibehielt, ließ er unter seiner Autorität Einrichtungen proklamieren, durch welche das Werk der Befreiung fortgesetzt wurde.

Es kommt uns hier nicht so sehr auf die Festsetzung der Formen der Regierung an, als auf die allgemeine Tendenz der Zivilisation.

Es mag zweifelhaft sein, ob die Beschränkungen, mit denen man, wie wir gedacht, das Fürstentum umgab, in jedem Punkte wohltätig und haltbar sind; aber darüber kann kein Bedenken obwalten, daß Beschränkungen überhaupt notwendig waren. Es widersprach der Natur der Dinge, die Summe der öffentlichen Gewalt, wie sie in dem unreformierten Reiche den Paschas zugestanden, auf einen christlichen Knesen übergehen zu sehen: darauf gerade kam es an, daß der Begriff dieser Gewalt selbst, wie er bisher geherrscht hatte, aufgelöst würde.

Das geschah jetzt z. B. in Hinsicht der Beamten. Noch herrschten, wie gesagt, die wildesten mongolischen Gewohnheiten; der Ustaw mußte erst festsetzen, daß die Beamten der körperlichen Züchtigung nicht unterliegen sollten. Eine geordnete Handhabung der Autorität war gar nicht möglich, solange nicht, wie jetzt geschah, jener Willkür in Beförderung und Heruntersetzung der Beamten ein Ende gemacht wurde. Ohne dies ließ sich kein wahres Ehrgefühl, kein auf die Sache selbst gerichtetes Bestreben erzeugen.

Wir brauchen nicht auszuführen, daß eine eigentümliche Entwickelung des bürgerlichen Lebens nicht zu hoffen stand, solange die Gewalttaten im Schwange gingen, die von jeher hier herrschten, und persönliche Sicherheit vermißt ward. Endlich einmal mußte dieser oberste Grundsatz ernstlich ausgesprochen werden, es war gut, wenn ein großes Interesse da war, um ihn zu verfechten.

Das nämliche gilt von dem Eigentum; aber wir sahen wohl, wie

gewaltige Eingriffe dagegen sich die Staatsgewalt nach den orientalischen Ideen noch erlaubte. Der Ustaw mußte erst anordnen, daß das Eigentum veräußert und vererbt werden könne, ohne Einmischung einer anderen Gewalt als der gerichtlichen. Eine Anordnung von großem Wert ist es, daß Grundbriefe ausgefertigt und in die öffentlichen Register eingetragen werden sollen, welche das Eigentum eines jeden bestätigen.

Die ersten Grundlagen eines bürgerlichen Gemeinwesens waren hier noch zu befestigen.

Es sieht freilich nach den Bedürfnissen eines schon weiter vorgeschrittenen Zustandes aus, wenn man auch hier auf Trennung der Administration und der Justiz Bedacht nimmt; doch hat es in Serbien noch eine andere Bedeutung als etwa in unseren Ländern. Man muß sich erinnern, wie gewaltsam früher Paschas und Musellims in die türkische Justiz, und dann der Knias und seine Beamten in die serbische eingegriffen hatten. Eben unter dem Scheine der obersten richterlichen Macht war die allgemeine Unsicherheit eingerissen. Hier ist daher diese Trennung fürs erste eine unbedingte Notwendigkeit. Sonst sind in dem Grundgesetze die Einrichtungen, wie man sie unter Kara Georg und Milosch in Hinsicht des Gerichtswesens getroffen, beibehalten, nur die verschiedenen Instanzen durch schärfere Begrenzung gesondert worden; alles aber erhält doch dadurch einen anderen Charakter, daß kein Mitglied der Gerichte eine Stelle in der Verwaltung bekleiden, noch weniger aber ein Beamter sich gerichtliche Funktionen anmaßen soll. Würde z. B. über die Umlegung der Auflage auf die verschiedenen Haushaltungen ein Streit entstehen, so würde derselbe von dem Gericht entschieden werden und der Beamte nur zur Vollziehung des ergangenen Spruches befugt sein.

Nicht anders verhält es sich mit dem Handel. Jene eigenmächtigen Beschränkungen, die sich nach dem Muster der Janitscharen und ihrer Vorsteher erst Mladen und Miloje, dann Milosch erlaubten, konnten nicht länger möglich bleiben. Sie beruhten auf dem orientalischen Begriffe, wie ihn in unseren Tagen der Vizekönig von Ägypten auf das erfolgreichste geltend gemacht hat. Doch haben sie selbst dort wegen ihrer Verbindung mit Industrie und Landeskultur und der außerordentlichen Weltstellung immer noch größere Berechtigung als hier. Hier dienten sie nur: das persönliche Übergewicht recht fühlbar und verhaßt zu machen. Das Grundgesetz macht Beschränkungen dieser Art vom Einverständnis des Fürsten und des Senates abhängig, so daß es auch hierin der Willkür ein Ziel setzte. Wir vernehmen, daß bereits eine bessere, weil freiere Entwickelung der Kräfte sich zu zeigen beginnt.

So hat sich in diesem türkischen Lande der Begriff der öffentlichen

Gewalt, welcher alles Leben umfaßt, umgewandelt: es hat sich des harten Joches entschlagen, unter dem es lag; die Rajah ist zur Nation geworden.

Lassen sich aber die Grundgedanken, welche eine unbedingte Notwendigkeit haben, von der Form und Fassung, in denen sie auftreten, immer noch unterscheiden, so ist doch auch diese von großer Wichtigkeit: sie beruht darauf, daß er die Opposition war, welche zuletzt die Sache durchsetzte, nicht der Fürst, wie es anfangs den Anschein hatte. Es ist wohl unleugbar, daß das auch zu ihren Erfolgen nicht wenig beigetragen hat.

Selbst aber in dem Falle, daß diese nicht immer anhalten, daß vielleicht die persönlichen Fragen sich noch einmal anders entscheiden sollten, braucht man wohl nicht zu fürchten, daß das Begonnene rückgängig, der eingeschlagene Weg verlassen werden könnte. So wenig als die Herrschaft der Türken selbst, dürfte sich jemals eine solche herstellen lassen, welche von ihnen Beispiel und Muster hernähme. Wäre den Obrenowitschen das Glück noch einmal günstig, sie würden das weder vermögen noch auch nur versuchen.

Ich will nicht sagen, daß nicht einmal wieder eine stärkere Alleinherrschaft oder auch im Gegenteil eine noch republikanischere Regierung vielleicht nur unter den Ältesten des Landes wie vorzeiten möglich wären; aber weder jene noch vollends diese würden auf die Ideen des alten türkischen Staates zurückkommen: sie würden die Grundlagen der Kultur, wie sie einigermaßen eingerichtet sind, nicht wieder zerstören.

Der Geist des Abendlandes ist viel zu mächtig, dringt auf viel zu mannigfaltigen geheimen und offenen Wegen nach allen Seiten hin vor, als daß er sich die Eroberung, welche er hier zu machen angefangen, indem man von ihm Antrieb nimmt und den Gedanken entlehnt, wieder entreißen lassen sollte.

Dieser Fortschritt des Abendlandes gegen das Morgenland ist überhaupt wieder in den Vordergrund der Weltangelegenheiten getreten.

Der hartnäckigste Widersacher des okzidentalischen Geistes ist noch immer, wie seit zwölf Jahrhunderten, der Islam; auch in den Ländern, wo er die gesamten Bevölkerungen eingenommen hat, von Buchara bis Marokko, ist er in Aufregung und Feindseligkeiten begriffen; am lebendigsten aber und am meisten entwickelt ist der Gegensatz im Innern der türkischen Gebiete.

Obgleich die Pforte, in ihrem eigenen Gange dahin getrieben und von dem Geiste des Jahrhunderts auch ihrerseits nicht unberührt, den christlichen Einwohnern Erleichterungen hat angedeihen lassen, ist sie

doch ihrer islamitischen Untertanen zu wenig mächtig, und sie selber beharrt noch zu streng auf dem religiösen Grundbegriffe ihrer Herrschaft, als daß die Sache auf diesem Wege zu Ende gebracht werden könnte.

Solange die Pforte das ausschließende Vorrecht der Bekenner des Islams, an Krieg und Staat teilzunehmen, festhält, jenes verhärtete Selbstgefühl nicht gebrochen wird, welches die Meister, von denen die Unterweisung kommt, tief unter sich erblickt, wieviel mehr die ebenfalls rohe, arme, hilflose Rajah! — Solange sich der Fanatismus noch an den Begebenheiten nähren kann, werden sich die Gewalttätigkeiten immer wieder erneuern und die einfachsten, gerechtesten Ansprüche der christlichen Bevölkerung unerfüllt bleiben.

Darauf kann der Sinn der neueren Jahrhunderte, der nur mit weltlichen Mitteln handelt, nicht gehen, den Islam zu vernichten, sei es durch Bekehrung oder durch Gewalt; dagegen ihn in seine Schranken zu weisen, die Bekenner der christlichen Religion nicht eben darum, weil sie das sind, unterdrücken zu lassen, ist ein sehr gerechtfertigtes Bestreben, ja eine Notwendigkeit.

Darin liegt nun auch die weit über die Grenzen des Landes hinausreichende Bedeutung der serbischen Emanzipation.

Man braucht nur seine Augen zu erheben nach den anderen serbischen Stämmen in Bosnien und der Herzegowina, nach den nahe verwandten Bulgaren, oder sie auf Syrien, auf die christlichen Bewohner des Libanon hinzulenken, um zu würdigen, was in Serbien geschehen ist.

Man kann nicht verkennen, wieviel auch da in dem gegenwärtigen Zustande noch zu wünschen übrigbleibt. Eines besonders vermisse ich, wenn ich es sagen darf: den freien Schwung einer höheren Moralität. Die höchsten Probleme des geistigen und sittlichen Lebens, welche die Menschheit adeln, hat man sich gleichsam noch nicht gesetzt: denn eben das ist die schlimmste Folge der barbarischen Unterjochung, daß sie das Bewußtsein der moralischen Bestimmung nicht aufkommen läßt. Allein unendlich vieles ist doch geschehen, die Grundlage eines anderen Daseins gelegt und eine große Aussicht in die Zukunft eröffnet. Man hat dort gleichsam ein Beispiel davon aufgestellt, was auch in anderen Provinzen zunächst zu wünschen wäre.

Das Notwendigste ist allenthalben eine Trennung der beiden Bevölkerungen, deren ganzes Verhältnis sich nun einmal welthistorisch verändert hat, so daß es niemals wieder werden kann, wie es war.

Die persönliche Berührung derselben, soweit sie noch dazu dienen kann,-den altgewohnten Begriff der Herrschaft der einen und der Dienstbarkeit der anderen lebendig zu erhalten, muß fortan vermieden werden;

die christlichen Nationen müssen eine administrative und juridische Unabhängigkeit gewinnen, die ihnen möglich macht, sich ihrer ursprünglichen Natur und den Lehren der Religion, die sie mit uns bekennen, gemäß zu entwickeln.

Wir setzen dabei voraus, daß die europäischen Mächte gesonnen bleiben, die Integrität des türkischen Gebietes aufrechtzuerhalten, — daß nicht Ereignisse eintreten, die jenseit aller Voraussicht liegen, und in denen sich die ewigen Geschicke, die Gott weiß, rasch und unwiderstehlich vollziehen.

Die großen Mächte



Die großen Mächte

Mit Studien und Lektüre verhält es sich nicht anders als mit den Wahrnehmungen einer Reise, ja mit den Ereignissen des Lebens selbst. So sehr uns das einzelne anziehen und fördern mag, indem wir es genießen, so tritt es doch mit der Zeit in den Hintergrund zurück, verwischt sich, verschwindet; nur die großen Eindrücke, die wir auf einer oder der anderen Stelle empfinden, die Gesamtanschauungen, die sich uns unwillkürlich oder durch besonders aufmerksame Beobachtungen ergaben, bleiben übrig und vermehren die Summe unseres geistigen Besitzes. Die vornehmsten Momente des genossenen Daseins treten in der Erinnerung zusammen und machen ihren lebendigen Inhalt aus.

Gewiß tut man wohl, nach der Lektüre eines bedeutenden Werkes sich die Resultate desselben, soweit man es vermag, abgesondert vorzulegen, die wichtigeren Stellen noch einmal zu übersehen; es ist ratsam, zuweilen die Summe eines mehrere Jahre umfassenden Studiums zu ziehen; ich gehe weiter und lade den Leser ein, sich die Ergebnisse einer langen historischen Periode, die nur durch mannigfaltige Bemühungen kennen zu lernen ist — der letzten anderthalb Jahrhunderte —, einmal im Zusammenhange zu vergegenwärtigen.

Ohne Zweifel hat in der Historie auch die Anschauung des einzelnen Momentes in seiner Wahrheit, der besonderen Entwickelung an und für sich einen unschätzbaren Wert; das Besondere trägt ein Allgemeines in sich. Allein niemals läßt sich doch die Forderung abweisen, vom freien Standpunkte aus das Ganze zu überschauen; auch strebt jedermann auf eine oder die andere Weise dahin; aus der Mannigfaltigkeit der einzelnen Wahrnehmungen erhebt sich uns unwillkürlich eine Ansicht ihrer Einheit.

Nur ist es schwer, eine solche auf wenigen Blättern mit gehöriger Rechtfertigung und einiger Hoffnung auf Beistimmung mitzuteilen. Ich will mich jedoch einmal daran wagen.

Denn womit könnte ich diesen Abschnitt besser einleiten, als wenn ich einige Irrtümer über den Bildungsgang der modernen Zeiten, die sich fast allgemein verbreitet haben, zu erschüttern vermöchte, wenn es mir einigermaßen gelänge, den Weltmoment, in dem wir uns befinden,

deutlicher und unzweifelhafter, als es gewöhnlich geschehen mag, zu Anschauung zu bringen?

Wage ich mich nun an diesen Versuch, so darf ich nicht zu weit zurückgreifen, es wäre sonst notwendig, eine Weltgeschichte zu schreiben; auch halte ich mich absichtlich an die großen Begebenheiten, an den Fortgang der auswärtigen Verhältnisse der verschiedenen Staaten; der Aufschluß für die inneren, mit denen jene in der mannigfaltigsten Wirkung und Rückwirkung stehen, wird darin größtenteils enthalten sein.

Die Zeit Ludwigs XIV.

Gehen wir davon aus, daß man in dem sechzehnten Jahrhundert die Freiheit von Europa in dem Gegensatz und dem Gleichgewichte zwischen Spanien und Frankreich sah. Von dem einen überwältigt, fand man eine Zuflucht bei dem anderen. Daß Frankreich eine Zeitlang durch innere Kriege geschwächt und zerrüttet war, erschien als ein allgemeines Unglück; wenn man dann Heinrich IV. so lebhaft begrüßte, so geschah dies nicht allein, weil er der Anarchie in Frankreich ein Ende machte, sondern hauptsächlich, weil er eben dadurch der Wiederhersteller einer gesicherten europäischen Ordnung der Dinge wurde.

Es ereignete sich aber, daß Frankreich, indem es dem Nebenbuhler allenthalben, in den Niederlanden, in Italien, auf der Halbinsel, die gefährlichsten Schläge beibrachte und die Verbündeten desselben in Deutschland besiegte, hierdurch selber ein Übergewicht an sich riß, größer als jener es in dem Höhepunkte seiner Macht besessen hatte.

Man vergegenwärtigte sich den Zustand von Europa, wie er um das Jahr 1680 war.

Frankreich, so sehr dazu geeignet, so lange schon gewohnt, Europa in Gärung zu erhalten, — unter einem Könige, der es vollkommen verstand, der Fürst dieses Landes zu sein, dem sein Adel, nach langer Widerspenstigkeit endlich unterworfen, mit gleichem Eifer am Hof und in der Armee diente, mit dem sich seine Geistlichkeit wider den Papst verbündet hatte, — einmütiger, mächtiger als jemals vorher.

Um das Machtverhältnis einigermaßen zu überblicken, braucht man sich nur zu erinnern, daß zu der nämlichen Zeit, als der Kaiser seine beiden ersten stehenden Regimenter, Infanterie und Kürassiere, errichtete, Ludwig XIV. im Frieden bereits 100 000 Mann in seinen Garnisonen und 14 000 Mann Garde hielt; daß, während die englische Kriegsmarine in den letzten Jahren Karls II. immer mehr verfiel (sie hatte im Jahre 1678 83 Schiffe gezählt), die französische im Jahre 1681 auf 96 Linienschiffe vom ersten und zweiten Range, 42 Fregatten, 36

Feluken und ebenso viele Brander gebracht ward. Die Truppen Ludwigs XIV. waren die geübtesten, krieggewohntesten, die man kannte, seine Schiffe sehr wohl gebaut; kein anderer Fürst besaß zum Angriff wie zur Verteidigung so wohlbefestigte Grenzen.

Nicht allein aber durch die militärische Macht, sondern noch mehr durch Politik und Bündnisse war es den Franzosen gelungen, die Spanier zu überwältigen. Die Verhältnisse, in welche sie dadurch gelangt waren, bildeten sie zu einer Art von Oberherrschaft aus.

Betrachten wir zuerst den Norden und Osten. Im Jahre 1674 unternahm Schweden einen gefährlichen Krieg, ohne Vorbereitung, ohne Geld, ohne rechten Anlaß, nur auf das Wort von Frankreich und im Vertrauen auf dessen Subsidien. Die Erhebung Johann Sobieskis zur polnischen Krone ward in einem offiziellen Blatte als ein Triumph Ludwigs XIV. angekündigt; König und Königin waren lange im französischen Interesse. Von Polen aus unterstützte man, wenn es über Wien nicht mehr möglich war, die ungarischen Mißvergnügten; die Franzosen vermittelten die Verbindung derselben mit den Türken; denn auf den Diwan übten sie ihren alten, durch die gewöhnlichen Mittel erhaltenen Einfluß ohne Störung. Es war alles ein System. Eine vorzügliche Rücksicht der französischen Politik bestand darin, den Frieden zwischen Polen und Türken zu erhalten; dazu wurde selbst der Tatarkhan angegangen. Eine andere war, Schweden von den Russen nicht mit Krieg überziehen zu lassen. Kaum machten, sagt Contarini 1681, die Moskowiter Miene, Schweden anzugreifen, das mit Frankreich verbündet ist, so drohten die Türken, mit Heeresmacht in das Land des Zaren einzufallen. Genug, Krieg und Friede dieser entfernten Gegenden hingen von Frankreich ab.

Man weiß, wie unmittelbar, hauptsächlich durch Schweden, das nämliche System Deutschland berührte. Aber auch ohne dies war unser Vaterland entzweit und geschwächt. Bayern und Pfalz waren durch Heiratsverbindungen an den französischen Hof geknüpft, und fast alle übrigen Fürsten nahmen zu einer oder der anderen Zeit Subsidien; der Kurfürst von Köln überlieferte vermöge eines förmlichen Traktates, den er durch verschiedene Scheinverträge verheimlichte, seine Festung Neuß an eine französische Besatzung.

Auch in dem mittleren und dem südlichen Europa war es nicht viel anders. Die Schweizer dienten zuweilen, über 20 000 Mann stark, in den französischen Heeren, und von der Unabhängigkeit ihrer Tagsatzungen war bei so starkem öffentlichen, noch stärkerem geheimen Einfluß nicht mehr viel zu rühmen. Um sich Italien offen zu erhalten, hatte Richelieu Pinarolo genommen; noch wichtiger ist Casale, durch welches Mailand

und Genua unmittelbar bedroht werden. Jedermann sah, welche Gefahr es wäre, wenn auch dieser Platz in französische Hände komme; jedoch wagte kein Mensch, sich der Unterhandlung, die Ludwig XIV. mit dem Herzoge von Mantua darüber pflog, obwohl sie lange genug dauerte, ernstlich zu widersetzen, und endlich rückte eine französische Besatzung daselbst ein. Wie der Herzog von Mantua waren auch die übrigen italienischen Fürsten großenteils in der Pflicht von Frankreich. Die Herzogin von Savoyen und, jenseit der Pyrenäen, die Königin von Portugal waren Französinnen. Der Kardinal d'Estrées hatte über die eine wie die andere eine so unzweifelhafte Gewalt, daß man gesagt hat, er beherrsche sie despotisch, durch sie die Länder.

Sollte man aber glauben, daß Frankreich indes selbst auf seine Gegner vom Hause Österreich, im Kampf mit denen es eben seine vorherrschende Gewalt erworben hatte, einen entschiedenen Einfluß erwarb? Es verstand, die spanische und die deutsche Linie zu trennen. Der junge König von Spanien vermählte sich mit einer französischen Prinzessin, und gar bald zeigte sich dann die Wirksamkeit des Botschafters von Frankreich auch in den inneren Angelegenheiten von Spanien. Der bedeutendste Mann, den dies Land damals hatte, der zweite Don Juan d'Austria, ward, soviel ich finde, durch die Franzosen in den Mißkredit gebracht, in welchem er starb. Aber auch zu Wien, selbst mitten im Kriege, wußten sie, wiewohl bloß insgeheim, Fuß zu fassen. Nur unter einer solchen Voraussetzung wenigstens glaubte man die Schwankungen des dortigen Kabinetts begreifen zu können. Die Anordnungen des Hofkriegsrates waren, wie Montecuculi klagte, früher zu Versailles bekannt als in dem eigenen Hauptquartier.

Bei diesem Zustande der Dinge hätte wohl vor allen europäischen Staaten England den Beruf gehabt, wie es auch eigentlich allein die Kraft dazu besaß, sich den Franzosen zu widersetzen. Aber man weiß, durch welche sonderbare Vereinigung der mannigfaltigsten Beweggründe der Politik und der Liebe, des Luxus und der Religion, des Interesses und der Intrige Karl II. an Ludwig XIV. gebunden war. Für den König von Frankreich waren diese Bande jedoch noch nicht fest genug. In dem nämlichen Augenblicke ließ er sich angelegen sein, auch die wichtigsten Mitglieder des Parlaments an sich zu ziehen. So independent, so republikanisch gesinnt sie waren, so brauchte er doch nur die nämlichen Mittel anzuwenden. Die Gründe, sagt der französische Gesandte Barrillon von einem derselben, die Gründe, die ich ihm anführte, überzeugten ihn nicht; aber das Geld, das ich ihm gab, das machte ihn sicher. Hierdurch erst bekam Ludwig XIV. England in seine Gewalt. Hätte der König sich von ihm entfernt, so würde derselbe Widerstand im Parlament ge-

funden haben; sobald das Parlament dem nationalen Widerwillen gegen die Franzosen Raum gab, stellte sich der König entgegen. Ludwigs Politik war, und Barrillon sagt ausdrücklich, es liege demselben am Herzen, eine Vereinigung der Engländer, eine Aussöhnung zwischen König und Parlament zu verhindern. Nur allzuwohl gelang es ihm; die englische Macht ward hierdurch völlig neutralisiert.

Und so war allerdings Europa den Franzosen gegenüber entzweit und kraftlos, ohne Herz, wie ein Venezianer sagt, und ohne Galle. Welch ein Zustand der allgemeinen Politik, daß man es duldete, als Ludwig auf den Antrag eines seiner Parlamentsräte zu Metz jene Reunionskammern einrichtete, vor die er mächtige Fürsten zitierte, um über ihre Rechte an Land und Leute, durch Staatsverträge gewährleistet, wie über Privatrechte von seinen Gerichten entscheiden zu lassen! Welch ein Zustand des Deutschen Reiches, daß es sich Straßburg so gewaltsam, so wider die Natur der Dinge entreißen ließ! Man erlaube mir, anzuführen, wie ein Fremder lange nachher die Eroberung des Elsaß bezeichnet. „Wenn man die Geschichte davon liest," sagt Young in einer Reisebeschreibung, „so macht sie einen so tiefen Eindruck nicht; daß ich aber, aus Frankreich kommend, über hohe Gebirge mußte und dann in eine Ebene hinabstieg, in der ein von den Franzosen in Sitte, Sprache und Abstammung ganz unterschiedenes Volk wohnt (die Ebene, welche damals erobert wurde), das machte mir Eindruck." Und eine solche Beleidigung nahm Deutschland hin und schloß darüber einen Stillstand.

Was gab es da noch, das sich Ludwig XIV. nicht hätte erlauben sollen? Ich will nicht dabei verweilen, wie der Genua mißhandelte, wie er seinen Ambassadeur dem Papst zum Trotz mit einer bewaffneten Macht in Rom einrücken ließ; erinnern wir uns nur, wie er selbst seiner Freunde nicht schonte. Er nahm Zweibrücken in Besitz, obwohl es seinem alten Bundesgenossen, dem Könige von Schweden, gehörte; sein Admiral beschoß Chios, weil sich tripolitanische Seeräuber dahin geflüchtet, obgleich die Türken seine Verbündeten waren; einiger Forts, die der Englischen Gesellschaft der Hudsonbai gehörten, bemächtigte er sich mitten im Frieden, während des besten Einverständnisses. Jener Königin von Polen versagte Ludwig XIV. eine geringfügige Genugtuung ihres Ehrgeizes. Nachdem er sich Freunde gemacht, durch Geld oder Unterstützung, liebt er es, sie zu vernachlässigen, sei es, um ihnen zu beweisen, daß er sie im Grunde doch nicht brauche, oder in der Überzeugung, die Furcht vor seinem Unwillen allein werde sie in Pflicht halten. In jeder Unterhandlung will er dies sein Übergewicht fühlen lassen. Von einem seiner auswärtigen Minister sagt er selbst: „Ich habe ihn entfernen müssen; denn allem, was durch seine Hand ging, gebrach es an der Großartigkeit und Kraft,

welche man zeigen muß, wenn man die Befehle eines Königs von Frankreich ausführt, der nicht unglücklich ist."

Man darf annehmen, daß diese Gesinnung der vornehmste Antrieb selbst seiner Kriegslust war. Schwerlich war gerade eine ausschweifende Ländergier in ihm; von einer weit um sich greifenden Eroberung war eigentlich nicht die Rede. Wie die Feldzüge selbst nur eben mit zu den Beschäftigungen des Hofes gehören — man versammelt ein Heer, man läßt es vor den Damen paradieren; alles ist vorbereitet; der Schlag gelingt; der König rückt in die eroberte Stadt ein, dann eilt er zum Hofe zurück —, so ist es hauptsächlich diese triumphierende Pracht der Rückkehr, diese Bewunderung des Hofes, worin er sich gefällt; es liegt ihm nicht so viel an der Eroberung, an dem Kriege, als an dem Glanze, den sie um ihn verbreiten. Nein! einen freien, großen, unvergänglichen Ruhm sucht er nicht; es liegt ihm nur an den Huldigungen seiner Umgebung; diese ist ihm Welt und Nachwelt.

Aber darum war der Zustand von Europa nicht weniger gefährdet. Sollte es einen Supremat geben, so müßte es wenigstens ein rechtlich bestimmter sein. Dies faktisch Unrechtmäßige, das den ruhigen Zustand jeden Augenblick durch Willkür stört, würde die Grundlage der europäischen Ordnung der Dinge und ihrer Entwickelung auflösen. Man bemerkt nicht immer, daß diese Ordnung sich von anderen, die in der Weltgeschichte erschienen sind, durch ihre rechtliche, ja juristische Natur unterscheidet. Es ist wahr, die Weltbewegungen zerstören wieder das System des Rechtes; aber nachdem sie vorübergegangen, setzt sich dies von neuem zusammen, und alle Bemühungen zielen nur dahin, es wieder zu vollenden.

Und das wäre noch nicht einmal die einzige Gefahr gewesen. Eine andere nicht minder bedeutende lag darin, daß ein so entschieden vorherrschender Einfluß einer Nation es schwerlich zu einer selbständigen Entwickelung der übrigen hätte kommen lassen, um so weniger, da er durch das Übergewicht der Literatur unterstützt wurde. Die italienische Literatur hatte den Kreis ihrer originalen Laufbahn bereits vollendet; die englische hatte sich noch nicht zu allgemeiner Bedeutung erhoben; eine deutsche gab es damals nicht. Die französische Literatur, leicht, glänzend und lebendig, in streng geregelter und doch anmutender Form, faßlich für alle Welt und doch von nationaler Eigentümlichkeit, fing an, Europa zu beherrschen. Es sieht beinahe wie ein Scherz aus, wenn man bemerkt hat, daß z. B. das Diktionär der Akademie, in welchem sich die Sprache fixierte, besonders an Ausdrücken der Jagd und des Krieges reich ist, wie sie am Hofe gang und gäbe waren; aber leugnen läßt sich nicht, daß diese Literatur dem Staate völlig entsprach und ein Teil den anderen in der Erwerbung seines Supremats unterstützte. Paris

ward die Kapitale von Europa. Es übte eine Herrschaft wie nie eine andere Stadt, der Sprache, der Sitte, gerade über die vornehme Welt und die wirksamen Klassen; die Gemeinschaftlichkeit von Europa fand hier ihren Mittelpunkt. Sehr besonders ist es doch, daß die Franzosen schon damals ihre Verfassung aller Welt angepriesen haben, „den glücklichen Zustand der schutzreichen Untertänigkeit, in dem sich Frankreich unter seinem Könige befinde, einem Fürsten, welcher vor allen verdiene, daß die Welt von seiner Tapferkeit und seinem Verstande regiert und in rechte Einigkeit gebracht werde".

Versetzt man sich in jene Zeit, in den Sinn eines Mitlebenden zurück, welch eine trübe, beengende schmerzliche Aussicht! Es konnte doch geschehen, daß die falsche Richtung der Stuarts in England die Oberhand behielt und die englische Politik sich auf ganze Zeiträume hinaus an die französische fesselte. Nach dem Frieden von Nymwegen wurden die lebhaftesten Unterhandlungen gepflogen, um die Wahl eines römischen Königs auf Ludwig XIV. selbst oder doch den Dauphin fallen zu lassen; bedeutende Stimmen waren dafür gewonnen, „denn allein der allerchristliche König sei fähig, dem Reiche seinen alten Glanz wiederzugeben", und so unmöglich war es nicht, daß unter begünstigenden Umständen eine solche Wahl wirklich getroffen wurde; wie dann, wenn hernach auch die spanische Monarchie an einen Prinzen dieses Hauses fiel? Hätte zugleich die französische Literatur beide Richtungen, deren sie fähig war, die protestantische so gut wie die katholische, ausgebildet, so würde der Staat und Geist der Franzosen sich mit unwiderstehlicher Gewalt Europa unterworfen haben. Versetzt man sich, wie gesagt, in jene Zeit zurück, wodurch würde man glauben, daß einer so unglücklichen Wendung der Dinge Einhalt geschehen könnte?

Gegen den Anwachs der Macht und des politischen Übergewichtes konnten die minder Mächtigen sich vereinigen. Sie schlossen Bündnisse, Assoziationen. Dahin bildete sich der Begriff des europäischen Gleichgewichtes aus, daß die Vereinigung vieler anderen dienen müsse, die Anmaßungen des exorbitanten Hofes, wie man sich ausdrückte, zurückzudrängen. Um Holland und Wilhelm III. sammelten sich die Kräfte des Widerstandes. Mit gemeinschaftlicher Anstrengung wehrte man die Angriffe ab, führte man die Kriege. Allein man würde geirrt haben, wenn man sich hätte überreden wollen, es läge darin eine Abhilfe auf immer. Einem europäischen Bündnisse und einem glücklichen Kriege zum Trotz wurde ein Bourbon König von Spanien und Indien; über einen Teil von Italien sogar breitete sich in dem allmählichen Fortgang der Dinge die Herrschaft dieses Geschlechtes aus.

In großen Gefahren kann man wohl getrost dem Genius vertrauen,

der Europa noch immer vor der Herrschaft jeder einseitigen und gewaltsamen Richtung beschützt, jedem Druck von der einen Seite noch immer Widerstand von der anderen entgegengesetzt und bei einer Verbindung der Gesamtheit, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt enger und enger geworden, die allgemeine Freiheit und Sonderung glücklich gerettet hat. Da das Übergewicht Frankreichs auf der Überlegenheit seiner Streitkräfte, auf innerer Stärke beruhte, so war ihm nur dadurch wahrhaft zu begegnen, daß ihm gegenüber auch andere Mächte zu innerer Einheit, selbständiger Kraft und allgemeiner Bedeutung entweder zurückkehrten oder aufs neue emporkämen.

Überblicken wir in wenigen flüchtigen Zügen, wie dies geschah.

England, Österreich, Rußland.

Zuerst erhob sich England zu dem Gefühle seiner Stärke. Dies war, sahen wir, bisher dadurch zurückgehalten, gebrochen worden, daß Ludwig XIV. zugleich Karl II. und das Parlament bearbeitete und bald den einen, bald das andere für seine Zwecke zu bestimmen wußte. Mit Jakob II. aber stand Ludwig in einem viel vertraulicheren Verhältnis als mit Karl. Wenn nichts anderes, so vereinigte sie schon ihre religiöse Gesinnung, die gemeinschaftliche Devotion. Daß Jakob den Katholizismus so auffallend begünstigte, war einem Fürsten erwünscht, der die Protestanten selber grausam verfolgte. Ludwig ergoß sich in Lob, und der englische Gesandte kann nicht genug sagen, mit welcher Herzlichkeit er sich zu jedem erdenklichen Beistand erboten habe, als Jakob den entscheidenden Schritt getan und die Bischöfe gefangengesetzt hatte. Aber eben dies bewirkte, daß alle populären und, da die englische Kirche angegriffen war, selbst die aristokratischen Gewalten sich zugleich ihrem Könige und den Franzosen entgegenwarfen. Es war eine religiöse, nationale und im Interesse des bedrohten Europas unternommene Bewegung, der die Stuarts unterlagen. Eben der leitete sie, der bisher die Seele aller Unternehmungen gegen Frankreich gewesen war, Wilhelm III. Der neue König und sein Parlament bildeten seitdem eine einzige Partei. Es konnte Streitigkeiten, selbst heftige Streitigkeiten, zwischen ihnen geben; aber auf die Dauer, in der Hauptsache konnten sie sich nicht wieder entzweien, zumal da der Gegensatz so stark war, den sie gemeinschaftlich erfuhren. Die Parteien, die sich bisher in die Extreme geworfen, um einander von den entgegengesetztesten Standpunkten aus zu befehden, wurden in den Kreis des Bestehenden verwiesen, wo sie freilich auch miteinander stritten, aber sich zugleich miteinander

ausglichen, wo ihr Widerstreit zu einem lebendigen Gärungsstoff der Verfassung wurde. Es ist nicht ohne Interesse, diesen Zustand mit dem französischen zu vergleichen. Sie hatten doch vieles gemein. In Frankreich wie in England waren aristokratische Geschlechter im Besitz der Gewalt; die einen wie die anderen genossen einer alle anderen ausschließenden Berechtigung; sie besaßen dieselbe beide vermöge ihrer Religion, die einen durch ihren Katholizismus, die anderen durch ihren Protestantismus. Dabei aber bestand der größte Unterschied. In Frankreich war alles Uniformität, Unterordnung und Abhängigkeit eines reich entwickelten, aber sittlich verderbten Hofwesens. In England ein gewaltiges Ringen, ein politischer Wettkampf zweier fast mit gleichen Kräften ausgerüsteter Parteien innerhalb eines bestimmten, umschriebenen Kreises. In Frankreich schlug die nicht ohne Gewalt gepflanzte Devotion nur zu bald in ihr offenbares Gegenteil um. In England bildete sich eine vielleicht beschränkte, im ganzen männlich selbstbewußte Religiosität aus, die ihre Gegensätze überwand. Jenes verblutete an den Unternehmungen eines falschen Ehrgeizes; diesem strotzten die Adern von jugendlicher Kraft. Es war, als träte der Strom der englischen Nationalkraft nun erst aus den Gebirgen, zwischen denen er sich bisher zwar tief und voll, aber enge, sein Bette gewühlt, in die Ebene hervor, um sie in stolzer Majestät zu beherrschen, Schiffe zu tragen und Weltstädte an seinen Ufern gründen zu sehen. Das Recht der Geldbewilligung, über welches bisher die meisten Streitigkeiten zwischen dem König und dem Parlament ausgebrochen, fing nun vielmehr an, sie miteinander zu verbinden. Karl II. hatte während des Vierteljahrhunderts seiner Regierung alles in allem dreiundvierzig Millionen Pfund eingenommen. Wilhelm empfing binnen dreizehn Jahren zweiundsiebenzig Millionen Pfund; wie ungeheuer aber stiegen seitdem diese Anstrengungen! Eben darum stiegen sie, weil sie freiwillig waren, weil man sah, daß ihr Ertrag nicht dem Luxus weniger Hofleute, sondern dem allgemeinen Bedürfnis diente. Da war das Übergewicht der englischen Marine nicht lange zweifelhaft. Im Jahre 1678 war es als ein blühender Zustand der königlichen Flotte erschienen, daß sie, die Brander eingeschlossen, dreiundachtzig Kriegsschiffe zählte mit einer Bemannung von 18 323 Mann. Im Dezember 1701 besaß man dagegen, Brander und kleinere Fahrzeuge ausgeschlossen, 184 Schiffe vom ersten bis sechsten Range mit einer Bemannung von 53 921 Mann. Wenn, wie man glaubt, der Ertrag des Postwesens einen Maßstab für den inneren Verkehr abgibt, so muß man sagen, daß auch dieser ungemein gestiegen war. Im Jahre 1660 soll die Post 12 000 Pfund, im Jahre 1699 dagegen 90 504 Pfund Sterling abgeworfen haben. Man hat gleich damals bemerkt, daß

das eigentliche nationale Motiv zu dem Spanischen Erbfolgekriege die Besorgnis war, Frankreich und Spanien vereinigt möchten den westindischen Verkehr den Engländern und Holländern wieder entreißen. Hätte auch sonst der Friede, den man zuletzt schloß, den Tadel verdient, den die Whigs so lebhaft über denselben aussprachen, so hat er doch diese Furcht beseitigt. Nichts bezeichnet mehr das Übergewicht der Engländer über die bourbonischen Mächte, als daß sie Gibraltar behaupteten. Den besten Verkehr mit den spanischen Kolonien brachten sie nunmehr sogar durch Vertrag an sich, indes die eigenen sich in ungeheuerem Fortschritt ausbreiteten. Wie Batavia vor Kalkutta, so verschwand seitdem der alte maritime Glanz von Holland vor dem englischen, und schon Friedrich der Große fand zu bemerken, Holland folge dem Nachbar wie ein Boot seinem Schiff. Die Vereinigung mit Hannover brachte ein neues, kontinentales, nicht minder antifranzösisches Interesse hinzu. In dieser großen Bewegung erhob sich die englische Literatur zuerst zu europäischer Wirksamkeit, und sie fing an, mit der französischen zu wetteifern. Naturforschung und Philosophie, diese sowohl in der einen als in der anderen ihrer Richtungen, brachten eine neue und originale Weltansicht hervor, in der jener die Welt übermeisternde Geist sich selber faßte und widerspiegelte. Zwar würde man zuviel behaupten, wenn man den Engländern die Schöpfung vollendeter, in der Form unvergänglicher Denkmale der Poesie oder der Kunst in dieser Zeit zuschreiben wollte; aber herrliche Genies hatten sie auch damals, und längst besaßen sie wenigstens einen großen Dichter, dessen Werke — für alle Zeiten faßlich und wirksam, wie sie sind — Europa nun erst kennen lernte. Hatten sie eine Zeitlang französische Formen nicht verschmäht, so nahm man nun an den ausgezeichnetsten Franzosen die Wirkung ihres Geistes und ihrer Wissenschaft wahr.

Dergestalt setzte sich Ludwig XIV. jenem Nebenbuhler, dessen er durch Politik oder den Einfluß der Religion Herr zu werden gehofft hatte, mächtiger in sich, großartiger und gefährlicher, als man irgend hatte erwarten können, entgegen. Alle maritimen Beziehungen, alle Verhältnisse des europäischen Westens wurden dadurch von Grund aus verändert.

Indessen war zur nämlichen Zeit auch der Osten umgestaltet.

Ich kann die Meinung nicht teilen, daß das deutsche Österreich in der Bedeutung, in der wir es erblicken, eine alte Macht zu nennen sei. Während des Mittelalters hätte es ohne das Kaisertum nur wenig zu sagen gehabt. Denn ward es von der spanischen Monarchie zugleich mit fortgezogen und in Schatten gestellt; am Ende des sechzehnten Jahrhunderts war es durch den Zwiespalt der Religion und die erblichen Berechtigungen der Stände in seinen verschiedenen Landschaften alles auswärtigen Ansehens entkleidet worden; im Anfang des Dreißigjährigen

Krieges mußten deutsche Heere dem Kaiser sein Erbland wiedererobern. Selbst der Glanz, den die wallensteinischen Unternehmungen auf Ferdinand II. warfen, war doch nur vorübergehend; und welche gewaltsame Rückwirkung riefen sie nicht hervor! Wie oft wurden seitdem die Hauptstädte österreichischer Provinzen von den schwedischen Heeren bedroht! Jedoch gelang es eben damals dem Hause Österreich, durch die Vernichtung seiner Gegner, die Erhebung seiner Anhänger, die endliche Befestigung des Katholizismus seine Macht im Innern auf immer zu begründen. Es war der erste Schritt zu dem Ansehen, das es in neuerer Zeit erworben hat. Zu einer selbständigen und europäisch bedeutenden Macht wurde aber Österreich erst durch die Wiedereroberung von Ungarn. Solange Ofen in den Händen der Türken war, konnten die Franzosen Österreich bedrohen, ja außerordentlich gefährden, sooft es ihnen gefiel, ihren Einfluß auf den Diwan dahin zu verwenden. Haben sie den Zug Kara Mustaphas im Jahre 1683 auch nicht veranlaßt, so haben sie doch darum gewußt. Ihre Absicht war dabei nicht, Deutschland oder die Christenheit zu verderben; so weit gingen sie nicht; aber Wien wollten sie nehmen, die Türken wollten sie selbst bis an den Rhein vordringen lassen. Dann wäre Ludwig XIV. als der einzige Schirm der Christenheit hervorgetreten; in der Verwirrung, die eine solche Bewegung hätte hervorbringen müssen, würde es ihm nicht haben fehlen können, über die deutsche Krone zu verfügen und sie, wenn er nur wollte, selbst an sich zu nehmen.

Unter den Mauern von Wien schlug dieser Plan fehl. Es war die letzte große Anstrengung der Türken, die um so verderblicher auf sie zurückwirkte, da sie alle ihre Kräfte dazu in barbarischem Übermaße aufgewendet hatten. Seitdem wichen denn vor den deutschen Kriegsscharen, welche, wie ein Italiener sagt, „wie eine starke, undurchdringliche Mauer“ vorrückten, die ungeordneten türkischen Haufen allenthalben zurück; vergebens erklärte ein Fetwa des Mufti, daß Ofen der Schlüssel des Reiches und die Verteidigung dieses Platzes eine Glaubenspflicht sei; es ging doch verloren; ganz Ungarn ward wieder erobert und zu einem erblichen Reiche gemacht. Die Mißvergnügten unterwarfen sich; in die Grenzen von Niederungen rückte eine Raizische Bevölkerung ein, um dieses fortan wider die Türken zu verteidigen. Seitdem hatte Österreich eine ganz andere Grundlage als früher. Sonst wurden alle Kriege in Ungarn von deutschen Heeren geführt, und man sagte, alle dortigen Flüsse seien mit deutschem Blute gefärbt; jetzt erschienen die Ungarn als der Kern der österreichischen Heere in den deutschen Kriegen. Nun war es der französischen Diplomatie nicht mehr möglich, die Türken bei jedem leichten Anlaß in das Herz der Monarchie zu rufen; nur noch einmal fand sie bei den Mißvergnügten Beistand und Hilfe; endlich war alles ruhig;

eben auf diejenige Provinz, die ihn bisher am meisten gefährdet hatte, gründete seitdem der Kaiser seine Gewalt.

Man sieht von selbst, welch eine Veränderung die Befestigung dieser stabilen, reichen, wohlbewaffneten Macht, welche die Türken in Zaum, ja in Furcht hielt, in den Verhältnissen des europäischen Ostens hervorbringen mußte.

Ludwig XIV. erlebte wenigstens den Anfang noch einer anderen.

Die Zustände von Polen, durch die es ihm leicht wurde, in diesem Lande immer eine Partei zu haben, die Macht von Schweden, das durch Herkommen und alten Bund wenigstens in der Regel an ihn geknüpft war, gaben ihm ohne viel Anstrengung ein entschiedenes Übergewicht in dem Norden. Karl XII. machte darin keine Änderung. Es war einer seiner ersten Entschlüsse, wie er zu seinem Kanzler sagte, „schlechterdings die Allianz mit Frankreich abzuschließen und zu dessen Freunden zu gehören". Es ist wahr, der Spanische Erbfolgekrieg und der Nordische, die hierauf fast zu gleicher Zeit begannen, hatten keinen vorausbedachten, durch Unterhandlungen vermittelten Zusammenhang, obwohl man ihn oft vermutete; aber die schwedischen Unternehmungen kamen den Franzosen durch ihren Erfolg zustatten; in der Tat hatten die Begebenheiten eine gleichartige Tendenz. Während die spanische Sukzession dienen sollte, den Bourbonen den Süden von Europa in die Hände zu liefern, waren die alten Verbündeten der Bourbonen, die Schweden, nahe daran, die Herrschaft in dem Norden völlig an sich zu bringen. Nachdem Karl XII. die Dänen überfallen und zum Frieden gezwungen, nachdem er Polen erobert und einen König daselbst gesetzt, nachdem er die Hälfte von Deutschland, das in seinem Osten nicht viel besser befestigt war als in seinem Westen, durchzogen und Sachsen eine Zeitlang innegehabt, blieb ihm zur Befestigung seiner Suprematie nichts mehr übrig, als den Zaren, den er schon einmal geschlagen, völlig zu vernichten. Dazu brach er mit seinem in Sachsen verjüngten Heere auf. Der Zar hatte sich indes mit großer Anstrengung gerüstet. Es kam zu dem entscheidenden Kampfe des Jahres 1709. Sie begegneten einander noch einmal, diese beiden nordischen Heroen, Karl XII. und Peter I., originale Geburten germanischer und slawischer Nationalität. Ein denkwürdiger Gegensatz. Der Germane großgesinnt und einfach, ohne Flecken in seinem Lebenswandel, ganz ein Held, wahr in seinen Worten, kühn in seinem vornehmen, gottesfürchtig, hartnäckig bis zum Eigensinn, unerschütterlich. Der Slawe, zugleich gutmütig und grausam, höchst beweglich, noch halb ein Barbar, aber mit der ganzen Leidenschaftlichkeit einer frischen, lernbegierigen Natur den Studien und Fortschritten der europäischen Nationen zugewandt, voll von großen Entwürfen und unermüdlich, sie durchzusetzen.

Es ist ein erhabener Anblick, den Kampf dieser Naturen wahrzunehmen. Man könnte zweifeln, welches die vorzüglichere war; so viel ist gewiß, daß sich die größere Zukunft an die Erfolge des Zaren knüpfte. Während Karl für die wahren Interessen seiner Nation wenig Sinn zeigte, hatte Peter die Ausbildung der seinigen, die er selbst vorbereitet und begonnen, an seine Person geknüpft und ließ dieselbe sein vornehmstes Augenmerk sein. Er trug den Sieg davon. In dem Berichte, den er über die Schlacht von Pultawa an seine Leute ergehen ließ, fügte er in einer Nachschrift hinzu, „damit sei der Grundstein zu St. Petersburg gelegt". Es war der Grundstein zu dem ganzen Gebäude seines Staates und seiner Politik. Seitdem fing Rußland an, in dem Norden Gesetze zu geben. Es wäre ein Irrtum, wenn man glauben wollte, es hätte dazu einer langen Entwickelung bedurft; es geschah vielmehr auf der Stelle. Wie hätte auch August II. von Polen, der seine Herstellung einzig und allein den Waffen der Russen verdankte, sich ihrem Einfluß entziehen können? Aber überdies mußte er in den inneren Entzweiungen, im Kampfe mit seinem Adel, ihre Hilfe aufs neue in Anspruch nehmen. Hierdurch ward Peter I. unmittelbarer Schiedsrichter in Polen, mächtig über beide Parteien; um so gewaltiger, da die Polen ihre Armee um drei Vierteile verminderten, während die seinige immer zahlreicher, geübter und furchtbarer wurde. Der Zar, sagt ein Venezianer im Jahre 1717, welcher sonst Gesetze von den Polen empfangen hat, gibt deren jetzt ihnen nach seinem Gutdünken mit unbeschränkter Autorität. Notwendigerweise hörte seitdem der Einfluß der Franzosen in Polen mehr und mehr auf; sie vermochten ihre Thronkandidaten nicht mehr zu befördern, selbst wenn sie den Adel für sich hatten. Indessen war Schweden durch eben diese Ereignisse entkräftet und herabgebracht worden. Noch in seinen letzten Tagen hatte Ludwig XIV. dieser Krone alle ihre Besitzungen garantiert; nichtsdestominder war sie zuletzt eines bedeutenden Teiles derselben verlustig gegangen. Wohl behaupteten die Franzosen ihren Einfluß in Stockholm. Man klagte dort 1756, Schweden werde von Paris aus regiert, wie eine französische Provinz. Aber, wie gesagt, Schweden war ganz unbedeutend geworden. Es waren armselige innere Entzweiungen der Mützen und Hüte, auf die man Einfluß hatte. Wenn man sie ein paarmal benutzte, um einen Krieg gegen Rußland hervorzurufen, so war das eher ein Nachteil; man gab diesem Reiche nur Gelegenheit zu neuen Siegen und Vergrößerungen.

Und so war der Norden unter eine ganz andere Herrschaft geraten als die mittelbare von Frankreich; eine große Nation trat dort in eine neue, eine eigentlich europäische Entwickelung ein. In dem Osten war der französische Einfluß zwar nicht verschwunden; aber er hatte daselbst,

obwohl Österreich unter Karl VI. schwach genug wurde, doch lange nicht mehr die alte Bedeutung. Die See war in den Händen des Nebenbuhlers; die vorteilhafte Verbindung, welche Frankreich über Kadiz mit dem spanischen Amerika angefangen, duldete oder unterbrach derselbe nach seiner Konvenienz.

In dem südlichen Europa dagegen, durch das natürliche Einverständnis der bourbonischen Höfe, das nach kurzer Unterbrechung bis zu gemeinschaftlichen Plänen hergestellt worden war, und in Deutschland hatte Frankreich noch immer ein großes Übergewicht.

Vor allem in Deutschland.

Es existieren Betrachtungen über den politischen Zustand von Europa vom Jahre 1736, die uns die Lage, besonders der deutschen Angelegenheiten, kurz vor dem österreichischen Sukzessionskriege geistreich und bündig schildern. Wenn der Verfasser zugibt, daß Kaiser Karl VI. seine Macht im Reiche zu erweitern, die Verfassung monarchischer zu machen bemüht sei, daß derselbe sogar durch seine Verbindung mit den Russen, die schon damals an dem Rhein erschienen, einigen Artikeln seiner Kapitulation zuwidergehandelt habe, so findet er doch auf dieser Seite die Gefahr so groß nicht; der letzte Krieg, meinte er, habe die Schwäche des kaiserlichen Hofes offenbart; in dem Stolze und der Gewaltsamkeit, mit denen derselbe seine Pläne durchzusetzen suche, liege ein Heilmittel gegen sie. Hüten wir uns dagegen, ruft er aus, vielmehr vor denen, die durch geheime Kunstgriffe, durch einschmeichelnde Manieren und eine erdichtete Güte uns in die Sklaverei zu bringen suchen. Er findet, daß Kardinal Fleury, damals Premierminister von Frankreich, obwohl er die Miene außerordentlicher Mäßigung annehme, dessenungeachtet, und zwar gerade unter diesem Scheine die Pläne eines Richelieu und Mazarin verfolge. Durch anscheinende Großmut schläfere er seine Nachbarn ein; er leihe gleichsam seinen sanften und ruhigen Charakter für die Politik seines Hofes her. Mit wieviel Klugheit, ohne Aufsehen und Lärm, habe er Lothringen an Frankreich zu bringen gewußt; — um die erwünschte Rheingrenze zu erobern, woran nicht gar viel fehle, erwarte er nur die Verwirrungen, die der Tod des Kaisers unfehlbar nach sich ziehen müsse.

Im Jahre 1740 starb Karl VI. Kardinal Fleury ließ sich sogar zu noch kühneren Schritten fortreißen, als man ihm zugetraut hatte. Er sagte geradeheraus, er wolle den Gemahl der Maria Theresia nicht zum Nachfolger ihres Vaters, weil derselbe schlecht französisch gesinnt sei; er vor allem war es, der Karl VII. von Bayern die deutsche Krone verschaffte; er faßte den Plan, in Deutschland vier ungefähr gleich mächtige Staaten nebeneinander zu errichten, das Haus Österreich ziemlich auf Ungarn einzuschränken, Böhmen dagegen an Bayern, Mähren und

Oberschlesien an Sachsen zu bringen, Preußen mit Niederschlesien zu befriedigen; wie leicht hätte über vier solche Staaten, die sich ihrer Natur nach niemals miteinander verstanden haben würden, Frankreich dann eine immerwährende Oberhoheit behauptet!

Preußen.

In diesem Moment einer augenscheinlichen wahren Gefahr des deutschen Vaterlandes, das damals weder mächtige Staaten hatte, noch durch Taten ausgezeichnete Männer, noch ein ausgesprochenes festes Nationalgefühl, — keine Literatur, keine Kunst und eigene Bildung, die es dem Übergewichte der Nachbarn hätte entgegensetzen können, trat Friedrich II. auf, erhob sich Preußen.

Es ist hier nicht der Ort, weder den Fürsten zu schildern, noch den Staat, den er fand, den er bildete; auch möchten wir es uns nicht so leicht getrauen, die ursprüngliche Kraft des einen und des anderen und die Fülle des Daseins, die sie entfalteten, darzustellen; suchen wir uns nur ihre Weltstellung zu vergegenwärtigen.

Dann müssen wir allerdings zugestehen, daß die erste Bewegung Friedrichs von der Richtung, welche die französische Politik gleich nach dem Tode Karls VI. einschlug, unterstützt wurde. Allein, sollte er sich viel weiter mit derselben einlassen? Er selber ist es, der als Kronprinz und noch entfernt von eigentlichen Geschäften jene Betrachtungen, von denen ich eben eine Idee zu geben suchte, aufgesetzt hatte; sie sind, wie man sieht, ganz wider die französische Politik gerichtet. Die Gefahr, welche von dieser Seite her über Deutschland schwebte, sah er so deutlich, empfand er so lebhaft als irgend möglich. Eben deshalb aber hatte er seinen Krieg ganz auf eigene Hand unternommen: er wollte nie, daß der Erfolg seiner Waffen den Franzosen förderlich würde. Mit welchem Ernst erklärte er ihrem Gesandten, er sei ein deutscher Fürst; er werde ihre Truppen nicht länger auf deutschem Boden dulden, als das Wort der Verträge besage. In dem Spätjahre 1741 hätte es nicht so unmöglich scheinen sollen, Österreich völlig herabzubringen. Böhmen und Oberösterreich waren nicht viel minder in feindlichen Händen als Schlesien; Wien war so gut bedroht wie Prag; wenn man diese Angriffe mit angestrengten Kräften fortgesetzt hätte, wer will sagen, wozu es hätte kommen können? Ich will es Friedrich nicht als Großmut anrechnen, daß er diesen letzten Schritt vermied; er wußte am besten, daß es sein Vorteil nicht gewesen wäre, Frankreich des alten Gegners zu entledigen. Als er die Königin von Ungarn am Rande des Verderbens

sah, wollte er sie Atem schöpfen lassen; er sagte es selbst; mit Bewußtsein hielt er inne und ging seinen Stillstand ein. Sein Sinn war, weder von Frankreich noch von Österreich abzuhängen; völlig frei wollte er sich fühlen und zwischen ihnen eine unabhängige, auf eigene Kraft gegründete Stellung einnehmen. In diesem einfachen Vorhaben liegt der Aufschluß für seine Politik während der Schlesischen Kriege. Nie ward eine Erwerbung mit eifersüchtigerer Wachsamkeit behauptet als die seinige. Er mißtraut den Freunden nicht minder als den Feinden; immer hält er sich gerüstet und schlagfertig; sobald er sich im Nachteil glaubt, sobald er die Gefahr nur von fern kommen sieht, greift er zu den Waffen; sowie er im Vorteil ist, sowie er den Sieg erfochten hat, bietet er die Hand zum Frieden. Wenn es sich versteht, daß es ihm nicht beikommen konnte, sich einem fremden Interesse zu widmen, so hat er doch auch sein eigenes ohne Übertreibung, ohne Selbstverblendung vor Augen; nie sind seine Forderungen übermäßig: nur das Nächste bezwecken sie; dabei aber will es bis zum Äußersten festhalten.

Indessen konnte wohl diese so unerwartet emporgekommene Unabhängigkeit, die eine kühne und trotzige Stellung einnahm, nichts anders als das Mißfallen, die Feindseligkeit der Nachbarn erregen.

Man begreift es, wenn Maria Theresia den Verlust einer reichen Provinz nicht sogleich verschmerzte und die Erhebung eines so glücklichen und geschickten Nebenbuhlers im Reiche mit Mißbehagen ansah. Aber auch in das nördliche System griff das Ansehen von Preußen bedeutend ein; daß es einen übrigens sehr unschuldigen Traktat zur Behauptung des Gleichgewichts im Norden mit Schweden und Frankreich eingegangen, erweckte ihm den ganzen Haß einiger russischen Minister, die ihr Suprematie im Norden bedroht glaubten. Billig hätte der König um so mehr eine Stütze an Frankreich finden sollen. Aber daß er nicht wie Schweden zu regieren war, daß er sich erdreistete, eine freie selbständige Politik zu befolgen, zog ihm den Unwillen auch des Hofes von Versailles zu; obwohl dieser Hof sehr gut sah, was es auf sich habe, so beschloß er doch, sein ganzes System zu ändern und sich nunmehr an Österreich anzuschließen. Die öffentliche Meinung stimmte in einer jener plötzlichen Aufwallungen, die ihr besonders in Frankreich so eigen sind, dem Traktate freudig bei. So gelang es der Kaiserin, die beiden großen Kontinentalmächte mit sich zu vereinigen; minder mächtige, die Nachbarn in Sachsen, Pommern, gesellten sich zu ihnen; es war ein Bund im Werke, nicht viel anders, als wie er nach Karls VI. Tode wider Österreich geschlossen worden war, und durch die Teilnahme von Rußland sogar noch stärker; von einer Teilung der preußischen Staaten war nicht minder die Rede, als früher von einer Teilung der österreichischen,

und nur über der See fand Friedrich Verbündete, — die nämlichen, die es damals mit Österreich gehalten hatten.

Im Besitz einer trotz der neuen Erwerbung doch nur sehr mäßigen, diesem Bunde gegenüber unbedeutenden Macht sollte er fähig sein, sollte er es nur wagen, den Kampf mit demselben zu bestehen?

Er hatte, wie bekannt, den Wiener Hof um eine kategorische Erklärung über dessen Rüstungen ersucht. „Wenn sie nur einigermaßen genugtuend ausfällt," sagte er einem seiner Minister, „so marschieren wir nicht." Endlich kam der erwartete Kurier. Es fehlte viel, daß die Antwort ausreichend gewesen wäre. „Das Los ist geworfen," sagte er, „morgen marschieren wir!"

So stürzte er sich mutig in diese Gefahr; er suchte sie auf, er rief sie fast selbst hervor; aber erst mitten darin lernte er sie völlig kennen.

Wenn jemals ein Ereignis auf einer großen Persönlichkeit beruht hat, so ist es das Ereignis des Siebenjährigen Krieges.

Die Kriege unserer Zeit pflegen durch wenige entscheidende Schläge zu Ende gebracht zu werden; frühere dauerten länger; doch stritt man mehr über Forderungen und Ansprüche, als über die Summe der Existenz, über das Sein oder Nichtsein der Staaten selbst. Der Siebenjährige Krieg unterscheidet sich dadurch, daß bei so langer Dauer doch jeden Augenblick die Existenz von Preußen auf dem Spiele stand. Bei dem Zustande der Dinge, der allgemeinen Feindseligkeit bedurfte es nur eines einzigen unglücklichen Tages, um diese Wirkung hervorzubringen. Vollkommen fühlte dies Friedrich selbst. Nach der Niederlage von Kolin rief er aus: „Es ist unser Pultawa!" Und wenn sich ihm dies Wort glücklicherweise nicht erfüllt hat, so ist doch wahr, daß er sich seitdem von Moment zu Moment vom Untergange bedroht sah.

Ich will nicht berühren, welche Hilfsquellen ihm in einer so verzweifelten Lage sein militärisches Genie, die Tapferkeit seiner Truppen, die Treue seiner Untertanen oder zufällige Umstände dargeboten haben. Die Hauptsache ist, daß er sich moralisch aufrechterhielt.

Nur zu leichten Geistesübungen, zu flüchtiger Poesie, zu akademischen Arbeiten hatte ihn die französische Philosophie angeleitet; eher zum Genuß des Lebens, solange es dauert, schien sie ihn einzuladen, als zu so gewaltigen Anstrengungen. Aber wir dürfen sagen, daß der wahre Genius selbst von der irrigen Lehre unverletzt bleibt. Er ist sich seine eigene Regel; er ruht auf seiner eigenen Wahrheit; es gehört nur dazu, daß ihm diese zum Bewußtsein komme; dafür sorgt dann das Leben, die Anstrengung einer großen Unternehmung; das Unglück macht ihn reif.

Ein großer Feldherr war Friedrich II. längst; die Unfälle, die er erlitt, machten ihn zum Helden. Der Widerstand, den er leistete, war nicht

allein militärisch; es war zugleich ein innerer, moralischer, geistiger; der König führte diesen Krieg fortwährend in Überlegung der letzten Gründe der Dinge, in großartiger Anschauung der Vergänglichkeit alles irdischen Wesens.

Ich will seine Gedichte nicht als ausgezeichnete Werke poetischer Kraft rühmen; in solcher Hinsicht mögen sie manche Mängel haben; aber diejenigen wenigstens, welche während der Wechselfälle dieses Krieges entstanden sind, haben einen großartigen Schwung einfacher Gedanken; sie enthüllen uns die Bewegungen einer männlichen Seele in Bedrängnis, Kampf und Gefahr. Er sieht sich „mitten im tobenden Meer; der Blitz streift durch das Ungewitter; der Donner", sagt er, „entladet sich über mein Haupt; von Klippen bin ich umgeben; die Herzen der Steuernden sind erstarrt; die Quelle des Glücks ist ausgetrocknet, die Palme verschwunden, der Lorbeer verwelkt." Zuweilen mag er wohl in den Predigten des Bourdaloue einen Anhalt, eine Stärkung gesucht haben; häufiger wendete er sich zu der Philosophie der Alten. — Jedoch das dritte Buch des Lukrez, das er so oft studiert hat, sagte ihm nur, daß das Übel notwendig und kein Heilmittel dagegen möglich sei. Er war ein Mann, dem selbst aus dieser harten, verzweiflungsvollen Lehre erhabene Gedanken hervorgingen. Dem Tode, den er sich oft gewünscht auf dem Schlachtfelde gefunden zu haben, sah er auch auf eine andere Weise ohne Scheu geradezu ins Auge. Wie er seine Feinde gern mit den Triumvirn verglich, so rief er die Manen des Kato und des Brutus auf und war entschlossen, ihrem Beispiel zu folgen. Doch war er nicht ganz in dem Falle dieser Römer. Sie waren in den Gang eines allgemeinen Weltgeschickes verflochten — Rom war die Welt — ohne anderen Rückhalt als die Bedeutung ihrer Person und der Idee, für die sie sich schlugen; er aber hatte ein eigenes Vaterland zu vertreten und zu verfechten. Wenn irgendein besonderer Gedanke auf ihn gewirkt hat, so würden wir sagen, daß es dieser Gedanke an sein Land, an sein Vaterland gewesen ist. Wer schildert ihn uns nach der Kunersdorfer Schlacht, wie er den Umfang seines Unglücks und die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes ermaß, wie er bei dem Haß und dem Glücke seiner Feinde alles für verloren hielt, wie er dann für sein Heer und sein Land nur einen einzigen Ausweg sah und den Entschluß faßte, diesen zu ergreifen, sich aufzuopfern, — bis sich ihm denn doch allmählich die Möglichkeit eines erneuten Widerstandes zeigte und er sich dieser fast hoffnungslosen Pflicht aufs neue widmete. Unmöglich konnte er sein Land, wie er es so lange sehen mußte, zurücklassen, „von den Feinden überschwemmt, seiner Ehre beraubt, ohne Hilfsquellen, in lauter Gefahr"; „dir", sagte er, „will ich die Reste meines unheilvollen Lebens widmen; ich will mich nicht in

furchtlosen Sorgen verzehren; ich werfe mich wieder in das Feld der Gefahr". „Setzen wir uns", ruft er dann seinen Truppen zu, „dem Geschick entgegen; mutig auf wider so viele, miteinander verschworene, vor Stolz und Vermessenheit trunkene Feinde!" So hielt er aus. Endlich erlebte er doch den Tag des Friedens. „Die Standhaftigkeit", sagt er am Schluß seiner Geschichte dieses Krieges, „ist es allein, was in den großen Geschäften aus Gefahren zu erretten vermag." Ungeschmälert behauptete er sein Land, und von dem Moment, daß er sich wieder den Herrn desselben wußte, ließ er seine vornehmste, seine einzige Sorge sein, die Wunden zu heilen, die der Krieg ihm geschlagen.

Wenn es als der Begriff einer großen Macht aufgestellt werden könnte, daß sie sich wider alle anderen, selbst zusammengenommenen, zu halten vermögen müsse, so hatte Friedrich Preußen zu diesem Range erhoben. Seit den Zeiten der sächsischen Kaiser und Heinrichs des Löwen zum ersten Male sah man im nördlichen Deuschland eine selbständige, keines Bundes bedürftige, auf sich selber angewiesene Macht.

Es erfolgte, daß Frankreich von dem an in deutschen Angelegenheiten wenig oder nichts vermochte. Mit einer Opposition, wie es sie in dem österreichischen Erbfolgekriege erweckt oder begünstigt hatte, war es völlig vorbei. Hatte Preußen sich emanzipiert, so hatten Bayern und Sachsen sich wieder an Österreich angeschlossen.

Auch war so bald an keine Erneuerung dieses Verhältnisses zu denken; Frankreich selbst hatte sie dadurch verhindert, daß es in jene enge und genaue Allianz mit Österreich getreten war, die den Siebenjährigen Krieg herbeiführte. Ich will nicht untersuchen, inwiefern dieses Bündnis alle die anderen Folgen gehabt hat, welche die Franzosen, wenigstens nicht ohne Übertreibung, ihm zuschreiben; aber gewiß ist, daß Frankreich seine bisherige Stellung, kraft deren es die deutsche Opposition begünstigt hatte, hierdurch selber aufgab, daß „von diesem Augenblick an", wie dort gesagt, „der König von Preußen zum Nachteil der französischen Suprematie auf dem Kontinent der Beschützer der deutschen Freiheiten wurde". Man glaube nicht, daß Österreich den Franzosen ihren alten Einfluß gestattet habe. Noch als Koregent und von allem Anfang ließ Joseph II. erklären, er halte die Rechte der kaiserlichen Krone für heilig; er bitte sich aus, daß man ihm nicht daran rühre, wenn man mit ihm gut stehen wolle. Es war schon damals zu erkennen, daß der wahre Schutz der politischen Unabhängigkeit von Deutschland in einer freien und fest begründeten Vereinigung dieser beiden Mächte gegen das Ausland bestehe.

Diese große Veränderung bekam jedoch erst dadurch ihre volle Bedeutung, daß zugleich in der Literatur eine Befreiung der Nation von den französischen Vorbildern und ihrer falschen Nachahmung erfolgte. Ich

will nicht sagen, daß sich unsere Nation nicht auch bisher geistiger Unabhängigkeit in einem gewissen Grade erfreut hätte. Am meisten lag dieselbe wohl in der Ausbildung des theologischen Systems, welches alle Geister ergriffen hatte und in der Hauptsache ursprünglich deutsch war. Allein einmal war es doch nur ein Teil der Nation, dem es angehörte; sodann in welch seltsame, scholastische Form fand sich hier die reine, ideale, innerliche Erkenntnis der Religion eingezwängt! Man kann die Tätigkeit und den teilweisen Erfolg nicht verkennen, mit denen in manchen anderen Wissenschaften gearbeitet wurde; aber sie hatten sich alle der nämlichen Form unterwerfen müssen; in verwickelten Lehrgebäuden, für die Überlieferung des Katheders, selten für eigentlich geistiges Verständnis geeignet, breiteten sie sich aus; die Universitäten beherrschten nicht ohne Beschränktheit und Zwang die allgemeine Bildung. Um so leichter geschah es, daß die oberen Klassen der Gesellschaft allmählich davon minder berührt wurden und sich, wie gedacht, von französischen Richtungen hinreißen ließen. Seit der Mitte des Jahrhunderts aber begann eine neue Entwickelung des nationalen Geistes. Wir dürfen nicht vergessen, daß diese doch sehr von jenem Standpunkt ausging, obwohl sie in einem gewissen Gegensatze mit demselben begriffen war. Unbefriedigt, zwar noch festgehalten, aber nicht mehr so beschränkt von dem dogmatischen System, erhob sich der deutsche Geist zu einer poetischen Ergänzung desselben; die Religion ward endlich einmal wieder, und zwar, worauf alles ankommt, ohne Schwärmerei, in ihren menschlichen Beziehungen dem Gemüte nahegebracht. In kühnen Versuchen ermannte sich die Philosophie zu einer neuen Erörterung des obersten Grundes aller Erkenntnis. Nebeneinander, an demselben Orte, wesentlich verschieden, aber nahe verwandt, traten die beiden Richtungen der deutschen Philosophie hervor, welche seitdem, die eine mehr anschauend, die andere mehr untersuchend, sich neben- und miteinander ausgebildet, sich angezogen und abgestoßen, aber nur zusammen die Fülle eines originalen Bewußtseins ausgedrückt haben. Kritik und Altertumskunde durchbrachen die Masse der Gelehrsamkeit und drangen bis zu lebendiger Anschauung hindurch. Mit einem Schlage dazu erweckt, von seiner Gründlichkeit und Reife unterstützt, entwickelte dann der Geist der Nation selbständig und frei versuchend eine poetische Literatur, durch die er eine umfassende, neue, obwohl noch in manchem inneren Konflikt begriffene, doch im ganzen übereinstimmende Weltansicht ausbildete und sich selber gegenüberstellte. Diese Literatur hatte dann die unschätzbare Eigenschaft, daß sie nicht mehr auf einen Teil der Nation beschränkt blieb, sondern sie ganz umfaßte, ja ihrer Einheit zuerst wieder eigentlich bewußt machte. Wenn nicht immer neue Generationen großer Poeten auf die alten folgen, so darf man sich nicht so sehr darüber wundern. Die

großen Versuche sind gemacht und gelungen; es ist im Grunde gesagt, was man zu sagen hatte, und der wahre Geist verschmäht es, auf befahrenen, bequemen Wegen einherzuschreiten. Doch wurde das Werk des deutschen Genius noch bei weitem nicht vollendet; seine Aufgabe war, die positive Wissenschaft zu durchdringen; mancherlei Hindernisse haben sich ihm dabei entgegengestellt, die aus dem Gange seiner eigenen Bildung oder auch anderen Einwirkungen entsprangen; wir dürfen nun hoffen, daß er sie alle überwinden, zu einem vollkommeneren Verständnis in sich selbst gelangen und alsdann zu unablässig neuer Hervorbringung fähig sein werde.

Jedoch ich halte inne, denn von der Politik wollte ich reden, obschon diese Dinge auf das genaueste zusammengehören und die wahre Politik nur von einem großen nationalen Dasein getragen werden kann. So viel ist wohl gewiß, daß zu dem Selbstgefühl, von welchem dieser Schwung der Geister begleitet war, keine andere Erscheinung so viel beigetragen hat wie das Leben und der Ruhm Friedrichs II. Es gehört dazu, daß eine Nation sich selbständig fühle, wenn sie sich frei entwickeln soll; und nie hat eine Literatur geblüht, ohne durch die großen Momente der Historie vorbereitet gewesen zu sein. Aber seltsam war es, daß Friedrich selbst davon nichts wußte, kaum etwas ahnte. Er arbeitete an der Befreiung der Nation, die deutsche Literatur mit ihm; doch kannte er seine Verbündeten nicht. Sie kannten ihn wohl. Es machte die Deutschen stolz und kühn, daß ein Held aus ihnen hervorgegangen war.

Es war, wie wir sahen, ein Bedürfnis des siebenzehnten Jahrhunderts, Frankreich einzuschränken. Auf welche alle Erwartung übersteigende Weise war dies jetzt geschehen! Man kann im Grunde nicht sagen, daß sich ein künstlich verwickeltes politisches System hierzu gebildet habe; was man so nennt, waren die Formen; das Wesen bestand darin, daß sich große Staaten aus eigener Kraft erhoben, daß neue nationale Selbständigkeiten in ursprünglicher Macht den Schauplatz der Welt eingenommen hatten. Österreich, katholisch-deutsch, militärisch-stabil, in sich selbst voll frischer, unversiegbarer Lebenskräfte, reich, eine für sich abgeschlossene Welt. Das Das griechisch-slawische Prinzip trat in Rußland mächtiger hervor, als es jemals in der Weltgeschichte geschehen; die europäischen Formen, die es annahm, waren weit entfernt, dies ursprüngliche Element zu erdrücken; sie durchdrangen es vielmehr, belebten es und riefen seine Kraft erst hervor. Wenn sich dann in England die germanisch-maritimen Interessen zu einer kolossalen Weltmacht entwickelten, die alle Meere beherrschte, vor der alle Erinnerungen früherer Seemächte zurücktraten, so fanden die deutsch-protestantischen den Anhalt, den sie lange gesucht, ihre Darstellung und ihren Ausdruck in Preußen. „Wenn man das Geheimnis auch wüßte,“

sagt ein Dichter, „wer hätte den Mut, es auszusprechen?" Ich will mich nicht vermessen, den Charakter dieser Staaten in Worte zu fassen; doch sehen wir deutlich, daß sie auf Prinzipien gegründet sind, die aus den verschiedenen großen Entwickelungen früherer Jahrhunderte hervorgegangen waren, daß sie sich diesen analog in ursprünglichen Verschiedenheiten und mit abweichenden Verfassungen ausbildeten, daß sie großen Forderungen entsprachen, die gemäß der Natur der Dinge an die lebenden Geschlechter geschahen. In ihrem Aufkommen, ihrer Ausbildung, welche, wie sich versteht, nicht ohne mannigfaltige Umgestaltung innerer Verhältnisse erfolgen konnte, liegt das große Ereignis der hundert Jahre, die dem Ausbruch der Französischen Revolution vorhergingen.

Französische Revolution.

Hatte jenes Ereignis aber eine so unzweifelhaft für sich selber gültige Bedeutung, so ist doch nicht zu leugnen, daß eine Beschränkung von Frankreich damit erreicht war und daß dies Land die Erfolge der anderen als seine Verluste ansehen durfte. Auch war es ihnen immer lebhaft entgegengetreten. Wie oft suchte es früher die Fortschritte von Österreich in Ungarn und gegen die Türken aufzuhalten; wie oft mußten dann die besten Regimenter von der Donau, wo sie gegen die Türken standen, an den Rhein und wider die Franzosen abgerufen werden! Rußland hatte seinen Einfluß im Norden der französischen Politik abgewonnen. Als das Kabinett von Versailles innewurde, welche Stellung Preußen in der Welt einnahm und zu behaupten suchte, vergaß es seine amerikanischen Interessen, um diese Macht, ich sage nicht herabzubringen, sondern geradehin zu vernichten. Wie oft hatten die Franzosen die Jakobiten zu begünstigen, etwa einen Stuart nach England zu werfen, die alten Verhältnisse wiederherzustellen unternommen! Dafür bekamen sie denn auch, mochten sie mit Preußen wider Österreich oder mit Österreich wider Preußen stehen, allemal die Engländer zu Gegnern. Sie führten ihre Kriege auf dem festen Lande mit Verlusten zur See. Während des Siebenjährigen Krieges verloren sie, wie Chatham sagte, Amerika in Deutschland.

Und so stand Frankreich allerdings bei weitem nicht mehr so entschieden als der Mittelpunkt der europäischen Welt da, wie hundert Jahre früher. Es mußte die Teilung von Polen vor seinen Augen vollziehen lassen, ohne darum gefragt zu werden. Es mußte, was es tief empfand, gestatten, daß im Jahre 1772 eine englische Fregatte an der Reede von Toulon erschien, um über die stipulierte Entwaffnung der Flotte zu wachen. Selbst die kleineren unabhängigen Staaten, wie Portugal, die Schweiz, hatten anderen Einwirkungen Raum gegeben.

Zwar ist sogleich zu bemerken, daß das Übel nicht so schlimm war, wie man es oft vorgestellt hat; Frankreich behauptete doch seinen alten Einfluß auf die Türkei; durch den Familienvertrag hatte es Spanien an seine Politik gekettet; die spanischen Flotten, die Reichtümer der spanischen Kolonien standen zu seiner Verfügung; auch die übrigen bourbonischen Höfe, zu denen sich der Turiner beinahe mitrechnete, schlossen sich an Frankreich an; die französische Faktion siegte endlich in Schweden. Allein einer Nation, die sich mehr als jene andere in dem Schimmer einer allgemeinen Superiorität gefällt, war dies lange nicht genug. Sie fühlte nur den Verlust von Ansprüchen, die sie als Rechte betrachtete; sie bemerkte nur, was die anderen erobert, nicht was sie behauptet hatte; mit Unwillen sah sie so gewaltige, starke, wohlgegründete Mächte sich gegenüber, denen sie nicht gewachsen war.

Man hat so viel von den Ursachen der Revolution geredet und sie auch da gesucht, wo sie nimmermehr zu finden sind. Eine der wichtigsten liegt meines Erachtens in diesem Wechsel der auswärtigen Verhältnisse, der die Regierung in tiefen Mißkredit gebracht hatte. Es ist wahr, sie wußte weder den Staat recht zu verwalten noch den Krieg gehörig zu führen; sie hatte die gefährlichsten Mißbräuche überhandnehmen lassen; und der Verfall ihres europäischen Ansehens war daher großenteils mit entsprungen. Aber die Franzosen schrieben ihrer Regierung auch alles das zu, was doch nur ein Werk der veränderten Weltstellung war. Sie lebten in der Erinnerung der Zeiten der Machtfülle Ludwigs XIV., und alle die Wirkungen, die daher rührten, daß sich andere Staaten mit frischen Kräften erhoben hatten, die sich einen Einfluß, wie man ihn früherhin ausgeübt, nicht mehr gefallen ließen, gaben sie der Unfähigkeit ihrer auswärtigen Politik und dem allerdings unleugbaren Verfall ihrer Zustände schuld.

Daher kam es, daß die Bewegungen von Frankreich, wenn sie auf der einen Seite einen reformatorischen Charakter hatten, der sich nur zu bald in einen revolutionären umsetzte, doch auch von allem Anfang eine Richtung gegen das Ausland nahmen.

Gleich der amerikanische Krieg entwickelte diese Doppelseitigkeit. Wenn man es nicht wüßte, so könnte man aus den Memoiren von Ségur sehen, aus welcher sonderbaren Mischung von Kriegslust und angeblicher Philosophie die Teilnahmen der Jugend unter dem vornehmeren französischen Adel daran herkam. „Die Freiheit“, sagt Ségur, „stellte sich uns dar mit den Reizen des Ruhmes. Während die Reiferen die Gelegenheit wahrnahmen, ihre Grundsätze geltend zu machen und die willkürliche Gewalt zu beschränken, traten wir Jüngeren nur darum unter die Fahnen der Philosophie, um Krieg zu führen, um uns auszuzeichnen, um Ehrenstellen

zu erwerben; aus ritterlicher Gesinnung wurden wir Philosophen." Diese Jüngeren wurden das doch allmählich sehr im Ernst. Sonderbare Mischung. Indem sie England angriffen und ihren Ehrgeiz sein ließen, es zu schwächen, es seiner Kolonien zu berauben, war es doch besonders die Unabhängigkeit eines englischen Peers, die würdige Stellung eines Mitgliedes des Hauses der Gemeinen, was sie zu erlangen gewünscht hätten.

Dieser amerikanische Krieg wurde nun entschieden; nicht so sehr durch eine Veränderung der allgemeinen Machtverhältnisse — denn wenn man die englischen Kolonien von dem Mutterlande losriß, so zeigte sich doch bald, daß dieses in sich selber so wohlbegründet war, um das nicht sehr zu empfinden; wenn sich die französische Marine wieder zu einem gewissen Ansehen erhob, so hatte England doch in den entscheidenden Schlachten den Sieg davongetragen und die Übermacht über seine vereinigten Nebenbuhler behauptet — als durch die indirekten Wirkungen, die er hervorbrachte.

Ich meine nicht allein das Emporkommen der republikanischen Neigungen, es gab noch eine unmittelbarere Folge.

Mit großem Ernste hatte sich Turgot dem Kriege widersetzt; nur in dem Frieden hoffte er die Finanzen, welche schon damals ein Defizit drückte, durch eine sparsame Haushaltung herzustellen und zugleich die erforderlichen Reformen durchzusetzen. Allein er hatte dem Strome der jugendlichen Begeisterung weichen müssen. Der Krieg war erklärt und mit überschwenglichen Kosten geführt worden. Necker hatte mit dem ganzen Talent eines Bankiers, das er in so hohem Grade besaß, neue Anleihen zu machen gewußt. Je höher sie aber aufliefen, desto mehr mußten sie das Defizit steigern. Schon im Jahre 1780 erklärte Vergennes dem König, der Zustand der Finanzen sei wahrhaft beunruhigend; er mache den Frieden, einen unverweilten Frieden notwendig. Indessen verzögerte sich der Friede noch, und erst nach Abschluß desselben ward man die Verwirrung recht inne. Man nimmt auch hier einen auffallenden Gegensatz wahr. Nicht minder erschöpft und mit Schulden beladen ging England aus dem amerikanischen Kriege hervor. Aber während Pitt in England das Übel an der Wurzel angriff und das Vertrauen durch große Maßregeln wiederherstellte, gerieten die französischen Finanzen aus schwachen Händen in immer schwächere, unversuchtere und zugleich keckere, so daß das Übel von Monat zu Monat stieg und die Regierung wie in ihrer Konsistenz bedrohte, so um ihr ganzes Ansehen brachte.

Wie sehr wirkte dies auf die auswärtigen Verhältnisse zurück! Man hatte keine Wahl mehr; um jeden Preis mußte man den Krieg vermeiden. Lieber kaufte man z. B. Forderungen, welche Österreich an Holland

machte, durch eine Summe ab, zu der man trotz der schlechten Umstände, in denen man war, selber die Hälfte beitrug; wäre es auf Frankreich allein angekommen, so würde der Kaiser nicht gehindert worden sein, seine Absichten auf Bayern durchzusetzen. So enge sich die französische Regierung mit den sogenannten Patrioten von Holland vereinigt hatte, so mußte sie dieselben ruhig von Preußen überziehen, überwinden lassen. Sie kann darüber meines Erachtens nicht einmal sehr getadelt werden. Was wollte sie in dem Juli 1787, als die preußische Erklärung gegen Holland erschien, unternehmen, um die Ausführung derselben zu verhindern, da eben damals die Parlamente sich weigerten, die neuen Auflagen zu registrieren, ohne die man den Staat nicht weiter verwalten konnte, da bald darauf in jener berühmten Sitzung am 15. August die Grandchambre ihre Türen öffnen ließ und der versammelten Menge erklärte, der König könne in Zukunft keine neuen Auflagen erheben, ohne zuvor die allgemeinen Stände zusammenberufen zu haben? In einem Augenblick, wo der ganze bisherige innere Zustand in Frage gestellt wurde, konnte man schwerlich Einfluß auf das Ausland ausüben. Und doch war dies ein sehr bedeutender Zeitpunkt. Eben damals entschlossen sich die beiden Kaiserhöfe zu ihrem Angriff auf die Türkei. Die Franzosen waren nicht imstande, ihren alten Verbündeten Hilfe zu leisten, und wenn diese nicht untergehen wollten, so mußten sie Hilfe bei England und Preußen nachsuchen.

Allerdings eine Unbedeutendheit, Nichtigkeit der auswärtigen Politik von Frankreich, die weder den natürlichen Ansprüchen dieses Landes angemessen war, noch auch den Interessen von Europa überhaupt entsprach. Kam sie, wie nicht zu leugnen, von der inneren Verwirrung her, so wurde diese hinwiederum dadurch außerordentlich vermehrt. Die Politik des Erzbischofs von Brienne erfuhr den heftigsten und allgemeinsten Tadel. Er ward der Feigheit und selbst der Treulosigkeit angeklagt, weil er Holland nicht unterstützt und diese Gelegenheit, den militärischen Ruf der Franzosen auch zu Lande wiederherzustellen, versäumt habe; man fand die französische Ehre hierdurch auf eine Weise beschimpft, daß sie nur durch Ströme von Blut wieder reingewaschen werden könne.

Wie übertrieben das nun auch lautet, so kann man doch das Gefühl nicht tadeln, das dieser Unzufriedenheit zugrunde lag. Das Nationalbewußtsein eines großen Volkes fordert eine angemessene Stellung in Europa. Die auswärtigen Verhältnisse bilden ein Reich nicht der Konvenienz, sondern der wesentlichen Macht; und das Ansehen eines Staates wird immer dem Grade entsprechend, auf welchem die Entwicklung seiner inneren Kräfte steht. Eine jede Nation wird es empfinden, wenn sie sich nicht an der ihr gebührenden Stelle erblickt; wieviel mehr die französische,

die so oft den sonderbaren Anspruch erhoben hat, vorzugsweise die große Nation zu sein.

Ich will nicht auf die Mannigfaltigkeit der Ursachen eingehen, durch welche es zu der furchtbaren Entwicklung der Französischen Revolution kam. Ich will nur in Erinnerung bringen, daß der Verfall der auswärtigen Verhältnisse vielen Anteil daran hatte. Man braucht nur daran zu denken, welche Rolle eine österreichische Prinzessin, die unglückliche Königin, auf die der ganze Haß fiel, den diese Nation seit so langer Zeit dem Hause Österreich gewidmet hatte, dabei spielte, welche unseligen Auftritte das Trugbild eines österreichischen Ausschusses veranlaßt hat. Nicht genug, daß die Franzosen sahen, sie hätten den alten Einfluß auf die Nachbarn verloren; sie überredeten sich sogar, daß das Ausland geheimen und starken Einfluß auf ihren Staat ausübe; in allen Maßregeln der inneren Verwaltung glaubten sie denselben wahrzunehmen; eben dies entflammte dann die allgemeine Entrüstung, die Gärung und Wut der Menge.

Halten wir an diesem Gesichtspunkt der auswärtigen Verhältnisse fest, so können wir von der Revolution folgende Ansicht fassen.

Allenthalben hatte man, um zur Ausbildung einer größeren Macht zu gelangen, die nationalen Kräfte auf eine ungewohnte Weise zusammengenommen; dazu hatte man viele Hindernisse, die in den inneren Verhältnissen lagen, wegräumen müssen und nicht selten die alten Berechtigungen angetastet; es war dies in den verschiedenen Ländern bald mit mehr, bald mit weniger Bedacht und Erfolg geschehen. Ein sehr unterrichtendes, lebensvolles Buch müßte es geben, wenn man darzustellen wüßte, wie dies allenthalben versucht wurde, mehr oder minder gelang, wohin es führte; endlich unternahm man es auch in Frankreich. Es ist so viel auf die absolute Gewalt früherer französischer Könige gescholten worden; die Wahrheit ist, daß sich dieselbe zwar noch in einigen Willkürlichkeiten äußerte –, in der Hauptsache dagegen ungemein verfallen war. Als die Regierung jenen Versuch machte, war sie schon zu schwach, um ihn durchzusetzen; sie machte ihn auch mit unsicheren Händen; den Widerstand der privilegierten Stände vermochte sie nicht zu besiegen; hierüber rief sie den dritten Stand — die Gewalt der demokratischen Ideen, die sich schon der öffentlichen Meinung zu bemächtigen angefangen — zu Hilfe. Ein Bundesgenosse aber, der ihr bei weitem zu stark war. Indem sie schwankte, sowie sie seine Kräfte erkannte, die Bahn verließ, die sie eingeschlagen, zu denen zurücktrat, welche sie angreifen wollte, eben die beleidigte, die sie zu Hilfe gerufen hatte, forderte sie alle politischen Leidenschaften heraus, setzte sie sich mit den Überzeugungen und der Richtung des Jahrhunderts, ja mit ihrer eigenen Tendenz in

Kampf und brachte eine Bewegung hervor, in welcher der dritte Stand, oder vielmehr das in demselben und um ihn her entwickelte Element der Empörung, in gigantischem Fortschritt nicht allein die privilegierten Stände, die Aristokratie, sondern König und Thron selber umstürzte und den ganzen alten Staat vernichtete.

Ein Unternehmen, wie es zwar keineswegs alle, aber doch einige andere Regierungen verstärkt und befestigt hatte, riß dergestalt durch die Entwickelung, die es nahm, durch die Folgen, die es hatte, die französische in ihr Verderben.

Nur wenn man hier und da glaubte, daß in diesem großen Ruin die Macht und äußere Bedeutung von Frankreich vollends zugrunde gehen müßten, hatte man sich geirrt. So stark waren die Tendenzen zur Herstellung der alten Macht, daß sie selbst unter so furchtbaren Umständen nicht allein nicht aus den Augen verloren, sondern auf eine Weise, wie sie noch nie dagewesen, über die Analogie anderer Staaten weit hinaus durchgesetzt wurden. Waren anderwärts die bestehenden mittleren Gewalten in ihrer Unabhängigkeit beschränkt, zu größerem Anteil an den allgemeinen Anstrengungen genötigt worden, so wurden sie hier geradezu vernichtet. Adel und Geistlichkeit wurden nicht allein ihrer Vorrechte, sondern im Laufe der Ereignisse selbst ihrer Besitztümer beraubt; welch eine Konfiskation im größten Stil, in der ungeheuersten Ausdehnung! Wie kehrten sich die Ideen, die Europa als heilbringend, menschlich, befreiend begrüßt hatte, vor seinen Augen plötzlich in den Greuel der Verwüstung um! Das vulkanische Feuer, von dem man eine nährende belebende Erwärmung des Bodens erwartet hatte, ergoß sich in furchtbaren Ausbrüchen über denselben hin. Mitten in der Zertrümmerung aber ließen die Franzosen das Prinzip der Einheit doch niemals fallen. Um wieviel mächtiger als bisher erschien eben in der Verwirrung der Revolutionsjahre Frankreich den europäischen Staaten gegenüber! Man kann sagen: jene gewaltige Explosion aller Kräfte setzte sich nach außen fort. Zwischen dem alten und dem neuen Frankreich war dasselbe Verhältnis wie zwischen der zwar lebhaften und von Natur tapferen, aber an das Hofleben gewöhnten, mit einem oft kleinlichen Ehrgeiz behafteten, feinen, wollüstigen Aristokratie, die den alten Staat leitet, und den wilden, gewaltsamen, von wenig Gedanken berauschten, blutbefleckten Jakobinern, die den neuen beherrschten. Da vermöge des bisherigen Ganges der Dinge zwar nicht eine ganz gleiche Aristokratie wie jene, aber doch eine ähnliche an der Spitze der übrigen Staaten stand, so war es kein Wunder, wenn die Jakobiner in jener wilden Anspannung aller Kräfte das Übergewicht an sich brachten. Es bedurfte nur des ersten, durch ein Zusammentreffen unerwarteter Umstände davongetragenen Sieges, um den revolutionären

Enthusiasmus zu erwecken, der hierauf die Nation ergriff und eine Zeitlang das Prinzip ihres Lebens wurde.

Nun kann man zwar nicht sagen, daß Frankreich hierdurch an und für sich stärker geworden sei als die übrigen großen Mächte zusammengenommen oder auch nur als seine nächsten Nachbarn, wenn sie sich vereinigt hielten. Man kennt hinlänglich die Fehler der Politik und der Kriegführung, die einen für diese so ungünstigen Erfolg hervorbrachten. Sie konnten sich ihrer bisherigen Eifersucht nicht sogleich entwöhnen. Selbst die einseitige Koalition von 1799 hatte Italien zu befreien und eine sehr gewaltige militärische Stellung einzunehmen gewußt, als ein unglücklicher Zwiespalt sie trennte. Allein geleugnet werden kann es nicht, daß der französische Staat, mitten im Kampfe mit Europa gebildet, auf denselben berechnet, durch die Zentralisation aller Kräfte, die er möglich machte, den einzelnen Kontinentalmächten überlegen wurde. Indem es immer das Ansehen gehabt, als suche man dort die Freiheit, war man von Revolutionen zu Revolutionen Schritt für Schritt zu dem Militärdespotismus gelangt, der die Ausbildung der anderweiten, militärischen Systeme, so groß sie auch waren, weit überbot. Der glückliche General setzte sich die Kaiserkrone auf; alle disponiblen Kräfte der Nation hatte er jeden Augenblick ins Feld zu werfen die Macht. Auf diesem Wege kehrte dann Frankreich zu seinem Übergewichte zurück. Es gelang ihm, England von dem Kontinent auszuschließen, in wiederholten Kriegen Österreich seiner ältesten Provinzen in Deutschland und Italien zu berauben, das Heer und die Monarchie Friedrichs II. umzuwerfen, Rußland selbst zur Fügsamkeit zu nötigen und endlich in die inneren Provinzen bis zu der alten Hauptstadt desselben vorzudringen. Für den französischen Kaiser bedurfte es nur des Kampfes mit diesen Mächten, um zugleich über das südliche und mittlere Europa, einen großen Teil von Deutschland nicht ausgeschlossen, eine unmittelbare Herrschaft zu gründen. Wie war hierdurch alles, was zu Ludwigs XIV. Zeiten geschehen, so weit übertroffen! Wie war die alte Freiheit von Europa so tief gebeugt! Europa schien in Frankreich untergehen zu wollen. Jene Universalmonarchie, von der man sonst nur die entfernte Gefahr gesehen, war beinahe realisiert!

Wiederherstellung.

Sollten aber die energischen Gewalten, welche in den großen Mächten hervorgetreten waren, so mit einem Male erstickt und vernichtet sein?

Der Krieg, sagt Heraklit, ist der Vater der Dinge. Aus dem Zusammentreffen entgegengesetzter Kräfte, in den großen Momenten der Gefahr —

Unglück, Erhebung, Rettung — gehen die neuen Entwickelungen am entschiedensten hervor.

Frankreich war nur dadurch zu seiner Übermacht gelangt, daß es mitten in seiner wilden Bewegung das Gemeingefühl der Nation lebhafter als je zu erhalten, die nationalen Kräfte in einer so ungemeinen Ausdehnung zu dem einzigen Zweck des Krieges anzustrengen gewußt hatte.

Wollte man ihm widerstehen oder je diese Übermacht noch einmal zu brechen die Hoffnung fassen dürfen, so war da nicht mit Mitteln auszureichen, wie sie bisher genügt hatten; selbst eine Verbesserung der Militärverfassung allein hätte noch nicht geholfen; es gehörte eine gründliche Erneuerung dazu, um alle Kräfte zusammenzunehmen, in deren Besitz man sein mochte; man mußte sich entschließen, jene schlummernden Geister der Nationen, von denen bisher das Leben mehr unbewußt getragen worden, zu selbstbewußter Tätigkeit aufzuwecken.

Es müßte eine herrliche Arbeit sein, dieser Verjüngung des nationalen Geistes in dem ganzen Umfange der europäischen Völker und Staaten nachzuforschen, die Ereignisse zu bemerken, die ihn wieder erweckten, die Zeichen, die seine erste Erhebung ankündigten, die Mannigfaltigkeit der Bewegungen und Institutionen, in denen er sich allenthalben aussprach, die Taten endlich, in denen er siegreich hervortrat. Doch ist dies ein so weit aussehendes Unternehmen, daß wir es hier auch nicht einmal berühren können.

Gewiß ist, daß man erst dann mit einiger Aussicht auf Erfolg zu streiten anfing — 1809 —, als man hierin der Forderung des Weltgeschickes ein Genüge zu leisten begann. Als in wohlgeordneten Reichen ganze Einwohnerschaften ihre althergebrachten Wohnsitze, an die sie selbst die Religion knüpfte, verließen und sie den Flammen preisgaben, — als große Bevölkerungen, von jeher an ein friedlich bürgerliches Leben gewöhnt, Mann bei Mann zu den Waffen griffen — als man zugleich des ererbten Haders endlich wirklich vergaß und sich ernstlich vereinigte —, erst da, nicht eher gelang es, den Feind zu schlagen, die alte Freiheit herzustellen und Frankreich in seine Grenzen einzuschließen, den übergetretenen Strom in sein Bett zurückzutreiben.

Wenn es das Ereignis der letzten hundert Jahre vor der Französischen Revolution war, daß die großen Staaten sich erhoben, um die Unabhängigkeit von Europa zu verfechten, so ist es das Ereignis der seitdem verflossenen Periode, daß die Nationalitäten selbst sich verjüngt, erfrischt und neu entwickelt haben. Sie sind in den Staat mit dem Bewußtsein eingetreten, er würde ohne sie nicht bestehen können.

Man ist fast allgemein der Ansicht, unsere Zeit habe nur die Tendenz, die Kraft der Auflösung. Ihre Bedeutung sei eben nur, daß sie den

zusammenhaltenden, fesselnden Institutionen, die aus dem Mittelalter übrig, ein Ende mache; dahin schreite sie mit der Sicherheit eines eingepflanzten Triebes vorwärts; das sei das Resultat aller großen Ereignisse, Entdeckungen, der gesamten Kultur; ebendaher komme aber auch die unwiderstehliche Hinneigung, die sie zu demokratischen Ideen und Einrichtungen entwickele; und diese bringe dann alle die großen Veränderungen, deren Zeugen wir sind, mit Notwendigkeit hervor. Es sei eine allgemeine Bewegung, in der Frankreich den anderen Ländern vorangehe. Eine Meinung, die freilich nur zu den traurigsten Aussichten führen kann. Wir denken indes, daß sie sich gegen die Wahrheit der Tatsachen nicht zu halten vermögen wird.

Weit entfernt, sich bloß in Vereinigungen zu gefallen, hat unser Jahrhundert die positivsten Ergebnisse hervorgebracht; es hat eine große Befreiung vollzogen, aber nicht so durchaus im Sinne der Auflösung; vielmehr diente ihr dieselbe, aufzubauen, zusammenzuhalten. Nicht genug, daß es die großen Mächte allererst ins Leben gerufen; es hat auch das Prinzip aller Staaten, Religion und Recht, es hat das Prinzip eines jeden insbesondere lebendig erneuert.

Eben darin liegt das Charakteristische unserer Tage.

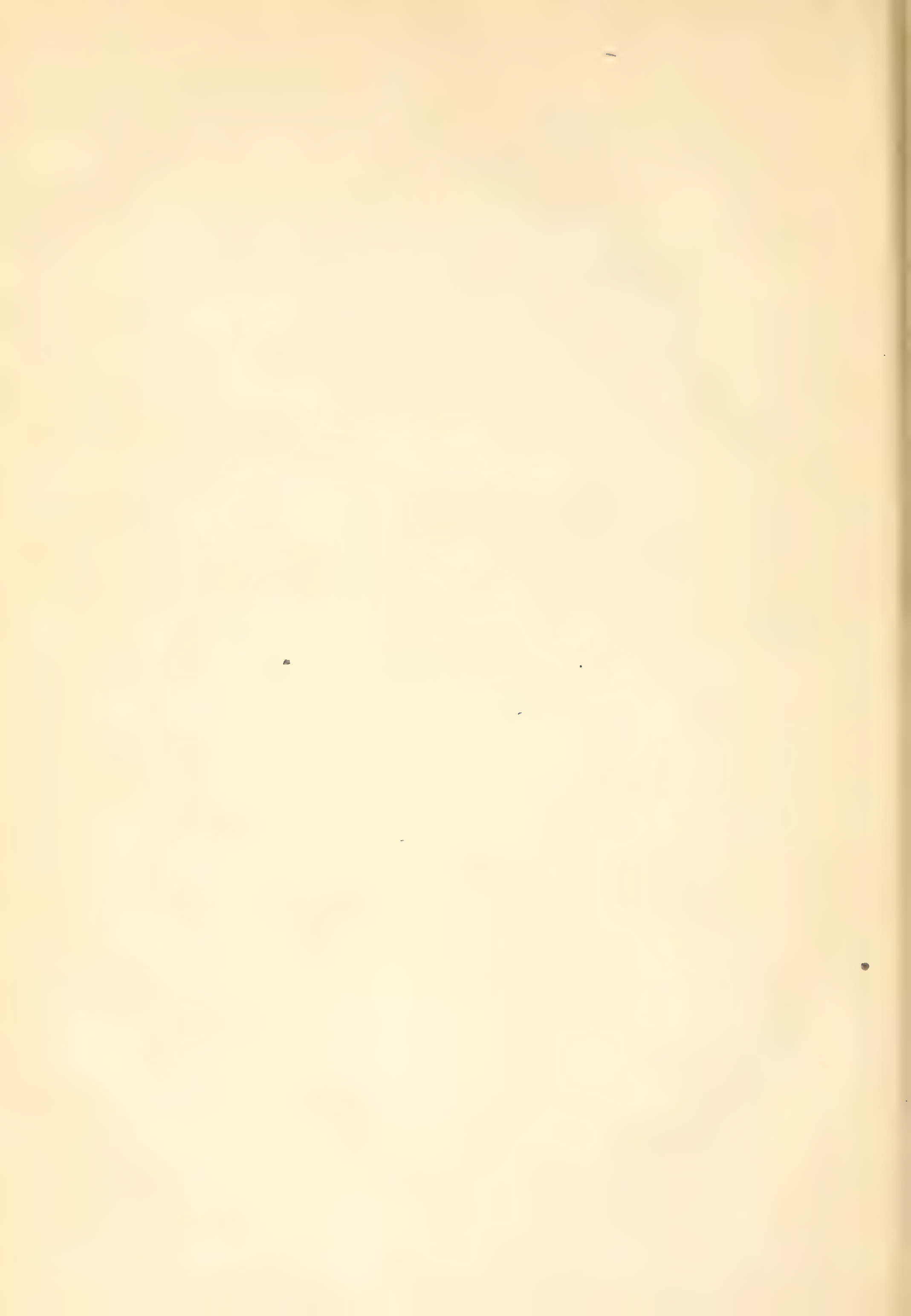
In den meisten Epochen der Welthistorie sind es religiöse Verbindungen gewesen, was die Völker zusammengehalten hat. Doch hat es zuweilen auch andere gegeben, die man mit der unseren eher vergleichen kann, in denen mehrere größere, durch ein politisches System verknüpfte Königreiche und freie Staaten nebeneinander bestanden. Ich will nur die Periode der mazedonisch-griechischen Königreiche nach Alexander erwähnen. Sie bietet manche Ähnlichkeit mit der unsrigen dar: eine sehr weit gediehene gemeinschaftliche Kultur, militärische Ausbildung, Wirkung und Gegenwirkung verwickelter auswärtiger Verhältnisse; große Bedeutung der Handelsinteressen, der Finanzen, Wetteifer der Industrie, Blüte der exakten, mit der Mathematik zusammenhängenden Wissenschaften. Allein jene Staaten, hervorgegangen aus der Unternehmung eines Eroberers und der Entzweiung seiner Nachfolger, hatten keine besonderen Prinzipien ihres Daseins weder gehabt noch sich anzubilden vermocht. Auf Soldaten und Geld beruhten sie. Eben darum wurden sie auch so bald aufgelöst, verschwanden sie zuletzt völlig. Man hat oft gefragt, wie Rom sie so rasch, so vollkommen bezwingen konnte. Es geschah darum, weil Rom, wenigstens solange es Feinde von Bedeutung hatte, mit bewunderungswürdiger Strenge an seinem Prinzipe festhielt. Auch bei uns schien es wohl, als sei nur noch der Umfang der Besitzungen, die Macht der Truppen, die Größe des Schatzes und ein gewisser Anteil an der allgemeinen Kultur für den Staat von Wert. Wenn es je

Ereignisse gegeben hat, geeignet, einen solchen Irrtum zu zertrümmern, so sind es die Ereignisse unserer Zeit gewesen. Sie haben die Bedeutung der moralischen Kraft, der Nationalität für den Staat endlich einmal wieder zur Anschauung in das allgemeine Bewußtsein gebracht. Was wäre aus unseren Staaten geworden, hätten sie nicht neues Leben aus dem nationalen Prinzip, auf das sie gegründet waren, empfangen. Es wird sich keiner überreden, er könne ohne dasselbe bestehen.

Nicht ein solch zufälliges Durcheinanderstürmen, Übereinanderherfallen, Nacheinanderfolgen der Staaten und Völker bietet die Weltgeschichte dar, wie es beim ersten Blicke wohl aussieht. Auch ist die oft so zweifelhafte Förderung der Kultur nicht ihr einziger Inhalt. Es sind Kräfte, und zwar geistige, Leben hervorbringende, schöpferische Kräfte, selber Leben, es sind moralische Energien, die wir in ihrer Entwickelung erblicken. Zu definieren, unter Abstraktionen zu bringen sind sie nicht; aber anschauen, wahrnehmen kann man sie; ein Mitgefühl ihres Daseins kann man sich erzeugen. Sie blühen auf, nehmen die Welt ein, treten heraus in dem mannigfaltigsten Ausdruck, bestreiten, beschränken, überwältigen einander; in ihrer Wechselwirkung und Aufeinanderfolge, in ihrem Leben, ihrem Vergehen oder ihrer Wiederbelebung, die dann immer größere Fülle, höhere Bedeutung, weiteren Umfang in sich schließt, liegt das Geheimnis der Weltgeschichte.



Zur Geschichte
der italienischen Kunst



Zur Geschichte der italienischen Kunst

1. Grundlage und Anfänge.

Es kann nicht Unfähigkeit gewesen sein, was Bildhauer und Maler die so langen Jahrhunderte des Mittelalters in dem Formlosen zurückhielt; die Bauwerke zeigen, was man Großes zu ersinnen, die Zieraten den Grad der Feinheit, den man zu erreichen vermochte; ihre Intention ging vielmehr auf etwas anderes.

So wie wir in die Basiliken treten, empfängt uns das musivische Bild des Heilandes mit seinen Aposteln, welche in großen Gestalten die Apsis einnehmen. Man weiß, daß die christliche Basilika unmittelbar aus der heidnischen herübergenommen worden. Es ist allemal sehr merkwürdig, daß auch die heidnische Basilika in ihrer Apsis ein Augusteum, einen Tempel der Cäsaren, enthielt, mit welchem sie schloß; dort waren die Bilder der Kaiser. Als das Christentum die Menschenvergötterung stürzte und der Anbetung der Cäsaren die Anbetung des Sohnes Gottes entgegensetzte, erhob sie auch an geweihter Stätte den Gottes- und Menschensohn an ihre Stelle. So ward die Basilika unmittelbar zur Kirche. In der Regel sieht man dann den Menschensohn, mit seinen Aposteln antik gekleidet, die Menschenform mehr typisch als nachgeahmt, großartig, schrecklich. Oder man erblickt die Mutter Gottes, groß, schlank, aber ganz und gar verhüllt, nur die Gesichtszüge sieht man; und die Arme mit steifer Bewegung von der Brust herausstreckend, wendet sie gleichsam segnend das Innere ihrer Hände der Gemeinde zu. Zuweilen sind die Namenszüge hinzugesetzt. Es ist nun diese heiligende Abbildung des Göttlichen, was man ohne weitern Anspruch beabsichtigt. Oder es ist das Symbol. Man hat kein Arg dabei, wie in S. Stefano zu Bologna und an so vielen andern Orten, die Evangelisten geradezu durch ihre Abzeichen darzustellen und diesen die Namen derselben hinzuzufügen. Man versinnbildet Christus als das große Lamm unter zwölf Lämmern.

Oder man schreitet endlich bis zur Darstellung des Geheimnisses oder der heiligen Geschichte fort. Nicht allein durch Worte unterrichtet man. Auch der Anblick belehrt. Die Umgänge in San Marco enthalten die wichtigsten Momente der heiligen Geschichte oft mit einer fast anstößigen Naivität. Vorzüglich merkwürdig fand ich eine uralte Mosaik in Torcello,

die aus den Zeiten des Glanzes und der Größe dieser Insel stammen wird, welche so früh verlorenging. Hier ist Kreuzigung und Weltgericht nach griechischen Begriffen dargestellt. In der höchsten Abteilung sieht man den Gekreuzigten, in der darauf folgenden den Auferstandenen, wie er, das Kreuz in der Hand, die Erzväter erlöst. Dann folgt das Weltgericht. Auf dem Regenbogen sitzt er, um ihn die Apostel: tiefer hinab geben Erde und Meer ihre Toten her; dann folgt weiter zu seiner Rechten das Paradies und priesterliche Chöre; zu seiner Linken Fegfeuer, Satanas und Höllenstrafe. Hier hat man Mythe und Geheimnis darzustellen gewagt. Das Paradies ist verschlossen und von dem Cherub bewacht; man sieht davor einen Mann mit dem Kreuz; ferner eine Frau, einen alten Mann mit Kindern. Es ist die altchristliche Mythe. Der Mann mit dem Kreuz ist der gute Schächer; der alte Mann ist Abraham, der die auserwählten Seelen auf seinem Schoße und zu seinen Füßen hat, die Frau ist Eva. Wenn man aber von dem Stuhl Christi einen roten Strom nach dem Fegfeuer fließen sieht, aus welchem Engel die Sündigen erretten, so ist dies schwerlich, wie man es erklärt hat, ein Feuerstrom, um jenes Fegfeuer anzuzünden; es ist vielmehr der Strom des rettenden Blutes, durch dessen Verdienst jener Erlösung vollbracht wird. Die ganze Auffassung ist groß gedacht, erschreckend und belehrend. Dieser Anblick erzählte der Gemeinde Mythe und Geheimnis der Kirche. Dazu allein sollte er dienen. Hier ist kein Hervordrängen der Form, es ist alles gigantisch, von Bedeutung und aufgegangen im Dienste der Kirche.

Wohl mag es sein, daß Kunstgriffe der Technik vorhanden waren, welche später verlorengegangen sind. Allein übrigens sind diese Gestalten der ältesten Maler isisartig, ja mumienhaft; Bewegung und Haltung dem Herkömmlichen völlig untergeordnet; nur in den Extremitäten sind sie ausgebildet.

Es war ein großer Schritt selbst in bezug auf die Religion, als man sich zuerst von dem Herkömmlichen und Überlieferten zu dem Gefühl der Form und der Freiheit sie zu suchen erhob.

Schon im dreizehnten Jahrhundert hatte die aufblühende Bildnerei es gewagt, von dem Gewohnten, Altherkömmlichen abzuweichen. Für dies Bestreben ist nichts bezeichnender als ein Relief an der Kanzel des Baptisteriums zu Pisa. — Bei der Geburt des Heilandes liegt Maria allerdings auf einem symbolisch von Lämmern getragenen Bette; allein sie liegt darauf in der Haltung einer römischen Kaiserin; in ihrem Antlitz nichts von jungfräulicher Verschämtheit und Demut, sie ist ganz Stolz und Adel. Mit einer fast heidnisch göttlichen Hoheit hält sie in der Anbetung ihr Kind dem Könige entgegen. Eben hier sind alle Köpfe bis zur Vollendung ausgearbeitet.

Bei Niccolò Pisano, dem Schöpfer der modernen Plastik, dem auch dieses Denkmal angehört, finden sich allenthalben Spuren der Nachahmung antiker Kunstwerke, die er eben in die Kirchenmonumente einflicht, welche er zu entwerfen hat.

Je sorgfältiger übrigens die Überlieferung beibehalten ist, um so mehr machen diese Abweichungen Eindruck. Aber dabei wird man doch auch den Widerspruch inne, der in der einen und der andern Auffassung liegt. Und es ließ sich nicht erwarten, daß auf diese Weise die christliche Kunst umgestaltet werden würde. Denn nicht allein auf Ausübung künstlerischer Fertigkeiten kam es an, sondern zugleich auf Darstellung des vollen religiösen Inhaltes der Überlieferung. Nur langsam und zaghaft ließ sich die Malerei in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu einer Veränderung herbei.

Die Madonnen des Cimabue gehören noch ganz zu der Familie jener griechischen Gottesmütter, deren eine den Anfang der Florentiner Galerie macht. Was bewirkte aber, daß man, wie die Sage geht, ein Bild dieses Meisters Karl von Anjou feierlich zeigte; daß es einer Straße den Namen gab? In Sta. Maria Novella wird eben dieses Werk aufbewahrt. Noch sind Mutter und Kind kolossal, das Kind halb entblößt; wie auf griechischen Bildern und in der Art und Weise derselben sitzt ihr das Kind im Schoß; nur durch eine kleine Änderung in der Lage und die damit zusammenhängende Ausstreckung der Hand ist es der Natur angenähert; der Ausdruck der Mutter bleibt sehr einfach. Wenn aber in den griechischen Bildern die Gesichtszüge mehr die Menschengestalt andeutend als abbildend erscheinen, so sind sie hier entschieden menschlich. Vom Individuellen jedoch, wie von dem Ideal finde ich sie gleichweit entfernt; auch die Nebensachen einförmig.

Über die Werke, welche diesem Meister in der oberen Kirche von Assisi zugeschrieben werden, zu urteilen, ist schwer, einmal weil man nicht weiß, wieviel an ihnen echt, sodann weil sie von den Einwirkungen der Zeit ziemlich stark gelitten haben.

An seinen Werken sah man, sagt Philipp Villani, daß die alten Maler geirrt hatten. Es ist der erste Versuch, die religiösen Darstellungen der Natur anzunähern, was man an ihm rühmte.

2. Giotto und seine Nachfolger.

So fand Giotto die Bahn eröffnet. Der Versuch war gemacht, Gesichtszüge und Bewegungen der Natur anzunähern. Mit einem außerordentlichen Talent der Auffassung, ja mit wahrem Genius begabt, legte er Hand an, den Gestalten Bedeutung und wesentlichen Inhalt zu geben.

Es ist wahr, daß man ihm allerorten viele zweifelhafte Sachen zuschreibt; anderwärts sind die echten Werke entweder durch die Zeit oder durch spätere Hand zugrunde gerichtet.

An dem Werk in Sta. Croce zu Florenz, das, obwohl nur auf dem Rahmen, mit den Worten Opus magistri Jocti bezeichnet ist, zweifelt selbst der entschlossenste Leugner nicht. Es ist eine Krönung der Jungfrau. Die Menge der Engel und Heiligen auf den beiden Nebentafeln bildete gewiß eine große Aufgabe für diese junge Kunst. Man wird die Mannigfaltigkeit der Physiognomien bei einem der Wahrnehmung so wenig Raum lassenden Gegenstande, die Abstufungen der Bewunderung, der Hingebung und Anbetung, wie sie hier lebendig erscheinen, anzuerkennen haben.

Unbezweifelt und durch die nämliche Inschrift, aber nicht bloß auf dem Rahmen, beglaubigt, ist ein anderes Bild, von dem man eine Hälfte in Mailand, die andere in Bologna aufbewahrt. Hier tritt uns in S. Paul schon ein glücklich aufgefaßter Charakter entgegen. Es ist ein Mann, obwohl mit der Glatze, aber noch kräftig, in den besten Jahren; seine Haltung königlich: seine Stirn gebieterisch und voll Nachdenken.

Man versichert, daß eine unzweifelhafte Urkunde vorhanden sei, welche das Abendmahl in dem Refektorium zu Sta. Croce dem Giotto vindiziere. Es ist wahr, daß in demselben die Lage des Johannes, wahrscheinlich die nämliche, wie sie in früheren Werken vorkam, unbeholfen ist; und auch einiges andere mag minder wohl geraten sein; allein in den meisten Gestalten ist eine mit Feinheit vollzogene Nachahmung der Natur sichtbar. Ich will das nicht auf jenes genaue Eingehen in die Verhältnisse der festen Gesichtsteile beziehen, wie man dies an gelungenen Porträts lobt; allein es ist in ihm eine Wahrheit, Wärme und Majestät, welche Bewunderung erweckt. Leider geht dies Werk von Tag zu Tag seinem Untergang mehr entgegen. Von den dreizehn Gestalten sind nur noch sieben in gutem Zustand, und wer weiß wie lange. Schon dringt das vernichtende Naß bis in die Nähe des Heilandes heran.

Andere seiner Werke mögen gegründetem Zweifel Raum geben oder, wie jenes von Assisi, schlechter erhalten sein. Vielleicht bedeutender als alles andere ist die Kapelle der Arena zu Padua.

Das Zeugnis des Benvenuto von Imola läßt keinen Zweifel übrig, daß die Malereien nicht von seiner Hand seien; sie sind so gut wie unberührt.

Es ist eine Kapelle, in der Giotto die Wand des Eingangs und die zwei Seitenwände bis zu dem Chor hin in der Weise jener Alten ausgeschmückt hat, welche die heilige Geschichte und die letzten Dinge auf diese Weise vorzustellen liebten.

Mit aller Wärme, welche Liebe und Schrecken einflößen kann, stellte

Giotto über dem Eingang das jüngste Gericht dar. Die Seligen sind bekleidet. Sie sind in der Regel der wohlbekannte Idealkopf des Giotto, der mit verschiedenen Abwandlungen wiederkehrt; in einigen finde ich ein inniges, vor Liebe und Freude verlangendes Hinschauen auf die Gottheit. Auf der anderen Seite erscheinen die Verdammten: in grubenartigen Abteilungen mannigfaltig gepeinigt; in gräulicher Gestalt steht der Fürst der Unterwelt zwischen ihnen. Diese Vorstellung ist minder gigantisch, geheimnisvoll und mythisch als jene zu Torcello, aber vielleicht ist sie nicht minder wirksam, weil sie sinnlich leichter zu ergreifen und anreizender.

Das eigentliche Verdienst des Giotto in unserer Kapelle dürfte man indessen nicht in diese Fresken setzen.

Damit jedermann erfahre, womit Seligkeit erweckt und verscherzt werde, hat Giotto längs den Wänden zur Seite der Hölle die Laster, zur Seite des Himmels die Tugenden dargestellt.

Was an sich nur begrifflich zu denken wäre, hat er unmittelbar versinnbildet. Aus dem Munde des Neides geht die Schlange hervor, die ihm sein eigenes Gehirn frißt; das Zepter der Ungerechtigkeit, welche in dem Throne sitzt, ist mit Haken bewaffnet, und geballt sieht man ihre klauenartigen Fäuste. Der Unglaube (infidelitas) hält ein Idol auf seinen Händen, welches ihm hinwiederum den Nacken gefesselt hat. Die Unklugheit schlägt mit einer Keule nach den Fliegen, während die Klugheit sinnend mit einem Zirkel sitzt. Nicht so ganz sinnlich natürlich konnte er die Tugenden abbilden; doch sind sie unverkennbar; selbst die Hoffnung ist glücklich hingeworfen.

Aber nur den unteren Teil der Wände nehmen diese Abbildungen ein; über ihnen sind in vielen Abteilungen die wichtigsten Momente aus dem Leben der Jungfrau und des Heilandes dargestellt.

Hier ist es nicht mehr die dogmatische Mythe; es ist nicht mehr Allegorie; es ist das Leben selbst, das Giotto in gelungenen Phantasiestücken vergegenwärtigt. Wohl erkennt man an ihm das Studium der alten Überlieferung, die er festhält. Einige Zustände aus dem Leben der Jungfrau kann man nur aus den Pseudoevangelien erklären.

Andere Meister haben den Ausdruck der Gesichtszüge weiter ausgebildet, die Wirkungen von Licht und Schatten kunstvoller gezeigt; in einfacher und klarer Auffassung des Lebens, in der Poesie der Komposition möchte ich Giotto hinter keinen anderen zurücksetzen. Ich wüßte nicht, welche Grablegung, so viel es ihrer auch gibt, mit einer vollkommeneren Wahrheit aufgefaßt wäre. Hier ist keine Möncherei und keinerlei ungehörige Fiktion. So tief und innig und mannigfaltig ist die Klage; und Nikodemus, der, wie betroffen über diesen Anblick, mitleidsvoll erstaunt, wie er mit gefalteten Händen dasteht, ist ein vollkommener Mensch. Der zum Himmel

erhobene Erlöser ist frei von jenem nach Erden schauenden Selbstgefühl, was ihm Spätere geben: nach vollendetem Erdenleben, vollen Fluges, mit ausgebreiteten Armen eilt er dem Vater zu. In allen diesen Darstellungen, von der ersten bis zur letzten, ist der Versuch sichtbar, das religiöse Moment mit der Vergegenwärtigung des menschlichen eigentümlich aufgefaßt zu verbinden.

Sollte es uns wohl sehr kümmern, wenn hier ein mechanisches Talent in Farben und Technik das Ungewöhnliche leistete? In dieser menschlichen Darstellung erscheinen die Bestrebungen eines, sei es von dem Gefühl der Schönheit, sei es von höheren Gedanken erfüllten Geistes. In anderen Werken des Giotto findet sich die nämliche Tiefe, ja Unergründlichkeit der Physiognomie —; jede seiner Figuren ist geistig empfunden; — seine Vorstellungen der heiligen Geschichten sind sinnlich warm, ohne daß sie den religiösen Forderungen Abbruch täten. Sie sind ein schönes Denkmal dieses bestrebensreichen Jahrhunderts. Überhaupt traten nun die Zeiten eines allgemeinen Umschwunges der Studien und der Kultur in Italien ein. Von dem Latein der Schulen riefen die Alten zu der echten Sprache der Römer zurück; das mütterliche Idiom, welches die Jahrhunderte zu einer von seinem Ursprung ganz abweichenden Gestalt gebildet hatten, faßte man das Herz, auch in Schriften zu brauchen. Ein Ereignis umfassendster Bedeutung ist es doch, daß Dante, der in Sprache und Poesie das Beste leistete, mit dem Erneuerer der Malerei in jenen Räumen der Arena zusammengekommen ist.

Giotto, der sich in Toskana, Umbrien, Rom, Neapel und der Lombardei aufgehalten, hatte eine ungemeine Wirkung.

Ein solcher Geist beherrscht natürlicherweise seine Nachahmer auf lange Jahre hinaus, doch ist es zu viel gesagt, daß er die Entwicklung der Kunst aufgehalten habe. Sowohl in denen, welche seinen Weg hielten, als in denen, welche etwa nicht, läßt sich doch, und wir glauben ohne Täuschung, ein Fortschritt wahrnehmen.

Selbst einige Werke des Giottino, wie die Erscheinung der Jungfrau, sind mit großer Wahrheit ausgeführt. Agnolo Gaddi, der Sohn Taddeos, welcher vierundzwanzig Jahre in der Schule Giottos gearbeitet hatte, malte den Chor von Sta. Croce. Nicht allein die Gruppierung der Kreuzauffindung ist reich und lebensvoll, ohne überladen zu sein. Einige seiner Gestalten nähern sich — ich erinnere nur an die beiden Begleiterinnen der heiligen Helena — der Größe und Schönheit antiker Formen. In S. Miniato arbeitete Spinello in verwandtem Sinne. Was er in Farben zu leisten fähig war, hat er wenig gezeigt. In den wohlerhaltensten Bildern sind es lauter Mönche in weißen Kleidern, was er

darstellt. Allein leugnen dürfte niemand, daß z. B. jener Alte, der mit seinem Stabe am Bette des Sterbenden steht, in Motiv und Ausdruck nicht streng gedacht und in seiner Art vortrefflich wäre. Leicht der geistig Bedeutendste von denen, welche im Camposanto zu Pisa arbeiteten, ist Andrea Orcagna. In dem Triumph des Todes stellt er der Verwesung, die er ohne Schonung abbildet, diejenigen zur Seite, welche ihre Tage spielend leben und unbekümmert um die Zukunft in heiterem Genusse schwelgen; — allein schon steht der Tod neben ihnen; noch kein Geripp, aber mit der Sense: furchtbar fliegt ihm sein Haupthaar rückwärts. Glücklicher selbst als Giotto, wußte er in dem jüngsten Gericht die Gesichtszüge der Heiligen, wie sie in hingebendem Entzücken der himmlischen Erscheinung Christi, seiner Mutter und den Aposteln zugewendet sind, auf das mannigfaltigste abzustufen. In den Verdammten ist es nicht sofort die Strafe; es ist eine Klage, ein tiefes Sehnen, ein schmerzliches Verlangen des Zurückgewiesenen. Er sucht es uns so deutlich und andringend wie möglich zu machen. Zur Seite der Erwählten sieht man einen Mönch aus seinem Grabe hervorgezogen: er wird zu den Verdammten fortgewiesen. Ein anderer ersteht zur Seite des Verdammten, sein Schutzengel führt ihn fürbittend von S. Michael. Diese Gruppe, des auferstandenen Erwählten, des bittenden Schutzengels, des gewährenden Michael, ist großartig und voll Gefühl. Ich will das jüngste Gericht, das man in Sta. Maria Novella in Florenz von dieser Hand sieht, nicht mit dem pisanischen vergleichen: vielleicht ist es niemand vergönnt, denselben Gegenstand zweimal mit gleicher Vortrefflichkeit vorzustellen. Allein große Züge hat auch das andere. Glücklich sind die zu der Herrlichkeit eingehenden, wie sie zögern, sei es aus Demut, sei es aus einem übermächtigen Gefühl des Entzückens.

Man wird nun wohl inne, worin der Charakter dieser Bemühungen liegt, die sich um Giotto her gruppieren und mit seinem Namen bezeichnet werden könnten.

Sie machen es sich zur Aufgabe, die mystischen Vorstellungen, welche die Kirche früher geradezu überlieferte, symbolisch-typisch auszudrücken, um die heiligen Erzählungen, in denen man ehedem nur das Wunder abbildete, den Menschen näherzubringen. Daher wählt diese Zeit nur würdige und große Gegenstände. Dahin führte der republikanische Geist der Kommunen, der noch eine religiöse Ader in sich trug. Was diese stadtbeherrschenden Zünfte, die ihres Reichtums und ihrer Größe im Dienste Gottes innewerden wollten, zu solchem Zwecke auf den Mauern der heiligen Gebäude abbilden ließen, oder was selbst ein Privatmann, wie es auf diesem und jenem Bilde heißt, für seiner Seele Heil darstellen ließ, konnte nicht so leicht profan sein. Es sind dies, wie wir sehen, die

heiligen Geschichten in einfachster Auffassung, die jüngsten am Ende der Welt zu erwartenden Dinge; oder die große kirchliche Mythe, etwa wie S. Thomas mit seinem Buche und S. Petrus mit seinem Schlüssel von Gott berührt und dadurch geheiligt werden, was man vorzugsweise vergegenwärtigt; es ist das Diesseit und Jenseit. Man faßte dies auf die naivste Weise beinahe handgreiflich ab. Bei Spinello sieht man die Seele des eben Gestorbenen auf einer schrägen Stiege gen Himmel fahren: ein Engel empfängt sie, ein anderer kommt ihr nach; die an dem Bette Anwesenden sehen sie. So wird bei Simone de' Crocifissi zu Bologna die Seele der Madonna nach ihrem Tode von dem Erlöser empfangen und ruht in seinen Armen, wie er in irdischer Gestalt in den ihren.

Bei Orcagna sieht man die Seelen aus dem Munde der Gestorbenen unmittelbar zur Verdammnis oder zur Begnadigung hervorgehen; ja an dem Schatten des Mönchs bemerkt man die Tonsur. Teufel und Tod werden selten abgebildet. Wir sehen, wie der Geist des Bildners sich eines noch völlig unbearbeiteten Stoffes bemächtigt. Was ihm Dogma, Lehrmeinung, oder auch der noch nicht durch Poesie geläuterte Volksglaube darbietet, stellt er ohne Bedenken und ohne immer das Häßliche zu vermeiden, doch auch mit einer Frische und Jugendlichkeit, wie sie nie wieder erschienen ist, dar.

Für ihre Darstellungen fanden diese Meister große geheiligte Räume, ja ganze Kirchen und Kapellen, wie in Assisi, Macerata, Padua, oder die weitläufigen Umgänge eines Campo Santo. Sie bilden diese Räume gleichsam zu einem aufgeschlagenen Buche um. So ist mir das Kapitel der Dominikaner zu Treviso bemerkenswert gewesen. Durch eine Darstellung der Kreuzigung, in großen Gestalten, zu des Herrn Seite S. Petrus und S. Paul, bei der von nachahmender Darstellung des menschlichen Leibes wenig die Rede sein kann, indem man sich begnügt hat, nur die Linien genau zu markieren, welche die Gesichtszüge bilden, hat man den Raum geheiligt. Zu der Seite desselben hat man in dem vierzehnten Jahrhundert in den oberen Räumen die Notabeln des Ordens abgebildet: zu ihrer Rechten zuerst zwei Heilige, alsdann die Seligen, zu ihrer Linken zwei Päpste und darauf die Kardinäle des Ordens. Beide Reihen treffen über die Tür des Eingangs zusammen. Darunter sind die Provinzen des Ordens und ihre verschiedenen kleineren Abteilungen bildlich verzeichnet; und dieses Kapitel ward zu einer Geschichte des Ordens in den ersten zwei Jahrhunderten seiner Existenz. In streitigen Fällen hat man selbst von Rom aus bei diesem gemalten und auf die Mauer geschriebenen Buche anfragen lassen. Unglücklicherweise wird das nicht so leicht wieder geschehen können. Eine Schule, die in dem Saal ein=

gerichtet worden war und die erst vor kurzem weggebracht ist, war nicht sehr geeignet, dieses alte Werk zu konservieren.

Wir kehren zu den künstlerischen Bestrebungen jener Zeit zurück. Wie man nur den ersten Schritt machte, das Ideal der Erscheinung zu nähern, so begnügt man sich, die Gesichtszüge und Bewegung im Umriß darzustellen. Mit wenigen Strichen ist es getan. Hier sind keine durch das Leben zerrissenen, schwer an den Spuren der Jahre tragenden Physiognomien zu finden. Das Menschenantlitz erscheint fast durchaus heiter, sonnenhaft, naiv; selbst das Alter ist nur durch Würde ausgezeichnet; und der weißwallende Bart gesellt sich zu einem reinen Ausdruck des Gefühls.

In dieser Hinsicht werden wir an die Art und Weise erinnert, welche dieses Jahrhundert auch in schriftlichen Werken beobachtet. Ihre Sprache hat noch jene unschuldige Unmittelbarkeit, welcher die eigenste Bezeichnung dessen, was sie denkt, Natur ist. Die Charaktere, wie sie Dante, wie sie Giovanni Villani schildert, sind eben mit wenigen Zügen vollendet; uns doch unverkennbar. Wohl ist eine Wirkung des Altertums in beiden Arten des Ausdrucks wahrzunehmen, aber die Gesinnung ist noch durchaus von den christlichen Ideen beherrscht.

Von alle dem, was Italien jemals der Rede Wertes geleistet, ist der Keim in den sinnreichen, jugendkräftigen, glücklichen Bemühungen dieses Jahrhunderts vorhanden.

3. Quattrocentisten.

Es konnte nicht anders sein, als daß man, nachdem man einmal den Weg der Natur ergriffen, auf demselben zu genauerer Nachbildung der einzelnen Gestalt fortschritt.

Schon Duccio in Siena übertrifft wohl in der strengen Ausbildung der Gesichtszüge den Giotto. Giovanni da Milano arbeitet nicht allein Bärte und Hände mit außerordentlichem Fleiß; er schließt sich auch in den feinen Zügen des Gesichts der Natur mit augenscheinlichem Erfolge an. Ich sah einen Hiob von 1365, großartig, entschlossen, heroisch, ein geistig herrliches Gesicht.

Einen neuen Schritt auf dieser Bahn tat Fra Angelico da Fiesole. Zwar gehört er im ganzen noch sehr der Schule der Nachfolger Giottos an. Die heiteren Antlitze derselben wurden von ihm bis zu dem Engelgleichen verklärt. Aber eine besondere Beschränkung lag über ihm. Gar nicht zu verkennen ist es, daß das Emporkommen der beiden großen Bettelorden auf die Entwicklung der Kunst einen fördernden Einfluß ausgeübt hat. Die reichen Mittel, welche den Orden zu Gebote standen,

und die Bauwerke, in deren Errichtung sie ihren Ruhm sahen, beschäftigten tausend fleißige und kunstgeübte Hände. Aber sie legten den Meistern auch beengende Bedingungen auf. In diesem Zusammentreffen der Kunst und des Klosterlebens hat sich Fiesole, der selbst in den Orden getreten war, entwickelt. Die Anschauungen eines so frommen und eingezogenen Klosterbruders konnten nicht von großem Umfang sein. Ihn beherrschte überdies ein Idealgesicht, das fast allen seinen Darstellungen zugrunde liegt. Um diese Züge zur Verschiedenheit durchzubilden, sah er sich veranlaßt, sie, nur in sich selber arbeitend, in immer neuen Modifikationen gründlich zu variieren.

Vorzüglich das Dominikanerkloster S. Marco, in welchem er lebte, hat er im Refektorium, Gängen und Zellen mit seinen frommen Werken ausgeschmückt.

In seiner Verkündigung zeigt namentlich die Bekleidung noch einen Rest von griechischer Manier; doch ist die Jungfrau nicht ganz im Licht aufgegangen: es ist in ihr ein irdisches Selbst.

In der Kreuzigung war er nicht versucht, etwa der historischen Wahrheit nachzustreben. Er umstellt das Kreuz mit lauter Heiligen, S. Girolamo, S. Francesco, S. Lorenzo und wie sie alle heißen. Über einem breiten Wandraum stehen sie hier; sie nehmen sich etwas vereinzelt aus; ähnlich untereinander sind alle; der Maler sucht die Mannigfaltigkeit, doch sucht er sie mit großer Zurückhaltung.

Indessen fehlte es ihm nicht an dem Talent, treffende Motive aufzufinden. Bei der Kreuzabnahme finde ich's so natürlich, daß man den Umstehenden, wie er dies tut, die Nägel und die Instrumente der Marter zeigt. Das Bedauern, das er heilig erscheinen läßt, hält den Betrachter durch die Wahrheit fest, und er kann von diesem Bilde nicht lassen.

In den kleinen, miniaturähnlichen Werken, auf Goldgrund, die besonders charakteristisch für ihn sind, wie in der Krönung der Maria, haben seine Heiligen ihre Insignien in den Händen: die Weihrauchfässer werden geschwenkt, hoch empor sind die Trompeten gerichtet: es ist alles eine einzige erlesene Schar; trotz alledem ist in ihnen Leben und Ausdruck.

Ich will ihn nicht als einen der ersten Genien preisen; er ist oft genug der Manier nahe und von mönchischen Ansichten nicht frei; es ist eben ein Klosterbruder, der seine Phantasien in einer glücklichen und im ganzen liebenswürdigen Weise überliefert.

Von ganz anderem Stoff war Masaccio. Wohl mögen jene streng markierten Köpfe älterer Männer, die man ihm oft zuschreibt, nicht immer sein Werk sein; aber in den Fresken im Carmine zu Florenz hat er ein sicheres Gefühl für Individualität des männlichen Ausdrucks, für die

Wirkung von Licht und Schatten und das Geziemende der Gruppierung an den Tag gelegt.

Betrachten wir indes im allgemeinen die Stufe, auf der die Kunstübung in dieser Rücksicht in den ersten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien und in Niederdeutschland stand, so möchte man wohl den Niederdeutschen den Preis geben.

Die Erfindung der Ölmalerei beförderte durch die Erleichterung der Technik die Entwicklung der höheren Leistungen der Kunst.

In den Werken des Johann van Eyck tritt uns das Abbild der Natur unmittelbar, ungesucht entgegen. Diese Könige, welche ihr Opfer dem Kinde darbringen, leben? sie scheinen nicht von vergangenen Jahrhunderten: man sah sie heute und gestern. Es ist hier kein Ideal. Der Meister wußte in der erscheinenden Welt das Edle und Würdige auszuwählen. So ist in der Darbringung im Tempel in der Mutter eine gleichmütige Größe, in ihrer Begleiterin eine edle junge Gestalt, nichts als eine solche dargestellt. Schon begann man die Kleidung, etwa den geblümten Damast, mit besonderem Fleiß nachzubilden.

Ich habe hier der Vermittelung nicht nachzuforschen, durch welche die niederländischen Kunstbestrebungen auf Italien Einfluß erlangten. Ein solcher traf aber mit dem einheimischen, dem schon entwickelten und gefühlten Bedürfnis zusammen, und gewiß wurde für die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ein anderer Geist herrschend als früher.

In den deutschen Schulen verfiel das Charakteristische oft in das Burleske; die italienischen bildeten es im einfachen Fortschritt zum Idealen aus.

Mit großer Strenge ging Verrocchio zu Werke. Sein Johannes z. B. ist hager, mit völlig individuellem Gesicht; fern von dem Ideal.

Filippino Lippi erhob sich auch in schwierigen Situationen bis zum Ausdruck höherer Natur. In der Auferweckung der Drusiana durch den heiligen Johannes in der Kapelle der Strozzi nimmt man das erstaunte Gefühl des wiedererwachenden Lebens wahr; sie wacht auf, zwar wie aus einem Traum, aber nicht wie nach dem Schlaf; das Bewußtsein tappt gleichsam nach sich selber.

Noch mangelt hier, wie das Kolorit, das der Natur entspricht, so jene Freiheit, welche sich von dem Gegebenen und Überlieferten ganz loszumachen den Mut hätte. So suchte unter anderen Sandro Botticelli Symbole und Natur zu vereinigen. Seine Jungfrau taucht die Feder in das Tintenfaß, das ein Engel hält, um das Magnifikat zu schreiben; goldene Strahlen umgeben das Haupt des Heilands: in seinen Händen hält er die geöffnete Granate; dieses starke Symbol strebte Botticelli durch

den Ausdruck der Gestalten, innere Hingebung, Freudigkeit und Ruhe zu überwältigen, ja vergessen zu machen.

Die Mönche, mit welchen Cosimo Rosselli die Einkleidung S. Filippo Benizzis umgab, beweisen, einmal, wie gut er die Natur faßte, da sie heute noch die nämlichen sind, überdies aber, wie sich dies unfruchtbare Geschlecht demohnerachtet so eigen und vollkommen fortpflanzt.

Es gab in dieser Zeit eine ungemeine Anzahl von Malerwerkstätten in Florenz; und ein Verzeichnis, das uns zufällig zuhanden gekommen, setzt uns in Erstaunen.

Unter allen diesen Meistern tut sich durch strenges und folgerechtes Bemühen vorzüglich Domenico Ghirlandajo hervor.

Schon in seinem ersten Werke, dem Abendmahl in Ognissanti, hat er die Apostel zu ihrem besonderen Charakter herauszuarbeiten gewußt. Es ist, als hörte man sie reden. Gleichsam bedauernd, daß es mit der Schlechtigkeit der Welt so weit gekommen, lehnt der eine auf seinem Arm. In dem Stirnrunzeln eines anderen liest man das bittere Gefühl, daß auch unter ihnen, unter den Erwählten, ein Verräter gefunden werde. Nur dieser sieht kühn und frech seinen Herrn und Meister an.

Eine solche Art der Charakterisierung übertrug er auf die Behandlung seines Stoffes. Wenngleich der Gegenstand seiner Haupthandlungen weder neu noch auch sehr glücklich gewählt ist, so weiß er ihn doch durch geistreiche Züge zu erfrischen. Das Präsepe in Sta. Lucia ist durch die kühne Wendung Josephs nach dem die Begebenheit feiernden Himmel glücklich gehoben. Bei der Anbetung der Magier in Sta. Maria degli Innocenti sieht man die Seelen der unschuldigen Kinder, deren Ermordung uns oben entsetzt, tiefer unten, nachdem sie schon zu Heiligen geworden sind, knien und anbeten; sie werden das Leben nie vermissen. Leicht als sein vornehmstes Werk sind die Szenen aus dem Lebenslauf der Maria anzusehen, womit der Chor von Sta. Maria Novella ausgeschmückt ist. Die Entfernung Joachims aus dem Tempel ist durch die naive Verwunderung des Weggewiesenen, der sein Opfer auf den Armen mit sich nehmen muß, vermenschlicht. In der Geburt der Jungfrau erscheint das Lächeln derjenigen, welche das Kind hält und von ihm angelacht wird, wohl motiviert und belebend. In der Begegnung Marias und Elisabeths ist lautere liebreiche Würde. Diese Handlungen nun pflegt er mit würdigen Gestalten, Männern und Frauen zu umgeben. Es ist gewiß schon eine Neuerung, obwohl etwas Ähnliches auch bei Giotto vorkommt, dem man aber hierin bisher nicht gefolgt war, die Porträts der Stifter kniend in dem Raume des Hauptwerkes anzubringen, aber noch ganz etwas anderes ist es, seine Freunde und Gönner, wie er es tat, unmittelbar als Zuschauer der heiligen Handlungen darzustellen. Wir

lernen die Gesichtszüge des Lorenzo de' Medici und einiger seiner Zeitgenossen, des Ficino, Polizian, Landin, auch die Züge der damals schönsten Frauen in Florenz auf diesen Bildern kennen. Dadurch bekommen aber diese Werke num ihre ganz eigene Lebendigkeit. Sie haben eine solche auch, wo die Köpfe nicht Porträts sind. Es sind in der Regel Gestalten von gesetzten Jahren, die eine männliche Festigkeit, eine Haltung, welche die Spuren ernster Beschäftigung trägt, mit jener Freiheit und Offenheit verbinden, welche sie fähig macht, einen großen Eindruck aufzunehmen. Vielleicht war seine Anschauung hierdurch wieder gebunden. Bei dem Tod und der Auferweckung des heiligen Franz in Sta. Trinita kehren früher dagewesene Gestalten zurück. Das Zarte und Feine wurde ihm, wo es nicht Porträt war, besonders schwer. In jenem ersten Abendmahl ist Johannes, der zu schlafen scheint, unstreitig nicht gelungen; seine Madonnen sind selten glücklich. Es macht ihm große Ehre, daß er, wenn wir nicht irren, diesen Mangel fühlte und auf jeden Fall ihn zu heben bemüht war. In S. Girolamo hat er höhere geistige Regung durch eine Milderung der männlichen Gesichtszüge zu stillem, wohl ernstem Nachdenken auszudrücken das Mittel gefunden. In der Geburt des Heilands, in der Akademie zu Florenz, hat er nicht allein die Männer, Joseph wie die Hirten wohl motiviert, sondern in der Mutter hat er sich selbst übertroffen. Die Fülle jugendlicher Gestalt, die er ihr verleiht, hat ihn nicht gehindert, ihr den geistigen Ausdruck schöner Zartheit zu geben.

In dieselbe Zeit mit Ghirlandajo fällt Andrea Mantegna, der in Padua fast noch einen größeren Ruhm erwarb, als jener in Florenz.

Mit vielem Gefühl für die Form entwarf Andrea die Fresken bei den Eremitanern in Padua, die sein Andenken, obwohl in verkommenem Zustand, bis auf unsere Zeit lebendig erhalten. Glücklicherweise sind in dem Leiden S. Christophs, das einen Teil derselben ausmacht, die Köpfe noch wohl erhalten. Vornehmlich erscheinen die Zuschauer in aller Lebensfülle und eigener Gestalt. Auch er nahm die Porträts berühmter Zeitgenossen in seine Komposition auf. Ich glaubte in seinen Werken eine glückliche Auffassung der Unterschiede des Alters wahrzunehmen. Mit unverdrossenem Fleiß suchte er das Vorbild der Natur zu erreichen.

Mantegna führt uns in die venezianischen Gegenden.

Wohl ist's wahr, daß es einen Unterschied der Schulen gibt, jedoch sehr auffallend wird man einen solchen allein dort finden, wo die Schulen einander sukzedieren. Der wesentlichste Unterschied liegt in den Zeiten.

Wie könnte es auch anders sein, als daß der allgemeine Sinn, den die großen Elemente der Entwicklung in einem Jahrhundert mit Not-

wendigkeit hervorbrachten, nicht in den Werken der Zeitgenossen an verschiedenen Orten zugleich hervorgetreten wäre. Nie waren in dem engen und stets bewegten Italien die Stätten der Kultur so ganz voneinander getrennt.

Immer aber behauptete ein jeder von denen, welche der Rede wert sind, seine Freiheit.

Es dauerte lange, ehe man sich in Venedig zu eigentlichem Malen erhob.

Jener Podesta Memmo und seine Frau, beide neben der Figur eines Heiligen kniend, die man früher als die erste Probe venezianischer Malerei aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts betrachtete, sind zwar von geschickter Hand, aber mit äußerst geringfügigen Mitteln ausgeführt.

Von Nicolò Semitecoso ist eine Madonna auf Goldgrund mit ganz bekleidetem Kinde von 1394 erhalten. Doch ist von Auffassung der Natur nicht viel die Rede. Drei musizierende Engel sind wie Verzierungen auf Säulen aufgestellt.

Einer großen Zelebrität erfreute sich Antonio von Murano, der eine Zeitlang das Monopol der Malerei in Venedig gehabt zu haben scheint. Betrachtet man aber sein Werk, jene Maria mit den vier Doktoren, das man in der Akademie sieht, in ihren abgeteilten Räumen, mit ihren Heiligenscheinen, über ihnen die sich hinziehenden geweihten Räume und abgrenzenden kleinen Zimmer, so ist es, als ob er mehr eine Ausführung in Holz als die Natur nachgeahmt hätte. Man schreibt den Deutschen die Blumenverzierungen hier und in einem anderen Werke in S. Zaccaria zu: ich will dies nicht bekräftigen noch widerlegen; ohne Zweifel sind sie aber der bessere Teil dieser Arbeiten.

Es mag wohl unter anderen kunstreichen Handwerken anfangs auch die Malerei ausgeübt worden sein. Von eben da ging die Rivalität aus, mit der allererst ein Versuch echter Darstellung eintritt.

Dann und wann wagte sie sich schon an das Nackte. In einer Arbeit dieser Zeit, S. Onofrio und S. Giovan Crisostomo, lassen sich einige Fehler bemerken; allein das Nackte ist zart und weich behandelt. Und die Köpfe haben beides, Würde und Größe; S. Onofrio, der Einsiedler, ist durch eine zwar etwas gedrückte, jedoch lange noch nicht pfäffische Haltung glücklich bezeichnet.

Carlo Crivelli umgibt seine Madonnen mit reicher Blumenverzierung oder vielem Gold, und er vermag hierdurch nicht viel Bedeutung zu geben. Allein er strebt nach dem Ausdruck. Seine Klage zu der Grablegung ist schneidend unschön, aber eigentümlich. Auch die Andacht seiner Heiligen ist stark markiert, ihr Lächeln wird zuweilen ein Grinsen. Manche Gestalten, die dem Porträt näher sind, haben Leben und Wahrheit. Bei

einigen dieser Venezianer ist das Bestreben fast ausschließend der Wiedergabe des Gegenstandes gewidmet. Gentile Bellini liebte große Züge, auf weiten Plätzen, am Kanal, über die Brücken abzubilden. Es sind sozusagen Porträts nicht einzelner Personen, sondern im Ganzen. Er stellte die Markuskirche so genau dar, daß, nachdem die Mosaiken verändert worden, seine Bilder dazu dienen, die alte Gestalt derselben sich zu vergegenwärtigen. Genau läßt sich erkennen, wie weit man zu seiner Zeit an dem Bau der den Markusplatz umfassenden Gebäude gekommen war. Auch die Prozession, die er auf dem Platze vorgehen läßt, ist, sozusagen, vortrefflich porträtiert. Noch heutigestags sieht man oft diese Prozessionen. Man bemerkt in ihnen einen Ernst, der vielleicht nicht unbedingt in der Natur des Menschen liegt, derselben aber auch nicht widerspricht und sich gut ausnimmt, da er die Eigentümlichkeiten der Personen bestehen läßt; — diese Nachahmung macht keinen anderen Anspruch als den der Genauigkeit. Man unterscheidet auch hier die Porträts historischer Personen, die eigene des Malers und die seines Bruders, welcher feine Züge hat.

In demselben Sinne ist die Predigt des heiligen Marcus zu Alexandrien ausgeführt. Die verhüllten Gestalten, der Gegensatz des orientalischen und okzidentalischen Kostüms, wie man es vormals zu Venedig häufig sah, geben diesem Bilde eine besondere Mannigfaltigkeit.

Hierin ahmte ihm Lazzaro Sebastiani am treuesten nach; aber beinahe in allen Venezianern werden diese Darstellungen großer Massen, vornehmlich venezianischer Senatoren in ganzen Reihen, gewöhnlich.

Auch Victor Carpaccio übernahm, ein Wunder, das am Rialto vorgegangen, und dabei unzählige Zuschauer, ja die Orsola mit ihren elftausend Jungfrauen und zehntausend Gekreuzigten auf dem Berge Ararat darzustellen. Er ist jedoch an dieser Aufgabe trotz ihrer Ungeheuerlichkeit nicht gescheitert. Nicht allein wird man, wenn man das einzelne genau betrachtet, in jeder Bewegung und Haltung Wahrheit und Natur entdecken, sondern er weiß selbst die der Natur widerwärtige Darstellung der zehntausend Gekreuzigten durch die drei schönen Gestalten der jugendlichen Bekenner, die er in den Vordergrund gebracht, zu vermenschlichen.

Carpaccio versteht die Architekturen, mit denen er seine Szenen umfaßt, perspektivisch anzulegen; den Nebendingen widmet er eine ins einzelnste gehende Aufmerksamkeit. In seiner Geburt der Jungfrau sieht man den ganzen venezianischen Hausrat dieser Zeit: die Wanne, das Kind zu baden, die Mittel der Stärkung, die man der Mutter bringt, Kerze und Flasche, in ihrem Bett die Wöchnerin. Das Ganze verrät den Geist eines niederländischen Werkes. Die Einheit wird nur locker durch den eben eintretenden Joachim zusammengehalten.

Noch gestattete die damalige Sitte dem Nackten wenig Raum. Carpaccio sucht die Fleischtinten besonders zart auszuführen, doch hat er etwas Trockenes.

In seiner Tafel mit der Beschneidung ist die Zeichnung glücklicher als das Kolorit. Die Begegnung der Jungfrau und ihrer zwei Begleiterinnen mit den drei geistlichen Männern, ihr gegenüber, ist mit unnachahmlichem Fleiß ausgeführt.

In gleichem Sinne arbeitete Ambrogio Borgognone zu Mailand. In seiner Madonna mit Heiligen ist viel Studium in den Gesichtszügen der Männer sowie der jungen Frauen, doch in der Abbildung der Hände und des Gewandes fehlt gar viel an der Vollendung. In der Halle bei S. Ambrogio ist Christus einmal lehrend, sodann zu seiner Mutter wiederkehrend, von ihm dargestellt worden. Die aufmerksamen Alten sind ihm am besten gelungen: das Zarte und Feine ist noch nicht sein Fach.

Eine stark angefaßte Naturwahrheit haben auch die Arbeiten von Lorenzo Costa zu Bologna. Seine Madonna in der Kapelle der Bentivogli hat fast eine Familienähnlichkeit mit diesem Geschlecht.

4. Übergang vom fünfzehnten in das sechzehnte Jahrhundert.

Will man demnach die vornehmste Veränderung bezeichnen, welche seit ungefähr 1450 in der Kunstübung eintrat, so ist es die Einführung des Porträts.

Als es Phidias gewagt hatte, in der Amazonenschlacht auf dem Minervenschilde sein und des Perikles Bild anzubringen, ward er der Gottlosigkeit angeklagt.

Wir können nicht sagen, daß die Neuerung, die wir betrachtet, dem religiösen Sinne geschadet hätte, welchen die Kunst auszusprechen und darzustellen berufen ist.

Die Früheren hatten sich begnügt, die Mysterien und Erzählungen der Religion deutlich und sinnlich vorzutragen. Es ist ihnen hinreichend, wenn sie ihren Phantasien eine menschlich anmutende Form geben, ohne daß es ihnen beikommt, mit der Erscheinung der Natur zu wetteifern. Jetzo aber hat man sich diese Aufgabe gesetzt. Mühevoll sucht man das Individuelle nachzubilden; man sucht den Gegenstand wiederzugeben: nur in diesen bedingenden Formen erscheinen ferner die religiösen Phantasien.

Da ist es sehr merkwürdig, welchen Weg ihre Darstellung nahm und welche Manier um das Jahr 1500 in ganz Italien geltend ward.

Es ist hinreichend, daß wir die Namen, deren Ruhm die damalige Zeit

bezeichnet, Francesco Francia, Pietro Perugino, Gian Bellini, zusammenstellen, um zu erkennen, daß es vornehmlich das Liebliche, Anmut und Unschuld war, was diese Epoche zur Darstellung zu bringen strebte, ebenso in der umbrischen und toskanischen Schule, wie in der venezianischen.

Früher hatte man sich wohl begnügt, die Jungfrau, wie überall, mit den Heiligen, die an jedem Ort verehrt wurden, zusammenzustellen; alles in abgesonderten Räumen; dann verband man sie, indem man einen der Heiligen etwa das Bild der Stadt darreichen ließ, das er dann gleichsam zu weihen hatte; jetzt vereinigte man sie zur Gruppe. In den Bildern der ersten Jahre des sechzehnten Jahrhunderts finden wir die Madonna in der Regel auf einem Thron: um sie die Heiligen, welche der Bestimmung der Kirche entsprachen. Nicht immer sind sie miteinander in einer unmittelbaren Beziehung des Momentes. Oft stehen die Heiligen ruhig dem Beschauer gegenüber: stille halten sie Wacht: zu den Füßen des Thrones spielen Engel.

Es ist unglaublich, wie oft man sich an diesem Gegenstand, welcher in Abbildung der Heiligen der dichtenden Phantasie einen großen Spielraum ließ, versucht hat.

In den Werken des Francesco Francia sind die Heiligen von minderer Bedeutung. Fast auf jedem dieser Bilder erhebt Johannes den deutenden Finger; wohl ist S. Georg über dem Lindwurm dargestellt, doch hat er nicht die Gestalt eines Kämpfenden. Jedoch drückt gleich das erste Bild dieses denkwürdigen Goldschmieds von 1490 die ganze Fülle seiner Gutmütigkeit aus, die ihm eine unergründliche Tiefe zu geben scheint. Vornehmlich war ihm ein Ideal weiblicher Reinheit zuteil geworden, das er oft mit Vollkommenheit wiedergibt. In seiner Annunziata welch ein ganz frisches und jugendliches Gefühl von Unschuld und erhebendem Entzücken! Wir haben in München eines seiner schönsten Werke. Im Rosengarten liegt das göttliche Kind; mit einer leisen Beugung der Knie naht sich ihm die Mutter. Sie ist wie die Frische der Rosen; wie die Anmut des Frühlings kommt sie daher; jede ihrer Gebärden ist Demut und Reinheit.

Die Gestalten des Pietro Perugino drücken nicht sowohl diese Lauterkeit als ein hingerissenes Entzücken aus. Sie sind brauner, — voll Natur: vielleicht nicht immer so ganz in ursprünglicher Auffassung hervorgebracht und etwas eintöniger: allein Milde und Huld ist ihnen in der Regel eigen.

In ähnlicher Weise arbeiteten lange fort die Maler um Assisi. Die Pietà des Michelangelo Andine und ihr gegenüber die Mutter mit dem Kind in Spello sind voll stiller Wahrheit und Schönheit. Es sind

Hervorbringungen nicht allein der Kunst, sondern innerer Anschauung und Religion.

Vornehmlich in Venedig folgte man dieser Richtung.

Der mühevolle Carpaccio näherte sich doch wenigstens in einem seiner Werke dem Idealen. Es ist die Begegnung von Joachim und Anna in der Akademie zu Venedig. Die außerordentliche Sorgsamkeit, mit welcher die Gewänder ausgearbeitet sind, so daß die Falten beinahe gar zu regelmäßig fallen, tritt vielleicht in den beiden Hauptfiguren, von denen übrigens vorzüglich Anna glücklich ist, allzu stark hervor. Aber die beiden anderen, die heilige Barbara und der heilige Ludwig, sind auch von diesem kleinen Tadel frei, und wohl die schönsten Gestalten, die Carpaccio erfunden hat. Engelrein ist Barbara: in dem heiligen Ludwig ein unschuldiges Gefühl der Würde, in der er daherschreitet. Sie sind durchsichtig bis auf den Grund ihrer Seele.

Wir finden seine Zeitgenossen in einem belebenden Wetteifer mit ihm unter denselben Schwierigkeiten.

Vincenzo Catena faßte zuweilen die Sache etwas gröber an. In seiner Madonna mit S. Girolamo ist besonders das Kind unglücklich geraten. Oft aber gelang es ihm besser. Seine Madonnen sind einfach und gut. Ernste Heilige stehen um sie her, lange Haare beschatten ihr bräunliches Gesicht. In der Madonna mit dem Dogen Gritti und S. Markus, einem seiner späteren Werke, erhob sich Catena bis zu wahrer Darstellung geistiger Gestalt. Ihr Antlitz hat den Ausdruck der Heiterkeit und aus innerer Freiheit hervorgehender Milde. Unnachahmlich zu ihren Füßen kniet der betagte Doge.

Auch Basaiti gehörte zu dieser Schule. Er liebte lebhafte Farben, blaue Lufttöne, lichte Darstellung, und versetzt seine Geschichten gern in eine heitere Landschaft. Nicht immer stimmt dies zum Charakter seines Gegenstandes. Der Heiland im Garten ist eine Darstellung wie eine Novelle und entspricht vielleicht nicht dem Ernst ihrer Aufgabe. Dagegen die Berufung der Zebedäer, in eine schöne Landschaft am See verlegt, unter hohe grüne Berge, in eine Ortschaft mit mittelalterlichen Befestigungen, ist originell und geistreich. Vornehmlich ist der jüngere Sohn, in der Blüte schlank aufwachsender Jugend, wie er mit unschuldiger Schülernaivität hervortritt, ohne doch des Vaters zu vergessen, ganz ein Zeugnis schöner Natur.

Cima da Conegliano tut sich durch glückliche Gegensätze der Farben und die feinste Ausarbeitung z. B. der Hände hervor. In seinen Madonnentafeln gelingt ihm immer das eine oder das andere vorzüglich. Bald ist es dieser bräunliche Rittersmann, S. Georg, welchen er, ohne daß er weiter an den Umstehenden teilnähme, in seinem Schmuck

uns gegenüberstellt, bald ist es einer von seinen Engeln, in dem die entgegengesetzten Eigenschaften, welche die Aufgabe fordert, der Kindlichkeit und des Nachdenkens, der Zierlichkeit und Bedeutung, glücklich vereinigt sind.

Andrea Cordella weiß seine Madonnen mit einer sozusagen reichen Einfachheit zu umgeben. Die Heiligen zu ihren Füßen sind hohe Gestalten, stattlich bekleidet, wie venezianische Senatoren.

Zu diesen Zeitgenossen gehört Liberale von Verona. Noch liebt er Zieraten, Halsketten, überhangende Festons, lebhafte Farbe in den Gewändern. Zum Erstaunen mannigfaltig ist das Ideal der Madonnen. Auch er verlieh den seinen einen eigentümlichen Ausdruck der Jugend, Unschuld und Güte.

Unter allen aber erweist sich Gian Bellini leicht als der Bedeutendste. Nicht allein durch die Eigenartigkeit und Vollendung seiner Darstellung, sondern auch durch den Fortschritt, den wir an ihm wahrnehmen.

In seinen älteren Sachen zeigt er viel Gefühl, einen fleißigen und geschickten Pinsel, aber eine, wie es scheint, sich selber zurückhaltende Darstellungsweise, welche sich scheut, das Herkömmliche zu verlassen, und nur in der Ausarbeitung desselben ihr Lob sucht. Ruhig sitzt die Jungfrau auf ihrem Thron: sie ist sehr ernst und nicht eigentlich schön; das nackte Kind steht ihr bewegungslos auf dem Schoß; es ist kein Ausdruck wechselseitiger Zärtlichkeit in ihnen. Zur Anbetung der knienden Gemeinde gegenüber sind sie dargestellt; stille stehen die Heiligen ihr zur Seite; der Meister begnügt sich, sie etwa in einen ansprechenden Gegensatz zu bringen und das tiefsinnige Alter neben heiterer Jungfrauengestalt auftreten zu machen; mit sehr devotem Ausdruck singen die Engel. Nur dann und wann verknüpft er Gebilde seiner Phantasie zu einer leisen Fabel. Er bringt die Mutter auf der einen, das Kind auf der andern Seite mit den Heiligen in Berührung. In dem schönen Werke mit dem Dogen Barbarigo läßt er diesen von S. Marcus berühren.

Wie er nun denn doch zuweilen sehr früh, z. B. hier eine gewisse Neigung zu freierer Anordnung zeigt; wie er sich dann glücklich im Porträt versucht, wie er endlich, was wir auch aus seinem Verhältnis zu Dürer wissen, fremde Arbeiten hochachtete und sich anzueignen wünschte, so geschah ihm, daß er in den Schwung, den seine Zeitgenossen nahmen, wirklich mit eintrat. Seine Tafel in der Kapelle del Sacramento zu S. Salvatore, Christus in Emmaus, sollte gar nicht ihm anzugehören scheinen: so frei ist die Anordnung, so zwanglos die Bewegung, so groß sind die Formen. Es weht hier schon ein anderer Geist; es ist ein

anderes neues Bestreben; und in ihm hat seine Schule sich selber zu einem neuen Dasein verjüngt.

Nirgends aber ist diese Entwicklung bedeutender aufgetreten als in Florenz. Die Kunst hat hier unter Cosimo und Lorenzo den glänzendsten Aufschwung genommen. Plötzlich nach dem Sturze Pieros de' Medici trat ihr eine Verfassung, die ein mönchischer Volksführer einrichtete, gegenüber, die allem ein Ende zu machen drohte. Savonarola konnte nur eine Kunstübung billigen, wie sie durch einen andern Dominikaner, Fiesole, gepflegt worden war; ganz aufgegangen in den kirchlichen Ideen, ohne alle Zutat und anderweite Erfindung. Er war unendlich mächtig, da er die demokratischen Ideen in religiöser Form durchzuführen den Anlauf nahm. Unter dem Jubel des Volkes ist eine Anzahl von künstlerischen Hervorbringungen, die ein anderes Ziel verfolgten, vernichtet worden. Seine unglückliche Katastrophe war eine Art von Glück für die Kunst, die nun wieder in den gewohnten Wegen, aus denen sie hatte verdrängt werden sollen, weiter fortschritt. Besonders denkwürdig auf dieser Stufe der künstlerischen Bewegung ist Fra Bartolommeo.

Um das Jahr 1500 malte Raffaellino del Garbo für die Kirche S. Spirito in Florenz. Noch nicht bis zur Vollkommenheit vollendet erscheinen die Werke, die er daselbst hinterließ, aber wenn bei S. Gregorius, dem der Gekreuzigte erscheint, die Engel den doppelten Mangel haben, zugleich sehr porträtartig und einander allzu ähnlich zu sein, so ist dagegen der Kopf des Gregor mager bei starkem Knochenbau, hingeschrieben mit unverkennbaren und unvergänglichen Zügen. In der Kirche ist nur seine Madonna und S. Bartholomäus erhalten. Die Aufgabe, einen S. Johannes in seinem Alter zu malen, hat er glücklich gelöst. Es ist ein lebenserfahrener geprüfter Greis; sein geistig starker Ernst ist von Sanftmut durchdrungen; in langen Locken, nicht allzu reich, bekleiden Haar und Bart sein Gesicht. Auch Dürer, wie man weiß, hat in einem seiner schönsten Werke diese Aufgabe bearbeitet. Er hat sich nur noch etwas näher an das gemeine Leben gehalten und in demselben eine höhere Würde abzuspiegeln gesucht. Raffaellino aber ist weich und zart; mehr als ein anderer steht er auf dem Punkte, wo sich dem Charakteristischen das Milde zugesellte: zuweilen fehlte seinen Werken sozusagen ein Schatten der irdischen Welt.

Bartolommeo Paolo del Fattorino, von dem Hause, in dem seine Mutter lebte, della Porta, später nach seinem Eintritte in das Dominikanerkloster Fra Bartolommeo genannt, hat eine entschiedene Richtung zu dem Großen, dem Erhabenen. In seinem S. Markus stimmt Architektur und Bekleidung, einfach und großartig, zu der edlen Haltung und dem männlich hohen Ausdruck des Gesichts. Er malte die Evangelisten wie

Michelangelo die Phropheten. So gruppierte er sie in einem seiner schönsten Werke im Palazzo Pitti um den auferstehenden Heiland. So ließ er die Madonna della Misericordia über dem Volke von Lucca und seinem Gonfaloniere erscheinen. Ihr Erbarmen ist Entzücken, und entzücktes Vermitteln zwischen Gott und den bittenden Menschen; voll Gnade nimmt sie dieser wahr; mit der Sicherheit der Gewährung streckt sie die Arme zu jenem empor. In den Lucchesen zu ihren Füßen ist Genüge und Fülle des Daseins. In ursprünglichen Konzeptionen wußte Bartolommeo das oft Dagewesene zu verjüngen. Seiner heiligen Familie gesellte er Engel hinzu, welche dem Ganzen nicht allein Rundung und Mannigfaltigkeit, sondern auch eine heitere Erfrischung geben, ohne in das Stilleben, das die Aufgabe feiert, etwas Fremdartiges hineinzutragen. Es ist eben dies Talent, was in der glücklich gedachten Pietà des Palastes Pitti hervortritt. Schon lange bildete der sinnende Geist an dieser Gruppe. Es wäre wohl zu erörtern, woher und wie die Madonna mit dem Kinde so früh und so durchgehend in die abendländische Christenheit gekommen. Für die Kunst erwies sie sich unendlich fruchtbar, und alle die heiligen Familien, an denen die sinnreiche Phantasie gläubiger Jahrhunderte gebildet und gearbeitet, sind ihr entsprungen. Ihr gegenüber stand eine andere, auch ursprüngliche und unergründliche Konzeption. Eben der Mutter, welche den Säugling trug, gab man den toten Sohn auf den Schoß. An der Stätte seines Ursprungs wird das verblühte Leben des Menschensohnes beklagt. Einsam erscheint sie uns über den Eingängen zu den Klöstern und zu den Kirchhöfen. Viele halten die Darstellung dieser Idee, in atmendem Marmor, mit reinem Bemühen, das sich ganz dem Gegenstande widmet, ausgeführt, für das schönste Werk des Michelangelo Buonarroti. Die Malerei verschmähte diese Vorstellung nicht, und ich erinnere nur an das Werk eines anderen, allerdings eines unberühmten Michelangelo genannt Andine, welcher sie für die Kirche von Spello stillehin, ohne Prunk, aber mit aller der Tiefe ausführte, welche die Religion gewährt, so wie sie in der Seele lebendig ist.

Seit die Malerei sich dem Leben näher anschloß, suchte man auch diese Gruppe aus der noch fast typischen Auffassung, in welcher sie dargestellt wurde, zu menschlicher Faßlichkeit auszubilden.

Francesco Francia fügte zu der Mutter und dem Toten, der ihr ausgestreckt auf dem Schoße liegt, Engel hinzu, welche die Füße und den Kopf des Gestorbenen halten. Pietro Perugino ist auch hier auf einem ähnlichen Pfade. Statt der Engel aber in der nämlichen Stellung bildet er Johannes und Magdalena ab. So kommt man dem Leben näher, ohne es noch recht zu ergreifen. Glücklich fand der Frate den Moment, in welchem sinnliche Haltung und geistiger Ausdruck zusammenstimmen.

In der Mutter ist eine sehr strenge Individualität von zarter und tiefer Empfindung durchdrungen. Über dem Schoß des Heilandes, von dem es eine gute Bemerkung ist, daß dieser Leib in der Mitte zwischen Tod und Schlaf, in jugendlicher Männlichkeit, nicht ganz aufgehend in seinen Begriff, mit einem sich selber erkennenden Gefühle des Schmerzes, kniet Johannes das Haupt haltend. Eine der schönsten Gestalten, die man ersinnen kann, ist die zu den Füßen des Heilandes hingegossene Magdalena. Erde und Himmel ist in diesem schönen Werk. Es ist kein Fleiß gespart, um in Ausführung der technischen Teile und in Pracht der Farben der Natur beizukommen, leise schlagenden Fittichs schwebt der Geist darüber.

Nicht immer war der Frate glücklich. Man weiß, welch entschiedener Anhänger Savonarolas er war, und man wird leicht erachten, daß es in dem mönchischen Element, welches er unter demselben in sich aufnahm, etwas gab, was sich dem Ausdruck in reinen Kunstformen nicht so leicht fügte. Noch sieht man in der Akademie zu Florenz die Erscheinung der Jungfrau vor S. Bernhard, sein erstes Werk, seit er in das Kloster gegangen, wo er der Kunstübung lange entsagt hat. Ich finde es nicht sehr gelungen. Die Bewegung ist so heftig; gleichweg sind die Angesichter. Erhob er sich nun in der Entwicklung, die er seitdem nahm, über diese Beschränktheit zu übereinstimmendem Ausdruck der Erscheinung und des Gedankens, so trat sie doch, als seine Kräfte abnahmen, in seinem Alter in den letzten Arbeiten, die er hinterlassen hat, wieder hervor. Man sieht sie in S. Maddalena, in Pieve di Mugnano. Er wiederholte unter ihnen die Pietà. Allein indem er die Lage des Toten, die Mutter, den Johannes vollkommen, und die Magdalena nur mit einer kleinen Abweichung, etwas mehr aufrecht, wiederholte, so fügte er dieser Gruppe ein paar Nebengestalten, zwei Zuschauer mönchischen Ausdrucks, hinzu, welche dem Werke die so glücklich gefundene Einheit wieder nehmen.

Seine Jungfrau wurde zu fleischig; — das wahrhaft eminente Talent, das seine früheren Sachen aussprechen, bemerkt man nicht mehr.

Es ist nämlich, als hätte er sich mit zu wenig Zurückhaltung den klösterlichen Ideen hingegeben.

Aber hier war es, wo sein Freund Albertinelli sich von ihm schied. Auch er liebte die Darstellung großer Gestalten, und in ihrer ursprünglichen Kunstrichtung waren sie, wie man weiß, einmütig gewesen. Aber schon ein solches Werk, wie die Begegnung von Maria und Elisabeth, zeigt, wie Albertinelli sich gegen das eigentlich Religiöse verhält. Es ist hier alles menschlich. Elisabeth faßt Marien freundlich tröstend als eine Höhere an. Das kirchliche Element ist völlig verwischt. Dies ist aber so sehr die Natur Albertinellis, daß er das selbst nicht erreichen kann, wo er es sucht.

Wir sehen die Dreieinigkeit dem antiken Symbol gemäß von ihm dargestellt. Bei seiner Verkündung erscheint Gott Vater; es mangeln nicht Tauben, Lilien, musizierende Engel; zart und gefühlvoll ist die Jungfrau; geistreich Gabriel: allein von dem, was fromm und was kirchlich wäre, weichen sie doch bedeutend ab.

In der Durchdringung des Stoffes durch den Gedanken und die Auffassung liegt die Vollendung. Der Stoff hat aber einen geistigen Inhalt. Sollte man diesen beiseitesetzen dürfen? Die Ausführung hat eine sinnliche Forderung. Es ist notwendig, sie zu befriedigen. Ich sage nichts, als daß auch so entschiedenen Talenten wie Albertinelli und Fra Bartolommeo die Durchdringung des einen mit dem andern nicht immer gelang.

Auch hatte man es schwerer als früher. Nicht allein, weil man von den alten Vorstellungen emanzipiert, von dem Herkömmlichen frei war, sondern auch, weil die Zeitgenossenschaft, die Umgebung weltlich geworden, die Erfindung in dem religiösen Sinne nicht mehr so leicht, so natürlich machte.

5. Erinnerung an Lionardo und Michelangelo.

Das ist das Zeichen des wahrhaft Lebendigen, daß es immer fortzeugend etwas Neues hervorbringt.

Aus der Religion war die Kunst hervorgegangen. Die religiöse Idee menschlich, andringlich, gegenständlich vor Augen zu stellen, ist ihr ursprüngliches Bestreben; daraus ist sie erwachsen.

Das Bemühen aber, die Idee, den Gedanken zum Gegenstand zu machen, ihn in die Welt einzuführen, kann nicht stattfinden, ohne demselben künstlerisch gegenüberzutreten; — die Kunst bleibt nicht mehr ein Mittel; sie wird sich selber etwas, sie wird ein Vermögen, das auch an andern Ideen als der religiösen sich versuchen kann. Sie tritt unter die Kräfte ein, welche die Welt überhaupt bewegen, und in einen Kontakt mit denselben, durch welche sie neue Impulse empfängt; die großen Weltereignisse wirken auf sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Wie mußte doch auch in der künstlerischen Welt alles so ganz anders werden, nachdem die Franzosen im Jahre 1494 in Italien eingedrungen waren, alle Staaten und Städte in ihrem Bestehen schwankten und endlich ein Weltkampf zwischen zwei Monarchien in Italien sich ausfocht. Der munizipale Geist, von dem die bisherigen Bestrebungen getragen worden, bildete nicht mehr das Fundament, auf dem alles beruhte; die Beziehungen selbst, in die ein jeder persönlich geriet, wurden zweifelhaft und wechselnd. Erinnern wir uns nur, wie Lionardo da Vinci, in den Hofhalt und die Staatsverwaltung Ludwigs des Mohren aufgenommen, dessen Unglück

und Verderben an seinem Teile mit erfuhr. Toskana, von wo er stammte, gab ihm doch keinen sicheren Rückhalt. Er nahm teil an der Wiederherstellung der Medici im Jahre 1512; denn er erscheint als Freund jenes Giuliano, welcher anfangs in der Republik die große Rolle spielte; aber bald wurden die Franzosen so mächtig, daß Italien sie nicht wieder zu verdrängen vermochte; Lionardo selbst fand sich bewogen, nach Frankreich zu gehen; er ist daselbst mitten in einer hydrotechnischen Arbeit gestorben, mit der er beauftragt worden war. Wie hätte unter so wechselvollen Lebensverhältnissen eine stetige, auf sich selbst beruhende Existenz sich entwickeln können, wie die war, deren sich bisher die Meister und ihre Schüler erfreut hatten. Aber vielleicht darf man sagen, daß die Kunst als solche, von allen lokalen Beziehungen losgerissen, ihre Schwingen um so freier regen konnte.

Gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war zu Mailand um Ludwig den Mohren eine Schule von Männern versammelt, welche in Architektur, Musik, Plastik und auch in der Malerei neue Gesichtspunkte faßten, neue Ziele verfolgten; unter ihnen Bramante und Lionardo da Vinci.

Ist jemals ein begabter Geist gewesen, geschickt zu mannigfaltiger Kunst, frisch, das Neue zu beginnen, mitlebend mit der Natur, so war es Lionardo. Sein Leben ist wie das Leben des Jahrhunderts: niemals kommt es zur Ruhe. Seine Unternehmungen zu würdigen, seine Reliquien zu verstehen, würde ähnliche Fähigkeiten und unermeßliches Studium erfordern. Ohne in der Kunst absolut aufzugehen, war er doch einer der ersten Maler seiner Zeit. Was er in der Malerei leistete, ist leider unvollständiger, als gewöhnlich in dieser Zeit, erhalten worden. Auch zu Mailand sind fast nur Anfänge oder unvollkommene Reste seiner Werke übrig. Man sieht, wie er die Arbeit nicht von den Konturen, sondern von innen heraus anfing; was eine ungemeine Festigkeit der ihm vorschwebenden Idee voraussetzt. Eine hinreißende Wirkung übt seine Darstellung des Abendmahls auch in dem ruinenhaften Zustande aus, in dem sie übrig ist. Nicht allein ist die Schwierigkeit der Zusammenstellung so vieler Köpfe durch ihre Trennung in die vier Gruppen, welche so natürlich zusammengehören, vollkommen überwunden, sondern die Auffassung der Gesichtszüge ist unter all den zahlreichen Versuchen, die große Szene zu vergegenwärtigen, die gelungenste. Unmittelbar aus dem Boden der Menschheit sind diese hervorgegangen; sie haben lebendigen Odem.

Wenn es ihm oblag, eine heilige Geschichte darzustellen, so wußte er ihr nicht allein etwas Menschliches abzugewinnen; er machte sie zugleich zu einer malerischen Aufgabe.

Eine solche ist etwa Christus unter den Doktoren, einer der wenig ge-

kannten Schätze des römischen Palazzo Spada. Es ist ein junger Mensch, lehrend unter Greisen. Nur lehrt er nicht als ein Gelehrter, als ein Wiederholender, sondern findend, ableitend, beweisend. Voll Unschuld und Größe steht er im Vordergrund; einige jüdische Physiognomien um ihn, zuhörend und verwundert.

Oder er bildet die Jungfrau, ganz kindlich mit dem Kind; die Blume, die der Knabe hält, vollendet den Ausdruck der Unschuld und Innigkeit.

Oft wandte er sich anderen Aufgaben zu. In dem herrlichen Medusenkopf mit dem grünlichen Schlangenhaar in der Galerie von Florenz hatte er, wie mir scheint, jene Furien des Dante im Sinne, deren wilde Schläfen statt des Haares mit grünen Schlangen umwunden sind. In einem Karton, welcher leider verloren ist, hat er eine Reiterschlacht aus den Zeiten der alten italienischen Feldzüge dargestellt, deren Trefflichkeit eine allgemeine Nacheiferung hervorrief.

Er hat, wie man weiß, ein ihm ganz eigentümliches Frauenideal, welches auch in den Porträts, die man ihm beilegt, hervortritt: große, feine und geistreiche Züge, mit denen sich gern frische Jugend, Adel und ein wohlstehender Reichtum verbinden. Auch an ethischen Darstellungen hat er sich versucht, oder man schreibt ihm doch solche Versuche zu. Ruhig schöne Natur setzt er warnend, etwas nonnenhaft, der Selbstgefälligkeit, welche mit Blumen und Zieraten aufgeputzt ist, aber noch immer fähig scheint, Rat anzunehmen, entgegen; wie fein ist diese Arbeit, wie zart die Hände, wie wohlgelungen die Haltung. Das eigentümliche Verdienst dieses Meisters auszusprechen, ist unmöglich; seine Art und Weise übte auf die Kunstbeflissenen aller Orte den größten Einfluß aus.

Am unmittelbarsten schloß sich an ihn Bernardo Luino an; auch das Frauenideal nahm er von seinem Meister in sich auf.

Luinos Fresken erinnern in Schärfe der Formen zuweilen an antike Gemälde, von denen er nichts wissen konnte. Seine Figuren sind fein erfunden. In seinen Männern zeigt sich eine schlaue Entschlossenheit; die Nebenpersonen haben etwas, das man gentil nennen könnte. Vor allem ist ihm der junge Johannes in der ambrosianischen Bibliothek gelungen; er wußte in demselben die ungezwungene Stimmung einer durch ihren eigenen Schwung erhobenen Seele auszudrücken.

Im Grunde ist Luino nicht aus dem Kreise der gewohnten Darstellungen herausgetreten. Es ist jene Madonna mit ihren Engeln und Heiligen, was auch er am häufigsten vor Augen stellt. Beinahe scheint es, als täte ihm das Ideal seines Meisters selbst Schaden. Seine Figuren geraten zuweilen allzu gleichartig, und sie fallen lächelnd aus. In der Regel unterscheidet er sich von den früheren Auffassungen durch größere Formen, besonders in den Engeln und in den Kindern. Für manchen Reisenden ist

das Bild in Como das letzte, welches er in Italien sieht. Ein schönes geistiges Ebenmaß spricht aus demselben. Tiefer Friede liegt in diesen Gestalten; der Genuß des göttlichen Daseins, der in ruhiger Größe der Existenz besteht.

Wie Lionardo und selbst noch mehr als dieser geht Michelangelo Buonarroti über den Rahmen unserer Betrachtung hinaus.

In ihm stellt sich noch eine andere Phase der öffentlichen Verhältnisse dar. Das Papsttum war von jenem reformierenden Versuche Savonarolas nur eben berührt, nicht etwa erschüttert worden. Und wie ferne hätte es den Päpsten gelegen, der Bildnerei oder Malerei jene strengen Fesseln anzulegen, wie sie dem Sinne des Dominikaners entsprachen? Das Papsttum der Epoche nahm alle Bestrebungen der weltlichen Kunst, Wissenschaft und Tätigkeit in sich auf. Gewiß, es verweltlichte sich, aber darin lag im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts seine Größe. Sich dem Papsttum anzuschließen, enthielt keine Entfremdung des Künstlers von den Gegenständen, die er sich wählen mochte. Michelangelo ist der Architekt, dem man die Kuppel von St. Peter verdankt. Unter den Werken der Skulptur nehmen die seinen eine hohe Stelle ein. Sie atmen nicht den Geist der Antike; es ist vielmehr ein moderner Geist, der sie inspiriert hat, aber von ungewohnter Stärke und Macht. In seinem David, so kolossal er auch ist, tritt die Fülle der Jugendkraft vor die Augen; in Moses zugleich ein großer Wille und die Einheit des Gedankens. Aber in Michelangelo lebten Ideale, die in dem Marmor allein nicht dargestellt werden konnten. So ging er zur Malerei über, die jedoch unter seinen Händen immer einen Anhauch von Plastik behielt. Papst Julius II., der ihn dazu berief, ihm ein Grabmonument von größtem Umfang auszuarbeiten, gewährte ihm, als die Ausführung Schwierigkeiten fand, den wünschenswürdigsten Raum für die Entwicklung seiner malerischen Virtuosität. Es waren die Traditionen über die Urgeschichte der Menschheit, an deren Darstellung sein Genius Hand anlegen konnte. Nicht eigentlich der kirchliche Mythus, wie er bisher die Erfindungsgabe und die geschickten Hände der Künstler beschäftigte, sondern die Erzählung der heiligen Urkunde selbst in ihrer einfachen Größe bildete seinen Gegenstand. Ein vor keinem Hindernis zurückschreckender, das Gigantische gestaltender Geist, wie der dieses Meisters, gehörte dazu, um die Aufgabe zu fassen und zu lösen. Michelangelo führte sie mit einer Energie und Großheit aus, die des Gegenstandes würdig war. Alles ist zugleich malerisch und plastisch. Die Malerei ist für ihn eine Art von Supplement zur Skulptur; sie stellt dar, was jener versagt bleiben mußte. Erinnern wir uns des Gegensatzes, der bei den ersten Einwirkungen der antiken Plastik auf die christliche Kunst so schneidend hervortrat, so ist es die Signatur

der ersten Dezennien des sechzehnten Jahrhunderts, daß ein solcher Gegensatz nicht mehr bestand; in den Deckenbildern der Sixtina ist er in Form und Inhalt überwunden. Ich wage nicht darauf näher einzugehen; denn leider ist es mir nicht möglich gewesen, die originalen Deckengemälde mit der Ruhe und der Genauigkeit in der Nähe zu betrachten, die mich befähigen würde, dem Eindruck, den die Abbildungen machen, eigentümliche Wahrnehmungen über die Motive und die Art der Ausführung hinzuzufügen. Auch war das vielleicht um so weniger unbedingt erforderlich, da Michelangelo auf dem erreichten Standpunkt nicht stehenblieb.

Nach Vollendung dieses Werkes hat er noch über ein halbes Jahrhundert gelebt und immer gearbeitet. Gleich das jüngste Gericht zur Seite der Deckengemälde in der Sixtinischen Kapelle verrät einen veränderten Geist. Uns aber kann es nicht darauf ankommen, die Geschichte des Meisters, in welchem bei aller seiner Selbständigkeit die verschiedenen Phasen der späteren Abwandlung sichtbar werden, darzulegen. Mein Augenmerk war auf die allgemeine Geschichte der Malerei gerichtet, für welche jene großen Hervorbringungen einen Moment von unendlicher Nachwirkung bilden. Der Bann war gehoben, welcher die strebsamen Geister bisher in gewissen Schranken zurückgehalten hatte. Und noch einem andern Talent erster Größe wurde durch Papst Julius II. ein ähnlicher Wirkungskreis eröffnet, wie der Michelangelos war.

Der wichtigste Moment für die Kunstgeschichte ist auch für Politik und Historie von höchster Bedeutung. Es ist der, in welchem Julius II. die Waffen ergriff, um Italien, wie er sagte, von den Barbaren zu befreien; er selbst zog in den Krieg. Die Ideen von der Einheit von Italien, die plötzlich erwachten, schlossen sich ihm an. Zugleich wurden die konziliaren Tendenzen niedergeworfen; der Humanismus, der an das Altertum anknüpfte, und die Kirche traten noch einmal in einen Bund miteinander, der freilich bald vorübergehen sollte. Unter dieser Konstellation war es, daß die beiden größten Meister im Vatikan nebeneinander arbeiteten, — der Florentiner Buonarroti und Raphael Sanzio von Urbino.

6. Raphael.

Schon an den ersten Werken des jungen Raphael, auch da, wo er noch ganz in der Weise seines Meisters Perugino und gleichzeitiger Kunstgenossen arbeitete, nimmt man eine Abweichung in der äußeren Behandlung wahr. Seine Schatten sind durchsichtiger; die Ecken in den Gewandfalten feiner; eigen ist ihm, daß er die Brauen etwas weiter auseinandertreten läßt, Sanftmut anzuzeigen.

Dennoch hätte man auch aus so vorzüglichen Werken, wie die Ver-

mählung der Jungfrau in der Brera ist, die spätere Entwicklung Raphaels nicht ahnen sollen. Wohl ist der Ausdruck der drei Hauptfiguren gelungen: der Priester geistreich und fein, Joseph ergeben, die Jungfrau voll Huld; die Bewegung der Hände anmutig und zierlich; allein die übrigen Gestalten der Frauen sind doch sehr einförmig, und die Männer nicht besonders bedeutend. Er scheint noch wesentlich in dem Bestreben der Schulen dieser Zeit befangen zu sein. Er zeigt Talent und Innigkeit, jedoch nicht ohne Manier. Ich will sagen, daß er die Art und Weise dieser Schulen, aus der er emporstrebt, sich gleichwohl noch nicht mit völliger Freiheit zu eigentümlichem Ausdruck seiner Intention angeeignet hat.

Völlig ist er ihrer Herr in dem schönen Werk der Madonna del Granduca (im Palast Pitti), wohl dem schönsten, das er in seiner Jugend gemalt hat. Jenes Ideal von Huld und Anmut ist durch den Ausdruck stiller, unbewußter Bescheidenheit fixiert: hier ist nicht allein Unschuld und Liebreiz, sondern Seele.

Riß sich selbst Gian Bellini in seinem Alter von dieser Darstellungsweise los, wie hätte ein junger strebender Geist ihr getreu bleiben sollen? Raphael sah die Arbeiten Lionardos und der Florentiner. Nicht ohne Eindruck ließen ihn die Werke des Masaccio. Hier lernte er den Zügen der Natur nachbildende Aufmerksamkeit widmen, und er nahm eine freiere Komposition wahr.

In den Porträts, die er damals ausführte, kann man diese Einwirkung verfolgen. In dem Bild der Maddalena Doni wetteiferte er in Feinheit der Behandlung und dem Kolorit mit den Köpfen Lionardos. In Angelo Doni ergreift er mit eigenem Verständnis die Gesichtszüge eines völlig praktischen Mannes; er suchte die Karnation der Natur zu erreichen. Überall bemerkt man bereits technische Meisterschaft. Als er Florenz verließ, war er von allem frei, was in der früheren Manier beschränkend und bindend für ihn gewesen war; mit dem ihm eingeborenen Bestreben, dem Ausdruck der Seele, einer alle Regungen zusammenfassenden Innigkeit beizukommen, verband sich jetzt das andere, den größeren Formen der Natur nachzueifern. So finden wir ihn im Jahre 1507 in der für eine Dame aus der in Perugia herrschenden Familie Baglioni sorgfältig und bedachtsam vollendeten Grablegung. Man hat darin zwei Gruppen vor sich, die eine der hinsinkenden Mutter, die andere des toten Sohnes. In den Männern zeigt sich eine glückliche Mischung leiblicher Anstrengung und geistiger Begabung. Da sind schon freigefaßte Formen mit künstlerischer Einsicht der schöpferischen Natur nachgeahmt; die Knieende bei der Mutter hat den Ausdruck der wahrsten, reinsten Güte: durchaus warme eigene Auffassung; alles ist kräftig und schön.

So weit war Raphael, als er nach Rom gelangte und die Fresken der Camera della Segnatura begann.

Auch das Schöne ist eine Hervorbringung der Natur, ein Erzeugnis der im Innern des Menschen wirksamen Kräfte. Eben da liebt es hervorzugehen, wo die Tiefe innerer Wahrheit mit der Absicht, den freien Ausdruck der Natur zu erreichen, zusammentrifft. Gleichsam unsichtbar ist die Schönheit mit dem Großen verbunden, nicht allein es zu schmücken, sondern in ihrem Wesen selbst.

Die Gegenstände, die Raphael hier darstellt, sind ebenso umfassend als ideal. Es ist ein Akt des verweltlichten, aber doch den höchsten Zielen der Menschheit zugewandten Papsttums, daß Julius II. in den Stanzen die Darstellung zugleich der weltlichen und der geistlichen Wissenschaft sich doch wohl nicht allein gefallen ließ, sondern sie anordnete.

Betrachtet man Disputa und Schule von Athen einander gegenüber, so bilden sie den erhabensten Gegensatz. Auf der einen Seite stehen die Philosophen in den heiteren Hallen eines tempelartigen Gymnasiums unter den Bildern des Apollo und der Minerva, studierend, sprechend, lehrend. Auf der andern sitzen die Doktoren der Kirche: in ihrer Mitte ist das Wunder des Sakraments; über ihnen sieht man Moses und die Bücher der Evangelien: Erzväter und Heilige: die Dreieinigkeit selbst. Dort lernt man forschend, durch Betrachtung und Nachdenken; hier lernt man anbetend, aufnehmend, durch Offenbarung und Erleuchtung. Diesen Gegensatz des menschlichen Strebens und der göttlichen Gabe, der das geistige Leben eines jeden ausmacht, sinnlich fest und anmutend darzustellen, forderte alle Kraft und Besonnenheit. Bald war es gefunden, daß dort die alten Philosophen zu vergegenwärtigen waren. Pythagoras schreibt über die harmonischen Proportionen; einsam, mit sich selbst begnügt, sitzt Diogenes; mit dialektischer Schärfe geht Sokrates den Alcibiades an; vor lernbegierigen Schülern zeichnet Archimedes ein Hexagon; Zoroaster und Epikur fehlen nicht. Alle diese Gruppen, die durch Würde in den Lehrern, Anerkennung in den Freunden, mehr oder minder glückliches Studium in den Schülern belebt werden, — sind dann wieder dadurch verbunden, daß sich einige Jünglinge von den unteren zu den oberen wenden. Es ist, als sollten sie durch die Betrachtung der Zahl oder der Figur oder durch die Dialektik, und wenn dies geschehen, dem innern Triebe folgend, sich zu den Lehrsätzen erheben, welche die höheren Meister vortragen, Plato und Aristoteles, die da oben nebeneinanderstehen. Raphael war weder ein Platoniker noch ein Aristoteliker. Suchen der Wissenschaft führt allemal in das Gefolge eines oder des andern; und in Anschauung ihrer selbst müssen sie einer den andern als gleich würdig anerkennen. So stehen sie hier mehr im Gespräch als im Streit begriffen.

Es entspricht der Natur der Sache, daß man in dem andern Werke, da die Offenbarung zur Schrift geworden, aus Büchern lernt. Denjenigen, die das Wunder zu verzeichnen bemüht sind, stehen andere gegenüber, welche aus andern Büchern bereits eifrig demonstrieren. Wißbegierige Schüler hören ihnen zu; andere aber wenden sich zu denen, welche mit halbgeschlossenem Buch das Wunder anschauend verehren. Denn immer ist es gegenwärtig, und über ihnen sieht man, wie gesagt, den Himmel offen. Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob die Auffassung, die allem zugrunde liegt, von Raphael selbst herrühre. Man darf wohl kaum annehmen, daß er eine Stelle des Sidonius Apollinaris, die ihm bei seinem Entwurfe vorschwebte, selbst aufgefunden haben sollte; und andere Momente der Gelehrtengeschichte mag ihm einer oder der andere von seinen Freunden an die Hand gegeben haben. Aber die Gesamtheit des Entwurfs muß doch dem Meister zugeschrieben werden, dessen Namen sie trägt. Ein junger Mann von Geist hat die Fähigkeit, auch das zu fassen und zu begreifen, was ihm ferner liegt; die Größe seiner Aufgabe führt ihn empor in die Region der reinen und allgemeinen Gedanken. Jene Gegensätze der menschlichen Wissenschaft und der kirchlichen Theologie lagen nicht tief verborgen. Raphael brauchte nur offene Augen zu haben, um sie allenthalben um sich her wahrzunehmen. In diesen Werken ist Fülle der Gestaltung mit Einsicht in die Dinge und großartiger Auffassung vereinigt. Die Mannigfaltigkeit ist zu schöner und doch nicht zwingender, systematischer Einheit verknüpft; unter der Bedeutung ist das Leben nicht untergegangen. Das Gold der Disputa verschwindet bei dem Anblick der vollkommenen Natur. Die Mühe, die doch vielfältig angewendet worden ist, bemerkt man nicht. Hier ist keine gewollte Form, keine gezwungene Harmonie der Teile. Es spricht uns an wie ein Gedicht, dessen schöner Sinn in vollkommenem Wohllaut mitgeteilt wird, ein Gedicht, das sich ohne Arbeit und Zeitverlust dem Auge auf einen Blick darstellt und enthüllt.

Niemand erreicht ohne Anstrengung ein erwünschtes Ziel. Anlagen werden verliehen, doch ihre Ausbildung bleibt mehr oder minder ein persönliches Verdienst.

Und so wird es nicht unnütz scheinen, wenn wir diesem Meister, dessen Werke eine größere Anerkennung genießen als vielleicht irgendeine andere Produktion in Literatur und Kunst, in seine Werkstatt folgen. Viele seiner Zeichnungen, durch welche er seine Gemälde vorbereitete, hat Marc Anton im Stich seinen Zeitgenossen bekannt gemacht. Das Verhältnis nun, in welchem der Markantonische Stich der Cäcilia, dessen Zeichnung durch die Unterschrift für unzweifelhaft authentisch erklärt wird, zu dem ausgeführten Werke steht, das man in Bologna sieht, finde ich sehr

charakteristisch. Es sind in beiden die nämlichen fünf Figuren, doch haben sie eine merkliche Verschiedenheit. In der Zeichnung richtet Magdalena ihren Blick geradehin aufwärts dem Himmel zu. In dem Gemälde fand es der Meister besser, diese Gestalt, obwohl ihre Aufmerksamkeit dieselbe bleibt, dennoch sich halb nach dem Beschauer hinwenden zu lassen, so daß ihre schönen Formen großartig hervortreten. In der Zeichnung hat S. Paulus das Buch in der einen, das Schwert in der andern Hand. Dem Meister mochte es scheinen, als trete hier das Symbol mehr hervor, als die innere Bedeutung fordere. Indem er das Buch in eine Rolle verwandelte und diese dem Apostel über das Schwert in die linke Hand gab, bekam er den rechten Arm frei; auf diesen stützt jetzt in dem Gemälde S. Paulus seinen Kopf. Diese einfache Veränderung fügt seiner männlichen Haltung den Ausdruck eines tiefen Versunkenseins in sich selbst bei. In der Zeichnung waren noch einige Reste eines konventionellen Herkommens: der Bischof in seiner Mütze kontrastierte zu stark mit den übrigen barhäuptigen Gestalten: die Engel spielten auf Violine, Triangel und Harfe. In dem Gemälde zog Raphael es vor, den Bischof mit dem Hirtenstabe zu bezeichnen; die Engel stellte er singend dar; und das Buch, dessen er nun bedurfte, benutzte er zu einem breiten Vordergrund für diese glücklich gruppierten geistreichen Kindesangesichte. So erreichte er, daß das Herkömmliche, Typische vor den Forderungen der Schönheit und Anmut zurücktrat, daß die Gestalten freier konzipiert nicht allein größere Formen zeigten, sondern auch tieferen Ausdruck, und die Gruppen sich harmonischer rundeten. In der Tat kann man nun nichts Vollkommneres sehen. Es ist, als hörte man diese himmlische Musik, welche die Tonkundige zu hingegebener Entzückung: — so senkt sie ihr Instrument, — den Ernstgesinnten zu tieferem Nachdenken, die Neugläubige, jene Magdalena, zu frischem Aufmerken, jeden seiner Natur gemäß zu dem Gefühl des Göttlichen fortreißt.

Wenn man dem Papst Julius das Wort zuschreibt, Raphael habe sich an die urbinatische Manier gehalten, bis er die Werke Michelangelos gesehen habe, so liegt darin mehr eine Schmeichelei für den letzteren, als die volle Wahrheit. Von jener Manier war Raphael schon abgegangen, ehe er nach Rom kam. Michelangelo war einen Schritt voraus. Es würde nicht zu begreifen sein, wenn nicht die Art und Weise Michelangelos auf Raphael Einfluß ausgeübt hätte. Die Tiefe und Eigentümlichkeit des Genius schließt die Empfänglichkeit nicht aus. Raphael wird von Michelangelo gelernt haben; er nahm wahrscheinlich von ihm einige Vorteile der Technik herüber; aber der Stetigkeit seiner Entwicklung geschah dadurch kein Eintrag.

Mehr als irgendein anderes seiner Werke erinnert Isaias bei den

Augustinern durch seine Haltung und einige unbekleidete Gliedmaßen an Michelangelo. Doch diesen Ausdruck der Würde, der Tiefe, des Stolzes, den er ihm so glücklich gab, konnte er nur aus eigener, verwandter Konzeption schöpfen.

Die Sibyllen erinnern vielleicht durch die Wahl des Gegenstandes, nicht aber in der Ausführung und den Motiven an Michelangelo. Wie Cäcilia und ihre Begleiterinnen, sind die Sibyllen eine jede von ihrem Teil empfangener Erleuchtung hingerissen. Sie geben ein ruhiges oder ein antwortendes oder ein entzückendes Aufnehmen zu erkennen. Ihre Zusammenstellung mit den Engeln verleiht der Gruppe lebendige Anmut.

Durch die Richtung und den Schwung seiner Intentionen wird auch das Porträt geadelt. Nicht allein wird es, wie in Bartolo und Baldo, indem man die Adern schwellen sieht und das Leben der Haut wahrzunehmen glaubt, zu augenfälliger Wahrheit durchgebildet, sondern die Individuen werden zu Repräsentanten von Klassen. Julius ist nicht allein ernst und entschlossen; um Lippen und Backen spielt ihm ein leiser Zug jenes Anflugs von Trunkenheit, der er ergeben war, und die so leicht zu Jähzorn ausschlug. Unnachahmlich ist Leo mit seinen beiden Kardinälen. Sie scheinen Rat zu pflegen, und es ist, als habe der eine Vortrag gehalten, nicht eben über die erfreulichsten Sachen, wie es das Ansehen hat, und als wolle der Papst, der keineswegs schön ist, den Mund öffnen, um zu reden. Ruhig wartet der andere, was er sagen werde. Es ist ein Stilleben des Kabinetts; bei aller Ruhe, welche schon der Gegenstand gebietet, lebhafte Bewegung des Innern. Dürfen wir von ihm auf die barberinische Fornarina übergehen? Denn die florentinische ist leider durch die Restauration unecht geworden. Jene ist in der ersten Frische ihrer Entwicklung. Sie hat keineswegs klassische Formen und eine sehr braune Grundfarbe des Gesichts; aber es ist durch den frischen Hauch der Jugend begeistigt. Sie lächelt; aber es ist ein Lachen nicht des Willens, sondern der glücklichen Existenz, wie die Flur lacht.

Wenn nun Raphael wiederum an die Bearbeitung jener Madonnenszenen ging, wie sie Sitte und Bedürfnis dieser Zeit forderten, so konnten sie nicht in dem Sinne des Francia und Perugino ausgeführt werden; dieser vorgerückten, so eng anschließenden und doch idealen Nachahmung der Natur mußten sie entsprechen.

Man wird sich nicht verbergen, daß hierbei um so mehr eine gewisse Gefahr war, je erfindungsreicher der Geist des Meisters. Hatte er sich von der gewohnten Art und Weise losgerissen, versuchte er dann jedesmal einen neuen Weg, eine eigene Vorstellung, sollte es ihm immer

auf gleiche Weise gelingen, diese den unleugbaren Forderungen der gegebenen Idee gemäß hervorzubringen?

Ein unbefangener Beschauer könnte meinen, daß ihm das nicht immer gelungen sei. Die Madonna della Seggiola ist vollkommen in ihrer Art; allein der Gedanke ist doch nur eine junge Mutter, die ihren Knaben mit Muttergefühl und Herzinnigkeit an sich drückt; etwas Göttliches ist hier nicht; sowohl hier wie in jener zweiten Jungfrau der Tribune zu Florenz, wo die Mutter nur ein wenig älteres Kind ist, das mit dem jüngeren spielt, überwiegt das menschlich Anmutende. Die Gegenwart des Johannes mit seinem ecce agnus kann darin nichts ändern. In der Madonna dei Candelabri finde ich die Mutter beinahe kalt, allein das Stück rührt nur zum Teil von der Hand des Meisters her; zu der unter dem Namen der Impannata bekannten Madonna hat Raphael, soviel man weiß, nur den Karton gearbeitet. Die Anna auf diesem Bilde hat einen Zug von Ironie; es scheint fast, als habe sich der Meister nicht in jener Stimmung befunden, welche sich das Göttliche offenbart.

Dagegen empfängt man den Eindruck einer solchen Stimmung bei anderen Arbeiten. So nahe die Madonna mit dem Vogel dem Spiel ist, so ist doch jenem frohen Darreichen des Johannes eine himmlischruhige Unbeweglichkeit des Kindes entgegengesetzt; die Mutter ist gerührt und göttlich.

Die Madonna di Fuligno, im Genuß und Gefühl ihrer Seligkeit, wendet sich voll Güte zu ihren Gläubigen, die ihr hinwieder eine zutrauliche Verehrung widmen. Es ist das Verhältnis der Jungfrau zu ihren Devoten, wie es die Gebete noch bis auf den heutigen Tag ausdrücken.

Das vollkommenste dieser Werke ist ohne Zweifel die Madonna di S. Sisto. Es ist nur eine Erweiterung der gewohnten Vorstellung der Madonna auf dem höheren Thron mit ihren Heiligen. Aber welch eine Erweiterung! Die Jungfrau wird von dem Thron auf die Wolke erhöht. Wenn es die Aufgabe der religiösen Kunst überhaupt war, das Göttliche in sinnlicher Gestalt erscheinen zu lassen, so ist diese Aufgabe vielleicht nirgends so vollständig gelöst worden wie in diesem Bilde. Die Jungfrau ist durch und durch Natur und Erscheinung, der Knabe ist erhaben, göttlich, vollkommen entsprechend der kirchlichen Vorstellung, wie sie einmal gefaßt war, und doch durchaus menschlich. Ideal und Realität durchdringen einander. Raphael hat das Bild in einer glücklichen Stunde in einem Zuge auf die Leinwand geworfen: das großartigste Zeugnis des Geistes und der künstlerischen Bildung, die in ihm lebten.

Wir sehen wohl den Fortgang der Entwicklung: von jener durch den Begriff des Lieblichen, Heitern und Unschuldigen umfangenen und gleichsam gebundenen Darstellung zu der mutigen Auffassung eines freien

Ausdrucks und großer Formen; es ist überdies ein anderer Moment eingetreten, nahe damit verknüpft; aber beinahe noch wirksamer: von der Ruhe zur Bewegung; von dem Sinnreichen zu dem Leidenschaftlichen.

Die Malerei machte vornehmlich durch Michelangelo den entscheidenden Fortschritt von der Bekleidung zu dem Nackten. Nicht als ob man nicht auch früher in gar manchem Sebastian und verwandten Heiligen und Eremiten die Nachahmung der Karnation und Gliederform menschlicher Gestalt zum Zweck gehabt hätte, aber es ist ein Unterschied, ob sie durch die Fabel geboten oder ob sie frei gesucht war. Jetzt traf diese Richtung mit der allgemeinen Nachahmung der Antike zusammen; man wählte Gegenstände, welche die Darstellung des Nackten begünstigten. Wenn man nun auch hierin eine natürliche Fortentwickelung der Kunst erblicken kann, so ist doch unleugbar, daß sie dadurch von ihrem religiösen Ursprung noch weiter abgeführt wurde.

Der christlichen Tradition stellten sich die mythologischen Dichtungen des Altertums zur Seite; sie wurden mit immer wachsendem Eifer ergriffen, sie eröffneten der Kunst als solcher in jeder Rücksicht eine neue Bahn. Sobald es die Aufgabe des Malers geworden war, die Naturform des menschlichen Leibes in ihrer Fülle und Abwechselung zu reproduzieren, so mußte er eine größere Bewegung suchen, jenen starken Schwung, den die Leidenschaft der Aktion gibt. Eine solche boten ihm die Mythologie und selbst die historischen Erinnerungen aus der Vorzeit in reicher Fülle dar.

Raphael trat zuerst in der Farnesina in diese Bahn ein. An der Fabel von Amor und Psyche stellte er vornehmlich die weiblichen Gemütsbewegungen dar. Venus erscheint einmal ruhig in ihrem Wagen; alsdann im Tanz; wir sehen sie den Jupiter kindlich, die Götterversammlung mit vieler Würde bitten, und sich entrüstet über ihre Nebenbuhlerin beklagen. Hier ist es nun augenscheinlich, daß die Figuren ganz um des Ausdrucks willen erfunden sind und in solchem beinahe aufgehen. Die Gestalt der Venus ist immer eine andere. Um Jupiter geht sie mit einer fast Cranachischen Demut wie eine Eva; als Tänzerin ist sie zierlich schlank, vollkommene Tänzerin; wie sie sich beklagt, mit diesem rückwärts gewandten Blick, ist sie eine sehr stolze, modern römische, hohe Gestalt; vielleicht die vollendetste von allen, die hier erscheinen. In der sogenannten Galatea sehe ich auch nur eine phantastische Anadyomene.

Es konnte nichts anders sein, als daß diese Tendenzen in den ferneren großen Kompositionen, wie sie in der Camera della Segnatura in der letzten Zeit Julius' II. und unter Leo X. auszuführen waren, zutage traten. Einmal stellte Raphael statt jener erdichteten Zustände Handlungen vor, welche eine größere, von dem Eindruck und der Forderung des Augenblicks beherrschte Bewegung geboten. Sodann führte er nackte Gestalten ein.

In Heliodor ist es noch ziemlich sparsam; in den zur Rache bewaffneten Engeln, in den Frauen und Kindern im Vordergrund erscheint es ebenfalls gemäßigt. Im Attila tritt es in den halbbekleideten Kriegern schon stärker auf; noch mehr in dem Brande des Borgo: in dem Siege über die Sarazenen herrscht es vor. Man kann bemerken, daß diesem Fortgang entsprechend die Werke des Meisters mehr äußerlichen Ausdruck als innere Bedeutung haben. In dem Heliodor wie schön und großgedacht ist der rächende Engel in seinem strafenden Ernst; wie stolz steht er da, so wie im Attila der zuversichtliche Glaube der Priester den durch die himmlische Erscheinung erschreckten Kriegshelden und dem niedergeschmetterten Verbrecher gegenüber! In dem Brand sieht man der Natur glücklich abgelauschte Gestalten; wenngleich in diesen nur Äneas etwas seltsam erscheint. Vor dem Siege über die Sarazenen aber steht man still, ohne weitere Empfindung; die Krönung des Kaisers ist fast eine reine Nachahmung des Gegenständlichen, nur durch eines oder das andere wahre Antlitz belebt; und daß in diese kirchlich würdige Versammlung die unbekleideten Sachinen hereintreten, ist wohl nur dem Bedürfnis von großen nackten Gestalten zuzuschreiben.

Es ist wahr, daß diese Bilder meist eine politische, historische Beziehung haben; daß sie geboten waren: aber dieser unaufhaltsame Fortgang von dem Moment, wo der Wert eines Bildwerkes in der Bedeutung seines Gegenstandes, zu dem anderen, wo er nur in der Vollendung der äußerlichen Nachahmung liegt, ist historischer als alle jene Anspielungen auf die vorübergehenden Ereignisse der Zeit.

In den Jahren 1515 und 1516 sind die Arazzi entworfen worden. Bestimmt, öffentlich vor die Augen des Volkes ausgehängt zu werden, werden sie mit der Rücksicht, sich populären Vorstellungen anzupassen, ausgearbeitet worden sein. So sind schon bei der Krippe die Pifferari nicht vergessen worden, welche alle Jahre gegen Weihnachten aus den Abruzzen nach Rom kommen, und bei keinem Präsepe in den Häusern so leicht fehlen. Bei der Anbetung der Könige hat man den Elefanten dargestellt, der damals zum ersten Male wieder, nachdem man jahrhundertelang einen solchen Anblick entbehrt hatte, nach Rom gebracht worden war. Die Mahlzeit von Emmaus findet in der Weinlaube einer Vigna statt. Dies Talent, sich verständlich, sinnlich, populär auszudrücken, hat der Maler hier vornehmlich in allem Beiwerke trefflich bewahrt. Vielleicht hat ihn eben das veranlaßt, der schon eingetretenen Neigung, auf der einen Seite starke Bewegungen zu zeigen, auf der anderen solche zu sehen, nur um so mehr nachzugeben. Vergleicht man alsdann ein älteres raphaelisches Bild, wie es die Anbetung der drei Könige in der Engelsburg ist, mit diesem späteren Entwurfe, so findet man einen

ungemeinen Unterschied. Dort stehen die drei Könige ruhig vor dem Kinde, ihre Gabe in der Hand; stille Bewunderung drückt sich in ihnen aus: neben ihnen die Vornehmsten ihres Gefolges, von welchem ein fernerer Zug von weitem herkommt. Wie ganz anders ist das hier! Wie inbrünstig küßt der alte König dem Kinde den Fuß: mit wie lebhafter Bewegung strecken die Scharen der Begleiter die Arme aus! Höchst mannigfaltig ist die Wirkung des Ereignisses der Auferstehung auf die Wächter: Blendung, neugierige Verwunderung, Erstaunen, Erschrecken; Fliehen, Fallen, Sichzurückwenden. Die Szenen des Kindermordes erscheinen im Kampfe zwischen den Mördern und den Weibern, welche ihren Feinden selbst in die Augen fahren und von ihnen bei den Haaren gefaßt werden.

Diese Vorliebe zu leidenschaftlicher Darstellung, in großen Formen, nicht ohne das Nackte, bildete sich in eben diesem Zeitpunkte aus, und in Raphael war sie so sehr vorhanden wie in irgendeinem andern Zeitgenossen.

Auch in seinem letzten schönen Werke, der Verklärung, tritt sie hervor. In dem Vater des Besessenen wenigstens ist ein so leidenschaftlicher, in dem Johannes ein so lebhaft teilnehmender Ausdruck, daß man nicht weitergehen könnte. Der nackte Knabe bietet in seinen krampfhaften Gliedmaßen allen Anlaß dar, Kenntnis der Anatomie an den Tag zu legen. Jedoch wird man die Motive glücklich und natürlich, die Vereinigung der irdischen Handlung mit der himmlischen geistreich, die Haltung der himmelan Schwebenden erhaben und groß finden. Es ist die volle Höhe dieser Richtung, und noch ohne ihre Fehler.

Denn wie sehr Raphael auch dem Zuge der herrschenden Bestrebungen folgte, so war er doch weit entfernt, sich ihnen rücksichtslos hinzugeben. Man kann auf ihn selber anwenden, wie er den S. Lucas dargestellt hat, dem die Jungfrau erscheint, indem er sie malt. Indem Raphael die Wirkung dieser geistigen Anschauung auf den empfangenden und wiedergebenden Menschen darzustellen hatte, — ließ er seinen Lucas zwar lebhaft gerührt, hingerissen bis zu liebender Verehrung erscheinen, allein nicht ohne den Ausdruck einer an sich haltenden Scheu, einer sich selber mäßigenden Zurückhaltung.

Auch die lebhafteste Bewegung mildert er durch ruhige Gestalten.

Es zeigt sich in Raphael, wie aus einem großartigen Stil Manier hervorgehen kann.

Raphael hatte durch innere Arbeit eine sich selber gleichartige Ausdrucksweise erworben, die ihm sozusagen in der Hand lag; diese fuhr fort, ihm auch dann beizuwohnen, wenn er seine Werke ohne tiefere Bewegung entwarf; allein man fühlt, daß diese Art der Vollendung auf der Oberfläche

liegt; hier bleibt auch der Eindruck stehen; man wird nicht in das Geheimnis einer großen Erscheinung eingeführt.

Eben dies ist der Punkt, an welchem seine Schüler beginnen; sie haben glatte Formen und eine nicht von innen herausgearbeitete, sondern fast zufällig angegriffene, nicht eigen durchgebildete Fabel.

In den Zeiten, in welchen die großen Hervorbringungen zustande kamen, der Kunst die vollkommensten Darstellungen gelangen, wich man doch auf allen Seiten wieder von der Höhe dieses Standpunktes ab. Denn nur ein Moment ist die Produktion des Schönen. Nur aus der glücklichen Regung der Seele geht sie hervor, aus welcher auch Tugend und Frömmigkeit, mit ursprünglicher Naivität und Unschuld dem Reiche der Ideen zustrebend, emporwachsen. Aber zugleich gehören begünstigende Umstände des gesamten Lebens und Zeitalters dazu, um der persönlichen Entwickelung Raum zu gewähren.

7. Tizian und einige seiner Zeitgenossen.

Die Schranken der Schulen, in die man die Geschichte der italienischen Malerei einzuteilen pflegt, sind vor uns so gut wie gefallen. Es ist ein und derselbe Fortschritt, den wir zu der nämlichen Zeit in allen bemerken: von dem Herkömmlichen, Gebundenen zu freier Auffassung; von der Darstellung gewisser Seelenstimmungen zu einem Wetteifer mit der Erscheinung, mit den Werken der unerschöpflich bildenden Natur; von dem Lieblichen zu dem Großen. Die Bewegung geht von innen hervor nach außen; doch ist sie ganz von der Idee des Schönen beherrscht. Dieser das Höchste anstrebende Sinn, der im übrigen Italien mit allen Schwankungen der Ereignisse und der öffentlichen Stimmung zu kämpfen hatte, fand nun in dem ruhigen, auf sich selbst angewiesenen, sich selber gleichen Venedig eine besondere Stätte der Entwicklung. Hier, wo die Wogen der Weltbewegung minder gewaltsam brandeten, gelangte er zu einem eigentümlichen Ausdruck.

Man hält Giorgione für den Gründer der venezianischen Schule, insofern sie die neue Richtung in sich aufnahm. Leider ist es unmöglich, die Wirksamkeit Giorgiones zu verfolgen. Seine größeren Werke sind meistens untergegangen; die, welche sie sahen, nahmen in ihnen feurigen Schwung, energische Handlung und eine kunstvolle Farbengebung, welche den Eindruck des Lebens machte, wahr. In den Arbeiten, die sich erhalten haben, bemerkt man glückliche Gegensätze: brauner, sonnverbrannter Männer und zarter Mädchen; nachgiebiger Schönheit und des bejahrten Versuchers; mönchischer und ritterlicher Heiligen; des siegreichen Knaben und des niedergeworfenen Riesen; — frei lösen sich seine Porträts ab von

der Tafel und treten nebeneinander heraus: Alles geistvoll, zuweilen bizarr. Da man nicht weiß, wie weit die Stücke, die ihm an vielen Orten zugeschrieben werden, eigentlich echt sind, so läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, inwiefern von ihm eine beherrschende Richtung ausgegangen sein könne. Von einigen der schönsten seiner angeblichen Reliquien ist es ungewiß, ob nicht auch dem alten Meister Bellini ein sehr wesentlicher Anteil daran zugehört. In dem Umgange Gian Bellinis mit so begabten Schülern, wie Giorgione ohne Zweifel war, und wie wir Tizian in allen seinen Spuren erkennen, ward der neue Geist lebendig ergriffen; so faßte er Wurzel in Venedig.

Wir vermögen nicht die Schwingungen anzugeben, durch die derselbe eindrang, jedoch lassen sich wohl einige Spuren davon bemerken. Von Tizian ist es nicht zweifelhaft, daß er von Anfang an ein selbständiges Verfahren einschlug. Schon an so alten Tafeln, wie die kleine Tizians in der Sakristei der Frari ist, nimmt man eine eigentümliche malerische Auffassung wahr. Es ist vornehmlich die Karnation, welcher Tizian besser beizukommen suchte. Schon hatte Giorgione den Rat erteilt, die Natur nicht geradezu wiedergeben zu wollen, sondern so, wie sie sich dem Auge des Beschauers darstellt. Darauf beruht die Verteilung von Licht und Schatten und das unvergleichliche Kolorit der venezianischen Darstellungen. Tizian übertraf seine Zeitgenossen noch durch die Harmonie seiner Erfindung.

In der Komposition blieb man in Venedig wohl nicht ganz frei von einer Nachwirkung der Toskaner. In dem S. Marco in der Salute ist der S. Marco des Fra Bartolommeo nicht zu verkennen.

Zugleich übte man sich an den Bildwerken des Altertums. In gewissen Engeln Tizians hat man eine Nachahmung von Gemmen bemerkt, die noch in Venedig aufbewahrt werden, und die Wirkung der Antike kann sich nicht darauf beschränkt haben.

Begriffen in diesen Bemühungen, leise berührt, nicht beherrscht von diesen Einflüssen, gehoben von der Umgebung, trat Tizian in seine große Laufbahn.

In dem Porträt ist es nicht sowohl der Ausdruck des Geistes oder das Ideal, als die zusammengreifende Wirkung der verschiedenen Elemente der Erscheinung, was er wiederzugeben strebt. Er hebt das volle, blonde, befehlshaberische Frauengesicht durch schwarze Tracht und schwarzes Kopfzeug; die frische Munterkeit einer bräunlichen Schönen, beweglich wie sie ist, stellt er in enganschließendem Kleide dar, das ihre schlanke Gestalt zeigt; edle Fürstinnen erscheinen in Dunkelgrün, reich angetan mit Ketten; die Bescheidenheit aber kleidet er in Weiß. Unmittelbar bis zur Gegenwart

treten seine Aretine und Arioste, seine Karle und Philippe vor uns hin, in dem ganzen Stolz der Vollendung, der eine würdige Existenz ausspricht.

Von diesem Punkt aus war er in einem Moment bei dem Ideal; sei es ein sinnliches, das ist die Ausbildung der Gestalt bis zur Vollendung; oder ein geistiges. In der Venus bei den Barbarigo ist in den Gliedern der anschwellenden Muskeln der Arme, der runden Weichheit der Hüften eine Fülle bis zum Überfluß; sie ist demohnerachtet schlank; und das üppige Gesicht wird von den seitwärts gewandten, aber in dieser Richtung geradeaus schauenden Augen beherrscht. Die Natur schwelgt in ihrer Hervorbringung; Amoren sind in der Nähe beschäftigt; man kann keine lebensvollere Vergegenwärtigung eines schönen Geschöpfes haben.

Ihr gegenüber hängt dort eine Magdalena. Sie ist nicht weniger reich ausgestattet; es sind dieselben Formen der in ihrem Geschöpf verschwenderischen Natur. Die Verschiedenheit der Absicht tritt aber schon in der Umgebung hervor. Statt des wohl eingerichteten, reich verzierten Zimmers finden wir uns in zurückgezogener Einsamkeit, draußen bei dem Gebirge. Um diese Gliedmaßen legen sich nicht, wie dort, Armbänder und Ringe, noch sind die Haare sorgsam geflochten; die langen Locken fallen aufgerollt über die Schultern herein. Die ganze Wirkung aber faßt sich in den Augen zusammen. Es ist nicht, wie dort, nur das Aufatmen einer sich selber fühlenden Kreatur. Hier ist nichts Verführerisches; das Auge ist gen Himmel gerichtet und von Tränen gefüllt: in diesem Wesen ist das Bewußtsein einer andern Welt lebendig geworden; gleichsam verlangend nach einem andern Gut, ist der Mund geöffnet.

Oft zweifelt man an der Echtheit der Frömmigkeit, weil ihr Sünde vorhergegangen. An der Echtheit der Buße, wie sie hier auftritt, kann kein Zweifel aufkommen.

Der Geist unseres Künstlers schwelgt selbst in dieser doppelten Welt. Er unterscheidet oft genug ausdrücklich seine devoten Produktionen von seinen profanen, die er Poesien nennt.

In den Kompositionen der ersten Art suchte er nicht minder als in den andern den ganzen Ausdruck der Natur; nur eine geistige Richtung unterscheidet sie. Jene Madonna, die er im Wettstreit mit seinem Nebenbuhler Pordenone in einer Kapelle zu Treviso ausführte, ist eine vollkommen schöne, ganz ausgebildete Gestalt. Aber wie sie nach der himmlischen Erscheinung halb hingewendet ist, so ist sie von wahrer Unschuld und aufnehmender Ergebung überleuchtet. — Selbst wo er sich dem Traditionellen, wie in der Anordnung der Präsentation der Maria, in welcher wie auf früheren venezianischen Bildern eine lange leere Treppe fast die ganze linke Seite der Tafel einnehmen sollte, zu bequemen hatte, wußte er es doch, die Erscheinung, wie sie vor ihm stand, wie er sie sah, darauf zu

schreiben. Diese Zuschauenden sind vor allen Dingen Venezianer; edle Gestalten, von denen es gut ist, daß sie der Vergessenheit entrissen worden, in würdigem Kostüme; ihrer viele, aber bequem, ohne sich zu drängen. So schön gruppieren sich die dürftige Frau und der sein Almosen ernsthaft darreichende Senator, den schon wieder ein anderer anspricht. Es ist ein so natürlicher Gegensatz zwischen der Alten, die mit ihrem Eierkorbe trotzig an der Stufe sitzt, und der jugendlich heranschreitenden, wohlgekleideten venezianischen Edeldame; zwischen dem Kind, das demütig die Treppe hinaufsteigt, und dem andern, das anmutig an derselben hinlehnt. Für diese Mannigfaltigkeit des anscheinend gemeinen Lebens ist die altgewohnte Anordnung gerade erwünscht, sie gibt den Werken doch den Ausdruck einer religiösen Konzeption.

Zu ganz neuen Schöpfungen führte es aber, wenn Tizian nun in großen Kompositionen diese wiederhervorbringende Nachahmung der Natur mit seinen Idealen durchdrang.

Mit aller Pracht sinnlicher Erscheinung ging er daran, die Assumtion der Jungfrau für die Kirche de' Frari zu malen.

Es ist eben jene Gestalt, der er die Verkündigung geschehen ließ; die Schönheit einer vollkommen, großartig in allen ihren Formen entwickelten Frau, in der nicht Demut noch Unschuld noch eine andere besondere Eigenschaft oder Tugend vorzugsweise hervortritt, sondern ein Wesen von Fleisch und Blut, aber ohne die Zutat der Jahre und rein von Mängeln; jetzt durch ein heiliges Entzücken verklärt; himmelwärts emporgehoben so ihre Seele, wie wir den Leib sehen.

Anbetend schauen die Apostel ihr nach; diese sind in größten Formen gehalten; man sieht die Arme ausgestreckt und den Körper in lebhafter Bewegung; doch könnte man nicht sagen, daß dies gemalt wäre, um das Spiel der Muskeln oder die Bildung der Glieder zu zeigen; es ist in ihnen die mannigfaltigste Abstufung von der jugendlichen Anbetung, die, im Selbstbewußtsein der Religion, der diese bestätigenden Erscheinung gegenübersteht, bis zu dem Entzücken des Greises, welcher von derselben überwältigt und gleichsam aufgelöst wird. Jede dieser Gestalten ist von der Idee belebt und durchhaucht.

Über ihr erscheint der, welcher sie empfangen wird, — man sieht, wohin sie geht. Wohl hat die ursprüngliche Mythe dies eigentlich verstanden. Aber wenn wir anderen auch wissen, daß das nicht geschah, daß sie nicht auf Wolken emporgetragen worden, daß dieser persönliche Gott ihr nicht empfangende Arme entgegengebreitet hat, so müssen wir doch den Mythus als ein herrliches Gedicht anerkennen; es ist die zugleich kindliche und religiöse Vorstellung der innigsten Vereinigung des Göttlichen und des Menschlichen. Das reine Geschöpf, wie es ist, von Engeln wird es

emporgetragen und gefeiert; von der Gottheit aufgenommen, von den Menschen da unten vermißt und angebetet. Man könnte von dem Zweifel beschlichen werden, ob es nun auch der volle Ernst der Religion ist, was hier hervortritt: ob der Auffassung nicht zu viel irdische Elemente beigesellt sind. Allein den großen Meistern gegenüber, die das Wunder veranschaulichen, denkt man daran nicht; man lebt nur in dem Mitgefühl der Kunst.

Wenn ich verschiedene wohlgelungene Werke hintereinander sah, so empfand ich den Eindruck des Wohllautes der Musik. Dies Gemälde ist, wie wenn alle in einem Tonwerke angeregten Motive vereinigt werden und in laute Harmonien zusammenströmen.

Tizian umfaßt ebenso wie Raphael und Michelangelo profane Mythologie und geistliche Darstellungen. Von dem, was er, wie schon berührt, seine Poesien nannte, habe ich keine gesehen, welche eine auch nur von ferne ähnliche Wirkung zu machen fähig wäre. Sie sind, wie Adonis und Venus, zwei junge und jugendliche Gestalten, von denen die weibliche zurückzuhalten sucht, die männliche sich zu entfernen entschlossen ist, glücklich gefaßt und ausgeführt. Die Età dell' uomo ist ein Idyll, durchsichtig und sinnreich. Reich und prächtig ist ihm die Landschaft unter dem Pinsel hervorgequollen.

In der Größe der allgemeinen Intention läßt sich Tizian dem Michelangelo und dem Raphael nicht gleichstellen. In diesen lag etwas Weltumfassendes, über die bisherige Sphäre der Malerei weit Hinausgreifendes; eine innere Genialität, die mit den Gegenständen ringt. Tizian ist mehr ein Maler seiner Zeit, seiner Vaterstadt. Über den Kreis der gewohnten Vorstellungen geht er nicht hinaus, aber innerhalb desselben entwickelt er eine Virtuosität, die wieder ihresgleichen nicht hat.

Die Behandlung der Landschaft war in Tizian ein eigentümliches Verdienst; sei diente vollkommen seinen Zwecken.

Als er Pietro Martire darzustellen hatte, konnte er dies auch tun wie andere, bei denen etwa der Heilige mit dem Beil im Kopfe erscheint. Statt dessen ergriff er nur den Augenblick der Handlung; der Mörder steht bereits über dem Niedergeworfenen. Diesem Moment fügt er eine neue belebende Gestalt hinzu, den weichenden entsetzten Begleiter: die Wirkung der schreckenerfüllten Augen, der aufgehobenen Arme wird durch das Gewand, das vom Winde berührt wird, verstärkt. Um aber dem Bilde überdies die ganze Fülle der Erscheinung zu geben, braucht er die Leidenschaft. Im Vordergrund einer grünen, jedoch nicht blühenden Gegend erheben sich ein paar überaus hohe und starke Sambukobäume; sie geben uns das Gefühl der Einsamkeit; in seiner Wanderung sehen

wir den Heiligen angefallen: dort unter den Bäumen geschieht die Freveltat. Aber schon erscheinen in ihren Wipfeln lichthelle Engel, „die schönsten, die je aus dem Paradies kamen“.

Nicht allein zu deutlicher Versinnlichung, auch zu höheren Zwecken dient ihm die Landschaft. In der Scuola del Santo hatte er die Mordtat, die ein Ritter an seiner Gemahlin vollzieht, in ihrem ganzen Greuel darzustellen; wer möchte dies ansehen, wenn nicht das hohe und wilde Gebirg, in welches die Handlung verlegt ist, den Blick an sich zöge und den Eindruck mäßigte. Man hätte über diese Landschaft kein größeres Lob aussprechen können, als daß sie den Effekt störe; diesen grausen Effekt zu stören, war sie eben bestimmt.

Zuweilen aber stimmt auch die Landschaft zu dem Gegenstand. Dort, wo David den Goliath erlegt hat und nach vollbrachter, nie gehoffter Tat zum Gebete hinsinkt, sieht man das dunkle Gewölk prächtig von glänzendem Lichte zerrissen.

Indem Tizian dergestalt sich der sichtbaren Welt, insofern sie in Farben dargestellt werden kann, bemeisterte, machten seine Zeitgenossen, sei es durch sein Beispiel oder im Wetteifer mit ihm, oder auch durch den Schwung, der diesen Bestrebungen nun einmal mitgeteilt war, begünstigt, Fortschritte, den seinen analog.

Bei Palma dem Älteren und Paris Bordone nehmen wir noch hie und da die alte Schule wahr. Die Assumtion Marias von dem ersteren ist noch sehr symmetrisch. In der Mitte erscheint weniger auffliegend, als auf einem Engel beinahe stehend, die Jungfrau; zu beiden Seiten unter ihr aufschauend zwei Apostel, denen sich am Fuß zweier in der nämlichen Erhebung aufsteigender Hügel die anderen gleich symmetrisch anschließen. In den Gesichtszügen herrscht der legendenartige Ausdruck dieser Zeit; unschön finde ich, daß auf dem Boden die Menge der nackten magern Füße, gerade wegen der symmetrischen Anordnung, um so mehr in die Augen fällt. Die Werke des Paris Bordone sind reich an Gestalten, mit Lebhaftigkeit aufgefaßt und geordnet, doch seien sie gegenständlich, wie in der Versammlung, in der dem Dogen der Ring gebracht wird, oder ideal, wie in der Glorie des Paradieses, so konnte ich an ihnen kein besonderes Verdienst ersehen. Glücklicher entfaltet sich ihre Eigentümlichkeit in dem Porträt. Wem wären jene zahlreichen Brustbilder der Venezianerinnen unbekannt, die einander sehr ähnlich und mit fast gleichem Talent ausgeführt in den Galerien bald mit dem Namen des Giorgione oder des Tizian, bald mit Palma, Bordone oder Pordenone bezeichnet werden? Hierin hatten sie nur der Natur, die sie vor sich sahen, zu folgen. Es sind vornehmlich diese Gestalten, welche den venezianischen Malern

gelingen: hier und da haben sie dieselben zum Ideal erhoben. So hat sie Bordone der Jungfrau, als Magdalena in ihrem Schmerz verloren, in dunkler Landschaft glücklich beigesellt.

Dem Fra Sebastiano del Piombo gelangen vornehmlich männliche Porträts. Er hat Clemens VII., so mit erbleichendem Bart, wie er von seiner Flucht nach Rom zurückkam, abgebildet; schon ohne Kraft, doch nicht ohne Würde; wie trefflich stimmen diese grauen Schatten zu dem alternden Gesicht! Seine Tafel in S. Giovanni Crisostomo ist ein reizendes Stilleben der Heiligen. S. Chrysostomus, ein heiliger Autor, ist im Schreiben begriffen; er scheint auszusprechen, was er niederschreibt. Zuhörend umstehen ihn heilige Männer. Heilige Frauen nähern sich ihm mit leisem Fußtritt; eine von ihnen mit einem Gefäß. Mit dem Porträt ist das Ideal nahe verwandt. Jenes ist das edelste; dies streift hart an die Natur. Der religiöse Begriff bleibt dabei immer in seiner Integrität. Man scheidet von einem solchen Bilde wie von einem Manne, den man etwa auf Reisen, eines abends, traf; er trat an uns heran, ohne uns zu stören, wir nahmen seine liebenswürdigen Eigenschaften wahr; obwohl er uns nur leise berührte, stimmte er die Saiten unseres Gemütes zu Behagen und Harmonie; lange gedenkt man eines solchen. Auf umfassenderen Bahnen bewegte sich Pordenone. Es war ihm nicht genug, diese wenig idealisierten Porträts in Gruppen zu vereinigen, obwohl ihm dies vortrefflich gelang, und er devote, aber rüstige Männer, lebensvolle und doch einfache Frauen, die mannigfaltige Physiognomie junger strebender Menschen, z. B. in dem Bilde, das ihn selbst unter seinen Schülern darstellt, treffend wiedergab. So wie er aber diese Schüler in das Studium des Nackten und der Antike begriffen abgebildet hat, so wohnte auch ihm ein solches bei; hier und da nehmen wir bei ihm eine Nachwirkung davon wahr. Er hatte zuweilen ganz symbolische Vorstellungen wiederzugeben. In einem seiner Werke zeigt Johannes der Täufer das Lamm, das er verkündigt, dem heiligen Franziskus, der es anbetet. An das Symbol rührte Pordenone nicht; er begnügte sich, S. Johann, der ihm ein reiches Nackt erlaubte, mit großen Formen, die durch das darübergeschlagene Fell eher hervorgehoben als verdeckt werden, darzustellen. Auch in den wenigen Resten, die von diesen Arbeiten übrig sind, sieht man, z. B. bei Kain und Abel, seine auf das Große gerichtete künstlerische Intention. Seine Fresken in Treviso dagegen sind wohlerhalten. Er hat es gewagt, in der Anbetung der Magier den Joseph nicht allein in ungewöhnlicher Jugend, sondern auch fast nach dem Vorbild einer alten Büste völlig in antikem Stil darzustellen; Gott Vater, ein stattlicher Greis, fliegend, dicht von Engeln umgeben; die stolzen Formen einiger Nebengestalten erinnern an raphaelische und michelangelo-

sche Werke. Dabei ist jedoch viel Eigentümlichkeit, Kunstfertigkeit und natürliche Anlage.

Pordenone war, wie berührt, ein Nebenbuhler Tizians; in technischer Ausbildung nähert er sich ihm hier und da an, allein in wahrem Verdienst ursprünglicher Auffassung bleibt er hinter ihm zurück.

Die Nebenbuhler und die Freunde starben; lange blieb Tizian übrig. Wir haben einen Brief von ihm an König Philipp II., in dem er sagt, er sei nun fünfundneunzig Jahre alt. In diesem Staate, in welchem bei aller Freiheit doch alles einem höheren Zweck diente, mußten auch seine Werke sich fügen, zu Geschenken gebraucht zu werden, um die Gunst fremder Könige oder Staatsbeamten zu erwerben.

Indes hatte die Welt ihren Geschmack und ihre Vorliebe vielfach geändert. In den letzten Werken Tizians finden wir, daß er einer Richtung Raum gegeben hat, welche nicht ganz die seinige noch die seiner Jugend war. Die Ausgießung des Heiligen Geistes in Salute ist gleichsam materieller behandelt, als er früherhin pflegte. Von dem Lichtglanz, in welchem die Taube schwebt, läßt er die Strahlen wirklich herabfahren und über den Köpfen in feurigen Zungen erscheinen. Das Entzücken, das hierdurch entsteht, drückte er sowohl in den Aposteln, welche die Leiber zurückbeugen, die nervigen Arme auseinanderstrecken, oder einander dem Lichte zuwenden, selbst in der Mutter auf das stärkste aus. — In S. Lorenzo bei den Jesuiten ist die Marter in ihrer vollen Grausamkeit, der nackte Leib in seiner Qual; Henker, Feuer, Fackeln entsetzend und ohne Mäßigung abgebildet. Eine Pietà war sein letztes Werk. Doch nur die Magdalena hat er vollendet. Sie beweint den Gestorbenen. Wild fliegen ihr die Haare über das Gesicht; bitter und heftig ist die Klage, zu der sich ihr Mund eröffnet. Jakob Palma setzte das Werk, wie er sagte, mit Ehrfurcht fort und widmete es Gott.

8. Tintoretto und Paolo Veronese.

In allen anderen Schulen war das Leben den Meistern unter der Hand entflohen; nur in Venedig, wo die leitenden Vorbilder eine breitere Basis gelassen, gelang es den Nachfolgern, eigene Anschauungen zu entwickeln.

Vornehmlich sind die beiden fruchtbaren Meister, Tintoretto und Paolo Veronese, denkwürdig.

Wenn Tintoretto nach der Aufschrift seines Studiums das Kolorit Tizians und die Zeichnung Michelangelos zu vereinigen gedachte, so bezeichnet er damit nur im allgemeinen Schwung und Richtung seines Strebens, keineswegs das Ziel, das er erreichte.

Wenigstens setzte Tizian nicht das Kolorit so durchaus in das Spiel

des Lichtes und des Dunkels wie Tintoretto. Bei ihm ist dies fast zur Natur geworden; und außerordentlich ist die Mannigfaltigkeit seiner Darstellungen auf dieser Grundlage. Er liebt dunkle, ja schwarze Hintergründe, auf denen sich die Personen mit nackten oder halbnackten Gliedmaßen kontrastierend erheben. In ihrer Mitte läßt er gern eine Lichtgestalt erscheinen, wie S. Rochus unter den Gefangenen; oder einen tröstenden Engel, wie in dem Gefängnis des S. Rochus; oder wie Christus, den Auferstandenen, von Lichtglanz und Verklärung umströmt, der den in irdischem Dunkel gehaltenen venezianischen Senatoren entgegentritt. Bald fahren umstreifende Scheine über seine Figuren hin; und, indem sie einen Teil der Glieder erhellen, lassen sie den anderen in tiefem Dunkel. Bald liegt die Nacht, wie die im Wunder stillstehende Woge neben anderen, zu beiden Seiten des überirdischen Lichtstromes. In helleren Werken dient ihm etwa rauchartig verteiltes Gewölk, seinen Raum mit dem Spiel des Helldunkels zu erfüllen; oder er verfolgt die Wirkung angezündeter Kerzen; oder er bemüht sich, erfüllte Gemächer perspektivisch erscheinen zu lassen; oder endlich in heiterer Landschaft zeigt er die Wirkung des Lichtes und der Beschattung auf nackten Leibern.

Mehr als bei anderen ist es immer ein einziger vollständiger, pittoresker Gedanke, der seine Darstellung beherrscht. Das Lokal, die Landschaft stimmen zu demselben. Unter ungeheuren Bäumen, bei Wasserfällen sitzt die ägyptische Maria, erscheint in der Wüste Magdalena. Bei der Brotverteilung sieht man den Vordergrund ganz vor Augen, entfernter die Wege den Berg hinauf und die verschiedenen Gruppen bis zu den Austeilenden. Bei der Szene der Geburt werden uns zwei Stockwerke geöffnet, gleichsam als wäre die Vorderwand gefallen, und wir nehmen unter Tieren und Hirten oben die Mutter wahr.

Es ist immer in ihm eine neue Konzeption, ein innerlich gedachtes Bild, obschon sich seine Auffassung mehr auf die Nebendinge als auf den Gegenstand selbst zu erstrecken scheint.

Indessen hat er auch den Handlungen neue Seiten abgewonnen. Die Kreuzigung hat er nach so vielen Darstellungen dennoch neu zu bilden gewußt. Nur Christus ist an seinem Kreuze aufgerichtet; der gute Schächer wird eben emporgezogen; das dritte Kreuz liegt noch darnieder; man ist dabei, den bösen Schächer an demselben zu befestigen und die Grube zu machen, in welcher man es aufstellen will. Zu den Vorrichtungen, diesen Strängen, Zangen, Leitern, und den damit beschäftigten Personen kommen dann die Zuschauer, die berittenen Kriegsmänner; und unendlich lebhaft wird die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen. Ob nun aber der Eindruck erreicht wird, den die Religion durch diese Darstellungen hervorgebracht zu sehen wünscht? — Unter dem Kreuze erblickt

man die gewohnte Gruppe um die Mutter. Neben der hingesunkenen Hinsinkenden, Ganz- und Halbverhüllten erhebt jedoch Johannes sein jugendlich liebreiches Antlitz zu dem Leidenden.

Unter allen Werken Tintorettos halte ich doch zuletzt das Wunder des S. Marco für sein Meisterwerk. Glücklich scheint mir die ursprüngliche Konzeption, daß, indem dem Gefangenen die Fesseln gesprengt werden, die Umgebung ihre Aufmerksamkeit allein auf die Wirkung, nach den zerrissenen Banden richtet; der Heilige aber, der von allem der Urheber ist, durch den Maler nur unseren Augen erscheint. Indem die von S. Marco ausströmende Helle auf den nackten Leibern Licht und Schatten hervorbringt und sonst auf Gebäuden und Turbanen spielt, folgt der Autor seiner Neigung; jedoch kann man nicht sagen, daß er sein Werk um dieses Spieles willen erfunden habe. Was mir aber vorzüglich gefällt, ist die Mäßigung, mit welcher er das Erstaunen ausdrückt; es ist Aufmerksamkeit und Verwunderung; die Bewegungen sind ebenso natürlich wie lebhaft; es fehlen nicht jugendlich-zarte Gestalten, die sonst weniger seine Sache sind. Nehmen wir nun wahr, daß einige dieser Gestalten an Raphael erinnern, ein junger Mensch an die Schule von Athen, die Bewegungen der jungen Frau an den Brand im Borgo, so erkennen wir daraus, welche Nachwirkungen die Betrachtung raphaelischer Arbeiten auf Tintoretto hatte. Denn bei alledem ist doch keine Spur von Nachahmung; es ist eine völlig andere Darstellungsweise, ein an sich selbständiges, hier durch allgemeine Wirkung nur bis zum Vergleich angeregtes Bemühen.

Übrigens nämlich, und wo er ohne weitere Rücksicht seinem Antriebe folgt, stellt er die gewaltsamsten Dinge vor. Bei seinem Kindermord holt dieser Scherge zur Rechten wie ein wahrer Henker aus, gleich als gälte es einen starken Mann zu enthaupten. Auf eine merkwürdige Weise aufgefaßt ist die Verkündigung. Da zugleich auf der einen Seite der verkündigende Engel, auf der anderen im Gefolge der Taube eine Schar seliger Geister in das Zimmer dringen, so ist die Verwirrung der Maria mit einer Art von Entsetzen verknüpft. Einer ihrer Füße ist ihr von dem Schemel gewichen, das Buch ihr in den Schoß gefallen; sie streckt ihre Linke gleichsam abwehrend aus. Der Assunta bei den Jesuiten hat Tintoretto ein gewisses Selbstgefühl gegeben, den Aposteln zu ihren Füßen ein starkes eintöniges Entzücken. In dem Paradies hat er einen ungeheuren Wandraum mit unzähligen Figuren erfüllt. In pathetischer Lage, von Entzücken zuweilen gleichsam entzündet, hat er sie dargestellt. Das Ganze hat aber einen schlechten Zusammenhang, und es ist eine Art symmetrischer Konfusion darin.

In der Scuola di S. Rocco, wo viele seiner Werke beisammen sind,

hat er mitten darunter auch sein eigenes Bildnis, gleichsam des Hirten unter der Herde, hinterlassen; wir nehmen darin den Ausdruck zurückgehaltener Verwegenheit wahr.

Das Verhältnis, in welchem Paolo Veronese zu Tintoretto steht, ist um so denkwürdiger, da er sich wesentlich in einer völlig verschiedenen Richtung bewegt.

Man würde irren, wenn man glaubte, daß nicht auch er das Ideal geliebt und gesucht hätte. Seine erste Madonna, die gekrönte, erinnert an das Ideal Baroccios, das auf ihn den nämlichen Eindruck wie auf die Florentiner hervorgebracht haben wird. Der Heiland, in einem verwandten Sinne aufgefaßt, ist jugendlich, lässig, sentimental dargestellt; er hat weder Würde noch Haltung. Auch Paolo malte die Madonna mit ihren Heiligen. Wie es aber bereits Sitte geworden war, sie von dem Thron in die Wolke zu erheben, so erscheinen bei ihm die Heiligen, welche sonst zu ihrer Seite standen, tief unter ihr, nicht mehr ruhig, sondern in lebhafter Entzückung. So wendet S. Giovan Evangelista, überdies halb in die Knie gesunken, sein Antlitz nicht ganz natürlich zu Maria, welche fast horizontal über ihm schwebt. Indem man das Erheben, das Entzücken zu seiner Hauptaufgabe macht, verliert man Schritt für Schritt das Charakteristische. Das Ideal wird unfaßbar, und es scheint, als läge dem also dargestellten Dasein eine gewisse Nichtigkeit zu Grunde; es löst sich alles in Schein auf.

Auch war das nicht das Wesen Paolos. Was das Wesen eines Menschen, sieht man an dem, was ihm gelingt. — Ihm aber gelingt es vornehmlich, wenn er sich an das gemeine Leben anschließt. In dem großen Bilde des Marcus und Marcellinus, unfern jener Madonna, entnahm er die Weiber, die Kinder der gewöhnlichen, ja alltäglichen Erscheinung. Sein Prätor möchte einem venezianischen Podesta gleichen; die beiden Brüder sind gute alte Männer. Die Existenz, welche in dieser Erscheinung hervortritt, ist nichts Außergewöhnliches; selbst S. Sebastian, wenn er die Brüder gen Himmel weist, hat etwas unedel Gebieterisches, allein es ist doch alles warm und wahr; trefflich die Gruppierung, vollkommen die Gewandung, und wenigstens in einem der Frauengesichter, welches schmerzlich bewegt ist, ein glücklicherer Wurf.

Da er nun von Natur hierzu neigte, so traf er den Geschmack seiner Zeit. Wie die öffentlichen Handlungen zur Zeremonie und Staatsaktion geworden waren, so liebte man solche auch in aller ihrer Äußerlichkeit wiedergegeben zu sehen. Was sind doch alle jene Handlungen, die man in dem Saale des großen Konsiliums zu Venedig dargestellt hat, anders als Staatsaktionen? Ich finde, daß von allen den Mitbewerbern Paolo sie am freiesten behandelte und über die anderen, selbst über Tintoretto,

den Preis behalten hat. So hat er bei der Rückkunft des Dogen von Chioggia die ganze Pracht seines Pinsels entfaltet. Jugendliche Gestalten in denen, welche die Prozession vollführen, männliche und betagte in den Senatoren und ihren Begleitern, die dem Dogen entgegenkommen, in diesem das hohe Alter in einem seiner schönsten Augenblicke, wo es mild und glorreich erscheint — nicht ohne halbnackte Figuren unter den Gefangenen und ideale unter den Frauen —, alle diese Mannigfaltigkeit, überdies den Glanz geistlicher und ziviler Ehrengewänder, Fahnen und Standarten trägt er auf die Tafel. Auch andere haben ähnliche Entwürfe gemacht und glücklich ausgeführt. Ihn zeichnet aus, daß er die Darstellung des wirklich Lebendigen damit zu vereinigen weiß, — wie denn hier die beiden Soldaten im Vordergrund, welche, die Fahnen zeigend, die Erkämpfung derselben zu erzählen scheinen, unmittelbar der Soldateska seiner Zeit entnommen und in ihrer verschränkten, ungenierten Haltung ganz natürlich sind.

Darum gelingen ihm die Mahlzeiten so wohl. Es ist nicht allein die Nachahmung der Essenden und Trinkenden, z. B. dessen, der ein noch halbvolles Glas mit Wohlbehagen ausschlürft; es ist diese Evidenz der Gesichter in den Gästen, die wir besonders dann wahrnehmen, wo der Autor selber miterscheint; die glückliche Gruppierung, die zugleich übersichtlich und mannigfaltig ist; und wenn sich alsdann etwa Magdalena, in Tränen ergossen, vor dem Heiland niederwirft, seine Füße salbt und dieser mit mildem Erbarmen ihr Opfer annimmt, tritt uns mitten in dem Gemeinen das Erhabene an; der Eindruck ist vollständig, weil einsam.

Es sollte scheinen, als habe er den Alexander sehr modern empfunden und sein Bemühen auf den Aufwand eingeschränkt, mit welchem er die Kleidung behandelt hat; in der jungen Tochter des Darius kommt aber das volle Bewußtsein ihrer königlichen Würde und das Gefühl, daß dieselbe jetzt gebeugt ist, zum Ausdruck; auch der Feldherr ist in einem Augenblick der Erregung dargestellt. Nur das gelingt Paolo schlecht, wenn er seine Manier gleichsam in den Himmel mitnimmt. Neben seiner Venezia pflanzt er den Gott der Ehre in etwas barocker Kleidung in den Wolken auf.

So sind diese beiden Venezianer in einem natürlichen Gegensatz. Tintoretto war ideal seiner Natur nach, Paolo Veronese real. Beide gefallen sich in großen Gestalten und haben die Bravour, die das Zeitalter an den Malern billigte; doch während Tintoretto in kühnen Stellungen und besonders in dem Gegensatz von Licht und Schatten den Effekt suchte, liebte Paolo Veronese das Gegenständliche, die Gewänder, die Umgebung bis zur Täuschung nachzubilden. Jener wird zuweilen überschwenglich, dieser streift an das Gemeine; jedoch, da sie beide ein

wahres, auf eine echte Richtung der Seele gegründetes Bemühen haben, so gelingt es ihnen auch oft, wahrhaften Geist und unleugbares Leben auf ihren Tafeln vorzustellen.

Auf Venedig und die venezianischen Provinzen war dies Bestreben, dieser Rest des Lebens eingeschränkt. In dem übrigen Italien herrschte Öde des Geistes, Übertriebenheit der Form.

Noch einmal jedoch entwickelte sich in Bologna eine eigentümliche Blüte der Kunst.

9. Die Schule der Carracci.

Ich erinnere mich, daß ich von einem der größten Virtuosen der Malerei, Allegri da Correggio, noch kein Wort gesagt habe. Der Grund davon ist, daß ich die wichtigsten seiner Werke, die sich in Parma befinden, namentlich die von ihm ausgemalte Kuppel des Domes, die allen anderen Kuppeln der Welt vorgezogen wird, nicht gesehen habe. Dort hat er auch sein Talent für die weltliche Seite der Kunst in einem wenig klösterlichen Gemach einer Äbtissin in dem ehemaligen Nonnenkloster des heiligen Paulus zu der glänzendsten Entfaltung gebracht. Von allen Malern, deren Werke ich gesehen, hat er mir den frühesten Eindruck gemacht, denn das gute Glück hat gewollt, daß die Dresdener Galerie seine wichtigsten Werke in einer gewissen Fülle besitzt. Ich höre ihn gleichsam in mir rufen: „Anch'io son pittore". Correggio ist der Meister des Helldunkels und der Harmonie, die bei ihm zusammengehörten. Man hat von jeher von ihm gerühmt, kein anderer Meister habe sich der Lichter so vortrefflich zu bedienen gewußt wie er. Auch von ihm ist behauptet worden, er habe bei dem Anblick der Werke des Michelangelo und des Raphael seine Manier verändert und nach diesen Mustern umgestaltet. Doch ist es zweifelhaft, ob er jemals in Rom war; seine künstlerische Begabung und seine poetische Auffassung bilden ein eigentümliches Ganze, das originaler Natur zu sein scheint. Sind aber die Anfänge seiner Entwicklung dunkel, so ist dagegen der Einfluß, den er ausgeübt hat, unbezweifelt.

Hauptsächlich an seinen Werken haben die Carracci ihre Kräfte entwickelt. Ludovico hat ihn viel kopiert, Annibale ihm sogar den Vorzug vor den Arbeiten Raphaels gegeben. Diese Meister aber beherrschen die Epoche des Überganges aus dem sechzehnten in das siebzehnte Jahrhundert.

Es war unmittelbar aus der Schule Paolo Veroneses, von wo Ludovico Carracci kam, als er sich zunächst in Bologna der weit und breit um ihn her herrschenden Manier zu widersetzen unternahm.

Es gibt Madonnen des Paolo Veronese, z. B. die Madonna mit S. Girolamo, welche in Haltung und Gestalt bei Ludovico Carracci

wiederkehren und offenbar Muster desselben gewesen sind. In anderen ist die Nachwirkung von Correggio oder von Raphael nicht zu verkennen. Aus diesen und ähnlichen Gründen hat man die Carracci als Eklektiker bezeichnet.

Natürlich hätte Ludovico damit noch nichts ausgerichtet. Wesentlich ist ihm ein anderes Element, das den Vorgängern und den Mustern gleich fremd ist, zu dieser Zeit aber von allen Seiten in die Kunst eindrang.

Jenen Umschwung, den die italienische Literatur, ja die gesamte europäische durch die Restauration, die gleichsam neue Pflanzung des Katholizismus erfuhr, — von außerordentlicher Verweltlichung nicht sowohl zu dem Religiösen als zu dem Geistlichen, schlug in die Kunst auf das wirksamste ein. Auch Ludovico Carracci war von ihr ergriffen. Gleich seine erste Madonna von 1588 ist von S. Domenico, S. Francesco, Sta. Chiara in ganz moderner Auffassung umgeben; aber in ihr selbst ist doch ein eigener Ausdruck der Innigkeit und des Leidens, wie denn überhaupt in ihm der Seltsamkeit mancher seiner Kompositionen zum Trotz Wahrheit und eigentümliche Auffassung war. In der Transfiguration ahmt er Raphael nicht sowohl nach, als er mit ihm wetteifert. Nicht allein den Gegensatz der in dem Licht Befindlichen und davon Verklärten mit denen, welche von demselben von außen getroffen und erhellt werden, sucht er zu versinnbilden, sondern er hielt es für angemessen, seinen Christus andeutend, lehrend die Hand gegen Moses erheben zu lassen. Hierin liegt das Siegel dieser Zeit. Die sinnliche Wirkung wird mit Absicht, die geistige Bedeutung mit Nachdruck und geradezu hervorgehoben. — In seiner Konversion S. Pauls hat er die Lichtmasse göttlicher Erscheinung, wie sie ein in breiten Wolkenstreifen den Horizont bedeckendes Ungewitter durchbricht, in ihrer Wirkung auf die Landschaft, auf das Pferd, das in starkem Licht und Schatten zugleich steht, auf die Menschen, welche fliehen oder erstaunen, zu seiner Hauptaufgabe gemacht. Doch ist an S. Paul, der, noch im Fallen begriffen, die göttliche Erscheinung wahrnimmt, der Entschluß zu einer Lebensänderung wohl zu erkennen. Bei der Geburt S. Johannis ist das Lächeln einiger Nebenpersonen beinahe unschön; die in Wolken erscheinenden Engel, welche dabei doch ihre Rauchfässer schwenken, streifen an das Harte, aber die Hauptpersonen sind voll ungezwungenen Ausdrucks.

Und so ist in Ludovico Carracci wahres Talent und Studium; die geistliche Entwicklung der Epoche hat er aufgenommen; doch ist er nicht von ihr überwunden. Was ihn aber vor allem auszeichnet; worin ich das Geheimnis der Wirkung sehen möchte, die er gehabt hat: das ist die Ruhe, zu der er von jener übertriebenen Bewegung, welche Zeitgenossen und Vorgänger eingeführt hatten, wieder zurückkehrte. Auch in seinen

Bildern ist Leidenschaft, aber in Mäßigung. Von dem Nackten machte er nur dann und wann Gebrauch. Selbst das Entzücken der mönchischen Geistlichen stellte er in gewissen Schranken dar. Viel beschäftigte ihn das Christusideal. Zuweilen, wie in der Heilung der Blinden in Lucca, ist Christus freilich nur zu einem jener sich selber fühlenden Geistlichen geworden, die, indem sie etwas Freundliches erweisen, im Innern nicht nähertreten. Öfter aber, wie bei der Berufung des Matthäus, ist er jener milde und ernste Mann voll Wahrheit und Wärme, der darnach so oft wiederholt worden ist.

Agostino Carracci versuchte sich auf diesem Wege mit Geist und Glück. Überaus zierlich finde ich die beiden Liebenden im Gehölz; sie stehen Hand in Hand, ganz unschuldig, hingerissen, obwohl es scheinen sollte, daß sie es durch etwas anderes wären, als eines durch das andere. Je zarter und feiner diese Gestalten, desto wilder und größer ist die Natur des Waldes, der Bäume umher vorgestellt. — Seine Kommunion des heiligen Hieronymus, — dieser Alte, der sich nicht mehr bewegen kann, wie er in die Knie gesunken, die Arme kreuzweis über die Brust geschlagen, mit inbrünstiger Begier nach der Hostie verlangt, die ihm gereicht wird, und alle die Liebe, Teilnahme und Anerkennung der Umstehenden — ist von empfindender Wärme und frei von Übertreibung. — Man glaube nicht, daß es den Carracci durch etwas allein Äußerliches gelang; es wohnt in ihnen lebendige Auffassung, und trotz der Gelehrsamkeit ihrer Manier, möchte ich sagen, nicht vermöge derselben wissen sie solche geltend zu machen. Auch die Assunta des Agostino, so entfernt von der Phantasie des Francia sie sein mag, ist voll wahrem und schönem Entzücken.

In Annibales bolognesischen Arbeiten kann man die Muster, denen er folgte, noch häufig unterscheiden: Correggio, Tizian, Paolo Veronese stehen sozusagen nebeneinander; und ich konnte von diesen Werken keinen harmonischen Eindruck empfangen.

Er ging nach Rom und fuhr fort, nachzuahmen. Zuweilen ergriff er die Antike. Sein Marsyas ist eine offenbare Nachahmung der im Altertum so häufig vorkommenden Gruppe mit kleinen Milderungen, für ein modernes Werk noch immer beinahe unanständig; ganz etwas anderes scheint er den Olympus lehren zu wollen, als Musik.

In der Galerie Farnese sind die Werke Raphaels, die sich mit der antiken Fabel beschäftigen, sein Vorbild. Wo er seine eigenen Eingebungen darstellt, z. B. bei dem Herkules am Scheidewege, verfolgt er seine Aufgabe mehr in ihrem äußerlichen Bezug als in ihrem Inhalt. Nicht von Tugend und Laster kann hier die Rede sein; man sieht nur eine auf einem Felsen sitzende, ungeheure Gestalt, dunkel gehalten, in tiefem Schatten.

Allein nicht immer ist er so auswendig. In dem bewundernswürdigen Ecce Homo bei den Borghese erscheint das Ideal seines Bruders auf einer anderen Stufe. In der Pietà bei den Doria hat er alles überwunden, was von Nachahmung oder minder echtem Bemühen in ihm war. In dem edlen Verschiedenen, der vor uns hingestreckt liegt, hat er alle seine Kunst versucht; er hat die Erstarrung des Todes bis in das Zusammenkneifen der rechten Hand verfolgt; in der Mutter aber sieht man den ganzen bitteren Schmerz des Verlustes; ganz ihm eigen ist das Kind, das am Fuße des Toten steht und über dessen Wundenmal erschreckt ist. Auch in seinen Lunetten sucht er die menschlichen Momente der heiligen Geschichte anspruchslos zu fassen.

Es ist ein Lob dieser Schule, daß sie ihren Schülern eine freie Entwicklung ihrer Eigentümlichkeit gestattet.

Obgleich Annibale lange zu Rom gearbeitet hatte, so war doch daselbst eine ganz andere Art und Weise geltend, als die drei jungen Männer Domenichino, Guido Reni und Albani von Bologna dahin kamen. Sie nahmen eine sehr verschiedene Entwicklung.

Domenichino versuchte sich zunächst in wetteifernden Nachahmungen. In jener Heilung des Besessenen durch den heiligen Nilus in der Kapelle von Grottaferrata ist der Besessene offenbar dem raphaelischen nachgebildet. Die krampfhafte Anstrengung eines an sich schön geschaffenen Knabenleibes, der sich in seinem Schmerz zurückbeugt und die Hände von sich streckt, ist von Domenichino vielleicht noch naturgemäßer angelegt und vollendet. Auch sein Hieronymus ist nur eine Wiederholung der Erfindung Agostino Carrazzis. Aber die Malerei ist so meisterhaft; die Gruppierung so mannigfaltig, der Ausdruck so gelungen und fertig, daß das Werk des Meisters darüber in Schatten tritt. Zuweilen ist die Absicht außerordentlich devot. So hat er in S. Agnete auf Erden die Marter dieses armen Kindes, dessen Hinrichtung uns in aller Anschaulichkeit vor Augen geführt wird — denn wir sehen das Blut unter dem Schwerte hervorquellen —, am Himmel die Freude der entzückten Engel, welche die Seele erwarten, dargestellt.

Auch in profane Aufgaben wußte er sich ganz zu vertiefen. In der Jagd der Diana ist die mannigfaltigste Bewegung schöner weiblicher Gestalten. Er verknüpft sie geschickt zu einer Handlung; der glückliche Pfeilschuß ist geschehen, noch sieht man den Arm derjenigen ausgestreckt, die ihn tat; dahin ist die bewegliche Aufmerksamkeit der übrigen gerichtet; nur eine bemüht sich, den anbellenden Hund jener zu halten.

In allen Sachen Domenichinos ist eine eigene Auffassung, die das Maß der Wahrheit glücklich innehält. In der Galerie Farnese kann man ihn mit anderen Zeitgenossen und vornehmlich mit Giovanni Lanfranco

vergleichen und wird ihn immer überlegen finden. Dieser kommt der alten Fabel selten bei, und ihr Symbol vermag er nicht zu durchdringen. Die Vereinigung von Frieden und Gerechtigkeit weiß er nicht anders zu bezeichnen, als daß er sie, dem Wortlaut gemäß, geradezu sich küssen läßt. Domenichino wird man auch in der Fabel immer angemessen und tadelfrei finden.

In dem Symbol ist er vielleicht sogar minder deutlich, als man wünschte. Dort, wo der Sonnengott mit geschirrten Rossen ausfährt und sein Gott der Zeit eine zu jenem aufblickende, vorn halbnackte Gestalt zu ergreifen sucht; ist diese Gestalt etwa die Schönheit? Will er andeuten, daß nur Apollo, daß nur der Belebende selber immer jung; dagegen die Schönheit der Kreatur der Zeit verfällt, sie, die doch beide dessen Schöpfung sind? Auf jeden Fall gibt er zu denken und ist voll beziehungsreicher Ahnung.

Auch sonst treten dann und wann bei ihm höhere Intentionen hervor. Den Kopf des Nilus finde ich herrlich, voll Schmerz und Nachdenken; seine Sibyllen haben Jugend, Unschuld und Ernst.

Noch entschiedener entwickelte Guido Reni diese geistigere Richtung.

In seinen ersten Werken ist er durchaus heiter. Seine Intentionen streifen an Francia, und ihre erste Entwicklung beruht wohl auf einer Nachahmung dieses Malers, dessen Bilder er täglich vor sich sah.

Er kam in die Schule der Carracci; er erkannte, welche Motive in Farbengebung und Darstellung seinen Meistern eigen war, und nahm ihre Art und Weise völlig in sich auf. Auch jenes moderne kirchliche Element blieb ihm nicht fremd. Ich sah eine heilige Familie von ihm, in welcher Sanct Johannes dem Jesuskind den Fuß küßt. Bald war es die eine, bald die andere dieser Richtungen, die er verfolgte. Seine Kreuzigung Petri ist nur ein dunkles Spiel der Gliedmaßen, und ein geistiges Motiv gewahrt man nicht. Häufiger versuchte Guido Reni sich in reinen Darstellungen des Gemütslebens. Nicht allein die entzückten und schon in der Entzückung ein wenig verschwimmenden Madonnen; den heiligen Sebastian mit einer solchen Ergebenheit, daß ihm schlechthin jedes Gefühl seiner Würde fehlt; — sogar selige Geister hat er zu malen unternommen.

Ich finde ihn weder in der einen noch in der anderen dieser Richtungen der Nachahmung wert. Jene würde ganz trocken, diese gar zu ideal werden, beide würden zu ihren Extremen führen.

Zuweilen hat er sie zu vereinigen gesucht. In einem seiner Werke zu Bologna bildet die in himmlischer Schönheit prangende Madonna einen eigenen Gegensatz mit den mönchischen Heiligen zu ihren Füßen. Minder glücklich sollte die römische scheinen, die etwas zu bleich gegen die untere Abteilung ausgefallen ist, in welcher junge Heilige stehen, jedoch ohne weiteren Anteil an ihr zu nehmen; der eine stützt sich auf ein Buch, der

andere liest in dem seinigen. Auch in manchen großen Kompositionen Guido Renis möchte man beide Elemente nebeneinander unterscheiden. Dort, wo er den bethlehemitischen Kindermord in seiner ganzen Entsetzlichkeit abgebildet hat: diese Weiber, welche sämtlich den Mund zum Geschrei öffnen; diese greulichen Schergen, welche die Unschuld morden; — hat er doch in einer der Frauen, welche im Vordergrund über zwei gemordeten Kindern ihre Hände zum Himmel erhebt, eine überirdische Erhebung, rührend in dieser scheußlichen Qual, dargestellt.

Samson steht über Toten, die in ihrem Blute liegen; er trinkt aus dem ekelhaften Mordinstrument; diesen entsetzlichen Gegenstand jedoch hat Guido durch einen jugendlich kühnen Wurf, mit welchem Samson dargestellt ist, trefflich gemäßigt.

So ist seine Judith aufgegangen im Gefühl der gelungenen Tat und des Dankes, den sie himmlischer Hilfe schuldig ist.

Es war ein Gegenstand für ihn, die Aurora zu malen. Sie ist von der Sonne, die hinter ihr herkommt, halb beleuchtet und jagt die Wolken auseinander. Glücklich belebt sind die tanzenden Horen.

Sehr wohl gelang ihm auch Andromeda an ihrem Felsen. Die ganz beleuchtete Gestalt der schönen Frau biegt sich mit Grauen zurück; gegen das Ungetüm, welches zähnefletschend herankommt, bildet der in der Ferne erscheinende Befreier einen vollkommenen Gegensatz.

Von minderer Bedeutung als diese beiden, Domenichino und Guido Reni, ist Francesco Albani. Er war reich und malte überhaupt wenig. In seinen Bildern ist zuweilen ein etwas süßlicher Ton.

Guercino.

Guercino ergriff seine Aufgabe fast gewaltsam.

Die Galerie Sciarra hat einen Johannes von ihm mit sehr breiten, starknervigen Armen und ungeheuren nackten Knien; ein unerhörter Johannes; man kann nicht sehen, ob seine Erhebung irdischen oder himmlischen Dingen gilt.

Sein S. Thomas legt die Hand so entschlossen in die Seitenwunde des Erlösers; dieser steht ruhig, doch müßte es ihn schmerzen. Die gelbliche Tinktur des Fleisches wird durch die breiten Schatten, wie sie hier über Gesicht, Hals und linke Hand des Thomas fallen, noch düsterer.

Zuweilen kommt eine pfäffische Sinnesweise, die in der Epoche wieder auflebte, zu dieser Manier. Neben dem aquitanischen Herzog, der von S. Bernard mit der Kutte bekleidet wird, stellt Guercino noch einen Mönch auf, der einen Knappen bekehrt; und man fühlt sich einer gewollten und gesuchten Devotion unerbittlich übergeben. Entschieden abscheulich

ist es, wie dem Pietro Martire ein Schwert quer durch den Kopf, ein anderes im Busen steckt. Eben dieselbe Petronella, welche sich unten aus ihrem Grabe erhebt, sieht man zu den Füßen des Erlösers, der sie empfängt. Es könnte scheinen, als kehrte man zu den ersten naiven Vorstellungen zurück. Allein es tritt darin das ganze Verhältnis des modernen Katholizismus zu dem alten hervor; er ist strenger, dogmatischer, zwingender. Hier sieht man auch die Himmlischen im Gewand der damaligen Zeit, und die Behandlung der Fleischfarbe ist die nämliche wie bei den irdischen Gestalten.

Profane Aufgaben faßte Guercino mit nicht schonenderer Hand an; seiner Dido auf ihrem Holzstoß geht das Schwert geradezu durch die Brust und steckt auf der anderen Seite in ganzer Länge heraus; man sieht die geronnenen Blutstropfen; die umstehenden Personen öffnen den Mund, um zu sprechen. Doch ist das Ganze wohl anzusehen; der Ausdruck der Marter ist durch das Gefühl der Großheit ihrer Lage gemildert.

Besser gelang es ihm, wenn er sich an poetische Vorstellungen anschloß. In einem trefflichen Fresko bei den Costaguti stellte er Armida und Rinaldo vor. Rinaldo schläft auf den Arm gestützt. Über ihn her beugt sich Armida und lenkt mit dem Zauberstab die Drachen, welche aufzischend ihren Weg ziehen. Diese Szene der Zauberei stattete er mit einer sympathetisch bewegenden Farbengebung aus; trefflich sind hier seine starken Schatten angewendet.

Ein andermal hat er die Erminia, wie sie Tancred findet, in Öl ausgeführt. Es ist eine sehr nächtliche Szene. Zwischen dunkeln Wolken fällt das Licht auf die blassen Gesichter. Erminia, die Wunde ihres Geliebten wahrnehmend, ist Tassos wert.

In der Villa Ludovisi hat er die Aurora mit ihren halbbraunen Rossen, in der ersten Dämmerung, noch ehe es Licht geworden, den Tag, der sich vor der Helle seiner eigenen Fackeln unwillkürlich zurückbeugt, am glücklichsten aber, wie es am meisten sein Talent war, die Nacht dargestellt: denn, wo er nur den Gegenstand trifft, der ihm angehört, ist er unübertrefflich.

Sein David ist jugendlich; kühn im Gefühl des Sieges; sinnig und heiter. Seine Sibylle ist vollendet wie die Domenichinos; doch hat sie mehr irdisches Element. Bei dem verlorenen Sohn ist das würdige Antlitz des Vaters, in dessen Augen man die Tränen kommen sieht, mit dem sonnenverbrannten des entschiedenen Tagediebes in lebhaften und geistreichen Kontrast gebracht. Dieser und die Hagar, gleich als seine glänzendsten Werke, hat er oft zu wiederholen gehabt. Vorzüglich gelungen ist das mailändische Exemplar der letzteren. Die Entschlossenheit des Abraham, gebieterisch und unerbittlich, der Schmerz dieser schönen

Frau, welcher wir schon einmal begegnet zu sein glauben sollten, so schön und wahr ist sie, sind auf das glücklichste ausgedrückt. Sara zeigt er mit vielem Urteil nur wenig; doch reicht es hin, um die Urheberin eines so harten Beschlusses wahrzunehmen. Wie weit besser kam Guercino in diesen ganz menschlichen Szenen fort als in den geistlichen!

10. Caravaggio.

Von den Zeitgenossen der Carracci leicht der gewaltigste sowie der einflußreichste war Michelangelo Merighi da Caravaggio. Die Hauptschwierigkeit lag darin, daß die Kunst sich außerordentlich verweltlicht hatte. Der Gesinnung, welche damals herrschte, war es unmöglich, sich wieder zu jenem einfachen Grundgedanken zu vereinfalten, von dem jede Darstellung auszugehen hat. Wir sahen, mit welchen Schwierigkeiten in dieser Hinsicht selbst so begabte Künstler, wie die Carracci und ihre Schüler waren, zu kämpfen hatten. Michelangelo da Caravaggio war durch seinen Genius völlig auf Nachahmung der Natur angewiesen. Man kann nicht sagen, daß er das Unedle oder gar das Widerwärtige suche. Selbst seine Verkäufer von Obst und Fischen werden es nicht. Allein, da er das Lebendige sich nur unter der Form des Unmittelbargesehenen zur Anschauung bringen kann, so geschieht ihm, sowie man höhere Darstellung von ihm fordert, daß seine Natur mit dieser Forderung in einen Konflikt kommt, in welchem die sonderbarsten Hervorbringungen erzeugt werden. S. Anna und die heilige Jungfrau stellt er in weiblicher Arbeit begriffen dar. Jene wickelt Wolle in Knäuel; diese ist an einem Nähkissen beschäftigt. Nichts ist wahrer als dies mit dem Kleinsten der Arbeit emsig beschäftigte Mädchen und diese gebieterisch herüberschauende Mutter. Sie sind mit kecker Wahrheit aus dem gemeinen römischen Volk herausgegriffen: so sitzen sie vor der Türe; die dunkeln Schatten geben den Figuren etwas Rüstiges, ja Rohes. Auf das seltsamste aber kontrastieren hiermit die Heiligenscheine. Seine Lautenspielerin, die er in ganzer Figur abgebildet, ist lebendig, begeistert, vollkommen wahr, aber eine heilige Cäcilie, die sie sein soll, ist sie nicht. Seine Magdalena ist ein über ihr Vergehen in tiefer Bekümmernis versinkendes Kind; Ideales hat sie nichts. Alle die Heiligenscheine können wegfallen; und man wird von dem Ausdruck des Charakters, von der Lebendigkeit der Auffassung in diesen ersten und großartigen Genrebildern begeistert sein. Will aber der Meister das ideale Element sogleich und unmittelbar in die Konzeption aufnehmen, so bringt er die seltsamsten Sachen vor. Recht wohl gedacht ist seine Madonna in Ägypten, und der Engel, der ihr erscheint, ist von der schönsten jugendlichen Gestalt;

daß aber über demselben, denn er sollte nach der Engel Sitte zugleich als musikalisch dargestellt werden, S. Joseph das Notenblatt hält, ist etwas viel. In dem Bilde mit S. Anna tritt Maria der Schlange auf den Kopf; sie tut es, wie natürlich, nicht aus eigenem Vermögen, sondern mit dem ihres Sohnes. Auf das merkwürdigste hat Caravaggio dies versinnbildet. Der aufrecht vor ihr stehende Knabe tritt ihr gleichsam helfend auf den Fuß. Man kann zweifeln, ob dies Symbol oder Scherz ist; gewiß streift es an die Karikatur.

Ein wahrhaftes Vergnügen macht er nur, wenn er sich solchen Aufgaben entzieht und den Darstellungen des gemeinen Lebens unmittelbar ihren Inhalt hinzufügt. Er läßt z. B. zwei junge Menschen miteinander spielen; der eine ist voll Gutmütigkeit, ja liebenswürdig; ein Zuschauer aber sieht ihm von oben her in die Karten und zeigt die Zahl, die er wahrnimmt, durch Erhebung der Finger dem Mitspielenden an, der hinter dem Rücken mit den Karten gesetzt. Der gutmütige Neuling ist mit einer Art Vorliebe behandelt. Trefflich ist sein Kontrast mit dem alten Betrüger. Außerordentlich nimmt sich auch in der kapitolinischen Galerie eine Zigeunerin des Caravaggio aus, welche einem jungen Menschen lächelnd und schelmisch sein Glück weissagt. Nicht als ob eine solche Darstellung gerade wünschenswürdig wäre; allein mit ursprünglicher Lebenskraft spiegelt sie sich in der verwandten Natur des Caravaggio ab, und er tut recht, sie zu ergreifen.

Im Palast Costaguti sieht man einen Alten, welcher nachdenkend, um zu schreiben, die Feder erhoben hat; Caravaggio hat ihn der Natur abgesehen.

Schlußbemerkung.

Wäre das Lebendige auf ein Prinzip zu reduzieren, so würde die Anschauung der Dinge an sich möglich sein.

Wir sind weit entfernt, alle die menschlich bildende Kraft, welche sich in den Kunstbemühungen so vieler Jahrhunderte gezeigt, auf ein paar Formeln bringen zu wollen.

Allein, wie diese Werke vor uns liegen; wie ein jedes sich selber ausspricht, so tritt in ihrem Nebeneinander ein unverkennbarer großer Fortgang hervor.

Die religiösen Ideen und jene Historien, mit denen dieselben so enge verknüpft, in denen sie zuerst ausgesprochen sind, den Blicken zu vergegenwärtigen, war die ursprüngliche Aufgabe aller Kunstbestrebung.

Es kostete Mühe, sich nur zu der Fähigkeit zu erheben, dies zu versuchen. Könnte man wohl jemals irgendeine Idee aussprechen, ohne von ihr

abzufallen? Es ist notwendig, daß man sich ihr selber gegenübersetzt, um die Sache zu sagen, ohne ihr Abbruch zu tun: darin liegt der Begriff der Revelation.

In der Kunst geschah, daß, indem man das Ideale auszusprechen sich bemühte, das Reale des Mittels zutage gebracht wurde. Zuerst die universale Ausbildung der Darstellung menschlicher Form; es ist die Gebärde, die Bewegung und der allgemeine Ausdruck der Verschiedenheit menschlicher Individualität, welche man sucht. Dogma, Mysterium, Mythe, die Historie des Evangeliums und der Legende bildet man auf das naivste ab. Es ist merkwürdig, wie allmählich diese Ausdrucksweise, wenn nicht ihre Leistung, so doch ihre Forderung steigert.

Erst seit Erfindung der Ölmalerei, seit dem Schwunge, den hierdurch jede Art von Kunstübung empfing, trat man der Möglichkeit näher, den Erscheinungen der Natur beizukommen: einmal durch die Ausbildung des Porträts — und diese, sowie sie sich den religiösen Ideen zuwandte, führte unmittelbar zu dem Ideal der Madonna und der Heiligen —; sodann durch die Einführung des Nackten. Man stellte große Kompositionen auf, die Vorstellungen lösten sich von der ursprünglichen Aufgabe; die Hervorbringung des Menschen wetteiferte mit der Hervorbringung der Natur.

Doch ist es noch eine andere Bedingung als die der reinen Gegenständlichkeit — der Form und der Gestaltung —, unter welcher die Dinge der Welt erscheinen. Zahl und Maß beherrschen die Tonkunst, Licht und Schatten die Malerei.

Der Natur in dem Kolorit beizukommen, mit dem sie jeden Gegenstand umkleidet, die Darstellung der Beiwerke bis zur unmittelbaren Vergegenwärtigung auszubilden, die Wirkung von Licht und Schatten in aller ihrer Zufälligkeit zur Erscheinung zu bringen, war das nunmehr hervorgehende Bemühen. Die ganze Mechanik der Kunst ward hierauf berechnet, wie denn Caravaggio nichts anderes trieb.

Als man dies erreicht hatte, so wäre man, wie es scheinen sollte, vollkommen fähig gewesen, alles darzustellen. Allein früher hatte man die Idee ohne die Form gehabt; jetzt hatte man die Form ohne die Idee.

Es hatte sich nämlich in der damaligen Epoche die gesamte Entwicklung der Menschheit zu der Unterscheidung des Äußerlichen und Innerlichen ausgebildet. Als eine der merkwürdigsten Erscheinungen muß das zeitliche Zusammentreffen des Ursprungs der modernen Philosophie mit dem Verfall der Kunst betrachtet werden; und doch ist sie zugleich eine der begreiflichsten. Denn alle Kunst ruht ihrem Wesen nach in der Vereinigung des Idealen und des Realen, die damals sich trennten; alle Philosophie aber nimmt von der Gegensätzlichkeit des einen zu dem anderen

ihren Ausgang. Den späteren Meistern war es unendlich schwer, dem Ideal Körper zu geben oder in dem Körper das Ideal darzustellen. Es war ihnen nämlich versagt, das eine in dem anderen zu sehen.

Was an ihnen Effekt macht, ist entweder der gleichartige Ausdruck einer angenehmen, milden Seelenstimmung, wie in den Bildern des Carlo Dolci, die noch bis auf den heutigen Tag bei der Menge Beifall finden und in den Galerien immer am meisten kopiert werden; oder es ist die Künstlichkeit der Beleuchtung, das Artifizium.

Dem Prinzip folgend warf man sich immer mehr auf das Gegenständliche. Wieder erschienen dann frische und naturverwandte Geister, die es in lebendigen Bezug zu dem Leben setzten.

Es war einmal die Landschaftsmalerei, der sie sich zuwandten. Man darf nicht übersehen, wie sie sich von Stufe zu Stufe, vom Beiwerk zur Hauptsache erhob, ganz wie es dem Technischen der Malerei überhaupt ergangen ist; — nicht auch, wie ganz eigen die Campagna und der römische Horizont dazu gehörten, sie auszubilden.

Sodann die Genremalerei. Mit dem Bemühen Caravaggios ging das in den Niederlanden parallel; sie entwickelte sich allmählich zum Stil.

Es kommen dann, aus der Landschaftsmalerei hervorgehend und zugleich sich von ihr absondernd, Tier- und Pflanzenstücke auf. Andere Nationen waren hierin die Meister.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Weltgeschichte.

Amon-Ra, Baal, Jehova und das alte Ägypten 3
Ursprung des Christentums 24
Kaiser Constantin und das Christentum 49
Mohammed und der Islam 63

Die römischen Päpste.

Epochen des Papsttums
Das Christentum in dem römischen Reiche 93
Das Papsttum in Vereinigung mit dem fränkischen Reiche 98
Verhältnis zu den deutschen Kaisern. Selbständige Ausbildung der Hierarchie 103
Gegensätze des 14. und 15. Jahrhunderts 109
Ignatius Loyola 115
Das Vatikanische Konzilium 125

Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation.

Anfänge Luthers 149
Der Bauernkrieg 169
Verhältnis zu Luther. Abendmahlsstreitigkeit 194

Zwölf Bücher preußischer Geschichte.

Gründung der Mark Brandenburg 203
Friedrich Wilhelm I. und das preußische Heer 222
Friedrich der Große: Administration und Armee 234

Französische Geschichte.

Elemente der französischen Nation 251
Ursprung der Konflikte Frankreichs mit dem Deutschen Reiche 261
Familie und Hof Ludwigs XIV. 272

Englische Geschichte.

Johann ohne Land und die Magna Charta 291
Katastrophe Maria Stuarts 300
Die unüberwindliche Armada 313
Staatsschulden und Bank von England. — Feldzug von 1694 325
Die Umwandlung der europäischen Politik im Jahre 1701 335

Serbien und die Türkei.

Grundzüge der osmanischen Einrichtungen in Serbien 351
Alexander Kara Georgewitsch. — Allgemeine Betrachtung 359

Die großen Mächte.

Seite

Die großen Mächte 369
Die Zeit Ludwigs XIV. 370
England, Österreich, Rußland 376
Preußen 383
Französische Revolution 390
Wiederherstellung 396

Zur Geschichte der italienischen Kunst.

1. Grundlage und Anfänge 403
2. Giotto und seine Nachfolger 405
3. Quattrocentisten 411
4. Übergang vom fünfzehnten in das sechzehnte Jahrhundert 418
5. Erinnerung an Lionardo und Michelangelo 425
6. Raphael 429
7. Tizian und einige seiner Zeitgenossen 439
8. Tintoretto und Paolo Veronese 446
9. Die Schule der Carracci 451
Guercino 456
10. Caravaggio 458
Schlußbemerkung 459

Gedruckt in der Buch- und Kunstdruckerei
F. E. Haag, Melle (Provinz Hannover).
Einband von C. Alb. Kindle, Berlin SW.

